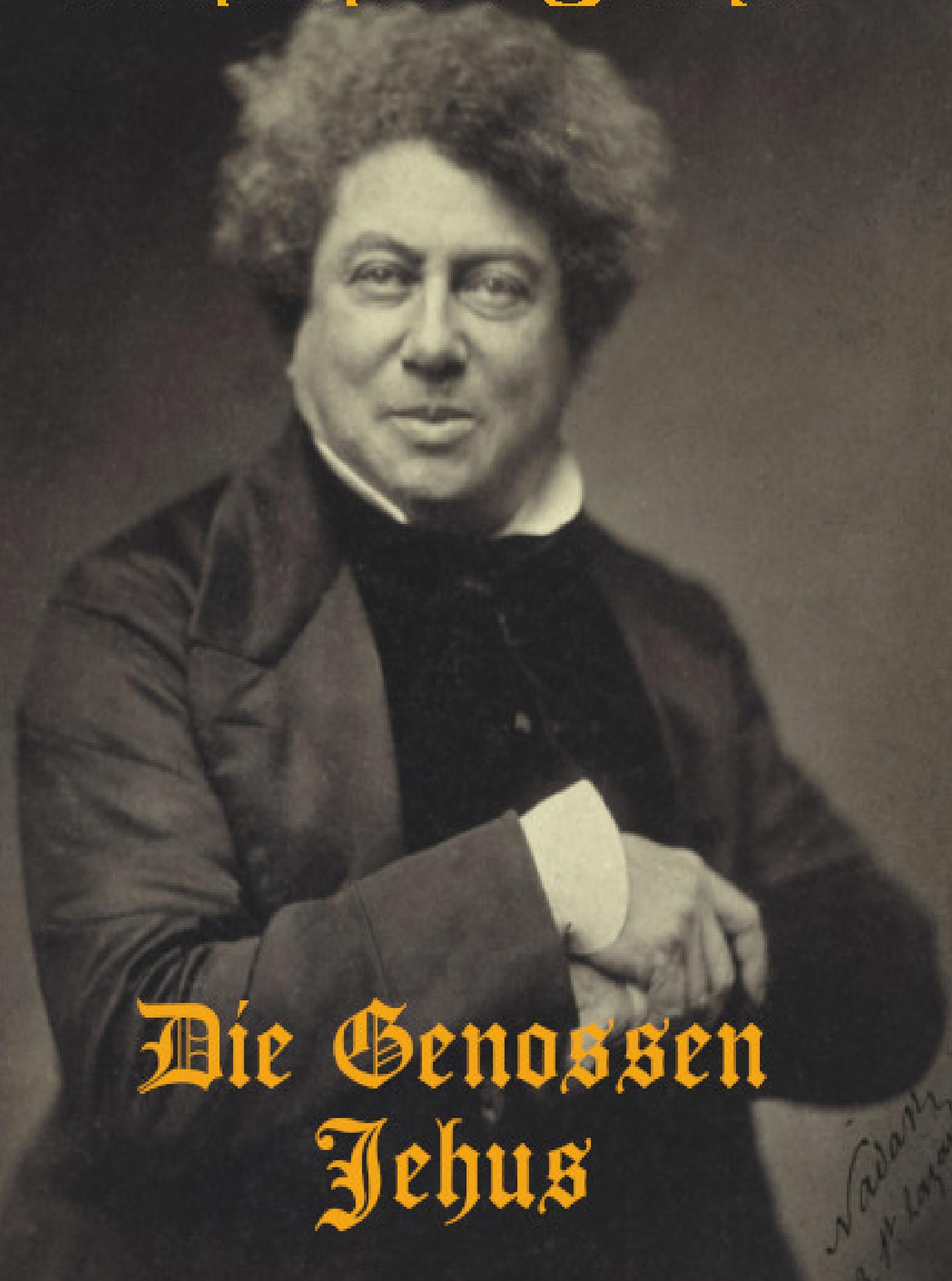


Alexandre Dumas



Die Genossen Jehus

Die Genossen Jehus

Roman

von

Alexander Dumas

Aus dem Französischen

von

Dr. Edmund Zoller

Illustriert.



Stuttgart

Verlag der Frankh'schen Verlagshandlung.

1857.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Die Genossen Jehus

Erster Teil.

Vorwort. Die Stadt Avignon.

I. Die Table d'Hôte.

II. Ein italienisches Sprichwort.

III. Der Engländer.

IV. Das Duell.

V. Roland.

VI. Morgan.

VII. Die Karthause von Seillon.

VIII. Wozu das Geld des Direktoriums diene.

IX. Romeo und Julie.

X. Die Familie Rolands.

XI. Das Schloß Noires-Fontaines.

XII. Die Freuden des Landlebens.

XIII. Die Freuden des Landlebens Das Wildschwein.

XIV. Die Freuden des Landlebens Die unwillkommene
Kommission.

Zweiter Teil.

I. Die Freuden des Landlebens Ein starker Verstand.

II. Das Gespenst.

III. Die Freuden des Landlebens Weitere Suche.

IV. Das Urteil.

V. Das kleine Haus der Rue de la Victoire.

VI. Moreau.

VII. Bernadotte.

VIII. Lucian.

IX. Der 18. Brumaire.

X. Der 18. Brumaire. (Fortsetzung.)

XI. Eine wichtige Mitteilung.

XII. Der Ball.

XIII. Guyon, Amiet und Leprêtre.

XIV. En Familie.

XV. Die Diligence von Genf.

Dritter Teil.

- I. Der Rapport des Citoyen Fouché.
- II. Der Sohn des Müllers von Kerleano.
- III. Die Diplomatie Cadoudals.
- IV. Die Diplomatie Georges Cadoudals.
- V. Die Diplomatie Georges Cadoudals.
- VI. Die Diplomatie Georges Cadoudals.
- VII. Der Heiratsantrag.
- VIII. Bildhauerei und Malerei.
- IX. Der Gesandte.
- X. Die beiden Signale!
- XI. Die Grotte von Ceyzériat.
- XII. Das leere Nest.

Vierter Teil.

- I. Das Hotel zur Post.
 - II. Die Mallepost von Chambery.
 - III. Die Antwort des Lord Greenville.
 - IV. Wohnungswechsel.
 - V. Der Verfolger.
 - VI. Eine Jugenderinnerung.
 - VII. Die Entdeckung.
 - VIII. Das Gemetzel.
 - IX. Cadoudal in den Tuileries.
 - X. Die Reservearmee.
 - XI. Der Weg.
 - XII. Wo Amelie ihr Wort hält.
 - XIII. Das Bekenntnis.
 - XIV. Wo Roland sich wieder in seinen Hoffnungen getäuscht sieht.
 - XV. Schluß.
- Anmerkungen



Der 18. Brumaire

Erster Teil.

Vorwort.

Die Stadt Avignon.

Ich weiß nicht, ob das Vorwort, das wir den Augen des Lesers unterbreiten wollen, sehr nützlich ist, und doch können wir dem Wunsche nicht widerstehen, wenn nicht das erste Kapitel, so doch die Einleitung dieses Buches daraus zu machen.

Je weiter wir im Leben, je weiter wir in der Kunst vorrücken, desto mehr überzeugen wir uns davon, daß nichts abgerissen und isoliert ist, daß die Natur und die Gesellschaft einen folgerichtigen, nicht einen durch Zufälle bestimmten Gang geht, und daß das Ereignis, diese heitere oder düstere, wohlriechende oder übelriechende, lächelnde oder traurige Blume, die sich heute unter unsern Augen öffnet, ihre Knospe in der Vergangenheit und ihre Wurzeln vielleicht in alten Tagen hatte, wie sie ihre Frucht in der Zukunft treiben wird.

Solange der Mensch jung ist, nimmt er die Zeit, wie sie kommt: er blickt heiter auf das Gestern zurück, kümmert sich wenig um das Heute und kennt keine Sorge für den nächsten Tag. Die Jugend ist der Frühling mit seiner frischen Morgenröte und seinen schönen Abenden; zieht manchmal ein Sturm am Himmel aus, so bricht er unter Donner los und ist ebenso rasch vorüber: der Himmel aber blaut noch einmal so schön, die Atmosphäre ist noch einmal so rein und die ganze Natur lächelt freundlicher, denn zuvor.

Wozu an die Ursachen dieses Sturmes denken, der rasch wie eine Laune, ephemer wie eine Phantasie vorübergeht? Ehe wir die Lösung des meteorologischen Rätsels haben, ist der Sturm vorbeigerauscht.

Anders aber ist's mit diesen furchtbaren Phänomenen, die gegen Ende des Sommers unserer Ernte drohen, die im Herbst unsere Weinberge belagern: man fragt sich, wohin sie gehen, man kümmert sich darum, woher sie kommen und sucht das Mittel,

ihren Schaden abzuwenden.

Für den Denker, für den Geschichtsschreiber, für den Dichter nun liegt ein ganz anderer Stoff tieferen Erwägens in den Revolutionen, diesen Stürmen der sozialen Atmosphäre, die die Erde mit Blut bedecken und eine ganze Generation von Menschen vernichten, als in den Stürmen des Himmels, die eine Fruchternte überschwemmen, und eine Weinernte verhageln, das heißt, die Hoffnung eines einzigen Jahres vernichten und ein Unheil anrichten, das, weit gegriffen, das folgende Jahr wieder gut machen kann, wenn der Herr nicht gerade, seine Zornestage hat.

Ehedem würde ich, sei es aus Vergeßlichkeit, sei es aus Gleichgültigkeit, vielleicht auch aus Unwissenheit — glücklich wer da nicht weiß! unglücklich wer da weiß! — ehedem würde ich wohl die Geschichte, die ich meinen Lesern heute mitteilen will, erzählt haben, ohne mich bei dem Orte auszuhalten, wo die erste Szene meines Buches spielt, ich hätte ohne Weiteres diese Szene geschrieben, ich hätte den Süden wie eine zweite Provinz behandelt, Avignon wie eine zweite Stadt genannt.

Aber heute ist das nicht mehr der Fall: ich lebe nicht mehr in den Stürmen des Frühlings, sondern in den Wettern des Sommers und den Ungewittern des Herbstes. Wenn ich heute Avignon nenne, so citire ich ein Gespenst und wie Antonius, als er das Totentuch von Cäsars Leiche wegnahm, ausrief:

»Hier schaut! fuhr des Cassius Dolch herein: seht, welchen Riß der tück'sche Casca machte! Hier stieß der viel geliebte Brutus durch!«

so sage ich, indem ich das blutige Leichentuch der päpstlichen Stadt anblicke: »Hier fließt das Blut der Albigenser, dort das Blut der Camisarden: hier das Blut der Republikaner, dort das Blut der Royalisten: hier das Blut Lescuyers, dort das Blut des Marschalls Brune.«

Und ich fühle mich von einer tiefen Trauer erfaßt und beginne zu schreiben: aber bei den ersten Zeilen gewahre ich, daß, ohne mich dessen zu versehen, der Griffel des Historikers in meiner Hand an die Stelle des Romanschreibers getreten.

Nun, wir wollen beides sein: gönne, lieber Leser, die zehn, die fünfzehn, die zwanzig ersten Seiten dem Historiker, die übrigen gehören dem Romanschreiber.

Sagen wir deshalb einige Worte von Avignon, dem Orte, wo die erste Szene des neuen Buches spielt, das wir dem Publikum übergeben.

alt="" src="../../../Images/J02.jpg" width="80%" height="auto"/>
Eingang zu den Festungsanlagen von Avignon

Vielleicht ist es gut, ehe man liest, was wir davon sagen, einen Blick, auf das zu werfen, was sein nationaler Geschichtschreiber, Franyois Nougier, davon sagt.

»Avignon«, sagt er, »eine edle Stadt durch ihr Alter, angenehm durch ihre Lage, stolz durch ihre Mauern, lachend durch die Fruchtbarkeit ihrer Ländereien, reizend durch den sanften Charakter ihrer Einwohner, prachtvoll durch ihren Palast, schön durch ihre großen Straßen, bewundernswert durch die Bauart ihrer Brücke, reich durch ihren Handel und bekannt in der ganzen Welt.«

Der Schatten Franyois Nougiers möge uns verzeihen, wenn wir seine Vaterstadt nicht mit ganz denselben Augen ansehen.

Die, welche Avignon kennen, werden entscheiden, wer sie richtiger geschildert, der Historiker oder der Romanschreiber.

Die Gerechtigkeit erfordert vor allem festzustellen, daß Avignon eine ganz besondere Stadt ist, das heißt die Stadt der extremsten Leidenschaften: die Epoche religiöser Kämpfe, die in ihr den politischen Haß entzündet, gehört dem 12. Jahrhundert an: die Täler des Ventoux bargen nach seiner Flucht aus Lyon Pierre de Vaux und seine Waldenser, die Vorfahren jener Protestanten, welche unter dem Namen Albigenser den Grafen von Toulouse viele Verfolgung zuzogen und die sieben Schlösser, welche Raimund IV. in Languedoc besaß, dem Papste eintrugen.

Als mächtige, von Podestas regierte Republik verweigerte Avignon seine Unterwerfung unter den König von Frankreich. Eines Morgens erschien jedoch Ludwig VIII., der es viel einfacher fand, einen Kreuzzug nach Avignon zu unternehmen, wie es Simon von Montfort getan, als nach Jerusalem zu ziehen, wie Philipp August, eines Morgens sagen wir, erschien Ludwig VIII. vor den Thoren von Avignon und verlangte, die Lanze eingelegt, den Helm auf dem Kopfe, mit flatternden Bannern und schmetternden Kriegstrompeten, Einlaß.

Die Bürger verweigerten ihn: sie boten dem König von Frankreich als äußerste Konfession den friedlichen Einlaß an, wenn er das Haupt entblößen, die Lanze im Bügel halten und nur das königliche Banner entfalten wolle. Der König begann die Blockade: diese Blockade dauerte drei Monate, während welcher, sagt der Chronist, die Bürger von Avignon den französischen Soldaten Pfeil mit Pfeil, Wunde mit Wunde, Tod mit Tod bezahlten.

Die Stadt kapitulierte endlich. Ludwig VIII. führte in seiner Armee den Kardinallegaten Romain de St. Ange mit sich: dieser diktierte die Bedingungen, ächte Priesterbedingungen, hart und absolut.

Die Bewohner von Avignon wurden dazu verurteilt, ihre Bollwerke zu demolieren, ihre Gräben aufzufüllen, dreihundert Türme niederzureißen, ihre Schiffe auszuliefern und ihre Kriegsmaschinen zu verbrennen. Sie mußten außerdem eine ungeheure Kontribution bezahlen, die Waldenser Ketzerei abschwören und in Palästina dreißig Bewaffnete vollständig equipirt unterhalten, um zur Befreiung des heiligen Grabes mitzuwirken. Um endlich die Vollziehung dieser Bedingungen zu überwachen, von denen die Bulle noch in den Stadtarchiven existiert, wurde eine Brüderschaft von Büßenden gestiftet, die sich durch sechs Jahrhunderte bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Im Gegensatz zu diesen Büßenden, welche man die weißen Büßenden nennt, wurde der Orden der schwarzen Büßenden gestiftet, welcher ganz das Gepräge des Oppositionsgeistes des Grafen Raimund von Toulouse trug.

Von diesem Tag schlug der religiöse Haß in politischen Haß um.

Es war für Avignon nicht mehr genug, das Land der Ketzerei zu sein, es mußte der Schauplatz des Schismas werden.

Man erlaube uns in Beziehung auf das französische Rom eine kurze historische Abschweifung; genau genommen wäre sie hinsichtlich des Vorwurfs, den wir behandeln, nicht nötig, und vielleicht würden wir besser daran tun, uns mit *einem* Sprung mitten in das Drama hinein zu versetzen, aber wir hoffen, daß man uns verzeihen wird. Wir schreiben überdies für Solche, welche in einem Roman bisweilen gerne etwas Anderes finden, als Roman.

Im Jahre 1285 bestieg Philipp der Schöne den Thron.

Das Jahr 1285 ist ein Datum von großer historischer Bedeutung. Das Papstthum, das in der Person Gregor VII. dem Kaiser von Deutschland die Stirne bot; das Papstthum, das, materiell von Heinrich IV. besiegt, ihn moralisch unterjochte; das Papstthum wird von einem einfachen sabinischen Edelmann beehrft und der eiserne Handschuh Colonnas machte das Gesicht Bonifacius VIII. erröten.

Aber der König von Frankreich, durch dessen Hand die Ohrfeige eigentlich gegeben worden, was hatte er unter dem Nachfolger Bonifacius VIII. zu erwarten?

Dieser Nachfolger war Benedict XI., ein Mann von niederer Herkunft, der jedoch vielleicht ein Mann von Genie gewesen, wenn man ihm die Zeit gegönnt.

Zu schwach, um sich mit Philipp dem Schönen in einen Kampf einzulassen, fand er ein Mittel, um das ihn zweihundert Jahre später der Stifter eines berühmten Ordens beneidet hätte. Er verzieh Colonna großmütig und öffentlich.

Colonna verzeihen hieß Colonna für schuldig erklären; nur die Schuldigen bedürfen der Verzeihung.

Wenn Colonna schuldig war, so war der König von Frankreich mindestens sein Mitschuldiger.

Es war einige Gefahr dabei, einen solchen Beweis aufrecht zu erhalten; Benedict XI. war auch nur acht Monate Papst.

Eines Tages erschien eine verschleierte Frau, welche sich für eine Konvertitin der h. Petronilla von Perouse ausgab, als er gerade bei Tische saß, und überreichte ihm ein Körbchen mit Feigen.

War eine Natter darin verborgen, wie in dem der Cleopatra? Tatsache ist, daß der heilige Stuhl andern Tages vakant wurde.

Damals hatte Philipp der Schöne eine seltsame Idee, so groß, daß sie ihm anfangs wie eine Halluzination erscheinen mußte.

Es war dies die Idee, das Papstthum von Rom nach Frankreich zu ziehen, es an Ketten zu legen, und es Münzen zu seinem Nutzen schlagen zu lassen.

Die Regierung Philipp des Schönen war die Zeit der Ankunft des Goldmessias. Das Gold war der einzige und alleinige Gott

dieses Königs, der einen, Papst beohrfeigt. Der h. Ludwig hatte einen Priester zum Minister, den würdigen Abt Suger: Philipp der Schöne hatte zwei Banquiers zu Ministern, die beiden Florentiner Biscio und Musciato.

Du erwartest wohl, lieber Leser, wir werden in den philosophischen Gemeinplatz der Verwünschung des Goldes verfallen? Du täuschest Dich!

Im 13. Jahrhundert ist das Gold ein Fortschritt.

Bis dahin kannte man nur die Erde.

Das Gold war die gemünzte Erde, die bewegliche, tauschbare, transportable, teilbare, verfeinerte, so zu sagen vergeistigte Erde.

Solange die Erde nicht ihre Repräsentation im Golde hatte, hatte der Mensch wie der Gott Terminus, dieser Grenzstein der Felder, die Füße in der Erde stecken. Ehedem nahm die Erde den Menschen mit sich fort: jetzt nimmt der Mensch die Erde mit sich fort.

Aber das Gold mußte man von dem Orte heben, wo es lag: und wo es lag, war es ganz anders vergraben, als in den Minen von Chile oder Mexiko.

Das Gold- war bei den Juden und in den Kirchen.

Um es aus dieser doppelten Mine zu heben, brauchte es mehr, als einen König, es brauchte einen Papst.

deshalb beschloß Philipp der Schöne, dieser große Schatzgräber, eines Papstes Gunst gewinnen zu wollen.

Benedict XI. war tot, das Konklave in Perugia; die französischen Kardinäle bildeten die Majorität im Konklave.

Philipp der Schöne warf sein Auge auf den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got. Er kam mit ihm in einem Walde bei Saint Jean d'Angely zusammen.

Bertrand de Got hütete sich bei der Zusammenkunft zu fehlen.

Sie hörten dort die Messe und als das Sanctissimum erhoben wurde, schwuren sie sich bei dem Gott, den man verherrlichte, absolute Verschwiegenheit.

Bertrand de Got wußte noch nicht, um was es sich handelte.

Als die Messe zu Ende war, sagte Philipp der Schöne zu ihm:

»Erzbischof, es liegt in meiner Macht, Dich zum Papste zu

machen.«

Bertrand de Got achtete anfangs nicht darauf, und warf sich dem König zu Füßen.

»Was muß ich tun, um das zu erreichen?« fragte er.

»Mir sechs Gunstbezeugungen erweisen, die ich von Dir verlangen werde«, antwortete Philipp der Schöne.

»Es ist an Dir zu befehlen, und an mir zu gehorchen«, sagte der künftige Papst.

Der Schwur der Dienstbarkeit war geleistet.

Der König erhob sich, küßte ihn auf den Mund und sagte:

»Die sechs Gunstbezeugungen, die ich von Dir verlange, sind folgende:

»Die erste, daß Du mich vollkommen mit der Kirche aussöhnst und daß Du mir die Missetat vergeben lässest, die ich an Bonifaz VIII. begangen:

»Die zweite, daß Du mir und den Meinigen das Nachtmahl wieder gebest, das der Hof von Rom mir entzogen;

»Die dritte, daß Du mir die Zehnten der Geistlichkeit in meinem Königreich auf fünf Jahre zuerkennst, um die im flandrischen Kriege gehaltenen Unkosten zu decken;

»Die vierte, daß Du das Andenken an Papst Bonifacius VIII, vernichtest und annullierst;

»Die fünfte, daß Du den Messires Jacopo und Pietro de Colonna die Kardinalswürde verleihst;

»Von der sechsten Gunstbezeugung und Versprechung behalte ich mir vor, zur geeigneten Zeit am geeigneten Orte mit Dir zu sprechen.«

Bertrand de Got beschwor die bekannten Versprechungen und Gunstbezeugungen und die unbekanntes Versprechung und Gunstbezeugung. Diese letztere, welche der König nicht hinter den andern nennen wollte, war die Aushebung des Templer-Ordens.

Außer dem Versprechen und dem Schwur auf das *Corpus Domini* gab Bertrand de Got seinen Bruder und zwei seiner Neffen als Geißel.

Der König schwur seinerseits, daß er ihn zum Papst erwählen

lassen werde.

Diese Szene, welche an dem Kreuzweg eines Waldes in der Dunkelheit vor sich ging, glich weit mehr einer Beschwörung zwischen einem Zauberer und dem Teufel, als einem Vertrag, den ein König mit einem Papst abschließt.

Die Krönung des Königs, welche einige Zeit später in Lyon stattfand und mit der die Gefangenschaft der Kirche begann, schien Gott wenig zu gefallen.

Im Augenblicke, als der königliche Zug vorüberkam, stürzte eine mit Zuschauern besetzte Mauer zusammen, verwundete den König und tötete den Herzog von Bretagne.

Der Papst wurde umgeworfen, die Tiara rollte in den Kot.

Bertrand de Got wurde unter dem Namen Clemens V. zum Papste erwählt.

Clemens V. leistete Alles, was Bertrand de Got versprochen hatte.

Philipp wurde für unschuldig erklärt, das Nachtmahl ihm und den Seinen wieder gegeben, der Purpur floß von den Schultern der Colonna, die Kirche wurde verpflichtet, die flandrischen Kriege und den Kreuzzug Philipps von Valois gegen das griechische Kaiserreich zu bezahlen. Das Gedächtnis, Papst Bonifacius VIII. wurde, wenn auch nicht vernichtet und annulliert, so doch beschimpft: die Mauern des Tempels wurden niedergerissen und die Templer auf dem Wallgange des Pont-Neuf verbrannt.

Alle diese Edikte — man hieß sie von dem Augenblick an, da sie die weltliche Macht diktierte, nicht mehr Bullen — alle diese Edikte waren von Avignon datiert.

Philipp der Schöne wurde der reichste König der französischen Monarchie; er besaß einen unerschöpflichen Schatz: es war dies sein Papst. Er hatte ihn gekauft, er bediente sich seiner, er legte ihn unter die Presse, und wie aus einer Presse Most und Wein fließen, so floß aus diesem zerdrückten Papst Gold.

Das Pontifikat, das in der Person Bonifacius VIII. beehrfeigt worden war, abdicirte von seiner weltlichen Herrschaft in der Person Clemens V.

Wir haben erzählt, wie der blutige König und der goldene Papst erstanden.

Man weiß, wie sie von hinnen gingen.

Jacob von Molau hatte Beiden von seinem Scheiterhaufen herab ein Jahr bestimmt, in dem sie vor Gott erscheinen sollten. »Der sterbende Greis hat die Gabe einer Sybille«, sagt Aristophanes.

Clemens V. schied zuerst von der Erde: er hatte im Traume seinen Palast brennen sehen.

»Von diesem Augenblicke an«, sagt Baluze, »wurde er traurig und genas nicht mehr.«

Sieben Monate später kam die Reihe an Philipp; die einen lassen ihn auf der Jagd sterben, von einem Wildschwein umgeworfen. Dante gehört zu diesen. »Der«, sagt er, »den man an der Seine hatte Münzen fälschen sehen, starb von dem Stoß eines Wildschweinzahns.« Aber Guillaume de Nangis läßt den königlichen Falschmünzer eines weit mehr auf das Walten der Vorsehung deutenden Todes sterben.

»Abgezehrt durch eine den Ärzten unbekannt Krankheit starb Philipp«, sagt er, »zum großen Erstaunen aller Welt, ohne daß sein Puls oder sein Urin die Ursache der Krankheit oder die drohende Gefahr verraten hätten.«

»Der ausschweifende König, der tumultuarische König Ludwig X.« sagt Hutin, »folgte seinem Vater Philipp dem Schönen, Johann XXII. Clemens V.«

Avignon wurde damals in der Tat ein zweites Rom. Johann XXII. und Clemens VI. machten es zur Königin des Luxus. Die Sitten der Zeit machten daraus die Königin der Verschwendung und Üppigkeit. An der Stelle seiner Türme, welche Romain de St. Ange niedergerissen, umgab Hernandez de Heredi, der Großmeister des Johanniterordens von Jerusalem, seine Hüfte mit einem Mauergürtel. Die Stadt besaß ausschweifende Mönche, welche die heiligen Umfriedungen der Klöster zu Orten der Liederlichkeit und Üppigkeit machten: sie besaß schöne Courtisanen, welche die Diamanten aus der Tiara brachen, um sich Arm- und Halsbänder daraus zu machen: endlich hatte sie die Echos von Baucuse, die ihr die süßen und melodischen Lieder Petrarca's sangen.

Dies dauerte, bis König Karl V., ein kluger und religiöser Fürst,

welcher dem Skandal ein Ende zu machen beschlossen, den Marschall von Boucicaut schickte, um den Gegenpapst Benedict XIII. aus Avignon zu vertreiben: bei dem Anblick der Soldaten des Königs von Frankreich erinnerte sich dieser jedoch, daß er, ehe er Papst unter dem Namen Benedict XIII. geworden, Kapitän unter dem Namen Peter de Luna gewesen. Fünf Monate verteidigte er sich, selbst auf den Mauern seines Schlosses die Kriegsmaschinen richtend, welche weit mörderischer waren, als seine päpstlichen Blitze. Endlich zu fliehen gezwungen, entkam er durch ein Schlupfthor aus der Stadt, nachdem er hundert Häuser zerstört, und viertausend Avignoneser getötet und flüchtete nach Spanien, wo der König von Arragonien ihm ein Asyl bot. Dort segnete er jeden Morgen von ein, Turme herab, in Gegenwart zweier Priester, aus denen er sein heiliges Kollegium gebildet, die Welt, der es darum nicht besser ging, und exkommunizierte seine Feinde, denen es darum nicht schlimmer ging.

Als er sich endlich dem Tode nahe fühlte und fürchtete, das Schisma möchte mit ihm aufhören, so ernannte er seine beiden Vikare zu Kardinälen, unter der Bedingung, daß, wenn er gestorben, der eine den andern zum Papst erwähle. Die Wahl ging vor sich. Der neue Papst setzte einen Augenblick, von dem zweiten Kardinal unterstützt, der ihn gewählt, das Schisma fort. Endlich traten beide in Unterhandlung mit Rom, taten öffentliche Abbitte und kehrten in den Schooß der heiligen Kirche zurück, der eine mit dem Titel eines Erzbischof von Sevilla, der andere mit dem eines Erzbischof von Toledo.

Von diesem Augenblick bis zum Jahre 1790 wurde Avignon, das seine Päpste Verloren hatte, von Legaten und Vice-Legaten regiert: es hatte sieben päpstliche Herrscher, die während siebenmal zehn Jahren in seinen Mauern residiert: es hatte sieben Spitäler, sieben büßende Bruderschaften, sieben Männerklöster, sieben Frauenklöster, sieben Parochieen und sieben Kirchhöfe.

Man begreift, daß jene beiden büßenden Bruderschaften, von denen die eine die Ketzerei, die andere die Orthodoxie, die eine die französische Partei, die andere die römische Partei, die eine die absolut Monarchisch gesinnten, die andere den konstitutionellen Fortschritt repräsentierte, nicht die Elemente des

Friedens und der Sicherheit für die alte päpstliche Stadt waren; man begreift, sagen wir, daß in dem Augenblicke, wo in Paris die Revolution losbrach und diese Revolution sich durch die Einnahme der Bastille manifestierte, die beiden Parteien, welche noch von den Religionskriegen unter Ludwig XIV. glühten, nicht untätig gegenüber von einander blieben.

Für die, welche Avignon kennen, gab es zu jener Zeit und gibt es noch zwei Städte in der Stadt: die Stadt der Geistlichen, das heißt die römische Stadt, und die Stadt der Handeltreibenden, das heißt die französische Stadt.

Die Stadt der Priester mit ihrem päpstlichen Palaste, ihren hundert Kirchen, ihren zahllosen Glocken, welche stets bereit sind, die Brandrufe und das Totengeläute des Mords ertönen zu lassen.

Die Stadt der Handeltreibenden mit ihrer Rhone, ihren Seidenfabrikarbeitern und ihrem Transit, der von Nord nach Süd, von West nach Ost, von Lyon nach Marseille, von Nimes nach Turin geht.

Die französische Stadt war die verfluchte Stadt, eifersüchtig darauf, einen König zu haben, neidisch auf neue Freiheiten: sie zitterte bei dem Gedanken, ein sklavisches Gebiet, ein Priestergebiet zu sein; das die Geistlichkeit zu Herren hätte.

Die Geistlichkeit, nicht die Geistlichkeit, wie es welche zu allen Zeiten in der römischen Kirche gab und wie wir sie heute kennen: fromm, tolerant, streng im der Pflicht und der christlichen Liebe festhaltend, nur in der Welt lebend, um sie zu trösten und zu erbauen, ohne sich in ihre Freuden oder ihre Leidenschaften zu mischen; sondern die Geistlichkeit, wie sie durch die Intrige, den Ehrgeiz und die Begierde geworden, das heißt, jene Hofabbés, die Rivalen der römischen Abbés, müßige Libertins, kecke Elegants, Könige der Mode, Autokraten des Salons, welche die Hand der Damen küßten, deren Cicisbeos zu sein sie sich die Ehre gaben und ihre Hände den Frauen aus dem Volke reichten, denen sie die Ehre erwiesen, sie zu Maitressen zu nehmen.

Will der Leser einen Typus jener Abbés haben, so nehme er den Abbé Maury. Stolz wie ein Herzog, anmaßend wie ein Lakai, Sohn eines Schusters und aristokratischer, als der Sohn eines großen Herrn.

Wir nannten Avignon eine Priesterstadt, fügen wir noch hinzu, eine Stadt des Hasses. Nirgends lernt man mehr, als in den Klöstern hassen. Das Herz des Kindes, das überall sonst rein von bösen Leidenschaften ist, ward hier voll Haß geboren, der sich seit achthundert Jahren vom Vater auf den Sohn vererbt, und nach einem Leben voll Haß vermachte der Vater die ganze diabolische Erbschaft wieder seinen Kindern.

Beim ersten Schrei der Freiheit, welchen Frankreich aufstieß, erhob sich die französische Stadt voll Freude und Hoffnung; der Augenblick war endlich für sie gekommen, laut die von einer jungen minorennen Königin, die ihre Sünden abkaufen wollte, geschehene Auslieferung einer Stadt, einer Provinz und mit ihr, einer halben Million Seelen streitig zu machen. Mit welchem Rechte waren diese Seelen in *aeternum an* den härtesten und habgierigsten Herrn, den römischen Stuhl, verkauft worden?

Frankreich versammelte sich auf dem Marsfelde in brüderlicher Umarmung der Föderation. War es nicht Frankreich? Man ernannte Abgesandte, diese begaben sich zum Legaten und baten ihn ehrerbietig zu gehen.

Man gönnte ihm vierundzwanzig Stunden, um die Stadt zu verlassen.

Während der Nacht machten sich die Papisten den Spaß, einen Gliedermann mit der dreifarbigem Concarde an den Galgen zu hängen.

Man leitet die Rhone, man kanalisiert die Durance, man baut den wilden Sturzbächen, die beim Schneegang sich in flüssigen Lawinen von den Höhen des Vertoux herabstürzen, Dämme. Aber diese furchtbare Strömung, diesen lebendigen Strom, diesen menschlichen Sturzbach, der den jähen Abhang der Straßen von Avignon hinabraust, hat, nachdem er einmal losgelassen war und dahin stürzte, selbst Gott nicht versucht, zu hemmen.

Beim Anblick des Gliedermanns mit den Nationalfarben, der am Ende eines Strickes baumelte, erhob sich die französische Stadt wie ein Mann und stieß ein lautes Wutgeschrei aus. Vier dieses Vergehens verdächtige Papisten, zwei Marquis, ein Bürger und ein Arbeiter wurden aus ihren Häusern herausgerissen und an die Stelle des Gliedermanns gehängt.

Es war am 11. Juni 1790.

Die ganze französische Stadt schrieb an die Nationalversammlung, daß sie sich Frankreich unterwerfe: und mit ihr die Rhone, ihr Handel, der Süden, die Hälfte der Provence.

Die Nationalversammlung hatte einen ihrer reaktionären Tage, sie wollte sich nicht mit dem Papste brouilliren, sie schonte den König: sie vertagte die Sache. Von Diesem Augenblick war die Bewegung von Avignon eine Empörung und der Papst konnte aus Avignon machen, was der Hof nach der Einnahme der Bastille aus Paris gemacht, wenn die Nationalversammlung die Proklamation der Menschenrechte vertagt hätte.

Der Papst befahl alles zu annullieren, was in der Grafschaft Venaissin geschehen war, die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit wieder herzustellen, und die Inquisition in ihrer ganzen Strenge wieder einzuführen.

Die päpstlichen Dekrete wurden angeschlagen.

Ein einziger Mann wagte es, am hellen Tage, im Angesichte Aller, gerade auf die Mauer zuzugehen, wo das Dekret angeklebt war und es abzureißen.

Er hieß Lescuyer.

Er war kein junger Mann: ihn riß nicht das Ungestüm der Jugend hin. Nein, es war beinahe ein Greis, der nicht mal aus diesem Lande, sondern ein Franzose, Picarde, war, ein feuriger und doch zugleich bedächtiger Charakter: ein ehemaliger Notar, der sich vor langer Zeit in Avignon niedergelassen.

Es war ein Verbrechen, welches das römische Avignon nicht vergaß.

Ein Verbrechen so groß, daß die h, Jungfrau darüber weinte.

Ihr wißt, Avignon ist bereits Italien, Es braucht um jeden Preis Wunder und wenn Gott keine tut, so findet sich sicher Jemand, der welche ersinnt. Und dann muß das Wunder ein Wunder der heiligen Jungfrau sein. Die heilige Jungfrau ist alles für Italien, dieses poetische Land. Ja Madonna! Der ganze Geist, das ganze Herz, die ganze Sprache der Italiener ist voll von diesen zwei Worten.

In der Eglise des Cordeliers geschah dies Wunder.

Die Masse strömte hinzu.

Es war viel, daß die Jungfrau weinte, aber es verbreitete sich zu gleicher Zeit ein Gerücht, das die Masse in Aufregung versetzte: eine große Kiste war durch die Stadt geführt worden: diese Kiste hatte die Neugierde der Bewohner von Avignon rege gemacht. Was konnte sie enthalten?

Zwei Stunden später war es nicht mehr eine Kiste, von der man sprach: sondern achtzehn Kisten, die man nach der Rhone hatte bringen sehen.

Was für Effekten sie enthielten, hatte ein Lastträger verraten: es waren die Effekten des Leihhauses, welche die französische Partei mit sich nahm, indem sie sich von Avignon verbannte.

Die Effekten des Leihhauses, das heißt die abgelegten Kleider der Armen.

Je ärmer eine Stadt ist, desto reicher ist das Leihhaus. Wenige Leihhäuser konnten sich rühmen, so reich zu sein, als das von Avignon.

Es war nicht mehr eine Ansichtssache, sondern ein Diebstahl und zwar ein infamer Diebstahl. Weiße und Rothe liefen nach der Eglise des Cordeliers und schrien, die Munizipalität müsse ihnen Rechenschaft ablegen.

Lescuyer war der Sekretär der Munizipalität.

Sein Name wurde unter die Menge geworfen, nicht als der, welcher die beiden päpstlichen Dekrete abgerissen, — dann hätte er augenblicklich Verteidiger gehabt — sondern als der, welcher den Befehl an den Beamten des Leihhauses unterzeichnet, daß man die Effekten abgebe.

Man schickte vier Männer fort, welche Lescuyer ergreifen und nach der Kirche bringen sollten. Man fand ihn auf der Straße, auf dem Wege nach dem Rathause; die vier Männer warfen sich auf ihn und schleppten ihn unter wildem Geschrei nach der Kirche.

Dort angekommen, sah Lescuyer an den flammenden Blicken, die auf ihn geheftet waren, an den ausgestreckten Fäusten, die ihm drohten, an dem Geschrei, das seinen Tod forderte, daß er in einem der Höllenkreise sei, welche Dante vergessen.

Der einzige Gedanke, der ihm kam, war, daß der gegen ihn sich empörende Haß durch die Verstümmelung der päpstlichen Anschläge veranlaßt sei; er bestieg die Kanzel und wollte sich

eine Tribüne daraus machen. Mit der Stimme eines Mannes, der sich nicht nur nichts vorzuwerfen hat, sondern bereit, ist, von Neuem zu beginnen, sagte er:

»Meine Brüder, ich hielt die Revolution für notwendig; demzufolge handelte ich mit all' meiner Macht . . . «

Die Fanatiker begriffen, daß, wenn Lescuyer sich erklärte, er gerettet war.

Das war's nicht, was sie brauchten. Sie warfen sich auf ihn, rissen ihn von der Tribüne, stießen ihn unter die brüllende Menge, welche ihn nach dem Altar schleppte, indem sie jenes furchtbare Geschrei aufstieß, welches die Mitte hält zwischen dem Pfeifen der Schlange und dem Gebrüll des Tigers, jenes mörderische Zu! Zu!, das dem Avignoneser Volke eigentümlich ist.

Lescuyer kannte diesen unheilvollen Schrei; er suchte sich an den Fuß des Altars zu retten.

Er flüchtete sich nicht dahin, er stürzte vielmehr daran nieder.

Ein Polstermacher, der mit einem Stocke bewaffnet war, hatte ihm eben einen so heftigen Schlag damit auf den Kopf versetzt, daß der Stock in zwei Stücke zerbrochen war.

Man stürzte sich nun auf den armen Leichnam, und mit jener Mischung von Wildheit und Lustigkeit, welche den Völkern des Südens eigentümlich ist, begannen die Männer singend ihm auf dem Bauch herumzutanzten, während die Frauen, zur Sühne der Blasphemien, die er gegen den Papst ausgestoßen, ihm mit ihren Scheeren die Lippen abschnitten oder besser gesagt, festonnirten.

Und aus dieser Masse der Wütenden drang ein Geschrei oder vielmehr ein Röcheln hervor; dieses Röcheln sagte:

»Im Namen des Himmels! im Namen der Jungfrau! im Namen der Menschlichkeit! macht doch ein Ende mit mir!«

Dieses Röcheln wurde gehört: wie auf einen Wink entfernten sich die Mörder.

Man ließ den Unglücklichen blutend, entstellt, zerstoßen seinen Toteskampf langsam auskosten.

Er dauerte fünf Stunden, während welcher dieser arme Leichnam unter dem Gelächter, den Beschimpfungen und Verspottungen der Menge auf den Stufen des Altars zuckte.

So mordet man in Avignon.

Aber man höre, es gibt noch eine andere Art.

Ein Mann von der französischen Partei hatte die Idee, aus das Leihhaus zu gehen und sich zu erkundigen, wie es dort stand.

Alles war in bester Ordnung: es war kein silbernes Besteck von dort weggekommen.

Also nicht als Mitschuldigen an einem Diebstahl, sondern als Patrioten hatte man Lescuyer so grausam hingemetzelt.

Er war zu jener Zeit ein Mann in Avignon, der mit dem Volke nach Belieben schaltete und waltete.

All diese furchtbaren Rädelsführer des Südens haben eine so traurige Berühmtheit erlangt, daß es genügt, sie nur zu nennen, und selbst der Unbelesenste wird sie kennen.

Dieser Mann hieß Jourdan.

Ein Großsprecher und Lügner, hatte er die Leute vom unteren Volke glauben gemacht, daß er es sei, der dem Kommandanten der Bastille den Hals abgeschnitten.

Man nannte ihn deshalb auch Jourdan Coupetéte.

Dies war nicht sein Name: er hieß eigentlich Matthieu Jouve. Er war kein Provenzale, sondern aus Puy-en-Belay. Er war anfangs Maultiertreiber aus den rauen Höhen um seine Geburtsstadt gewesen, dann Soldat ohne Krieg — der Krieg hätte ihn vielleicht menschlicher gemacht; — zuletzt Schenkwirt in Paris.

In Avignon war er Krapphändler.

Er sammelte dreihundert Männer, bemächtigte sich der Thore der Stadt, ließ dort die Hälfte seiner Truppe, und mit dem Rest marschierte er nach der Eglise des Cordeliers, während zwei Kanonen voran fuhren.

Er stellte diese vor der Kirche auf und schoß ins Blaue hinein.

Die Mörder zerstreuten sich wie ein Flug aufgescheuchter Vögel, indem sie einige Tote auf den Stufen der Kirche zurückließen.

Jourdan und seine Leute schritten über die Leichen weg und betraten den heiligen Ort.

Hier war nur die heilige Jungfrau und der unglückliche Lescuyer zurückgeblieben, welcher noch atmete.

Jourdan und seine Kameraden hüteten sich wohl, Lescuyer den Garaus zu machen; sein Todeskampf war ein ausgezeichnetes Mittel zur Aufwiegelung. Sie nahmen diesen Rest von Leben, diese drei Viertel Leichnam und trugen ihn blutend, keuchend und röchelnd hinaus.

Jedermann floh bei diesem Anblick und schloß Türen und Fenster.

Nach Verfluß einer Stunde waren Jourdan und seine drei Hundert Herren der Stadt.

Lescuyer war tot, aber das hatte wenig zu sagen: man brauchte seinen Todeskampf nicht mehr.

Jourdan benützte, den Schrecken, den er der Stadt eingejagt, und verhaftete oder ließ vielmehr achtzig Personen ungefähr verhaften, die Mörder oder wenigstens die angeblichen Mörder Lescuyers.

Dreißig vielleicht hatten nicht mal den Fuß in die Kirche gesetzt; findet man jedoch eine gute Gelegenheit, sich seiner Feinde zu entledigen, so muß man sie benützen, denn die guten Gelegenheiten sind selten.

Diese achtzig Personen wurden in dem Trouillasturm aufgeschichtet.

Man hat ihn geschichtlich »Tour de la Glacière« genannt.

Weshalb den Namen Trouillasturm ändern? Der Name ist schmutzig und paßt vortrefflich für die schmutzige Handlung, die dort begangen worden.

Er war der Schauplatz der inquisitionellen Tortur.

Heute noch sieht man dort an den Wänden den fetten Ruß, der mit dem Rauch von dem Holzstoße aufstieg, auf welchem die menschlichen Leiber verbrannt wurden: heute noch zeigt man Dir das sorgfältig aufbewahrte Handwerkszeug der Folter: den Kessel, den Ofen, den spanischen Bock, die Ketten, die Falltüren, und es fehlt nichts, bis herab zu den alten Gebeinen.

In diesem von Clemens V. gebauten Turme schloß man die achtzig Gefangenen ein.

Nachdem man diese Achtzig zu Gefangenen gemacht und eingeschlossen, war man in großer Verlegenheit: was mit ihnen anfangen.

Durch wen sie aburteilen lassen?

Es gab kein legal zusammengesetztes Tribunal, als die Tribunale des Papstes.

Die Unglücklichen umbringen lassen, wie sie Lescuyer umgebracht?

Wir sagten bereits, daß ein Drittheil, vielleicht sogar die Hälfte nicht nur keinen Teil an dem Meuchelmord genommen, sondern nicht mal den Fuß in die Kirche gesetzt.

Sie hinrichten lassen? Das Gemetzel würde als Repressalie gelten.

Aber um diese achtzig Personen hinzurichten, brauchte man eine gewisse Anzahl von Henkern.

Eine Art von Tribunal, das Jourdan improvisiert, hielt seine Sitzungen in einem der Säle des Palastes: es hatte einen Gressier mit Namen Raphel, einen Präsidenten, der halb Italiener, halb Franzose war, einen Redner im Volkspatois, mit Namen Barbe-Savournin de la Roua; dann drei oder vier arme Teufel, einen Bäcker, einen Speckhändler, die Namen verlieren sich bei der untergeordneten Stellung.

Das waren die Menschen, welche riefen:

»Man muß sie alle umbringen; wenn ein Einziger entkäme, würde er als Zeuge dienen.«

Aber wie wir sagten, die Henker fehlten.

Man hatte kaum zwanzig Menschen im Hofe zur Verfügung, sie gehörten alle den unteren Volksklassen von Avignon an: ein Perückenmacher, ein Damenschuhmacher, ein Seifensieder, ein Maurer, ein Tischler; alle kaum, wie es eben der Zufall fügte, bewaffnet. Der Eine mit einem Säbel, der Andere mit einem Bayonnet, Dieser mit einer Eisenstange, Jener mit einem am Feuer gehärteten Stück Holz.

Alle diese Menschen waren von einem seinen Oktoberregen durchfröstelt.

Es war schwer, aus diesen Leuten Mörder zu machen.

Wohl! aber dem Teufel ist nichts schwer.

Es gibt in solchen Zeiten eine Stunde, wo es ist, als wenn Gott das Vaterland verließ.

Dann kommt der Teufel an die Reihe.

Der Teufel trat in Person in diesen kalten und schmutzigen Hof.

Er hatte die Gestalt und das Äußere eines einheimischen Apothekers Namens Mendes angenommen; er stellte einen von zwei Laternen beleuchteten Tisch aus; diesen bedeckte er mit Gläsern, Kannen, Krügen und Flaschen.

Welcher Art war das höllische Gebräu, das in diesen geheimnisvollen Gefäßen mit den bizarren Formen verschlossen war? Man weiß es nicht, aber die Wirkung kennt man wohl.

Alle, welche von der diabolischen Flüssigkeit tranken, fühlten sich plötzlich von einer fieberhaften Wut, von einem Mord- und Blutdurst ergriffen.

Nun brauchte man ihnen nur noch die Türe zu zeigen, sie stürzten sich von selbst in das Gefängnis.

Die Metzelei dauerte die ganze Nacht; die ganze Nacht hindurch hörte man Schreien, Jammern und Todesröcheln durch die Dunkelheit dringen.

Man metzelte und erwürgte Alles, Männer und Frauen: die Schlächter waren, wie wir sagten, berauscht und schlecht bewaffnet.

Aber es gelang ihnen doch.

Inmitten der Schlächter machte sich ein Kind durch seinen unbändigen Blutdurst bemerkbar.

Es war der Sohn von Lescuyer.

Er mordete und mordete in einem fort: er rühmte sich, ganz allein, mit seiner kindlichen Hand, zehn Männer und vier Frauen gemordet zu haben.

»O, ich kann morden, wie ich will«, sagte er, »ich bin noch nicht fünfzehn Jahre, man wird mir nichts anhaben.«

Wie man mordete, so warf man Tote und Verwundete, Leichen und Lebendige in den Hof des Trouillasturms: sie fielen sechzig Fuß hoch herunter: die Männer wurden zuerst hinabgeschleudert, dann die Frauen. Die Mörder brauchten Zeit, um die Leichen derjenigen, welche jung und hübsch waren, zu schänden.

Um neun Uhr Morgens, nach einer zwölfstündigen Metzelei, rief eine Stimme aus der Tiefe dieses Grabes:

»Habt Gnade! macht ein Ende mit mir, ich kann nicht sterben.«

Ein Mann, der Waffenschmied Bouffier, beugte sich über die

Brüstung hinab: die Andern wagten es nicht.

»Wer ruft denn?« fragten sie.

»Es ist Lami«, antwortete Bouffier.

Und als er wieder unter die Übrigen getreten war, fragten sie:

»Nun, was hast Du da drunten gesehen?«

»Eine drollige Marmelade«, sagte er, »alles durcheinander, Männer und Frauen, Priester und hübsche Mädchen, 's ist um vor Lachen zu bersten.«

»Der Mensch ist wahrhaftig eine garstige Raupe«, sagte der Graf von Monte-Christo zu Herrn von Villefort! . . .

Nun, in diese von den jüngsten Metzeleien noch blutende, noch heiße, noch aufgeregte Stadt wollen wir die beiden Hauptpersonen unserer Geschichte einführen.

I.

Die Table d'Hôte.

Am 9. Oktober des Jahres 1799, an einem schönen Tage jenes südlichen Herbstes, der an beiden Enden der Provence die Orangen von Hyères und die Trauben von Saint-Peray reifen läßt, fuhr eine mit drei Postpferden bespannte Kalesche gestreckten Trabes über die Brücke der Durance zwischen Cavailhon und Chateau Renard, auf dem Wege nach Avignon, der alten päpstlichen Stadt, welche ein Dekret vom 25. Mai 1791, acht Jahre vorher, mit Frankreich vereinigt hatte, eine Vereinigung, die durch den im Jahre 1797 zu Tolentino zwischen dem General Bonaparte und dem Papst Pius VI. abgeschlossenen Traktat bestätigt wurde.

Der Wagen fuhr durch das Aixthor und durchschnitt die Stadt mit den schmalen und winkligen Straßen, welche zugleich gegen den Wind und gegen die Sonne gebaut ist, ohne den geringsten Aufenthalt in ihrer ganzen Länge, bis sie endlich fünfzig Schritte von dem Qullethor am Hotel du Palais-Egalite hielt, das man nach und nach wieder das Hotel du Palais-Royal zu nennen begann, ein Name, den es ehemals geführt und den es noch heute führt.

Diese wenigen scheinbar unbedeutenden Worte bezüglich des Namens dieses Hotels, vor welchem die Postchaise hielt, auf die wir unsere Augen gerichtet haben, deutet ziemlich klar den Zustand an, in welchem sich Frankreich unter der Regierung der Thermidor-Reaktion befand, welche man das Direktorium nannte.

Nach dem revolutionären Kampfe, welcher, vom 14. Juli 1793 bis zum 9. Thermidor 1794 gedauert; nach den Tagen des 5. und 6. Oktober, des 21. Juni, des 10. August, des 2. und 3. September, des 21. Juni, des 31. Mai und des 5. April; nachdem man das Haupt des Königs und seiner Richter, der Königin und ihres Anklägers, der Girondisten und Cordeliers, der Moderierten und Jakobiner hatte fallen sehen, empfand Frankreich den furchtbarsten und ekelhaftesten Überdruß, den es gibt, den Überdruß an Blut!

Es war davon zurückgekommen und fühlte die Sehnsucht,

wenn auch nicht nach dem Königtum, so doch den Wunsch nach einer starken Regierung, in die es sein Vertrauen setzen, auf die es sich stützen könnte, die für das Land handelte und ihm erlaubte, auszuruhen, während es handelte.

An der Stelle dieses unbestimmten Wunsches hatte es nun das schwache und unentschlossene Direktorium, das im Augenblick auf dem üppigen Barras, dem intriganten Siéyès, dem tapferen Monlin, dem unbedeutenden Roger Ducos und dem ehrenwerten, aber etwas zu naiven Gohier bestand.

Daraus ergab sich eine mäßige Würde nach außen und eine sehr angreifbare Ruhe nach Innen.

Allerdings begannen in dem Augenblick, bei dem wir angekommen sind, unsere Armeen, die sich während der epischen Feldzüge von 1796 und 1797 mit Ruhm bedeckt und nun durch die Unfähigkeit Scherers in Verona und Cassano und durch die Niederlage und den Tod Jouberts in Novi einen Augenblick zurückgedrängt waren, wieder die Offensive zu ergreifen. Moreau schlug Suwaroff bei Bassignano, Brune den Herzog von York und den General Hermann bei Bergen, Masséna vernichtete die Austro-Russen bei Zürich, Korsakoff rettete sich mit großer Mühe und der Österreicher Hotze wurde mit drei anderen Generalen getötet und fünf wurden zu Gefangenen gemacht.

Masséna rettete Frankreich bei Zürich, wie es neunzig Jahre früher Villars bei Denain gerettet.

Aber im Innern standen die Sachen nicht so gut und die Direktorial-Regierung war, muß man gestehen, in großer Verlegenheit zwischen dem Krieg in der Vendée und den Räubereien im Süden, denen wie gewöhnlich die Avignoneser Bevölkerung durchaus nicht fremd geblieben.

Ohne Zweifel hatten die beiden Reisenden, welche aus der am Hotel du Palais-Royal haltenden Postchaise stiegen, einigen Grund, die Stimmung zu fürchten, in der sich die noch immer aufgeregte Bevölkerung der päpstlichen Stadt befand, denn kurz nach Orgon, an dem Punkte, wo sich dem Reisenden drei Wege bieten, von denen der eine nach Nismes, der andere nach Carpentras, der dritte nach Avignon führt, hatte der Postillion seine Pferde angehalten und gefragt:

»Gehen die Citoyens über Avignon oder Carpentras?«

»Welches ist der kürzeste Weg?« fragte der ältere der beiden Reisenden, der, obgleich sichtbar einige Monate älter, kaum dreißig Jahre zählte, in kurzem und scharfem Tone.

»O! die Route über Avignon ist kürzer, um mindestens anderthalb Meilen.«

»Dann wollen wir die Route über Avignon einschlagen«, hatte jener geantwortet.

Und der Wagen fuhr wieder in einem Galopp, welcher andeutete, daß die auf der Reise begriffenen Citoyens, wie sie der Postillion nannte, obgleich die Bezeichnung »Herr« in der Konversation wieder zur Geltung kam, mindestens dreißig Sous Trinkgeld bezahlten.

Derselbe Wunsch, keine Zeit zu verlieren, machte sich auch beim Eintritt in das Hotel geltend.

Es war immer der ältere der beiden Reisenden, welcher, hier wie auf dem Wege, das Wort führte. Er fragte, ob man rasch speisen könne, und die Art, wie dies Verlangen vorgebracht wurde, zeigte, daß er über vielerlei gastronomische Forderungen wegsehen wolle, wenn nur das verlangte Essen rasch serviert würde.

»Citoyens«, antwortete der Wirt, der beim Geräusch des Wagens mit der Serviette in der Hand dem Reisenden entgegengeeilt war, »Sie sollen rasch und gut auf Ihrem Zimmer serviert werden: wenn ich mir jedoch erlauben dürfte, Ihnen einen Rat zu geben . . . «

Er zögerte.

»O, geben Sie, geben Sie!« sagte der jüngere der Reisenden, der zum ersten Mal das Wort nahm.

»Nun, so meinte ich, Sie würden besser daran tun, einfach an der Table d'Hôte zu speisen, wie es der Reisende macht, den dieser bereits vollständig eingespannte Wagen erwartet: das Diner dort ist ausgezeichnet und bereits serviert.«

Der Wirt deutete zu gleicher Zeit auf einen außerordentlich komfortabel eingerichteten und wirklich mit zwei Postpferden bespannten Wagen: diese scharrten mit den Füßen, während der Postillion mit der größten Geduld auf dem Fenstergesims eine

Flasche Cahorswein leerte.

Die erste Bewegung Dessen, an den dieses Anerbieten gerichtet wurde, war ablehnend: indeß nach wiederholter Überlegung machte der ältere der beiden Reisenden, als wenn er auf seinen ersten Entschluß zurückkäme, ein fragendes Zeichen gegen seinen Begleiter.

Dieser antwortete mit einem Blicke, welcher sagen wollte:

»Sie wissen wohl, daß ich zu Ihrem Befehle bin.«

»Nun, es sei«, sagte der, welcher bestimmt schien, die Initiative zu ergreifen, »wir werden an der table d'Hôte speisen.«

Dann wandte er sich nach dem Postillion um, der abgezogenen Hutes seine Befehle erwartete.

»In einer halben Stunde spätestens müssen die Pferde am Wagen sein.«

Der Wirt zeigte ihnen den Speisesaal und sie traten ein, der ältere der Beiden ging voran der Andere folgte.

Man kennt den Eindruck, den gewöhnlich zwei neue Ankömmlinge an einer Table d'Hôte hervorbringen. Aller Blicke waren nach ihnen gerichtet. Das Gespräch, das ziemlich belebt schien, wurde unterbrochen.

Die Tischgesellschaft bestand aus einigen Stammgästen des Hotels, dem Reisenden, dessen Wagen eingespannt vor der Türe hielt, einem Weinhändler von Bordeaux, der sich aus Gründen, die wir später mitteilen werden, augenblicklich in Avignon aushielt, und einer Anzahl Reisender, welche mit der Diligence von Marseille nach Lyon gingen.

Die Neu ankommenden begrüßten die Gesellschaft mit einem leichten Nicken des Kopfes und setzten sich an das Ende des Tisches, indem sie sich auf diese Weise durch einen Zwischenraum von drei bis vier Couverts von den andern Gästen absonderten.

Diese Art von aristokratischer Zurückhaltung verdoppelte die Neugier, deren Gegenstand sie waren; überdies fühlte man, daß man es mit Personen von unbestreitbarer Distinktion zu tun habe, obgleich ihre Kleidung von der größten Einfachheit war.

Beide trugen Stulpstiefeln mit kurzen Hosen, einen Frack mit langen Schößen, einen Reiseüberrock und einen Hut mit breiter

Krempe. — die Tracht beinahe aller jungen Leute zu jener Zeit; was sie jedoch von den Elegants von Paris und selbst der Provinz unterschied, das waren ihre langen und glatten Haare und ihre schwarze militärisch um den Hals geschlungene Cravatte.

Die Muscadins, — so nannte man damals die jungen Modeherren, — die Muscadins trugen die an beiden Schläfen herabhängenden bauschigen Hundsohren, die Haare waren in den Nacken zurück gestrichen und in der weiten Cravatte mit langen fliegenden Zipfeln begrub sich das Kinn.

Einige trieben die Reaktion bis aufs Äußerste.

Das Porträt der beiden jungen Leute bot zwei vollkommen entgegengesetzte Typen.

Der Ältere von beiden, der, wie mir bemerkten, mehrmals die Initiative ergriffen, und dessen Stimme, selbst in ihren vertraulichsten Tönen, die Gewohnheit des Befehlens bekundete, war, wie gesagt, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren mit schwarzen mitten auf der Stirne geteilten Haaren, welche glatt und lang an den Schläfen herab bis auf die Schultern fielen. Er hatte den sonnverbrannten Teint des Mannes, der in den südlichen Ländern gereist ist, dünne Lippen, eine gerade Nase, weiße Zähne und jene Falkenaugen, welche Dante dem Cäsar gibt.

Seine Gestalt war eher klein, als groß, seine Hand war zart, sein Fuß sein und elegant: in seinem Benehmen lag eine gewisse Gene, welche darauf deutete, daß er in diesem Augenblick eine Tracht trage, an die er nicht gewöhnt war, und wenn er sprach, hätte sein Mitunterredner, falls man an den Ufern der Loire und nicht an den Usern der Rhone sich befunden, bemerken können, daß er in seiner Aussprache einen gewissen italienischen Accent hatte.

Sein Begleiter schien drei bis vier Jahre jünger, als er.

Es war ein schöner junger Mann mit rosigem Teint, blonden Haaren, hellblauen Augen, einer starken und geraden Nase, und einem vortretenden, aber beinahe bartlosen Kinn. Er mochte zwei Zoll größer sein, als sein Begleiter, und obgleich von einem etwas über mittelgroßen Wuchse, schien er doch so gut proportioniert gebaut, so erstaunlich ungezwungen und leicht in allen seinen

Bewegungen, daß man vermutete, er müsse von einer ungewöhnlichen, wenn auch nicht Kraft, so doch Gelenkigkeit und Gewandtheit sein.

Obgleich er ganz ebenso gekleidet war, und sich auf vollkommen gleichem Fuße präsentierte, schien er doch für den braunen jungen Mann eine tiefe Ehrerbietung zu hegen, und da diese nicht durch das Alter hervorgerufen sein konnte, so datierte sie ohne Zweifel von der untergeordneteren gesellschaftlichen Stellung. Außerdem nannte er ihn Citoyen, während sein Begleiter ihn einfach Roland anredete.

Diese Bemerkungen, welche wir machen, um dem Leser einen tieferen Blick in unsere Erzählung zu gönnen, wurden wahrscheinlich von den Gästen der Table d'Hôte nicht auch in ihrer ganzen Ausdehnung gemacht, denn nachdem man den Neuankommenden einige Sekunden Aufmerksamkeit geschenkt, wandten sich die Blicke wieder von ihnen ab und das Gespräch, das einen Augenblick unterbrochen war, nahm wieder seinen Lauf.

Man muß gestehen, daß es sich unfeinen für Reisende äußerst interessanten Gegenstand drehte; es handelte sich um den Angriff auf eine Diligence, welche eine der Regierung gehörende Summe von sechzigtausend Franken mit sich führte. Der Angriff war am Tage vorher auf der Straße von Marseille nach Avignon, zwischen Lambesq und Pont-Royal geschehen.

Bei den ersten Worten, die weiter über das Ereignis, gesprochen wurden, lauschten die beiden jungen Leute mit dem größten Interesse.

Das Ereignis war auf dem gleichen Wege vorgefallen, den sie zu machen im Begriffe standen, und der, welcher es erzählte, war einer der Hauptbeteiligten bei dem Landstraßenschauspiel.

Es war der Bordeaux-Weinhändler.

Die, welche sich am neugierigsten nach den Einzelheiten erkundigten, waren die Reisenden der Diligence, die so eben angekommen und ehestens wieder abfahren wollten. Die andern Gäste, das heißt die Stammgäste, schienen so sehr auf dem Laufenden mit derartigen Catastrophen, daß sie selbst Einzelheiten erzählen konnten, statt welche sich mitteilen zu

lassen.

»Sie sagen also, Citoyen«, fragte ein dicker Herr, an den sich in ihrem Schrecken eine große, hagere und magere Frau drängte, »Sie sagen also, daß der Diebstahl auf dem Wege begangen wurde, den wir so eben zurückgelegt? . . . «

»Ja, Citoyen: zwischen Lambesq und Pont-Royal haben Sie wohl einen Punkt bemerkt, wo die Straße auswärts steigt, und sich zwischen zwei Hügeln einzwängt? Es sind dort eine Menge Felsen.«

»Ja, ja, mein Freund«, sagte die Frau, indem sie den Arm ihres Mannes fester drückte, »ich habe den Ort wohl bemerkt und sogleich gesagt, wie Du Dich erinnern mußt: ›Das ist eine gefährliche Stelle, ich bin froh, daß wir den Weg bei Tage, und nicht bei Nacht machen.««

»O, Madame«, sagte ein junger Mann, der mit seiner Stimme das schnarrende Sprechen jener Epoche affektierte, und der in gewöhnlichen Zeiten an der Table d'Hôte das große Wort führte, »wir wissen, daß es für die Herren *Genossen Jehus* weder Tag noch Nacht gibt.«

»Wie, Citoyen«, fragte die Dame noch erschrockener, »am hellen Tage wurden Sie angegriffen?«

»Am hellen Tage, Citoyenne, Morgens zehn Uhr.«

»Und wie viel waren ihrer?« fragte der dicke Herr.

»Vier, Citoyen.«

»Sie hatten sich am Wege in den Hinterhalt gelegt?«

»Nein, sie kamen, zu Pferde, und waren bis an die Zähne bewaffnet und maskiert.«

»Das ist ihre Gewohnheit«, sagte der junge Stammgast der Table d'Hôte: »nicht wahr, sie sagten: ›Verteidigen Sie sich nicht, es wird Ihnen kein Leid angetan werden, wir wollen nur das Geld der Regierung.««

»Wort für Wort, Citoyen.«

»Dann«, fuhr der fort, welcher so gut unterrichtet schien, »dann stiegen zwei ab, warfen die Zügel der Pferde ihren Genossen zu und zwangen den Conducteur, ihnen das Geld auszuliefern.«

»Citoyen«, sagte der dicke Mann, erstaunt, »Sie erzählen die Sache ja, als wenn Sie sie gesehen.«

»Sie waren vielleicht dabei«, fiel einer der Reisenden, halb scherzend, halb zweifelnd, ein.

»Ich weiß nicht, Citoyen, ob Sie mir damit eine Grobheit zu sagen beabsichtigen«, entgegnete der junge Mann, welcher den Erzähler so freundlich und ausdauernd unterstützte, in hinwerfendem Tone: »aber meine politischen Ansichten lassen mich Ihren Zweifel nicht als eine Beleidigung betrachten. Wenn ich das Unglück gehabt hätte, zu der Zahl der Angefallenen zu gehören, oder die Ehre, zu der Zahl der Angreifenden, so würde ich es im einen Falle so offen wie im andern sagen: aber gestern Morgen um zehn Uhr, gerade in dem Augenblicke, als man vier Meilen von hier die Diligence angriff, frühstückte ich in aller Ruhe hier an diesem Platze und, werken Sie wohl, sogar mit denselben Citoyens, die mir in diesem Augenblicke die Ehre erweisen, zu meiner Rechten und zu meiner Linken zu sitzen.«

»Und«, fragte der von den beiden zuletzt angekommenen Reisenden, welche so eben an der Tafel Platz genommen, den sein Begleiter mit dem Namen Roland bezeichnete, »zu wie vielen waren Sie in der Diligence?«

»Warten Sie: ich glaube, wir waren . . . ja, wir waren unserer sieben Männer und drei Frauen.«

»Sieben Männer ohne den Conducteur?« wiederholte Roland.

»Ganz richtig.«

»Und zu sieben ließen Sie sich von vier Banditen plündern? Ich mache Ihnen mein Kompliment, meine Herren.«

»Wir wußten, mit wem wir es zu tun hatten«, antwortete der Weinhändler, »und hüteten uns, uns zu verteidigen.«

»Wie!« versetzte der junge Mann, »mit wem hatten Sie es zu tun? Sie hatten es, wie mich dünkt, mit Dieben, mit Banditen zu tun.«

»Keineswegs: sie hatten sich genannt.«

»Gewiß.«

»Wie! sie hatten sich genannt?«

»Sie sagten: Meine Herren, es ist unnötig, sich zu verteidigen: meine Damen, haben Sie keine Furcht, wir sind keine Räuber, wir sind *Genossen Jehus*.«

»Ja«, meinte der junge Mann von der Table d'Hôte, »sie sagen

es zum Voraus, damit keine Verwechslung stattfinden kann: das ist ihre Gewohnheit.«

« »Ah, so«, sagte Roland, »was ist denn dieser Jehu, der so höfliche Genossen hat? Ist das ihr Hauptmann?«

»Mein Herr«, sagte ein Mann, dessen Kleidung etwas von einem säkularisierten Priester hatte, und der nicht nur gleichfalls ein Stammgast der Table d'Hôte, sondern auch in die Geheimnisse der ehrenwerten Korporation eingeweiht schien, deren Verdienste man so eben zu würdigen im Begriffe war, »wenn Sie etwas vertrauter mit der Lektüre der heiligen Schriften wären, als Sie zu sein scheinen, so würden Sie wissen, daß vor etwa zweitausend sechshundert Jahren dieser Jehu gestorben ist und daß er folglich nicht gegenwärtig die Diligencen auf den Landstraßen angreifen kann.«

»Herr Abbé«, antwortete Roland, der den Mann der Kirche erkannt hatte, »da Sie, trotz des bitteren Tones, in dem Sie sprechen, gut unterrichtet scheinen, so erlauben Sie einem armen Ignoranten, Sie um einige Details über diesen Jehu zu bitten, der vor zweitausend sechshundert Jahren gestorben ist und doch die Ehre hat, Genossen zu besitzen, die seinen Namen tragen.«

»Jehu«, antwortete der Mann der Kirche in demselben essigsauern Tone, »war ein König in Israel, von Elisa geweiht, unter der Bedingung, daß er die Verbrechen des Hauses Achab und Jesabel bestrafe und alle Priester des Baal vernichte.«

»Herr Abbé«, versetzte der junge Mann lächelnd, »ich danke Ihnen für die Erklärung: ich zweifle nicht, daß sie genau und namentlich sehr gelehrt ist, nur gestehe ich Ihnen, daß sie mich nicht sehr aufklärt.«

»Wie! Citoyen«, sagte der Stammgast der Table d'Hôte, »Sie begreifen doch, daß Jehu Seine Majestät Ludwig XVIII. ist, unter der Bedingung gesalbt, daß er die Verbrechen der Revolution bestrafe und die Baalspriester vernichte, das heißt, alle diejenigen, welche irgend welchen Teil an diesem abscheulichen Stand der Dinge genommen, den man seit sieben Jahren die Republik nennt?«

»So, so!« machte der junge Mann: »nun begreife ich. Aber zu denen, welche zu bekämpfen die Genossen Jehus die Ausgabe

haben, zählen Sie doch nicht die tapferen Soldaten, die den Fremden von den Grenzen Frankreichs zurückwarfen und die berühmten Generale, welche die Armeen von Tyrol, Sambre-et-Meuse und Italien kommandierten?»

»Allerdings, diese zuerst und vor allen.«

Die Augen des jungen Mannes schleuderten Blitze, seine Nasenflügel erweiterten, seine Lippen schlossen sich; er fuhr von seinem Sitze aus; aber sein Gefährte zog ihn an seinem Fracke wieder auf den Stuhl, während er ihm mit *einem* Blicke Schweigen gebot.

Der, welcher so eben diesen Beweis seiner Macht gegeben, nahm nun zum ersten Mal das Wort:

»Citoyen«, sagte er, indem er sich an den jungen Mann von der Table d'Hôte wandte, »entschuldigen Sie zwei Reisende, die vom Ende der Welt kommen, wenn Sie wollen, von Amerika oder Indien, die Frankreich seit zwei Jahren verlassen und nun vollkommen ohne Kenntnis von dem sind, was hier vorgeht, sich aber näher unterrichten wollen.«

»Je nun«, antwortete der, an welchen die Worte gerichtet waren, »das ist ja nicht mehr als billig, Citoyen; fragen Sie und man wird Ihnen antworten.«

»Gut denn«, fuhr der junge braune Mann mit dem Adlerauge, den schwarzen glatten Haaren und dem granitenen Teint fort, »nun, da ich weiß, was dieser Jehu ist und welche Ausgabe seine Genossenschaft hat, möchte ich auch wissen, was seine Genossen mit dem Geld beginnen, das sie nehmen.«

»O! mein Gott! das ist sehr einfach, Citoyen: Sie wissen, daß von der Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie stark die Rede ist?«

»Nein, ich weiß es nicht«, antwortete der junge braune Mann in einem Tone, dem er vergeblich Unbefangenheit zu verleihen suchte; »ich komme, wie ich Ihnen sagte, vom Ende der Welt.«

»Wie! Sie wußten das nicht? Nun gut, in sechs Monaten wird das eine vollendete Tatsache sein.«

»Wirklich!«

»Wie ich Ihnen zusagen die Ehre habe, Citoyen.«

Die beiden jungen Leute mit der militärischen Haltung tauschten

einen Blick und ein Lächeln aus, obgleich der junge Blonde seine Ungeduld kaum mehr zurückhalten zu können schien.

Ihr Mitunterredner fuhr fort:

»Lyon ist das Hauptquartier der Verschwörung, wenn man überhaupt ein Komplott, das sich bei Hellem Tage organisiert, eine Verschwörung nennen kann: der Name »provisorische Regierung« würde besser passen.«

»Nun gut, Citoyen«, sagte der junge braune Mann mit einer Höflichkeit, die nicht ohne Spott war, »so wollen wir provisorische Regierung sagen.«

»Diese provisorische Regierung hat ihren Generalstab und ihre Armeen.«

»Bah! ihren Generalstab, vielleicht . . . aber ihre Armeen . . . «

»Ihre Armeen, ich wiederhole es.«

»Wo sind sie?«

»Eine derselben organisiert sich in den Bergen der Auvergne unter den Befehlen des Herrn von Chardon: eine andere im Jura unter den Befehlen des Herrn von Teyssonnet, eine dritte endlich, welche funktioniert und zu dieser Stunde sogar sehr angenehm, in der Vendée unter den Befehlen Escarbovilles, Achille Leblonds und Cadoudal.«

»In der Tat, Citoyen, Sie erweisen mir einen wahrhaften Dienst, indem Sie mir all diese Neuigkeiten mitteilen. Ich glaubte die Bourbonen ganz in das Exil ergeben: ich glaubte die Polizei in der Weise gehandhabt, daß weder ein provisorisches royalistisches Comité in den großen Städten existieren, noch Banditen sich auf den Landstraßen herumtreiben konnten. Endlich glaubte ich die Vendée durch den General Hoche vollständig pacificirt.«

Der junge Mann, an welchen diese Antwort gerichtet war, brach in lautes Lachen aus.

»Aber, woher kommen Sie?« rief er, »woher kommen Sie?«

»Ich habe es Ihnen ja gesagt, Citoyen, vom Ende der Welt.«

»Man merkt es.«

Dann sagte er fortfahrend:

»Nun, Sie begreifen, die Bourbonen sind nicht reich, die Emigrés, deren Güter man verkaufte, sind ruiniert: es ist unmöglich, zwei Armeen zu organisieren und eine dritte zu

unterhalten, wenn man kein Geld hat. Man war in Verlegenheit: nur die Republik war es, die ihren Feinden Sold zahlen konnte: es schien jedoch nicht wahrscheinlich, daß sie sich gutwillig dazu entschließen würde: man hielt es deshalb, ohne weiter diese mißliche Unterhandlung zu versuchen, für das kürzeste, ihr lieber das Geld zu nehmen, statt sie darum anzugehen.«

»Ah, jetzt begreife ich endlich.«

»Das ist ein Glück.«

»Die *Genossen Jehus* sind die Vermittler zwischen der Republik und der Contre - Revolution, Die Einnehmer der royalistischen Generale.«

»Ja, es ist kein Diebstahl mehr, es ist eine militärische Operation, eine Waffentat, wie jede andere.«

im Korridor, die Türe des Speisesaales öffnete sich und ein maskierter, bis an die Zähne bewaffneter Mann erschien auf der Schwelle.

»Allerdings, Citoyen: nun sind Sie über diesen Punkt so aufgeklärt, als wir.«

»Aber«, warf der Weinhändler aus Bordeaux schüchtern ein, »wenn die Herren Genossen Jehus — bemerken Sie wohl, ich will ihnen nichts Böses nachsagen — wenn die Herren Genossen Jehus nur das Geld der Regierung wollen . . . «

»Das Geld der Regierung, nichts Anderes: es ist ohne Beispiel, daß sie einen Privatmann ausgeplündert.«

»Ohne Beispiel?«

»Ohne Beispiel.«

»Wie kam es denn aber, daß sie gestern außer dem Gelde der Regierung ein Häufchen von zweihundert Louisd'ors mitnahmen, die mir gehörten.«

»Mein lieber Herr«, antwortete der junge Mann in der Table d'Hôte, »ich habe Ihnen bereits gesagt, daß hier ein Irrtum obwaltet und daß Ihnen, so wahr ich Alfred von Barjols heiße, das Geld eines Tages zurückerstattet werden wird.«

Der Weinhändler stieß einen Seufzer aus und schüttelte den Kopf wie Einer, der trotz der ihm gegebenen Versicherung doch noch einigen Zweifel behält.

Und als wenn die Verbindlichkeit, die der junge Edelmann

übernommen, welcher so eben seine soziale Stellung durch die Nennung seines Namens kund gegeben, das Zartgefühl derer rege gemacht, für die er in die Schranken getreten, hielt in diesem Augenblicke ein Pferd vor der Türe: man hörte Schritte im Korridor, die Türe des Speisesaales öffnete sich und ein maskierter, bis an die Zähne bewaffneter Mann erschien auf der Schwelle.

»Meine Herren«, sagte er unter einer tiefen Stille, die sein Erscheinen verursacht hatte, »ist unter Ihnen ein Reisender Namens Jean Picot, der sich gestern in der Diligence befand, welche zwischen Lambesq und Pont-Royal angefallen wurde?«

»Ja«, sagte der Weinhändler ganz erstaunt.

»Sind Sie es?« fragte der maskierte Mann.

»Ja.«

»Wurde Ihnen nicht etwas genommen?«

»Allerdings, ein Häufchen von zweihundert Louisd'or, die ich dem Conducteur übergeben.«

»Und ich muß noch dazu sagen«, fügte der junge Edelmann hinzu, »daß dieser Herr eben in diesem Augenblicke davon sprach und sie verloren gab.«

»Der Herr hatte Unrecht«, sagte der unbekannt Maskierte, »wir führen Krieg mit der Regierung und nicht mit Privatleuten, wir sind Parteigänger, keine Diebe; hier sind ihre zweihundert Louisd'ors, mein Herr, und wenn in Zukunft ein ähnlicher Irrtum vorkommen sollte, so reklamieren Sie das Geld im Namen Morgans, der Ihnen als Empfehlung dienen wird.«

Bei diesen Worten legte der Mann mit der Maske einen Sack mit Gold zur Rechten des Weinhändlers nieder, grüßte die Tischgesellschaft höflich und verschwand, indem er die Einen erschrocken, die Andern verblüfft durch eine solche Kühnheit zurückließ.

II.

Ein italienisches Sprichwort.

Ogleich die beiden Gefühle, die wir so eben angedeutet haben, die vorherrschenden waren, gaben sie sich doch nicht bei allen Anwesenden in gleicher Weise kund. Die Verschiedenheit nuancierte sich nach dem Geschlechte, nach dem Alter, nach dem Charakter, wir möchten beinahe sagen, nach der sozialen Stellung der Zuhörer.

Der Weinhändler Jean Picot, der Hauptbeteiligte an dem Ereignis, das so eben vor sich gegangen, hatte auf den ersten Blick an der Tracht, den Waffen und der Maske einen der Männer erkannt, mit denen er gestern zu tun gehabt, und war deshalb bei seiner Erscheinung anfangs ganz vom Schrecken betäubt; als er jedoch nach und nach den Grund des Besuchs erkannte, den ihm der geheimnisvolle Bandit abstattete, hatte sich sein Schrecken allmählig in Freude verwandelt, indem er alle zwischen diesen beiden Gefühlen liegenden Nuancen nacheinander durchmachte. Sein Goldsack lag neben ihm und man hätte glauben können, er wage es nicht, denselben anzurühren: vielleicht fürchtete er, sobald er seine Hand daran bringe, werde er wie das Gold verschwinden, das man im Traum zu finden glaubt und das sogar verschwindet, ehe man noch die Augen öffnet, in jener Periode zunehmender Klarheit, welche den Schlaf vom vollkommenen Wachsein trennt.

Der dicke Herr aus der Diligence und seine Frau hatten, wie die übrigen Reisenden, welche zum gleichen Wagen gehörten, den unverholenen und lebhaftesten Schrecken an den Tag gelegt. Da er zur Linken von Jean Picot saß, als er den Banditen sich dem Weinhändler nahen sah, hatte er in der illusorischen Hoffnung, eine passende Distanz zwischen sich und dem Genossen Jehus zu behaupten, seinen Stuhl gegen den seiner Frau gerückt, die, dem Drucke nachgebend, auch den ihrigen zu rücken versuchte. Da der Stuhl jedoch, welcher hinter ihr stand, der des Citoyen Alfred von Barjols war, der keinen Grund, hatte, Leute zu fürchten, vor denen er eine so hohe und vorteilhafte

Meinung an den Tag gelegt, so hatte der Stuhl der Frau des dicken Herrn ein Hindernis in der Unbeweglichkeit desjenigen des jungen Mannes gesunden, so daß, wie es in Marengo acht bis neun Monate später geschah, als der Obergeneral es für Zeit hielt, wieder die Offensive zu ergreifen, die retrograde Bewegung ihr Ende erreicht hatte.

Was Jenen betrifft — wir sprechen von dem Citoyen Alfred von Barjols — so war sein Aussehen, wie das des Abbé, der die biblische Erklärung bezüglich des israelitischen Königs Jehu und seiner Mission gegeben, — sein Aussehen, sagen wir, war das eines Mannes, der nicht nur keine Furcht kennt, sondern sogar das Ereignis, das kommt, ruhig erwartet, wie unverhofft es auch sein mag. Um seine Lippen spielte ein Lächeln, und wenn nicht alle Tischgenossen so sehr mit den beiden Hauptbeteiligten der Szene, welche so eben gespielt, beschäftigt gewesen wären, hätten sie ein beinahe unmerkliches Zeichen beobachten können, das die Augen des Banditen und des jungen Edelmannes austauschten, ein Zeichen, das sich im selben Momente zwischen dem jungen Edelmann und dem Abbé wiederholte.

Die beiden Reisenden, welche wir in den Speisesaal eingeführt, und die, wie wir gesagt, ziemlich isoliert am Ende der Tafel saßen, hatten die ihren verschiedenen Charakteren entsprechende Haltung beobachtet. Der Jüngere von Beiden hatte instinktmäßig die Hand an seine Seite geführt, als wollte er dort eine nicht vorhandene Waffe suchen, und war, wie durch eine Feder bewegt, aufgesprungen, um den maskierten Mann am Halse zu packen, was auch sicherlich geschehen wäre, wenn er allein gewesen; aber der Ältere, der, welcher nicht bloß gewohnt zu sein, sondern auch das Recht zu haben schien, Befehle zu erteilen, hatte sich, wie er schon einmal getan, damit begnügt, ihn lebhaft an seinem Rocke Zurückzuhalten, indem er ihm in gebietendem, beinahe sogar hartem Tone sagte:

»Setze Dich, Roland!«.

Und der junge Mann hatte sich wirklich gesetzt. Derjenige jedoch von allen Gästen, welcher scheinbar wenigstens am teilnahmslosesten bei dem ganzen Vorgang geblieben, war ein Mann von dreiunddreißig bis vierunddreißig Jahren, mit blonden Haaren, rotem Bart, ruhigem und schönem Gesichte, intelligenten

und seinen Lippen, großen blauen Augen, einem hellen Teint und einem fremden Accent, der auf einen Mann deutete, welcher im Schooße der Insel geboren war, die in jenem Augenblicke mit uns einen so harten Krieg führte: so viel konnte man aus den seltenen Worten schließen, die ihm entschlüpft waren. Er sprach, trotz des bezeichneten Accentes, die französische Sprache mit einer seltenen Reinheit. Beim ersten Worte, das er ausgesprochen, und in dem man den Accent von jenseits des Canales erkannte, hatte der ältere der beiden Reisenden gezittert: und sich nach seinem Begleiter umwendend, der die Gedanken in seinem Blicke zu lesen gewöhnt war, hatte er diesen zu fragen geschienen, wie im Augenblick, wo der erbitterte Krieg, den die beiden Nationen mit einander führten, den Engländer natürlich aus Frankreich verbannen mußte, wie den Franzosen aus England, sich ein Engländer aus französischem Boden befinden könne. Ohne Zweifel hatte Roland die Antwort unmöglich geschienen, denn er hatte ihm mit einer Bewegung der Augen und einem Zucken der Achseln geantwortet, welches besagen wollte:

»Es erscheint mir ebenso seltsam, als Ihnen: aber wenn Sie die Lösung eines solchen Problems nicht finden, Sie der Mathematiker *par excellence*, so fragen Sie nicht mich.«

Was den beiden jungen Leuten klarer als alles dies geworden, das war, daß der blonde Mann mit dem angelsächsischen Accent der Reisende sei, dessen komfortabler Wagen angespannt vor der Türe des Hotels wartete, und daß dieser Reisende aus London oder wenigstens aus einer der Grafschaften oder einem der Herzogtümer Großbritanniens sein müsse.

Was die Worte betrifft, die er zum Besten gegeben, so haben wir bereits gesagt, daß ihrer wenige waren, so wenige, daß sie eher für Ausrufungen, als für Worte gelten konnten; dagegen hatte der Engländer bei jeder Erklärung, die über den Stand der Dinge in Frankreich gegeben wurde, ostensibel ein Notizbuch herausgezogen, und, indem er bald den Weinhändler bald den Abbé, bald endlich den jungen Edelmann bat, die Erklärung zu wiederholen, was jeder in derselben höflichen Weise tat, wie gebeten wurde, sich alles ausgezeichnet, was Wichtiges, Außerordentliches und Interessantes über den Angriff auf die Diligence, den Zustand in der Vendée und die Genossen Jehus

gesagt worden, indem er jedes mal mit Wort und Gebärde in jener steifen Art, die unser Nachbarn jenseits des Meeres eigentümlich ist, dankte und jedes mal in die Seitentasche seines Überrocks sein mit einer neuen Notiz bereichertes Buch steckte.

Endlich hatte er, wie ein durch eine unerwartete Entwicklung freudig überraschter Zuschauer, vor innerer Befriedigung bei dem Anblick des maskierten Nannes laut aufgejauchzt, mit beiden Ohren gelauscht, mit allen Augen ausgeschaut, ihn nicht aus dem Gesicht verloren, bis die Türe sich hinter ihm geschlossen, und dann lebhaft sein Notizbuch aus der Tasche ziehend, zu seinem Nachbar, der Niemand anderes, als der Abbé war, gesagt:

»O, mein Herr, würden Sie wohl die Güte haben, wenn ich mich nicht genau erinnerte, mir Wort für Wort zu wiederholen, was der Gentleman, der so eben weggeht, gesagt hat?«

Er hatte sich augenblicklich ans Schreiben gemacht, und da sich das Gedächtnis des Abbé mit dem innigen verband, die Befriedigung gehabt, die Worte, welche der Genosse Jehus an den Citoyen Jean Picot gerichtet, vollständig aufzeichnen zu können.

Nachdem dies aufgezeichnet war, hatte er mit einem Accente, der seinen Worten ein fremdartiges Gepräge von Originalität verlieh, ausgerufen:

»O, wirklich, nur in Frankreich können solche Sachen vorkommen: Frankreich ist das merkwürdigste Land der Welt. Es gewährt mir unendlichen Genuß, meine Herren, in Frankreich zu reisen und die Franzosen kennen zu lernen.«

Diese letzte Phrase wurde mit so viel Courtoisie ausgesprochen, daß, wenn man sie aus diesem ernsten Munde hatte hervorgehen hören, nichts übrig blieb, als dem zu danken, der sie ausgesprochen, war er auch der Abkömmling der Sieger von Crecy, Poitiers und Azincourt.

Der jüngere der beiden Reisenden war es, welcher auf diese Höflichkeit mit dem Tone leichten Spottes, der ihm angeboren schien, antwortete:

»Wahrhaftig, ich bin ganz im selben Falle, wie Sie, Mylord: ich sage Mylord, da ich annehme, daß Sie Engländer sind.«

»Ja, mein Herr«, antwortete der Gentleman, »ich habe diese

Ehre.«

»Nun gut, wie ich Ihnen sagte«, fuhr der junge Mann fort, »es gewährt mir unendlichen Genuß, in Frankreich zu reisen und hier zu sehen, was ich gesehen. Man muß unter der Regierung der Citoyens Gohier, Moulins, Roger-Ducos, Siéyès und Barras leben, um solch einem drolligen Austritt anzuwohnen, und wenn man in fünfzig Jahren erzählen wird, daß in einer Stadt von dreißigtausend Seelen am hellen Tage ein Straßenräuber, die Maske auf dem Gesichte, zwei Pistolen und einen Säbel im Gürtel, einem ehrbaren Kaufmann die zweihundert Louisd'ors zurückgebracht, die er ihm am Tage vorher abgenommen und die Jener bereits verloren gab: wenn man hinzufügen wird, daß dies an einer Table d'Hôte geschehen ist, an der zwanzig bis fünfundzwanzig Menschen saßen und daß dieses Muster von Banditen sich wieder ruhig entfernte, ohne daß eine dieser zwanzig bis fünfundzwanzig anwesenden Personen ihn am Kragen gepackt, so gehe ich eine Wette ein, daß man den als infamen Lügner behandeln wird, der die Keckheit hat, diese Anekdote zu erzählen.«

Und der junge Mann brach, in den Stuhl sich zurücklehnd, in lautes Lachen aus, aber in ein so heftiges und kreischendes Lachen, daß ihn alle Welt erstaunt ansah, während sein Gefährte mit einer beinahe väterlichen Unruhe die Augen auf ihn geheftet hatte.

»Mein Herr«, sagte der Citoyen Alfred von Barsols, auf welchen, wie auf die Übrigen, dieser seltsame und mehr traurige, oder vielmehr weit eher schmerzliche als heitere Ausbruch einen tiefen Eindruck machte und den er, bevor er antwortete, bis in sein letztes Zittern hatte verklingen lassen, »mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß der Mann, den Sie so eben gesehen, kein Straßenräuber ist.«

»Bah, offen und ehrlich, was ist er denn?«

»Er ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein junger Mann von ebenso guter Familie, als Sie und ich.«

»Der Graf von Horn, den der Regent auf dem Greveplatz rädern ließ, war ebenfalls ein junger Mann von guter Familie und der Beweis dafür, daß der ganze Adel von Paris Wagen zu seiner Hinrichtung schickte.«

»Der Gras von Horn hatte, wenn ich mich recht erinnere, einen Juden ermordet, um ihm einen Wechsel zu stehlen, den er nicht im Stande war, zu bezahlen, aber Niemand wird es wagen, zu behaupten, daß ein Genosse Jehus ein Haar auf dem Haupte eines Kindes gekrümmt.«

»Nun, meinetwegen: zugegeben, daß das Institut zu philanthropischen Zwecken gegründet sei, nämlich das Gleichgewicht zwischen den Gütern der Menschen wieder herzustellen, die Launen des Zufalls gut zu machen, die Mißbräuche der Gesellschaft zu reformieren, — wenn er auch ein Dieb nach Art Karl Moors wäre, so ist Ihr Freund Morgan, nicht wahr, Morgan nannte sich der ehrenwerte Citoyen? . . . «

»Ja«, sagte der Engländer.

»Nun, so ist und bleibt Ihr Freund doch ein Dieb.«

Der Citoyen Alfred von Barjols wurde äußerst blaß.

»Der Citoyen Morgan ist nicht mein Freund«, antwortete der junge Aristokrat, »wenn er es aber wäre, würde ich mir eine Ehre aus seiner Freundschaft machen.«

»Ohne Zweifel«, antwortete Roland laut lachend: »wie Herr von Voltaire sagt:

Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohltat der Götter.«

»Roland, Roland«, sagte sein Gefährte in leisem Tone zu ihm.

»O General«, antwortete dieser, vielleicht mit Absicht sich diesen Titel entchlüpfen lassend, der seinem Gefährten gebührte, »lassen Sie mich gefälligst ein Gespräch mit diesem Herrn fortsetzen, das mich im höchsten Grade interessiert.«

Dieser zuckte die Achseln.

»Sehen Sie, Citoyen«, fuhr der junge Mann mit einer seltsamen Hartnäckigkeit fort, »ich muß mich genau unterrichten: vor zwei Jahren verließ ich Frankreich und seit meiner Abreise haben sich so viele Dinge verändert, Tracht, Sitte, Accent, daß selbst die Sprache sich verändert haben könnte. Wie nennen Sie es in der Sprache, die man heutzutage in Frankreich spricht, wenn man die Diligencen anhält und das Geld nimmt, das sie mit sich führen?«

»Mein Herr«, sagte der junge Edelmann im Tone eines Mannes, der fest entschlossen ist, den Streit bis zu Ende durchzukämpfen,

»ich nenne das Krieg führen: und hier Ihr Gefährte, den Sie so eben General genannt, wird Ihnen in seiner Eigenschaft als Soldat sagen, daß abgesehen von dem Vergnügen zu töten und sich töten zu lassen, die Generale aller Zeiten nichts Anderes getan, als der Citoyen Morgan.«

»Wie!« rief der junge Mann, dessen Augen Blitze schleuderten, »Sie wagen es, einen Vergleich . . . «

»Lassen Sie den Herrn seine Theorie entwickeln, Roland«, sagte der braune Reisende, dessen Augen im Gegensatz gegen die seines Gefährten, die sich weiter zu öffnen schienen, um ihre Flammen zu speien, sich mit ihren langen schwarzen Wimpern verschleierten, um nicht sehen zu lassen, was in seinem Herzen vorging.

»Ah!« sagte der junge Mann mit seinem hastigen Accente, »Sie sehen wohl, daß Sie nun auch anfangen, an der Diskussion Interesse zu finden.«

Dann sich an den wendend, den er aufs Korn genommen:

»Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort«, sagte er, »der General erlaubt es.«

Der junge Edelmann errötete ebenso sichtbar, als er einen Augenblick vorher erblaßt war, und mit zusammengekniffenen Zähnen, die Ellbogen auf dem Tische, das Kinn auf der Faust, um sich so viel als möglich seinem Gegner zu nähern, sagte er mit provenzalischem Accente, der immer ausgesprochener hervortrat, je heftiger der Streit wurde:

»Da es *der General erlaubt*«, — er legte einen besonderen Nachdruck auf die beiden Worte der *General*, — »so werde ich die Ehre haben, ihm und Ihnen, Citoyen, zu entgegnen, daß ich mich zu erinnern glaube, im Plutarch gelesen zu haben, daß im Augenblick, als Alexander nach Indien ging, er nur achtzehn bis zwanzig Talente Goldes mit sich führte, was ungefähr so viel sagen will, als hundert bis hundertzwanzigtausend Franken. Glauben Sie Mir, daß er mit diesen achtzehn bis zwanzig Talenten Goldes seine Armee unterhielt, die Schlacht am Granicus gewann, Kleinasien unterwarf, Tyrus, Gaza, Syrien, Ägypten eroberte, Alexandrien baute, bis nach Libyen vordrang, sich durch das Orakel von Ammon zum Sohne Jupiters erklären ließ, bis zum

Hyphasis vorrückte, und als sich seine Soldaten weigerten, ihm weiter zu folgen, nach Babylon zurückkam, um dort an Luxus, Verschwendung und Üppigkeit die luxuriösesten, verschwenderischsten und üppigsten Könige Asiens zu übertreffen. Zog er aus Macedonien etwa sein Geld, und glauben Sie, daß der König Philipp, einer der ärmsten Könige des armen Griechenland, die Tratten honorierte, die sein Sohn aus ihm zog? Nein, gewiß nicht; Alexander machte es wie der Citoyen Morgan; nur statt Diligencen auf der Landstraße anzuhalten, plünderte er die Städte, legte den Königen Lösegelder auf und erhob Kontributionen von den eroberten Ländern. Gehen wir zu Hannibal über. Sie wissen, wie er von Carthago ausgezogen, nicht wahr? Er hatte nicht mal die achtzehn oder zwanzig Talente seines Vorgängers Alexander; aber da er Geld brauchte, so nahm und plünderte er mitten im Frieden und gegen alle Verträge die Stadt Sagunt; von da an war er reich und konnte ins Feld ziehen. Verzeihung, diesmal citire ich nicht mehr aus Plutarch, sondern aus Cornelius Nepos. Ich übergehe sein Herabsteigen von den Pyrenäen, seinen Übergang über die Alpen, die drei Schlachten, die er gewann und bei denen er sich jedes mal des Schatzes der Besiegten bemächtigte, und komme zu den fünf bis sechs Jahren, die er in Campanien zubrachte. Glauben Sie, daß er für seine Armee den Capuanern eine Pension bezahlte, und daß die Banquiers von Carthago, die mit ihm brouillirt waren, ihm Geld schickten? Nein, der Krieg unterhielt den Krieg, das morganische System, Citoyen. Kommen wir zu Cäsar. Ah, Cäsar, das ist etwas Anderes. Er geht nach Spanien mit ungefähr dreißig Millionen Schulden, kommt mit beinahe eben so vielen zurück, geht nach Gallien, bleibt dort zehn Jahre bei unseren Vorfahren: während dieser zehn Jahre schickt er mehr als hundert Millionen nach Rom, geht über die Alpen zurück, überschreitet den Rubicon, geht geradezu auf das Capitol los, erzwingt die Türen des Saturnustempels, wo der Schatz ist, nimmt daraus für seine Privatbedürfnisse, nicht für die der Republik, dreitausend Pfund Gold in Barren und stirbt, er, den seine Gläubiger zwanzig Jahre vorher nicht aus seinem kleinen Hause in der Straße Suburra herauslassen wollen, indem er zwei bis dreitausend Sesterzen jedem Bürger, zehn bis zwölf Millionen der Calpurnia

und dreißig bis vierzig Millionen dem Octavius hinterläßt. Immer das morganische System, nur daß Morgan, das bin ich sicher, sterben wird, ohne für sich eine Hand an das Silber der Gallier, noch an das Gold des Capitols gelegt zu haben. Machen wir jetzt einen Sprung von achtzehnhundert Jahren und kommen wir zum General Buonaparte.«

Und der junge Aristokrat legte, wie es die Feinde des Siegers von Italien zu tun gewöhnt waren, einen besonderen Nachdruck auf das u, das Bonaparte aus seinem Namen gestrichen und das e, dem er den scharfen Accent genommen.

Diese Absichtlichkeit schien Roland heftig zu reizen: er machte eine Bewegung, als wollte er sich auf seinen Gegner stürzen, aber sein Gefährte hielt ihn zurück.

»Lassen Sie«, sagte er, »lassen Sie, Roland: ich bin überzeugt, daß der Citoyen Barjols nicht behaupten wird, der General Buonaparte, wie er ihn nennt, sei ein Dieb.«

»Nein, ich werde es nicht sagen: aber es gibt ein italienisches Sprichwort, welches es statt meiner sagt.«

»Wie heißt das Sprichwort?« fragte der General, das Wort für seinen Gefährten ergreifend, indem er diesmal sein glänzendes, ruhiges und tiefes Auge auf den jungen Edelmann richtete.

»Es heißt einfach: *Francesi non sono tutti ladroni ma Buonaparte*. Was so viel sagen will als: Die Franzosen sind nicht alle Räuber, aber . . . «

»Recht hübsch«, sagte Roland.

»Ja, aber Buonaparte«, antwortete Barjols.

Kaum war das unverschämte Wort dem Munde des jungen Aristokraten entschlüpft, als der Teller, mit welchem Roland spielte, seinen Händen entwichte und ihm ins Gesicht flog.

Die Frauen stießen einen Schrei aus, die Männer erhoben sich.

Roland verfiel in jenes heftige Gelächter, das ihm eigentümlich war, und sank in den Stuhl zurück.

Der junge Aristokrat blieb ruhig obgleich das Blut von seiner Augenbraue über seine Wange herabfloß.

In diesem Augenblick trat der Conducteur ein und sagte nach der gewöhnlichen Formel:

»Wollen Sie einsteigen, Citoyens!«

Die Reisenden, welche sich gerne von dem Schauplatz des Streites entfernten, dem sie so eben angewohnt, stürzten nach der Türe.

»Entschuldigen Sie, mein Herr«, sagte Alfred von Barjols zu Roland. »Sie gehören hoffentlich nicht zur Diligence?«

»Nein, mein Herr, ich gehöre zu der Postchaise: aber seien Sie ruhig, ich gehe nicht fort.«

»Ich auch nicht«, sagte der Engländer: »man spanne die Pferde aus, ich bleibe.«

»Ich gehe«, sagte der junge braune Mann, dem Roland den Titel eines Generals gegeben, mit einem Seufzer:

»Du weißt, daß es sein muß, mein Freund, und daß meine Anwesenheit dort absolut nötig ist. Aber ich schwöre Dir, daß ich Dich nicht so verlassen würde, wenn ich es anders machen könnte . . . «

Und indem er diese Worte sagte, verriet seine Stimme eine Aufregung, deren ihr sonstiger fester und metallener Klang nicht fähig zu sein schien.

Roland dagegen schien auf dem Gipfel der Freude: man hätte glauben sollen, dieser Kampfnatur öffne sich beim Herannahen der Gefahr, die sie, wenn nicht hervorgerufen, so doch nicht zu vermeiden gesucht, weit die Brust.

»Gut! General«, sagte er, »wir müßten uns doch in Lyon trennen, da Sie die Güte hatten, mir einen Urlaub von einem Monat zu bewilligen, um nach Bourg zu meiner Familie zu gehen. Wir machen nur sechzig Stunden weniger zusammen, das ist Alles. Ich werde Sie in Paris wiederfinden. Nur bitte ich Sie, wenn Sie eines ergebenen Mannes bedürfen, der stets schlagfertig ist, sich meiner zu erinnern.«

»Sei ruhig, Roland.«

Und indem er die beiden Gegner scharf ins Auge faßte, sagte er zu seinem jungen Gefährten mit einem unbeschreiblich zärtlichen Accente,

»lasse Dich nicht töten: aber wenn es möglich ist, so töte auch Deinen Gegner nicht. Dieser junge Mann ist im Ganzen genommen ein Mann von Herz und ich möchte einst alle Leute von Herz für mich haben.«

»Man wird sein Bestes tun, General, seien Sie ruhig.«

In diesem Augenblick erschien der Wirt auf der Schwelle des Zimmers.

»Die Postchaise für Paris ist angespannt«, sagte er.

Der General nahm seinen Hut und seinen Stock, den er auf einen Sessel gelegt: Roland dagegen folgte ihm absichtlich entblößten Hauptes, damit man sehe, er habe nicht die Absicht, mit seinem Gefährten abzureisen.

Alfred von Barjols machte keinen Einwand gegen sein Weggehen. Es war ja überdies leicht zu sehen, daß sein Gegner eher Streitigkeiten suche, als vermeide.

Dieser begleitete den General bis an den Wagen, wo derselbe einstieg.

»Tut nichts«, sagte er, indem er sich setzte, »es schmerzt mich sehr, Dich allein zu lassen, Roland, ohne einen Freund, der Dir als Zeuge dienen könnte.«

»O beunruhigen Sie sich nicht darüber, General: es fehlt uns nie an Zeugen: es gibt und wird immer Menschen geben, welche wissen möchten, wie ein Mensch den andern umbringt.«

»Auf Wiedersehen, Roland: Du hörst, ich sage nicht Lebewohl, ich sage auf Wiedersehen.«

»Ja, mein liebes General«, antwortete der junge Mann, mit einer beinahe gerührten Stimme, »ich höre wohl und ich danke Ihnen.«

»Versprich mir, sobald die Sache abgemacht ist, zu schreiben oder durch Jemanden schreiben zu lassen, wenn Du es selbst nicht könntest.«

»O fürchten Sie nichts, General; ehe vier Tage vergehen, werden Sie einen Brief von mir haben«, antwortete Roland.

Dann fügte er mit einem Accente tiefer Bitterkeit hinzu:

»Haben Sie nicht bemerkt, daß ein Verhängnis über mir waltet, das nicht will, daß ich sterbe?«

»Roland!« machte der General in strengem Tone, »noch immer!«

»Nichts, nichts«, sagte der junge Mann den Kopf schüttelnd und seines Zügen den Schein sorgloser Heiterkeit verleihend, die der gewöhnliche Ausdruck seines Gesichtes gewesen sein mußte,

ehe ihm das unbekannte Unglück geschehen, das ihn so jung schon den Tod wünschen ließ.

»Gut. Apropos, suche eines zu erfahren.«

»Was, General?«

»Wie es kommt, daß in dem Augenblick, wo wir mit England im Kriege sind, ein Engländer so frei und unangefochten in Frankreich umherreist, als wäre er zu Hause.«

»Gut; ich werde es erfahren.«

»Wie?«

»Ich weiß noch nicht; aber wenn ich Ihnen verspreche, es zu erfahren, so werde ich es erfahren, und müßte ich auch ihn selbst darum befragen.«

»Unglücklicher Mensch! verwickle Dich nicht in eine andere Affaire von dieser Seite.«

»In jedem Falle wäre das, da er ein Feind ist, kein Duell, sondern ein Kampf.«

»Noch einmal, auf Wiedersehen, umarme mich.«

Roland warf sich mit einer Bewegung leidenschaftlicher Dankbarkeit an den Hals desjenigen, der ihm so eben diese Erlaubnis gegeben.

»O General!« rief er, »wie glücklich wäre ich . . . wenn ich nicht so unglücklich wäre!«

Der General betrachtete ihn mit tiefer Innigkeit.

»Du wirst mir später mal Dein Unglück erzählen, nicht wahr, Roland?« sagte er.

Roland stieß ein schmerzliches Lachen aus, das schon zwei bis drei Mal hervorgebrochen.

»O, bei Gott, nein«, sagte er, »Sie würden zu sehr darüber lachen.«

Der General sah ihn an, wie er etwa einen Narren angesehen.

»Nun«, sagte er, »man muß die Menschen nehmen, wie sie sind.«

»Namentlich, wenn sie nicht sind, was sie zu sein scheinen.«

»Du hältst mich für, Ödipus und gibst mir Rätsel zu raten.«

»Ah, wenn Sie das erraten, General, so begrüße ich Sie als König von Theben. Aber mit all' meinen Thorheiten vergesse ich,

daß jede Ihrer Minuten kostbar ist und daß ich Sie hier unnütz aufhalte.«

»Du hast Recht. Hast Du Aufträge für Paris?«

»Drei: meine freundlichen Grüße an Bourrienne, meinen Respekt an Ihren Bruder Lucian und meine zartesten Huldigungen für Madame Bonaparte.«

»Es soll ausgerichtet werden.«

»Wo werde ich Sie in Paris finden?«

»In meinem Hause in der Rue de la Victoire und vielleicht . . . «

»Vielleicht . . . «

»Wer weiß? vielleicht im Luxembourg.«

Dann warf er sich zurück, als ob er bedauerte, so viel gesagt zu haben, selbst gegenüber von dem, den er als seinen besten Freund betrachtete:

»Nach Orange«, sagte er zu dem Postillion, »so rasch als möglich.«

Der Postillion, der nur einen Befehl erwartete, peitschte seine Pferde; der Wagen fuhr rasch und mit donnerndem Geräusche ab und verschwand durch das Thor.

III.

Der Engländer.

Roland blieb unbeweglich auf demselben Platze stehen, nicht bloß so lange er den Wagen sehen konnte, sondern auch noch lange nachdem er verschwunden war.

Dann schüttelte er den Kopf, als wollte er die Wolke verscheuchen, die sich auf seiner Stirne gelagert hatte, kehrte in das Hotel zurück und verlangte ein Zimmer.

»Führen Sie den Herrn auf Nr. 3«, sagte der Wirt zu einem Zimmermädchen.

Das Zimmermädchen nahm einen Schlüssel, der an einer großen Tafel von schwarzem Holze hing, an der zwei Reihen weißer Nummern angeschrieben standen, und gab dem jungen Reisenden ein Zeichen, daß er ihr folgen könne.

»Lassen Sie mir Papier, eine Feder und Tinte herausbringen«, sagte der junge Mann zum Wirt: »wenn Herr von Barjols nach mir fragt, so sagen Sie ihm meine Zimmernummer.«

Der Wirt versprach die Befehle Rolands auszuführen, welcher hinter dem Mädchen die *Marseillaise* pfeifend die Treppe hinaufstieg.

Fünf Minuten später saß er an einem Tische, hatte Tinte, Feder und Papier, die er verlangt, vor sich und rüstete sich zum Schreiben.

Im Augenblicke jedoch, als er die erste Linie beginnen wollte, pochte man dreimal an die Türe.

»Herein«, sagte er, indem er den Fauteuil, in welchem er saß, auf einem Hinterbein pirouettiren ließ, um dem Eintretenden, das Gesicht zuzukehren: er dachte sich nicht anders, als, es müsse entweder Herr von Barjols oder einer seiner Freunde sein.

Die Türe öffnete sich mit einer regelmäßigen Bewegung, wie die einer Mechanik, und der Engländer erschien auf der Schwelle.

»Ah!« rief Roland, entzückt über den Besuch wegen des Auftrages, den ihm der General gegeben, »Sie sind's?«

»Ja«, sagte der Engländer, »ich bin's.«

»Seien Sie mir willkommen.«

»O, wenn ich Ihnen willkommen bin, um so besser! Denn ich wußte nicht, ob ich kommen dürfte.«

»Warum das?«

»Wegen Abukirs.«

Roland lachte.

»Es gab zwei Schlachten von Abukir«, sagte er: »eine, welche wir verloren, eine andere, welche wir gewonnen.«

»Wegen der, welche Sie verloren.«

»Gut!« sagte Roland, »man schlägt sich, man tötet sich, man vernichtet sich auf dem Schlachtfelde; aber das hindert nicht, daß man sich die Hand drückt, wenn man sich auf neutralem Boden begegnet; ich wiederhole Ihnen deshalb, seien Sie mir willkommen, namentlich wenn Sie mir gefälligst sagen wollen, Weshalb Sie kommen.«

»Ich danke: aber vor allem lesen Sie das.«

Und der Engländer zog ein Papier aus seiner Tasche.

»Was ist das?« fragte Roland.

»Mein Paß.«

»Was habe, ich mit Ihrem Paß zu schaffen?« fragte Roland; »ich bin kein Gendarm.«

»Nein; da ich Ihnen jedoch meine Dienste anzubieten komme, würden Sie sie vielleicht nicht annehmen, wenn Sie nicht wüßten, wer ich bin.«

»Ihre Dienste, mein Herr?«

»Ja, aber lesen Sie doch.«

Roland las:

»Im Namen der französischen Republik, fordert das Direktorium alle Behörden aus, Sir John Tannlay Esq. frei und ungehindert im ganzen Bereich der Republik passieren zu lassen und ihm Schutz und Unterstützung zu gewähren, falls er solcher bedarf.«

Gezeichnet: Fouché.«

»Und weiter unten sehen Sie.«

»Ich empfehle ganz besonders Sir John Tannlay als Philanthropen und Freund der Freiheit.«

Gezeichnet: Barras.«

»Sie haben gelesen?«

»Ja, ich habe gelesen, aber was weiter?«

»Nun denn, mein Vater Mylord Tannlay hat Herrn Barras Dienste geleistet; deshalb erlaubt mir Herr Barras in Frankreich umher zureisen, und ich bin sehr zufrieden mit meiner Reise, ich amüsiere mich kostbar.«

»Ja, ich erinnere mich, Sir John; Sie haben uns bereits die Ehre angetan, uns dies bei Tische zu versichern.«

»Ja, ich sagte es bereits, das ist wahr; ich habe auch gesagt, daß ich die Franzosen sehr liebe.«

Roland verbeugte sich.

»Und namentlich den General Bonaparte«, fuhr Sir John fort.

»Sie lieben den General Bonaparte?«

»Ich bewundere ihn; er ist ein großer, sehr großer Mann.«

»Ah, Verzeihung, Sir John; ich bedaure, daß er nicht hört, daß das ein Engländer von ihm sagt.«

»O, wenn er hier wäre, würde ich es nicht sagen.«

»Warum?«

»Ich wollte nicht, daß er von mir glaubte, ich sage es, um ihm ein Vergnügen zu machen. Ich sage es, weil es meine Ansicht ist.«

»Ich zweifle nicht daran, Mylord«, sagte Roland, der nicht wußte, wo der Engländer damit hinaus wollte, und der, da er durch den Paß erfahren, was er wissen wollte, sehr zurückhaltend war.

»Und als ich sah«, fuhr der Engländer mit demselben Phlegma fort, »daß Sie die Partei des Generals Bonaparte nehmen, so machte mir das Vergnügen.«

»Wirklich?«

»Großes Vergnügen«, machte der Engländer mit einer bestätigenden Bewegung des Kopfes.

»Um so besser.«

»Als ich aber sah, daß Sie Herrn Alfred von Barjols einen Teller an den Kopf warfen, so bereitete mir das großen Kummer.«

»Das bereitete Ihnen Kummer, Mylord: Weshalb?«

»Weil in England ein Gentleman einem, andern Gentleman nicht einen Teller an den Kopf wirft.«

»Ah, Mylord«, sagte Roland und stand aus, indem er die Brauen zusammenzog, »sollten Sie zufällig gekommen sein, um mir eine Lektion zu geben?«

»O nein: ich kam, um Ihnen zu sagen: Sie sind vielleicht in Verlegenheit, einen Zeugen zu finden?«

»Allerdings, Sir John, ich gestehe Ihnen ein, daß dies der Fall: und in dem Augenblicke, als Sie an die Türe pochten, fragte ich mich, an wen ich mich wegen dieses Dienstes wenden sollte.«

»Ich, wenn Sie wollen«, sagte der Engländer, »werde Ihr Zeuge sein.«

»Ah, bei Gott!« machte Roland, »mit großem Vergnügen.«

»Das ist der Dienst, den ich Ihnen leisten wollte!« Roland bot ihm die Hand hin.

»Angenommen«, sagte er.

Der Engländer verbeugte sich.

»Nun«, fuhr Roland fort, »Sie hatten den Tact, Mylord, mir, ehe Sie Ihre Dienste anboten, zu sagen, wer Sie sind: es ist in dem Augenblicke, wo ich sie annehme, nicht mehr als billig, daß Sie wissen, wer ich bin.«

»O, wie Sie wollen.«

»Ich heiße Louis von Montrevel, und bin Adjutant des Generals Bonaparte.«

»Adjutant des Generals Bonaparte! Das freut mich unendlich.«

»Das wird Ihnen auch erklären, Weshalb ich, vielleicht etwas zu warm, die Verteidigung meines Generals übernommen.«

»Nein, nicht zu warm: nur der Teller . . . «

»Ja, ich weiß wohl, die Herausforderung konnte den Teller entbehren: aber was wollen Sie, ich hielt ihn in der Hand, ich wußte nicht, was damit machen, ich warf ihn Herrn von Barjols an den Kopf: er flog mir aus der Hand, ohne daß ich es wollte.«

»Sie werden ihm das nicht sagen.«

»O seien Sie ruhig; ich sage es Ihnen, um Ihr Gewissen zu beruhigen.«

»Sehr gut: Sie werden sich also schlagen?«

»Ich bin deshalb wenigstens hier geblieben.«

»Und auf was wollen Sie sich schlagen?«

»Das geht mich nicht an, Mylord.«

»Wie! das geht Sie nicht an?«

»Nein: Herr von Barjols ist der Beleidigte: an ihm ist es, die Waffen zu wählen.«

»So nehmen Sie also die Waffe an, die er vorschlagen wird?«

»Nicht ich, Sir John, sondern Sie in meinem Namen, da Sie mir die Ehre erzeigen, mein Zeuge zu sein.«

»Und wenn er nun die Pistole wählt, auf welche Entfernung und wie wollen Sie sich schlagen?« »Das ist Ihre Sache, Mylord, und nicht die meine. Ich weiß nicht, ob dies auch in England der Fall, aber in Frankreich mischen sich die Duellanten in nichts: es ist die Sache der Zeugen, alles anzuordnen: was sie tun, ist immer richtig.«

»Was ich also tun werde, ist gut?«

»Gewiss Mylord.«

Der Engländer verbeugte sich.

»Die Stunde und der Tag des Kampfes?«

»O, je früher, je besser: ich habe meine Familie seit zwei Jahren nicht gesehen und ich gestehe Ihnen, daß es mich drängt, die Meinigen zu umarmen.«

Der Engländer sah Roland mit einem gewissen Erstaunen an: er sprach mit so viel Zuversicht, daß man hätte glauben können, er trage zum Voraus die Gewißheit in sich, nicht fallen zu können.

In diesem Augenblick pochte es an die Türe und die Stimme des Wirts fragte:

»darf man eintreten?«

Der junge Mann antwortete bejahend: die Türe öffnete sich und der Wirt trat mit einer Karte in der Hand, welche er seinem Gaste überreichte, ein.

Der junge Mann nahm die Karte und las:

»Charles von Valensolle.«

»Von Herrn Alfred von Barjols«, sagte der Wirt.

»Sehr gut!« machte Roland.

Dann übergab er die Karte dem Engländer und sagte:

»Nehmen Sie, das geht Sie an; es ist unnötig, daß ich diesen Herrn sehe, da man in diesem Lande nicht mehr Bürger ist. Herr von Valensolle ist der Zeuge des Herrn Von Barjols, Sie sind der meine, arrangieren Sie die Sache unter sich; nur«, fügte der junge Mann hinzu, indem er die Hand des Engländers drückte, und ihn fest ansah, »nur sehen Sie, daß die Sache ernstlich sei; ich würde, was Sie arrangiert haben, nur in dem Falle zurückweisen, wenn keine Chance vorhanden, daß der eine oder andere falle.«

»Seien Sie ruhig«, sagte der Engländer, »ich werde wie für mich handeln.«

»Nun gut, so gehen Sie; und wenn alles in Ordnung, so kommen Sie wieder; ich gehe nicht von der Stelle.«

Sir John folgte dem Wirt; Roland setzte sich wieder, ließ den Fauteuil zurückpirouettieren und saß vor dem Tische.

Er nahm seine Feder und begann zu schreiben.

Als Sir John zurückkehrte, setzte Roland, nachdem er zwei Briefe geschrieben und gesiegelt, die Adresse auf den dritten.

Er gab dem Engländer mit der Hand ein Zeichen zu warten, bis er fertig sei, um ihm dann seine ganze Aufmerksamkeit schenken zu können.

Er vollendete die Adresse, siegelte den Brief und drehte sich um.

»Nun«, fragte er, »ist alles in Ordnung?«

»Ja«, sagte der Engländer; »und das war eine leichte Sache; Sie haben es mit einem ächten Gentleman zu tun.«

»Um so besser!« machte Roland.

Er wartete.

»Sie schlagen sich in zwei Stunden an der Quelle von Vaucluse, einem reizenden Orte, auf Pistolen, indem Sie auf einander zugehen und jeder nach Belieben schießen, auch nach dem Feuer seines Gegners weiter gehen darf.«

»Bei Gott! Sie haben Recht, Sir John; das ist ganz vortrefflich. Haben Sie das so geordnet?«

»Ich und der Zeuge des Herrn von Barjols; Ihr Gegner hat auf all seine Privilegien als der Beleidigte verzichtet.«

»Hat man für die Waffen gesorgt?«

»Ich bot meine Pistolen an; sie wurden, nachdem ich mein Ehrenwort gegeben, daß sie Ihnen ebenso unbekannt seien, als Herrn von Barjols, angenommen; es sind ausgezeichnete Waffen, mit denen ich auf zwanzig Schritte eine Kugel auf eine Messerklinge abschieße.«

»Pest! Sie schießen gut, wie es scheint, Mylord?«

»Ja, ich bin, wie man behauptet, der beste Schütze von England.«

»Das ist gut, daß ich das weiß; wenn ich mich mal umbringen will, Sir John, so werde ich Streit mit Ihnen suchen.«

»O, suchen Sie nie einen Streit mit mir«, sagte der Engländer, »es würde mir zu großen Schmerz bereiten, mich mit Ihnen schlagen zu müssen.«

»Man wird sich bemühen, Ihnen keinen Kummer zu machen; in zwei Stunden, sagen Sie?«

»Ja, Sie sagten mir, daß Sie Eile haben.«

»Allerdings; wie weit ist es von hier nach dem reizenden Orte?«

»Nach Vaocluse?«

»Ja.«

»Vier Stunden.«

»Das ist die Sache von anderthalb Stunden, wir haben keine Zeit zu verlieren; erledigen wir deshalb die langweiligen Sachen, um uns nur dem Vergnügen hingeben zu können.«

Der Engländer sah den jungen Mann erstaunt an.

Roland schien diesen Blick nicht zu beachten.

»Hier sind drei Briefe«, sagte er, »einer für Frau von Montrevel, meine Mutter, einer für Fräulein von Montrevel, meine Schwester; einer für den Citoyen Bonaparte, meinen General. Wenn ich falle, werden Sie sie einfach auf die Post geben. Ist das zu viel Mühe?«

»Wenn der unglückliche Fall eintritt, werde ich die Briefe selbst überbringen«, sagte der Engländer.

Roland sah Sir John an.

»Wo wohnt Ihre Frau Mutter und Ihre Fräulein Schwester?«

fragte, er.

»In Bourg, dem Hauptort des Departements Aix.«

»Das ist ganz in der Nähe«, antwortete der Engländer.

»Was den General Bonaparte betrifft, so werde ich, wenn es Not tut, nach Ägypten gehen; es würde mir außerordentliche Freude machen, den General Bonaparte zu sehen.«

»Wenn Sie, wie Sie sagen, Mylord, sich die Mühe nehmen, den Brief selbst zu besorgen, so werden sie keinen so weiten Weg zu machen haben: in drei Tagen ist der General Bonaparte in Paris.«

»O!« machte der Engländer, ohne das geringste Erstaunen an den Tag zu legen; »Sie glauben?«

»Ich weiß es gewiß«, antwortete Roland.

»Es ist ein ganz außerordentlicher Mann, dieser General Bonaparte.

Haben Sie mir jetzt noch einen andern Auftrag zu geben, Herr von Montrevel.«

»Einen einzigen, Mylord.«

»O, mehrere, wenn Sie wollen.«

»Nein, ich danke, einen einzigen, aber einen sehr wichtigen.«

»Sprechen Sie.«

»Wenn ich gefallen bin . . . aber ich zweifle, daß ich dieses Glück habe . . . «

Sir John betrachtete Roland mit, jenem erstaunten Blick, den er schon zwei bis drei Mal auf ihn geheftet.

»Wenn ich gefallen bin«, fuhr Roland fort, »denn man muß am Ende auf Alles gefaßt sein . . . «

»Ja, wenn Sie gefallen sein werden, ich verstehe . . . «

»Hören Sie wohl, Mylord, denn es liegt mir ausdrücklich in diesem Falle viel daran, daß die Sachen genau so gehen, wie ich es Ihnen sagen werde.«

»Es wird geschehen, wie Sie es anordnen«, versetzte Sir John; »ich bin ein sehr pünktlicher Mann.«

»Nun denn, wenn ich falle«, fuhr Roland fort, indem er die Hand auf die Schulter seines Zeugen legte und stützte, als wollte er dadurch seinem Gedächtnisse den Auftrag, den er ihm zu geben im Begriffe war, besser einprägen, »so werden Sie meinen

Leichnam wie er ist, ganz angekleidet, ohne daß ihn Jemand berühren darf, in einen bleiernen Sarg legen, den Sie vor sich zulöten lassen. Den bleiernen Sarg schließen Sie in eine Bahre von Eichenholz, die Sie gleichfalls in Ihrer Gegenwart vernageln lassen. Endlich werden Sie es an meine Mutter expedieren, wenn Sie es nicht vorziehen sollten, Alles in die Rhone zu werfen, was ich ganz Ihrer freien Wahl überlasse, nur muß es wirklich dorthin geworfen werden.«

»Es wird mir nicht mehr Mühe machen«, versetzte der Engländer, »da ich den Brief nach Bourg bringe, auch den Sarg mit mir zu nehmen.«

»Nun wahrhaftig, Mylord«, sagte Roland mit seinem bekannten seltsamen Lachen, »Sie sind ein allerliebster Mensch, und die Vorsehung selbst hat mich Sie finden lassen. Auf denn, Mylord, auf.«

Beide verließen das Zimmer Rolands. Das von Sir John lag auf demselben Stock. Roland wartete, bis der Engländer die Waffen aus seinem Zimmer geholt.

Er erschien nach einigen Sekunden wieder und hielt eine Pistolenkapsel in der Hand.

»Jetzt, Mylord«, fragte Roland, »wie kommen wir nach Vaucluse? Zu Pferde oder zu Wagen?«

»Zu Wagen, wenn es Ihnen gefällt. Ein Wagen ist weit bequemer, wenn man verwundet ist; der meine wartet unten.«

»Ich glaubte, Sie hätten aufspannen lassen?«

»Ich gab den Befehl dazu, aber ich ließ den Postillion holen, um ihm Contreordre zu geben.«

Man stieg die Treppe hinab.

»Tom, Tom«, sagte Sir John, als er an die Türe kam, wo ihn ein Diener in der ächten Livree eines englischen Grooms wartete, »trage diese Kapsel.«

»I am going with my Lord?« fragte der Diener.

»Yes!« antwortete Sir John.

Dann zeigte er Roland den Wagentritt, den der Diener herabließ.

»Kommen Sie, Herr von Montrevel«, sagte er.

Roland stieg in den Wagen und streckte sich wollüstig darin

aus.

»Wahrhaftig«, sagte er, »nur die Engländer verstehen es, was Reisewagen heißt; man ist in dem Ihrigen, wie in seinem Bette. Ich wette, Sie lassen sich die Bahren mit Seide auspolstern, ehe Sie sich hineinlegen.«

»Ja, das ist wahr«, antwortete John, »das englische Volk versteht sich auf das Comfortable; aber das französische Volk ist ein interessanteres, und amüsanteres . . . Postillion, nach Vaocluse.«

IV.

Das Duell.

Der Weg ist nur von Avignon bis l'Isle fahrbar. Man machte die drei Stunden von Avignon nach l'Isle in einer Stunde.

Während dieser Stunde war Roland, als wenn er sich Vorgenommen, seinem Reisegefährten die Zeit kurz erscheinen zu lassen, voll munterer Einfälle und hinreißender Lustigkeit: je mehr er sich dem Kampfplatz näherte, desto größer wurde seine gute Laune. Wer die Ursache dieser Fahrt nicht gekannt, würde sich nicht haben träumen lassen, daß der unermüdlich plaudernde und beständig lachende junge Mann einer Todesgefahr entgegenging.

Am Dorf l'Isle mußte man aus dem Wagen steigen. Man erkundigte sich: Roland und Sir John waren zuerst auf dem Platze.

Sie begaben sich auf den Weg, der nach der Quelle führte.

»O, o«, sagte Roland, »hier muß ein schönes Echo sein.«

Er stieß ein bis zwei Schreie aus, aus welche das Echo mit großer Gefälligkeit antwortete.

»Ah! wirklich«, sagte der junge Mann, »ein prachtvolles Echo. Ich kenne nur das der Scinonnette in Mailand, das damit zu vergleichen wäre. Warten Sie, Mylord.«

Und er begann mit Modulationen, welche eine bewundernswerte Stimme und eine ausgezeichnete Methode verrieten, ein Tyrolerlied zu singen, welches wie eine Aufforderung der menschlichen Kehle durch die empörte Musik erschien.

Sir John betrachtete und lauschte Roland mit einem Staunen, das er zu verheimlichen sich nicht mehr die Mühe gab.

Als der letzte Ton in der Höhlung des Berges verklungen, sagte Sir John:

»Ich glaube, Gott verdamme mich, daß Sie den Spleen haben.«
Roland zitterte und sah ihn fragend an.

Als er jedoch sah, daß Sir John nicht weiter sprach, fragte er:

»Nun! und wer macht Sie das glauben?«

»Sie sind zu ausgelassen heiter, um nicht sehr traurig zu sein.«

»Ja, und diese Anomalie setzt Sie in Erstaunen?«



»Nichts setzt mich in Erstaunen, alles hat seinen Grund, warum es so ist.«

»Das ist richtig; man muß nur in das Geheimnis eindringen. Nun, ich will Sie dazu in den Stand setzen.«

»O, ich möchte Sie nicht dazu drängen.«

»Sie sind zu artig dazu; aber gestehen Sie, daß es Ihnen Vergnügen machen würde, in Rücksicht auf mich klar zu sehen.«

»Aus Interesse für Sie.«

»Gut denn, Mylord, so erfahren Sie die Lösung des Rätsels; ich werde Ihnen sagen, was ich noch Niemand gesagt. Wie Sie mich hier, sehen, anscheinend von einer ausgezeichneten Gesundheit

begünstigt, habe ich eine Pulsadergeschwulst, die mir furchtbare Leiden verursacht. Jeden Augenblick habe ich Krämpfe, Schwächen, Ohnmachten, über die sich eine Frau schämen würde. Ich muß beständig die lächerlichsten Vorsichtsmaßregeln brauchen, und trotzdem hat mich Larcey versichert, daß ich jeden Augenblick gefaßt sein müsse, die Welt zu verlassen, da die kranke Arterie in meiner Brust bei der geringsten Anstrengung zerspringen könne. Denken Sie sich, wie amüsan das für einen Soldaten ist! Sie begreifen, daß von dem Augenblicke, da ich über meine Lage aufgeklärt wurde, entschlossen war, mich mit dem größtmöglichen Eklat umbringen lassen wolle. Ich habe mich unverzüglich ans Werk gemacht. Ein Anderer, der mehr Glück hätte, wäre schon hundert Mal am Ziele: aber ich, ja wohl, ich bin verzaubert: weder Kanonen- noch Flintenkugeln wollen etwas von mir: man könnte glauben, die Säbel fürchteten, sich an meiner Brust schartig zu machen. Ich versäume indeß keine Gelegenheit: Sie haben sich nach dem, was an der Table d'Hôte geschehen, davon überzeugt. Nun, wir werden uns schlagen, nicht wahr? Ich werde mich wie ein Narr ausliefern, meinem Gegner alle Vorteile bieten, das wird Alles nichts tun: er wird auf fünfzehn, auf zehn, auf fünf Schritte, ja dicht vor meiner Nase schießen und er wird mich verfehlen, oder sein Pistol wird versagen: und all das, die herrliche Aussicht, ich bitte Sie, damit ich eines schönen Tages, wenn ich es am wenigsten erwarte, beim Stiefelanziehen berste! Doch stille, da kommt mein Gegner.«

In der Tat sah man auf demselben Wege, den Roland und Sir John durch das unebene Terrain und die rauen Felsen eingeschlagen, die obere Hälfte von drei Personen erscheinen, welche immer größer wurden, je näher sie kamen.

Roland zählte sie.

»Drei. Warum drei«, sagte er, »während wir nur zu zweien sind?«

»Ah! ich hatte vergessen«, sagte der Engländer: »Herr von Barjols verlangte ebensosehr in Ihrem, als in seinem Interesse einen ihm befreundeten Chirurgen mitbringen zu dürfen.«

»Wozu?« fragte Roland in beinahe brüskem Tone, indem er die Brauen zusammenzog.

»Wenn einer von Ihnen verwundet würde; ein Aderlaß kann

unter gewissen Umständen das Leben eines Menschen retten.«

»Sir John!« machte Roland mit beinahe wildem Ausdruck, »ich begreife all diese zarten Rücksichten bei einem Duelle nicht. Wenn man sich schlägt, so geschieht es, um sich umzubringen. Wenn man sich vorher alle Artigkeiten erzeigt, wie es unsere Ahnen und die Ihrigen in Fontenau taten, gut; sind jedoch die Degen auf der Scheide oder die Pistole geladen, so muß das Leben des Einen die Mühe lohnen, die man sich gemacht, und die Schläge des Herzens, die man verloren. Ich verlange von Ihnen auf Ehrenwort, Sir John, daß der Chirurg keine Hand an mich legt, ich mag verwundet oder gefallen, lebendig oder tot sein.«

»Aber Herr Roland . . . «

»Entweder, oder. Ihr Wort, Mylord, oder, der Teufel soll mich holen, ich schlage mich nicht.«

Der Engländer sah den jungen Mann erstaunt an. Sein Gesicht war leichenblaß geworden, seine Glieder erfaßte ein Schauer, der dem Schrecken ähnlich sah.

Ohne diesen unerklärlichen Eindruck zu verstehen, gab Sir John sein Wort.

»So ist's recht«, machte Roland; »sehen Sie, das ist noch eine von den Wirkungen dieser fatalen Krankheit, daß mir augenblicklich schlecht wird, wenn ich an ein wundärztliches Besteck denke, ein Schnittmesser oder eine Lanzette sehe. Ich bin gewiß sehr blaß geworden?«

»Ich glaubte einen Augenblick, Sie würden in Ohnmacht fallen.«
Roland lachte laut auf.

»Ach, das wäre eine hübsche Geschichte gewesen«, sagte er, »wenn unsere Gegner gekommen und Sie damit beschäftigt gefunden, mich wie eine Frau, welche in Ohnmacht liegt, flüchtige Salze einatmen zu lassen.«

Die drei Neuankommenden waren indeß näher getreten und konnten hören, was man sprach, so daß Sir John nicht mehr Zeit hatte, Roland zu antworten.

Sie grüßten, als sie herankamen. Roland beantwortete mit einem Lächeln auf den Lippen, das seine schönen Zähne sehen ließ, den Gruß.

Sir John näherte sich seinem Ohre.

»Sie sind noch ein wenig blaß«, sagte er; »machen Sie einen Gang nach der Quelle; ich werde Sie holen, wenn es Zeit ist.«

»Ah, das ist eine hübsche Idee«, sagte Roland; »ich hatte mich immer gesehnt, diese berühmte Quelle von Vacluse, die Hippocrene der Petraxca zu sehen.«

Sie kennen doch sein Sonnet:

Chiare, fresche e dolci acque
Ove le Belle membra
Pose colei, che sola a me Perdon.¹

»Und wenn diese Gelegenheit versäumt ist, würde ich vielleicht keine zweite finden, wo liegt sie, Ihre Quelle?«

»Sie sind nur dreißig Schritte davon entfernt; folgen Sie dem Weg, Sie werden sie finden, wo dieser eine andere Richtung nimmt, am Fuße des ungeheuren Felsen, dessen Gipfel Sie sehen.«

Und mit einem freundlichen Gruße seiner Hand entfernte er sich in der Richtung der Quelle, indem er zwischen den Zähnen die reizende Villanelle du Bellay's sang:

Rosette, pour peu d'absence,
Votre coeur vous avez change;
Le mien d'autre part j'ai rangeé
J'aurais plus beauté si légère,
Sur mon coeur de pouvoir n'aura;
Nous verrons, volage bergère,
Qui de nous s'en repentira.²

Sir John wandte sich um, als er die hellen Klänge dieser frischen und zarten Stimme vernahm, die in ihren höheren Tönen etwas von einer Frauenstimme hatte: sein geordneter und kalter Geist verstand nur so viel von dieser unruhigen und nervösen Natur, daß er einsah, er habe es mit einer der seltsamsten Organisationen zu tun, die man finden konnte.

Die beiden jungen Leute erwarteten ihn: der Chirurg hielt sich etwas abseits.

Sir John trug seine Pistolenkapsel in der Hand und stellte sie auf einen Felsen, der die Gestalt eines Tisches hatte, zog aus seiner Tasche einen kleinen Schlüssel, der eher von einem Goldschmiede, als von einem Schlosser gemacht schien und

öffnete die Kapsel.

Die Waffen, waren prachtvoll, obgleich von großer Einfachheit: sie kamen aus den Werkstätten Mentons, des Großvaters von demjenigen, welcher noch heute einer der ersten Büchsenmacher von London ist. Er gab sie dem Sekundanten des Herrn von Barjols zum Untersuchen; dieser ließ die Schösser spielen und drückte die Krappe zurück, um zu sehen, ob sie doppelte Drücker haben.

Sie hatten einfache Drücker.

Herr von Barjols warf einen flüchtigen Blick daraus, berührte sie jedoch nicht.

»Unser Gegner kennt Ihre Waffen nicht?« fragte Herr von Valensolle.

»Er hat sie nicht mal gesehen«, antwortete Sir John, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«

»O!« machte Herr von Valensolle, »eine einfache Verneinung genügte.«

Man regelte zum zweiten Male, damit kein Mißverständnis! vorkomme, die Kampfbedingungen, welche wir bereits erwähnt; nachdem dies geschehen, lud man, um so wenig als möglich Zeit mit unnützen Vorbereitungen zu verlieren, die Pistole, legte sie geladen in die Kapsel, vertraute dieselbe dem Chirurgen an und Sir John ging, nachdem er den Schlüssel der Kapsel in seine Tasche gesteckt, Roland zu suchen fort.

Er fand ihn mit einem jungen Hirten im Gespräch, der drei Ziegen an den jähren und felsigen Seiten des Berges waidete; während er mit diesem plauderte, warf er Kiesel in das Bassin. Sir John öffnete den Mund, um Roland zu sagen, daß Alles bereit sei; er ließ jedoch dem Engländer keine Zeit und rief:

»Sie wissen nicht, was mir dieses Kind erzählt, Mylord? Eine wahre Rheinsage. Er behauptet, dieses Becken, dessen Grund man nicht kenne, dehne sich mehr denn zwei bis drei Meilen unter dem Berge aus und sei der Aufenthaltsort einer Fee, halb Schlange, halb Frau, welche in ruhigen und reinen Sommernächten an die Oberfläche des Wassers heraufschwimme, die Hirten der Berge rufe, indem sie ihnen wohlverstanden nichts zeige, als ihren Kopf mit langen Haaren,

ihre nackten Schultern und schönen Arme; aber die Schwachen ließen sich von der Erscheinung der Frau verführen: sie nähern sich, machen ihr ein Zeichen, daß sie näher komme, während die Fee ihrerseits ein Zeichen mache, daß sie zu ihr kommen sollten. Die Unklugen kämen, ohne es zu wissen, näher, da sie ihre Füße nicht beachteten; plötzlich fühlten sie keinen Boden mehr, die Fee strecke ihre Arme aus, tauche mit ihnen in die feuchten Paläste und erscheine andern Tages allein wieder. Wer, zum Teufel, kann diesem einfältigen Hirten dieselbe Geschichte erzählt haben, welche Virgil in so schönen Versen dem Augustus und Mäzenas mitteilte?«

Er starrte einen Augenblick sinnend in das azurblaue und tiefe Wasser: dann sich nach Sir John umwendend fuhr er fort: »Man sagt, daß nie ein Schwimmer, er mochte noch so kräftig sein, aus diesem Schlund wieder aufgetaucht: wenn ich mich darin untertauchte, wär's vielleicht ein sichereres Mittel, als die Kugel des Herrn von Barjols. Im Ganzen bleibt das immerhin noch als letztes Auskunftsmittel: wir wollen indes, die Kugel versuchen. Auf, Mylord, auf!«

Und den Arm des über diese Beweglichkeit des Geistes erstaunten Engländers ergreifend, führte er ihn zu den Wartenden zurück.

Diese hatten indeß einen passenden Ort gesucht und einen solchen auch gefunden.

Es war ein kleines Plateau, das sich gewissermaßen an die schroffe Rampe des Berges anlehnte, welche der untergehenden Sonne ausgesetzt war und als eine Art Schloßruine den vom Nordwestwind überraschten Hirten als Zufluchtsort diente.

Eine ebene Fläche von fünfzig Schritt Länge und zwanzig Schritt Breite, welche ehemals die Plattform des Schlosses gebildet hatte, sollte der Schauplatz des Dramas werden, das seiner Entwicklung entgegenging.

»Da sind wir, meine Herren«, sagte Sir John.

»Wir sind bereit, meine Herren«, antwortete Herr von Valensolle.

»Die Gegner mögen genau auf die Bedingungen des Kampfes achten«, sagte Sir John.

Dann wandte er sich an Herrn von Valensolle und fügte hinzu:

»Sagen Sie sie noch einmal: Sie sind Franzose und ich Ausländer: Sie werden sie deutlicher auseinandersetzen als ich.«

»Sie gehören zu den Ausländern, Mylord, die armen Provenzalen wie wir die Sprache lehren könnten: da Sie jedoch die Artigkeit haben, mir das Wort abzutreten, so werde ich Ihrer Aufforderung Folge leisten.«

Und er grüßte Sir John, der den Gruß erwiderte.

»Meine Herren«, fuhr der Gentilhomme fort, der Herr von Barjols als Sekundant diente: »es ist ausgemacht, daß man Sie vierzig Schritt von einander aufstellen wird, daß Sie dann auseinander zugehen, daß jeder nach Belieben schießt und verwundet oder nicht, die Erlaubnis hat, noch weiter zu gehen, nachdem sein Gegner Feuer gegeben.«

Die beiden Duellanten verbeugten sich zum Zeichen der Beistimmung und beinahe zu gleicher Zeit riefen sie wie aus einer Kehle:

»Die Waffen!«

Sir John zog den kleinen Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete die Kapsel.

Dann näherte er sich Herrn von Barjols und übergab sie ihm offen.

Dieser wollte die Wahl der Waffen seinem Gegner überlassen: aber mit einem Zeichen der Hand schlug es Roland aus, indem er mit weicher, beinahe weiblicher Stimme sagte:

»Nach Ihnen, Herr von Barjols: ich höre, daß Sie, obgleich der Beleidigte, auf alle Ihre Vorrechte verzichteten: es ist gewiß das geringste, wenn es überhaupt eines ist, daß ich Ihnen dieses lasse.«

Herr von Barjols bestand nicht länger darauf und nahm eines der Pistole, wie sie der Zufall bot.

Sir John bot die andere Roland dar, welcher sie nahm und ohne weiter den Mechanismus einer Aufmerksamkeit zu würdigen, sie am Ende seines Armes herabhängen ließ.

Während dieser Zeit maß Herr von Valensolle die vierzig Schritte ab, nachdem er einen Stock am Ausgangspunkt befestigt hatte.

»Wollen Sie nach mir messen, mein Herr?« fragte er Sir John.

»Unnötig, mein Herr«, antwortete dieser, »wir verlassen uns in dieser Hinsicht ganz auf Sie.«

Herr von Valensolle steckte am vierzigsten Schritt einen zweiten Stock in die Erde.

»Meine Herren«, sagte er, »wenn's gefällig.«

Der Gegner Rolands war bereits auf seinem Posten: er hatte den Hut und Rock abgelegt.

Der Chirurg und die beiden Zeugen standen abseits.

Der Ort war so gut gewählt, daß keiner von Beiden gegen den Andern durch das Terrain oder die Sonne im Nachtheil war.

Roland warf Frack und Hut neben sich auf die Erde und stellte sich vierzig Schritte von Herrn von Barjols aus, so daß er ihm das Gesicht bot.

Beide, der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken, sandten einen Blick zum hellen Horizonte aus.

Der Anblick stand im Einklang mit der furchtbaren Feierlichkeit der Szene, welche nun begann.

Nichts war zu sehen zur Rechten von Roland, nichts zur Linken von Herrn von Barjols: nur der Berg, der sich wie ein riesenhaftes Dach schroff und jäh absenkte.

Aber auf der entgegengesetzten Seite, das heißt zur Linken Rolands und zur Rechten des Herrn von Barjols hatte Alles ein anderes Aussehen.

Der Horizont war endlos.

auf der ersten Fläche, einem rötlichen Boden, gewahrte man überall Felsspitzen, die aus der Erde hervorragten, und das Ganze wie einen Leichenhof von Titanen erscheinen ließen, deren Gebeine aus dem Boden hervorstanden.

Die zweite Fläche, die sich kräftig von der untergehenden Sonne abhob, bot den Anblick von Avignon mit seinem Mauergürtel und seinem riesigen Palaste, der wie ein sitzender Löwe die keuchende Stadt unter seiner Kralle festzuhalten scheint.

Jenseits von Avignon kündigte eine leuchtende Linie wie ein Strom geschmolzenen Goldes die Rhone an.

Endlich erhob sich auf der andern Seite der Rhone wie eine dunkelblaue Linie die Hügelkette, welche Avignon von Nimes und Uzes trennt.

Im Hintergrunde, ganz im Hintergrunde tauchte die Sonne, welche einer dieser Männer wahrscheinlich zum letzten Male sah, langsam und majestätisch in einen Ozean von Gold und Purpur.

Im Übrigen bildeten diese beiden Männer einen seltsamen Kontrast.

Der Eine mit seinen schwarzen Haaren, seinem sonnverbrannten Teint, seinen schlanken Gliedern, seinem küstern Auge war der Typus jener südlichen Race, welche die Griechen, die Römer, die Araber und die Spanier zu ihren Vorfahren zählt.

Der Andere mit dem rosigen Teint, den blonden Haaren, den großen azurblauen Augen, und den niedlichen Händen, wie sie sonst die Frauen haben, war der Typus jener Race des gemäßigten Himmelsstrichs, der die Gallier, die Germanen und die Normannen unter seine Ahnen zählt.

Wenn man die Situation steigern wollte, so konnte man leicht dazu kommen, zu glauben, daß dies mehr als ein einzelner Kampf zwischen zwei Menschen sei.

Man konnte glauben, es sei das Duell eines Volkes gegen ein anderes, eines Stammes gegen einen andern, des Südens gegen den Norden.

Waren es diese Gedanken, denen wir so eben Wort geliehen, welche den Geist Rolands beschäftigten und ihn in eine melancholische Träumerei versenkten?

Das ist nicht wahrscheinlich.

Tatsache ist, daß er einen Augenblick Sekundanten, Duell und Gegner vergaß, so war er in die Betrachtung des glänzenden Schauspieles versunken.

Die Stimme des Herrn von Barjols zog ihn aus dieser Geistesabwesenheit.

»Wenn Sie bereit sind, mein Herr, ich bin es.«

Roland zitterte.

»Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie warten ließ«, sagte er: »aber Sie brauchen keine schlimme Meinung von mir zu fassen,

ich bin sehr zerstreut: hier bin ich, mein Herr.«

Und mit einem Lächeln auf den Lippen, während die Haare im Abendwinde flatterten, ohne bleich zu werden, wie er es bei einer einfachen Promenade geworden, während sein Gegner alle in einem solchen Falle üblichen Vorsichtsmaßregeln traf, ging Roland geradezu auf Herrn von Barjols zu.

Die Physiognomie Sir Johns verriet, trotz ihrer gewöhnlichen Teilnahmslosigkeit, eine tiefe Angst.

Die Entfernung verminderte sich rasch zwischen den beiden Gegnern.

Herr von Barjols blieb zuerst stehen, zielte und gab Feuer in dem Augenblicke, als Roland nur noch zehn Schritte von ihm entfernt war.

Die Kugel seines Pistols nahm, eine Haarlocke Rolands weg, berührte ihn selbst jedoch nicht.

Der junge Mann wandte sich nach seinem Sekundanten um.

»Nun!« fragte er, »was habe ich Ihnen gesagt?«

»Schießen Sie, mein Herr, schießen Sie doch!« sagten die Sekundanten.

Herr von Barjols blieb stumm und unbeweglich an dem Platze stehen, wo er Feuer gegeben.

»Verzeihung, meine Herren«, antwortete Roland: »aber Sie werden mir hoffentlich erlauben, Richter des Augenblicks zu sein und zu entscheiden, wie ich antworten will. Nachdem ich das Feuer des Herrn von Barjols ausgehalten, habe ich ihm einige Worte zu sagen, die ich ihm nicht früher sagen konnte.«

Indem er sich damit an den jungen blassen, aber ruhigen Aristokraten wandte, sagte er:

»Mein Herr, vielleicht war ich etwas lebhaft in unserer Diskussion von diesem Morgen.«

Und er wartete.

»Es ist an Ihnen, zu schießen, mein Herr«, antwortete Herr von Barjols.

»Aber«, fuhr Roland fort, als wenn er nicht gehört, »Sie werden die Ursache dieser Lebhaftigkeit begreifen und vielleicht entschuldigen. Ich bin Militär und Adjutant des Generals Bonaparte.«

»Schießen Sie, mein Herr«, wiederholte der junge Edelmann.

»Sagen Sie ein einziges Wort des Widerrufs, mein Herr«, versetzte der junge-Offizier: »sagen Sie, der Ruf der Ehrenhaftigkeit und der Gewissenhaftigkeit des Generals Bonaparte sei der Art, daß ein schlechtes italienisches Sprichwort, das von Besiegten in übler Stimmung gemacht worden, ihn nicht berühren könne: sagen Sie das und ich werfe diese Waffe weit von mir und drücke Ihnen die Hand: denn ich erkenne, mein Herr, Sie sind ein Tapferer.«

»Ich werde diesem Ruf der Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit des Generals Bonaparte nicht früher meine Anerkennung zollen, als bis Ihr Obergeneral den Einfluß, den ihm sein Genie auf die französischen Angelegenheiten gegeben, dazu angewandt, zu tun, was Monk tat, das heißt, den Thron seinem rechtmäßigen König zurückzugeben.«

»Ah!« machte Roland mit einem Lächeln, »das heißt zu viel von einem republikanischen General verlangen.«

»Dann bleibe ich bei dem, was ich gesagt«, antwortete der junge Edelmann; »schießen Sie, mein Herr, schießen Sie.«

Da Roland jedoch sich nicht beeilte, dieser Aufforderung Folge zu leisten, so rief er nochmals und stampfte dabei auf die Erde.

»Aber, Himmel und Erde! schießen Sie doch!«

Roland machte auf diese Worte eine Bewegung, welche merken ließ, daß er in die Luft schießen wollte.

Aber mit einer Lebhaftigkeit des Wortes und der Gebärde, die ihn seinen Entschluß ausführen ließ, rief Herr von Barjols:

»O, schießen Sie nicht in die Luft, oder ich verlange, daß man wieder von vorne anfängt und daß Sie den ersten Schuß haben.«

»Bei meiner Ehre!« rief Roland, welcher blaß wurde, als wenn ihn all sein Blut verliese, »zum ersten Male tue ich so viel für einen Menschen, wer er auch sei. Gehen Sie zum Teufel! und da Sie das Leben nicht wollen, so wollen Sie den Tod.«

Und im selben Augenblick, ohne zu zielen, senkte er seine Waffe und gab Feuer.

Alfred von Barjols legte die Hand an seine Brust, wankte vor und zurück, drehte sich im Kreis und fiel mit dem Gesicht auf die Erde.

Die Kugel Rolands hatte ihm das Herz durchbohrt.

Als Sir John Herrn von Barjols fallen sah, ging er auf Roland zu und zog ihn an den Ort, wo er seinen Hut und Rock hingeworfen.

»Es ist das dritte Mal«, murmelte Roland, mit einem Seufzer; »aber Sie sind wenigstens mein Zeuge, daß dieser es selbst gewollt.«

Und indem er sein Pistol noch rauchend Sir John zurückgab, zog er seinen Rock wieder an und setzte seinen Hut auf.

Während dieser Zeit hob Herr von Valensolle das der Hand seines Freundes entfallene Pistol auf und übergab es Sir John nebst der Kapsel.

»Nun?« fragte der Engländer, indem er mit den Blicken auf Alfred von Barjols deutete.

»Er ist tot!« antwortete der Sekundant.

»Habe ich als Mann von Ehre gehandelt, mein Herr?« fragte Roland, indem er sich mit seinem Taschentuch den Schweiß abtrocknete, der ihm bei Ankündigung des Todes seines Gegners plötzlich über das Gesicht gelaufen.

»Ja, mein Herr«, antwortete Herr von Valensolle, »nur lassen Sie mich Ihnen sagen: Sie haben eine unglückliche Hand.«

Und nachdem er Roland und seinen Sekundanten mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßt, kehrte er zu der Leiche seines Freundes zurück.

»Und Sie, Mylord«, versetzte Roland, »was sagen Sie?«

»Ich sage«, versetzte Sir John, mit einer Art erzwungener Bewunderung, »daß Sie zu den Menschen gehören, welche der göttliche Shakespeare von sich selbst sagen läßt. Die Gefahr und ich sind zwei am selben Tag geborene Löwen, aber ich bin der Ältere.«

V.

Roland.

Die Heimkehr war stumm und traurig; man hätte glauben können, Roland habe, als er die Aussicht des Todes verschwinden sah, alle Heiterkeit verloren.

Die Katastrophe, deren Urheber Roland so eben gewesen, konnte wohl einigen Teil an dieser Schweigsamkeit haben, aber wir wollen es nur gleich sagen, Roland hatte auf dem Schlachtfelde und namentlich in seinem letzten Feldzuge gegen die Araber zu häufig mit seinem Pferde über Leichname hinweggesetzt, die er eben zu solchen gemacht, als daß der Eindruck, den der Tod eines ihm Unbekannten auf ihn hervorbrachte, hätte sehr groß sein können.

Diese Traurigkeit hatte somit einen andern Grund; es mußte dies ganz sicher der sein, den der junge Mann Sir John anvertraut. Es war also nicht der Schmerz über den Tod eines Andern, sondern die Enttäuschung über den eignen Tod.

Als Sir John in das Hotel du Palais-Royal zurückkam, stieg er in sein Zimmer hinaus, um dort seine Pistolen niederzulegen, deren Anblick im Geiste Rolands etwas wie Gewissensbisse erwecken konnte; dann erschien er wieder bei dem jungen Offizier, um ihm die drei Briefe zurückzugeben, die er von ihm empfangen hatte.

Er fand ihn nachdenklich auf seinen Tisch gestützt dasitzend.

Ohne ein Wort zu sprechen, legte der Engländer die drei Briefe vor Roland.

Der junge Mann warf die Blicke auf die Adressen, nahm den, welcher für seine Mutter bestimmt war, entsiegelte ihn und las.

Als er eine Zeitlang gelesen, rollten dicke Tränen über seine Wangen.

John betrachtete mit Erstaunen dieses neue Gesicht, unter dem ihm Roland erschien.

Er hätte bei dieser vielseitigen Natur Alles für möglich gehalten, nur nicht, daß sie Tränen vergieße, die leise aus den Augen quollen.

Dann schüttelte Roland den Kopf und ohne im mindesten auf die Anwesenheit Sir Johns zu achten, murmelte Roland:

»Die arme Mutter! sie hätte wohl sehr geweint, vielleicht ist es so besser: die Mütter sind nicht dazu da, ihre Kinder zu beweinen!«

Und mit einer mechanischen Bewegung zerriß er den an seine Mutter geschriebenen Brief, dann den an seine Schwester und zuletzt den an General Bonaparte.

Darauf verbrannte er sorgfältig alle Stücke.

Nach alle dem läutete er dem Zimmermädchen:

»Bis zu welcher Stunde kann man die Briefe auf die Post geben?« fragte er.

»Bis sechs ein halb«, antwortete diese, »Sie haben nur noch einige Minuten.«

»Dann warten Sie.«

Er nahm eine Feder und schrieb:

»Mein lieber General!

»Ich hatte es Ihnen vorausgesagt, ich bin der Überlebende und er ist tot. Sie werden zugeben, daß das das Aussehen einer Wette hat.

»Treu bis in den Tod,

»Ihr Paladin

»Roland.«

Dann siegelte er den Brief, schrieb auf die Adresse:

An den *General Bonaparte, Rue de la Victoire in Paris* und übergab ihn dem Zimmermädchen, indem er ihr, empfahl, keine Sekunde zu verlieren und ihn auf die Post zu tragen.

Erst jetzt schien er Sir John zu bemerken und bot ihm die Hand.

»Sie haben mir so eben einen großen Dienst erwiesen, Mylord, einen jener Dienste, welche zwei Menschen für die Ewigkeit verbinden. Ich bin bereits Ihr Freund, wollen Sie mir die Ehre erzeigen, der meinige zu sein.«

Sir John drückte die Hand, welche ihm Roland darbot.

»O«, sagte er, »ich danke Ihnen sehr, ich hätte nicht gewagt, Sie um diese Ehre zu bitten: aber da Sie sie mir anbieten, so

nehme ich an.«

Und nun begann auch das Herz des unempfindlichen Engländers weich zu werden und er trocknete eine Träne, die an der Spitze seiner Wimpern zitterte.

Mit einem Blick auf Roland sagte er dann:

»Es ist sehr fatal, daß Sie so große Eile haben: ich wäre so glücklich und zufrieden gewesen, wenn ich noch ein oder zwei Tage hätte mit Ihnen zubringen können.«

»Wohin wollten Sie, Mylord, als ich Sie traf?«

»O! ich, nirgends, ich reiste, um die Langeweile loszuwerden. Ich habe das Unglück, mich häufig zu langweilen.«

»So gingen Sie eigentlich nirgendwohin?«

»Ich ging überall hin.«

»Das kommt auf eines heraus«, sagte der junge Offizier lächelnd. »Nun, wollen Sie Etwas tun?«

»O! sehr gerne, wenn es möglich ist.«

»Ganz gewiß ist es möglich, es hängt nur von Ihnen ab.«

»Sprechen Sie.«

»Sie sollten, wenn ich gefallen wäre, mich zu meiner Mutter bringen oder in die Rhone werfen?«

»Ich hätte Sie zu Ihrer Mutter zurückgebracht und nicht in die Rhone geworfen.«

»Nun! statt den Toten dahin zu bringen, begleiten Sie den Lebendigen und Sie werden nur um so freundlicher ausgenommen werden.«

»O!«

»Wir werden vierzehn Tage in Bourg bleiben, das ist meine Vaterstadt, eine der langweiligsten Städte Frankreichs: da Ihre Landsleute jedoch namentlich durch ihre Originalität glänzen, werden Sie sich vielleicht amüsieren, wo sich die Andern langweilen. Sind Sie Willens?«

»Ich verlange nicht mehr«, machte der Engländer, »aber es scheint mir, daß sich das wenig für mich schickt.«

»O, wir sind nicht in England, Mylord, wo die Etikette eine absolute Herrscherin ist. Wir haben weder König, noch Königin mehr und haben auch nicht jenem armen Geschöpf, das man

Marie Antoinette nannte, den Kopf abgeschnitten, um Ihre Majestät die Etikette an ihre Stelle zu setzen.«

»Ich habe sehr große Lust«, sagte Sir John.

»Sie werden sehen, meine Mutter ist eine ausgezeichnete Frau, eine außerordentlich seine Dame. Meine Schwester war sechzehn Jahre, als ich fortging, sie muß jetzt achtzehn sein: sie war hübsch und muß nun schön sein. Außerdem habe ich nur noch einen Bruder, Edouard, einen lebenswürdigen Jungen von zwölf Jahren, der Ihnen Raketen zwischen den Beinen anzündet und das Englische mit Ihnen radebrechen wird: sind diese vierzehn Tage vorüber, so gehen wir mit einander nach Paris.«

»Ich komme von Paris«, machte der Engländer.

»Warten Sie doch, Sie wollten nach Ägypten gehen, um den General Bonaparte zu besuchen: es ist nicht soweit von hier nach Paris, als von hier nach Kairo: ich werde Sie ihm vorstellen: durch mich vorgestellt, seien Sie ruhig, werden Sie freundlich aufgenommen sein. Und dann sprachen Sie eben von Shakespeare?«

»O ja, ich spreche immer von ihm.«

»Das beweist, daß Sie Schauspiele lieben!«

»Ich liebe sie sehr, das ist wahr.«

»Nun gut! Der General Bonaparte ist im Begriff, ein solches nach seiner Art aufzuführen, das nicht ohne Interesse sein wird, dafür garantiere ich Ihnen.«

»So kann ich«, sagte Sir John noch immer zögernd, »ohne indiskret zu sein, Ihr Anerbieten annehmen?«

»Ich glaube wohl, und Sie werden Allen, namentlich mir Freude bereiten.«

»Ich nehme also an.«

»Bravo! Gut denn, wann wollen Sie gehen?«

»Wann es Ihnen beliebt! Mein Wagen war angespannt, als Sie Barjols den unglücklichen Teller an den Kopf warfen: da ich jedoch ohne diesen Teller Ihre Bekanntschaft niemals gemacht hätte, so bin ich zufrieden, daß Sie's getan: ja, sehr zufrieden.«

»Wollen Sie, daß wir diesen Abend abreisen?«

»Augenblicklich. Ich will dem Postillion sagen, daß er einen seiner Kameraden mit andern Pferden schickt und wenn,

Postillion und Pferde da sind, gehen wir.«

Roland machte ein Zeichen der Zustimmung.

Sir John ging weg, um seine Befehle zu geben und kam dann wieder, um zu sagen, daß er so eben zwei Cotelettes und ein kaltes Geflügel habe servieren lassen.

Roland nahm das Felleisen und ging hinab.

Der Engländer stellte seine Pistolen wieder in die Wagentruhe.

Beide aßen ein wenig, um die ganze Nacht ohne Aufenthalt fahren zu können, und als es neun Uhr auf der Eglise des Cordeliers schlug, machten sich's beide in dem Wagen bequem und verließen Avignon, wo ihre Durchreise einen neuen Blutflecken hinterließ, — Roland mit der Sorglosigkeit seines Charakters, John Tannlay mit der Gleichgültigkeit seiner Nation.

Eine Viertelstunde später schiefen beide oder vielmehr das Schweigen, das jeder seinerseits beobachtete, konnte glauben machen, daß sie dem Schläfe erlegen.

Wir werden diesen Augenblick der Ruhe benützen, um unsern Lesern einige notwendige Mitteilungen über Roland und seine Familie zu machen.

Roland war am 1. Juli 1773 geboren, vier Jahre und einige Tage später als Bonaparte, an dessen Seite oder vielmehr in dessen Gefolge er zuerst in diesem Buche ausgetreten.

Er war der Sohn von Charles von Montrevel, Obersten eines Regiments, das lange Zeit auf Martinique lag, wo er sich mit einer Creolin, Namens Clothilde de la Clémenciére verheiratete.

Drei Kinder stammten aus dieser Ehe, zwei Knaben und ein Mädchen: Louis, mit dem wir unter dem Namen Roland Bekanntschaft gemacht; Amelie, deren Schönheit dieser gegenüber von Sir John gerühmt, und Edouard.

Im Jahre 1732 nach Frankreich zurückgerufen, hatte Herr von Montrevel die Erlaubnis erhalten, den jungen Louis von Montrevel — wir werden später sehen, wie er seinen Namen gegen den von Roland vertauschte — in die Militärschule von Paris zu schicken.

Hier lernte Bonaparte den Knaben kennen, als er aus den Rapport des Herrn von Keralio für würdig befunden wurde, aus der Schule von Brienne in die Militärschule versetzt zu werden.

Louis war der jüngste der Zöglinge.

Obgleich er erst dreizehn Jahre alt war, machte er sich doch schon durch seinen unbändigen und streitsüchtigen Charakter bemerkbar, von dem wir ihn siebzehn Jahre später an der Table d'Hôte von Avignon ein Beispiel geben sahen.

Bonaparte hatte, ebenfalls noch ganz Knabe, die gute Seite dieses Charakters, das heißt, ohne ein Zänker zu sein, war er herrisch, halsstarrig, unbändig; er erkannte in dem Knaben einige der Eigenschaften, die er selbst besaß, und diese Gefühlssympathie machte, daß er ihm seine Fehler vergab und sich an ihn anschloß.

Der Knabe fühlte seinerseits eine Stütze in dem jungen Corsen und hielt sich an ihn.

Eines Tages fand der Knabe seinen großen Freund, — so nannte er Napoleon, — im Augenblicke, als dieser in die Lösung einer mathematischen Ausgabe vertieft war. Er wußte, welche Wichtigkeit der künftige Artillerieoffizier dieser Wissenschaft beilegte, die ihm bis dahin die größten oder vielmehr die einzigen Erfolge verschafft.

Er blieb neben ihm stehen, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen.

Der junge Mathematiker ahnte die Anwesenheit des Knaben und vertiefte sich immer mehr in seine mathematischen Deduktionen, aus denen er nach Verfluß von zehn Minuten ehrenvoll hervorging.

Dann, wandte er sich nach seinem jungen Kameraden mit der inneren Genugtuung eines Menschen um, der aus irgend einem Kampfe, sei es mit der Wissenschaft, sei es mit der Materie, hervorgeht.

Der Knabe stand blaß, die Zähne aufeinander gebissen, die Arme straff und die Hände geballt neben ihm.

»O, o!« sagte der junge Bonaparte, »was gibt es Neues?«

»Valence, der Neffe des Gouverneurs, hat mir eine Ohrfeige gegeben.«

»Ah!« sagte Bonaparte lachend, »und Du kommst, mich zu holen, daß ich sie ihm wieder gebe?«

Der Knabe schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er, »ich suche Dich auf, weil ich mich schlagen

will.«

»Mit Valence?«

»Ja.«

»Aber Valence wird Dich schlagen, mein Junge; er ist viermal so stark als Du.«

»Ich will mich auch nicht mit ihm herumschlagen, wie's die Kinder tun, sondern wie die Männer sich schlagen.«

»O, bah!«

»Das setzt Dich in Erstaunen?« fragte der Knabe.

»Nein«, sagte Bonaparte.

»Und worauf willst Du Dich schlagen?«

»Auf Degen.«

»Aber nur die Sergeanten haben Degen und diese werden sie uns nicht leihen.«

»So lassen wir's mit den Degen.«

»Und womit wollt ihr euch schlagen?«

Der Knabe zeigte dem jungen Mathematiker den Zirkel, mit dem dieser gewöhnlich seine Gleichungen machte.

»O! mein Junge«, sagte Bonaparte, »das ist eine sehr schwere Verwundung, die mit dem Zirkel.«

»Um so besser«, versetzte Louis, »ich werde ihn töten.«

»Und wenn er Dich tötet?«

»Lieber, als seine Ohrfeige hinnehmen.«

Bonaparte beharrte nicht länger auf seinen Einwendungen: er liebte den Mut aus Instinkt, der seines jungen Kameraden gefiel ihm.

»Nun«, sagte er, »so sei es; ich werde Valence zu wissen tun, daß Du Dich mit ihm schlagen willst, aber morgen.«

»Weshalb morgen?«

»Du hast dann die Nacht zum Nachdenken.«

»Und von heute bis morgen«, versetzte der Knabe, »wird Valence glauben, ich sei ein feiger Mensch!« Dann schüttelte er den Kopf und sagte: »Es ist zu lange bis morgen!« Damit entfernte er sich.

»Wo gehst Du hin?« fragte ihn Bonaparte.

»Ich werde einen Andern fragen, ob er mein Freund sein will.«

»So bin ich es also nicht mehr?«

»Du bist es nicht mehr, weil Du mich für feig hältst.«

»Gut«, sagte der junge Mann aufstehend.

»Du gehst zu ihm?«

»Ja.«

»Augenblicklich?«

»Augenblicklich.«

»Ah!« rief der Knabe, »ich bitte Dich um Verzeihung. Du bist noch immer mein Freund.«

Und damit sprang er ihm weinend an den Hals.

Es waren die ersten Tränen, die er seit der erhaltenen Ohrfeige geweint.

Bonaparte suchte Valence aus und erklärte ihm.

mit ernstem Tone, in welchem Auftrage er komme.

Valence war ein ziemlich großer Junge von siebzehn Jahren, und hatte bereits, wie es bei gewissen frühreifen Naturen vorkommt, Backen- und Schnurrbart: er sah dadurch wie ein Mensch von zwanzig Jahren aus.

Er war außerdem einen Kopf größer, als der, den er beleidigt hatte.

Valence antwortete, Louis habe ihn auf dieselbe Weise am Zopf gezogen, wie man an einer Glockenschnur ziehe — man trug zu jener Zeit Zöpfe — er habe ihn zweimal gewarnt, es nicht wieder zu tun, aber Louis sei zum dritten Male gekommen, und da er deshalb in ihm nur einen Gassenbuben gesehen, habe er ihn wie einen Gassenbuben behandelt.

Man brachte Valencens Antwort Louis, der dagegen einwandte, einen Kameraden am Zopf zu ziehen sei nur ein Scherz, während eine Ohrfeige zu geben eine Beleidigung sei.

Die Halsstarrigkeit verlieh dem Knaben von dreizehn Jahren die Logik eines Mannes von dreißig.

Der moderne Popilius kehrte zurück, um Valence den Krieg zu erklären.

Der junge Mann war in großer Verlegenheit: er konnte, ohne sich lächerlich zu machen, sich nicht mit einem Knaben schlagen: schlug er sich und verwundete ihn, so war das häßlich; wurde er

selbst verwundet, so konnte er sich sein ganzes Leben nicht mehr darüber trösten.

Die Hartnäckigkeit Louis', der nicht davon Abstand, machte die Sache sehr ernst.

Man versammelte den Rat der *Großen*, wie dies in wichtigen Dingen immer geschah.

Der Rat der Großen entschied, daß einer der Ihren sich nicht mit einem Knaben schlagen könne; daß jedoch, weil dieser Knabe sich durchaus als einen jungen Mann betrachte, so solle ihm Valence vor allen seinen Kameraden sagen, daß es ihm leid tue, daß er sich dazu habe hinreißen lassen, ihn wie einen Knaben zu behandeln, und daß er ihn von nun ab als einen jungen Mann betrachten wolle.

Man schickte nach Louis, der in dem Zimmer seines Freundes wartete; man führte ihn in den Kreis, welchen die jungen Zöglinge im Hofe bildeten.

Dort erklärte Valence, dem seine Kameraden eine Art von Gespräch diktiert hatten, das lange zwischen ihnen beraten worden, um die Ehre der Großen gegenüber den Kleinen zu wahren, — Valence erklärte Louis, daß ihm sehr leid tue, was geschehen sei, daß er ihn nach seinem Alter behandelt, und nicht nach seinem Verstande und seinem Mute, indem er ihn zugleich bat, sein Ungestüm entschuldigen und ihm die Hand reichen zu wollen, zum Zeichen, daß Alles vergeben sei.

Aber Louis schüttelte den Kopf.

»Ich hörte eines Tages zu meinem Vater sagen, welcher Oberst ist«, versetzte er, »daß der, welcher eine Ohrfeige erhielt und sich nicht schlage, ein Feigling sei. Sobald ich meinen Vater sehe, werde ich ihn fragen, ob der, welcher die Ohrfeige gibt und Ausflüchte macht, um sich nicht zu schlagen, nicht noch feiger ist, als der, welcher sie erhalten.«

Die jungen Leute sahen sich an; aber die allgemeine Ansicht war gegen ein Duell, das einem Meuchelmorde ähnlich gesehen, und die jungen Leute versicherten einstimmig, Bonaparte eingeschlossen, dem Knaben, daß er sich bei dem beruhigen könne, was Valence gesagt, da das, was Valence gesagt, das Resumé der allgemeinen Ansicht sei.

Louis ging blaß vor Zorn weg und schmolte mit seinem großen Freunde, der, wie er mit unverrücktem Ernste sagte, die Interessen seiner Ehre vernachlässigt habe.

Am andern Tage schlich Louis während der mathematischen Stunde der Größern in den Schulsaal, und während Valence einen Beweis an der schwarzen Tafel machte, näherte er sich ihm, ohne daß Jemand es bemerkte, stieg auf ein Stühlchen, um zu seinem Gesichte emporzureichen und gab ihm die Ohrfeige wieder, die er am Tage vorher erhalten.

»So«, sagte er, »jetzt sind wir quitt und ich habe Deine Entschuldigungen noch obendrein, denn ich werde Dir keine machen, Du kannst ganz ruhig sein.«

Der Skandal war groß; die Geschichte war in Gegenwart des Professors geschehen, der sich gezwungen sah, dem Gouverneur der Schule, Marquis Timburce Valence, die Anzeige zu machen.

Dieser, welcher nicht wußte, was der Ohrfeige vorangegangen war, die sein Neffe erhalten, ließ den Delinquenten vor sich kommen und kündigte ihm nach einer furchtbaren Strafpredigt an, daß er nicht mehr in der Militärschule bleiben könne, und sich bereit zu halten habe, noch am selben Tage nach Bourg zu seiner Mutter zurückzukehren.

Louis antwortete, in zehn Minuten sei sein Pack gemacht und in einer Viertelstunde werde er die Schule verlassen haben.

Von der Ohrfeige, die er selbst erhalten, sagte er kein Wort.

Die Antwort erschien dem Marquis Timburce Valence mehr als respektwidrig: er hatte gute Lust, den Unverschämten auf acht Tage ins Carcer zu schicken, aber er konnte ihn nicht zu gleicher Zeit ins Carcer schicken und vor die Türe setzen.

Man gab dem Knaben einen Aufseher, der ihn erst verlassen durfte, wenn er ihn in den Wagen von Macon gesetzt. Frau von Montrevel sollte davon unterrichtet werden, um ihren Sohn beim Aussteigen aus dem Wagen zu empfangen.

Bonaparte begegnete den jungen Mann, begleitet von seinem Aufseher, und bat ihn um eine Erklärung dieser Art von Connetabelngerichtswache, welche seiner Person beigegeben sei.

»Ich würde Ihnen das erzählen, wenn Sie noch mein Freund

wären«, antwortete der Knabe: »aber Sie sind es nicht: warum kümmern Sie sich um das, was mir Gutes oder Schlimmes begegnet?«

Bonaparte machte dem Aufseher ein Zeichen, welcher, während Louis sein kleines Bündel schnürte, mit ihm an der Türe sprach.

Er erfuhr nun, daß der Knabe aus der Schule gejagt sei.

Diese Maßregel war sehr streng: sie brachte eine ganze Familie in Verzweiflung und vernichtete vielleicht die Zukunft seines jungen Kameraden.

Mit der raschen Entschlossenheit, die eine der charakteristischen Eigenschaften seines Vaters war, entschied er sich sogleich dafür, den Gouverneur um eine Audienz zu bitten, indem er dem Aufseher empfahl, die Abreise Louis' nicht zu beschleunigen.

Bonaparte war ein ausgezeichnete Schüler, sehr beliebt in der Schule, und sehr geachtet bei Marquis Timburce Valence: sein Verlangen wurde ihm deshalb augenblicklich bewilligt.

Bei dem Gouverneur eingeführt, erzählte er ihm Alles, und ohne Valence im mindesten mit Schuld zu belasten, suchte er Louis Unschuld zu erweisen.

»Ist das wahr, was Sie mir da erzählen?« fragte der Gouverneur.

»Fragen Sie Ihren Neffen selbst, ich beziehe mich auf das, was er Ihnen sagen wird.«

Man schickte nach Valence. Er hatte die Ausstoßung Louis' erfahren und kam von selbst, seinem Onkel zu erzählen, was vorgefallen.

Seine Erzählung stimmte vollständig mit der von Bonaparte überein.

»Gut«, sagte der Gouverneur, »Louis wird nicht gehen, sondern Du: Du bist im Alter, die Schule zu verlassen.«

Dann läutete er und sagte zu der Ordonnanz:

»Man gebe mir die Tabelle der vakanten Unterlieutenantsstellen.«

Am selben Tage wurde dringend um eine Unterlieutenantsstelle für den jungen Valence bei dem Minister gebeten.

Am selben Abend ging Valence zu seinem Regimente ab.

Er ging, um Louis Lebewohl zu sagen, zu ihm, umarmte ihn, halb freiwillig, halb gezwungen, während Bonaparte seine Hand hielt.

Der Knabe ließ sich nur wider seinen Willen umarmen.

»Es mag für jetzt gut sein«, sagte er: »aber wenn wir uns jemals wieder begegnen und wir haben beide den Degen an der Seite . . . «

Eine drohende Gebärde vollendete die Phrase.

Valence schied.

Am 10. Oktober 1785 erhielt Bonaparte selbst sein Patent als Unterlieutenant: es war eines der achtundfünfzig Patente, welche Ludwig XVI. für die Militärschule unterzeichnet hatte.

Elf Jahre später, am 15. November 1796 riß Bonaparte, als Obergeneral der italienischen Armee, an dem Kopf der Brücke von Arcole, welche zwei Regimenter Kroaten und zwei Kanonen verteidigten, als er sah, wie das Kanonen- und Gewehrfeuer seine Reihen dezimierte, und den Sieg aus seinen Händen sich winden fühlte, erschrocken über das Zaudern selbst der Tapfersten, aus den zusammengepreßten Fingern eines Toten eine dreifarbige Fahne und stürzte sich mit dem Rufe auf die Brücke:

»Soldaten, seid ihr nicht mehr die Männer von Lodi?« als er bemerkte, daß ein junger Lieutenant ihm voran eilte und ihn mit seinem Körper deckte.

Das war es nicht, was Bonaparte wollte, er wollte der Erste sein, der hinüberging: er wäre, wenn es möglich gewesen, allein hinübergewandert.

Er ergriff den jungen Mann an dem Frackflügel und zog ihn zurück.

»Citoyen«, sagte er, »Du bist nur Lieutenant, ich bin Obergeneral: mir gebührt der erste Schritt.«

»Gewiß mit Recht«, antwortete dieser.

Und er folgte nun Bonaparte, statt ihm voranzuschreiten.

Als Bonaparte am Abend erfuhr, daß zwei Divisionen Österreicher vollständig aufgerieben seien, als er die zwei Tausend Gefangene sah, die er gemacht und die eroberten Fahnen und Kanonen zählte, erinnerte er sich des jungen

Lieutenants, den er vor sich gefunden in einem Augenblicke, wo er nichts als den Tod vor sich zu haben glaubte.

»Berthier«, sagte er, »gib meinem Adjutanten Valence Ordre, den jungen Grenadierlieutenant zu suchen, mit dem ich diesen Morgen auf der Brücke von Arcole eine Geschichte hatte.«

»General«, antwortete Berthier stotternd, »Valence ist verwundet.«

»Ich habe ihn allerdings heute nicht zu sehen bekommen. Verwundet, wo? wie? auf dem Schlachtfelde?«

»Nein, General: er bekam gestern einen Streit und erhielt einen Degenstoß durch die Brust.«

Bonaparte zog die Brauen zusammen.

»Man weiß doch in meiner Umgebung, daß ich die Duelle nicht leiden mag: das Blut eines Soldaten gehört nicht ihm: es gehört Frankreich. So gib Muiron den Befehl.«

»Er ist tot.«

»In diesem Falle Elliot.«.

»Ebenfalls tot.«

Bonaparte zog ein Taschentuch hervor und fuhr damit über die in Schweiß gebadete Stirne.

»Wem Du dann willst: aber ich muß ihn haben.«

Er wagte Niemand mehr zu nennen, aus Furcht, noch einmal das fatale Wort zu hören:

»Er ist tot.«

Eine Viertelstunde später wurde der junge Lieutenant in das Zelt eingeführt.

Die Lampe war's nur ein schwaches Licht.

»Treten Sie näher, Lieutenant«, sagte Bonaparte.

Der junge Mann machte drei Schritte in die Mitte des Lichtkreises.

»Sie sind es also«, fuhr Bonaparte fort, »der diesen Morgen mir vorangehen wollte?«

»Es war eine Wette, die ich eingegangen, General«, antwortete heiter der junge Lieutenant, dessen Stimme den Obergeneral zittern machte.

»Und Sie verloren durch mich?«

»Vielleicht ja, vielleicht nein.«

»Und wie lautete die Wette?«

»Daß ich noch heute zum Kapitän ernannt würde.«

»Sie haben gewonnen.«

»Danke, General.«

Und der junge Mann stürzte auf Bonaparte zu, wie um ihm die Hand zudrücken: aber beinahe eben so bald machte er eine Bewegung nach rückwärts.

Das Licht hatte sein Gesicht eine Sekunde beleuchtet: diese Sekunde genügte dem Obergeneral, um das Gesicht ins Auge zu fassen, wie ihm seine Stimme früher aufgefallen war.

Weder das Eine, noch die Andere war ihm unbekannt.

Er suchte einen Augenblick in seinem Gedächtnis: da ihm dies jedoch den Dienst versagte, sagte er:

»Ich kenne Sie.«

»Das ist möglich, General.«

»Es ist sogar gewiß: nur kann ich mich Ihres Namens nicht mehr entsinnen.«

»Sie haben sich auf eine Weise gestellt, General, daß man den Ihren nicht vergißt.«

»Wer sind Sie?«

»Fragen Sie Valence, General.«

Bonaparte stieß einen Freudenschrei aus.

»Louis von Montrevel«, sagte er die Arme öffnend.

Diesmal machte der Lieutenant keine Schwierigkeit, sich hineinzustürzen.

»Gut«, sagte Bonaparte, »Du wirst acht Tage den Dienst Deines neuen Grades verrichten, damit man sich daran gewöhnt, Dich mit den Kapitäns-Epauletten auf den Schultern zu sehen: dann wirst Du meinen armen Muiron als Adjutanten ersetzen. Geh.«

»Noch einmal«, sagte der junge Mann, indem er die Gebärde eines Mannes machte, der die Arme öffnet.

»Ach, ja, meiner Treu!« rief Bonaparte freudig.

Und indem er ihn an sich gepreßt hielt, nachdem er ihn wieder umarmt, fragte er:

»So bist Du es also, der Valence einen Degenstich versetzte?«

»Allerdings, General«, antwortete der junge Kapitän und künftige Adjutant, »Sie waren dabei, als ich es ihm versprach: ein Soldat hat nur sein Wort.«

Acht Tage später tat der Kapitän Montrevel den Dienst eines Ordonnanzoffiziers bei dem Obergeneral, der seinen Vornamen Louis, welcher zu jener Zeit einen schlimmen Klang hatte, in den Pseudonym Roland umgewandelt.

Und der junge Mann hatte sich darüber getröstet, daß er nicht mehr von dem heiligen Ludwig abstammte, indem er ein Neffe Carls des Großen geworden.

Roland — Niemand hätte sich erlaubt, den Kapitän Montrevel von dem Augenblicke an noch Louis zu nennen, in welchem Bonaparte ihn Roland getauft, — Roland machte mit dem Obergeneral den Feldzug in Italien mit und kam nach dem Frieden von Campo Formio mit ihm nach Paris.

Als die Expedition nach Ägypten entschieden war, wurde Roland, den der Tod des Brigadegenerals von Montrevel, welcher am Rhein gefallen war, während sein Sohn an der Etsch und am Mincio kämpfte, zu seiner Mutter zurückgerufen, von dem General en chef als einer der Ersten bezeichnet, welcher an dem unnützen, aber poetischen Kreuzzug, den er unternahm, teilnehmen sollte.

Er ließ seine Mutter, seine Schwester Amelie und seinen jüngeren Bruder Edouard in Bourg zurück, dem Geburtsort des Generals von Montrevel: sie wohnten drei Viertelstunden von der Stadt, das heißt im Schlosse Noires Fontaines, einem reizenden Hause, dem man den Namen eines Schlosses gab und das mit einer Farm und einigen hundert Ackers Land in der Umgegend das ganze Besitztum des Generals bildete, sechs bis achttausend Livres Renten ungefähr.

Es war ein großer Schmerz für das Herz der armen Witwe — diese Abreise zu der abenteuerlichen Expedition; der Tod des Vaters schien den des Sohnes zu prophezeien und Frau von Montrevel, eine sanfte und zarte Creolin, war weit davon entfernt, die rauben Tugenden einer spartanischen oder lacedämonischen Witwe zu besitzen.

Bonaparte, der seinen ehemaligen Kameraden aus der Militärschule von ganzem Herzen liebte, hatte ihm erlaubt, im letzten Augenblicke in Toulon zu ihm zustoßen; aber die Furcht zu spät zu kommen, ließ Roland nicht von dieser Erlaubnis in ihrer ganzen Ausdehnung Gebrauch machen. Er verließ seine Mutter mit einem Versprechen, das er nicht gar pünktlich hielt: nämlich sich nur in dringenden Fällen der Gefahr auszusetzen, und kam acht Tage, ehe die Flotte unter Segel ging, in Marseille an.

Unsere Absicht ist nicht, eine Schilderung des Feldzugs in Ägypten zu geben, so wenig als wir eine solche von dem Feldzug in Italien gegeben. Wir werden nur so viel davon sagen, als zur Kenntnis dieser Geschichte und zur Entfaltung von Rolands Charakter absolut zu wissen nötig ist.

Am 13. Mai gingen Bonaparte und sein ganzer Stab nach dem Orient unter Segel; am 15. Juni übergaben ihm die Maltheser Ritter die Schlüssel ihrer Zitadelle.

Am 2. Juli schiffte sich die Armee am Marabout aus; am selben Tage nahm sie Alexandrien: am 25. zog Bonaparte in Kairo ein, nachdem er die Mamelucken in Schebreisse und bei den Pyramiden geschlagen.

Während dieser Reihe von Märschen und Kämpfen war Roland der Offizier gewesen, wie wir ihn kennen, heiter, mutig, geistvoll, der verzehrenden Hitze der Tage und der eisigen Kälte der Nächte trotzend, und sich als Held oder Narr mitten unter die türkischen Säbel oder die beduinischen Kugeln stürzend.

Außerdem hatte er während der vierzigtägigen Überfahrt den Dolmetscher Ventura nicht verlassen so daß es ihm mit seiner bewundernswerten Leichtigkeit gelungen war, das Arabische nicht gerade geläufig zu sprechen, aber sich wenigstens in dieser Sprache verständlich zu machen.

Auch geschah es häufig, daß, wenn der Obergeneral sich nicht gerade an den geschwornen Dolmetscher wenden wollte, es Roland war, dem er auftrag, gewisse Mitteilungen an die Muftis, Ulemas und Scheiks zu machen.

Während der Nacht vom 20. auf den 21. Oktober empörte sich Kairo: um fünf Uhr Morgens erfuhr man den Tod des Generals Dupuy, der durch einen Lanzenstich getötet worden: um acht Uhr

Morgens, als man Herr der Insurrektion zu sein glaubte, sprengte ein Adjutant des verstorbenen Generals herbei mit der Meldung, daß die Beduinen vom Lande das Rab-el-Nassar oder Siegesthor bedrohen.

Bonaparte frühstückte mit seinem Adjutanten Sulkowsky, welcher bei Salehyeh schwer verwundet worden, und sich kaum von seinem Schmerzenslager erhoben hatte.

Bonaparte, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, vergaß den Zustand, in welchem sich der junge Pole befand.

»Sulkowsky«, sagte er, »nehmen Sie fünfzehn Guiden und sehen Sie nach, was diese Kanaille von uns will.«

Sulkowsky stand auf.

»General«, sagte Roland, »geben Sie mir diesen Auftrag: Sie sehen, mein Kamerad kann sich kaum auf den Beinen halten.«

»Das ist wahr«, sagte Bonaparte, »geh.«

Roland ging, nahm fünfzehn Guiden und ritt weg.

Aber die Ordre war Sulkowsky gegeben, und Sulkowsky hielt darauf, sie auszuführen.

Er ging nun seinerseits mit fünf oder sechs Leuten, die er bereit fand.

Sei es Zufall, sei es, daß er besser als Roland die Straßen von Kairo kannte, er kam einige Sekunden früher am Siegestore an.

Als nun auch Roland ankam, sah er einen Offizier, den die Araber fortschleppten, seine fünf bis sechs Leute waren bereits getötet.

Bisweilen verschonten die Araber, welche die Soldaten unerbittlich niedermetzelten, die Offiziere in der Hoffnung auf ein Lösegeld.

Roland erkannte Sulkowsky: er zeigte ihn mit der Spitze seines Säbels seinen fünfzehn Leuten und kommandierte zum Galopp.

Eine halbe Stunde später kehrte ein einziger Guide in das Hauptquartier zurück und meldete den Tod Sulkowskys, Rolands und seiner einundzwanzig Kameraden.

Bonaparte liebte, wie wir sagten, Roland wie einen Bruder, wie einen Sohn, wie er Eugene liebte: er wollte die Katastrophe in all' ihren Details wissen und fragte den Guide.

Der Guide hatte einen Araber Sulkowsky den Kopf spalten und diesen an den Sattelknopf befestigen sehen.

Was Roland betraf, so war sein Pferd getötet worden.

Er selbst war aus, den Bügeln gesprungen und hatte einen Augenblick zu Fuße gekämpft, aber bald war er in einem Gewehrfeuer, das beinahe Mann an Mann entstanden, verschwunden.

Bonaparte stieß einen Seufzer aus, vergoß eine Träne, murmelte: »Noch einer!« und schien nicht mehr daran zu denken.

Nun fragte er, zu welchem Stamme diese Araber gehörten, welche ihm so eben zwei Menschen getötet, die er innig geliebt.

Er erfuhr, daß es ein Stamm von ununterjochten Arabern sei, deren Dorf ungefähr zehn Stunden entfernt war.

Bonaparte ließ ihnen einen Monat, damit sie sicher an ihre Straflosigkeit glaubten: als dieser jedoch um war, befahl er einem seiner Adjutanten, Namens Croisier, das Dorf zu cerniren, die Hütten niederzubrennen, den Männern die Köpfe abzuhauen, die Köpfe in Säcke zu tun und den Rest der Einwohner, das heißt die Frauen und Kinder, nach Kairo zu bringen.

Croisier vollzog die Ordre genau: man brachte die ganze Einwohnerschaft von Frauen und Kindern, die man mitnehmen konnte, nach Kairo und unter dieser Einwohnerschaft einen lebenden Araber, gebunden und geknebelt auf seinem Pferde.

»Warum diesen Menschen lebendig?« fragte Bonaparte: »ich sagte doch, daß man Jedem den Kopf abschneiden solle, der im Stande sei, die Waffen zu tragen.«

»General«, sagte Croisier, der ebenfalls einige Worte arabisch kauderwelschte, »im Augenblicke, als ich diesem Manne den Kopf abhauen lassen wollte, glaubte ich zu verstehen, daß er sein Leben gegen das eines Gefangenen austauschen wollte. Ich dachte, wir hätten immer noch Zeit, ihm den Kopf abzuhauen und brachte ihn mit mir. Wenn ich mich getäuscht habe, so kann die Zeremonie hier statt dort stattfinden: aufgeschoben ist nicht aufgehoben.«

Man ließ den Dolmetscher Ventura kommen und fragte den Beduinen.

Der Beduine antwortete, daß er einem französischen Offizier

das Leben gerettet, welcher am Siegesthor schwer verwundet worden war: daß dieser Offizier, welcher etwas arabisch spreche, sich für einen Adjutanten Bonapartes ausgegeben: daß er ihn seinem Bruder geschickt, der bei einem benachbarten Stamme Arzt sei: der Offizier sei nun Gefangener jenes Stammes und wenn man ihm das Leben schenken wolle, so werde er seinem Bruder schreiben, daß man den Gefangenen zurücksende.

Das war vielleicht eine Fabel, um Zeit zu gewinnen, aber es war vielleicht auch Wahrheit: man riskierte nichts, wenn man wartete.

Man stellte den Araber unter gute Aussicht, gab ihm einen Thaleb, der sein Diktat schrieb, er siegelte den Brief mit seinem Siegel und ein Araber von Kairo ging, um die Unterhandlung zu führen.

Wenn der Unterhändler seinen Zweck erreichte, so erhielt er fünfhundert Piaster, der Beduine sein Leben.

Drei Tage später kam der Unterhändler und brachte Roland zurück.

Bonaparte hatte dies gehofft, aber nicht daran geglaubt.

Dieses Herz von Erz, das gefühllos für den Schmerz schien, weinte Freudentränen. Er öffnete Roland seine Arme, wie am Tage, da sie sich wiedergefunden, und zwei Tränen, zwei Perlen — die Tränen Bonaparte's waren selten, — rollten aus seinen Augen.

, Roland blieb seltsamer Weise düster mitten in all' der Freude, welche seine Wiederkehr hervorrief, bestätigte die Erzählung des Arabers, unterstützte seine Freilassung, weigerte sich jedoch, irgend ein persönliches Detail über die Art mitzuteilen, wie er von den Beduinen gefangen genommen und von dem Thaleb behandelt worden: Sulkowsky war vor seinen Augen getötet und enthauptet worden, daran war also nicht weiter zu denken.

Roland trat wieder in seinen gewöhnlichen Dienst und man bemerkte, daß, was bislang Mut bei ihm gewesen, nun Tollkühnheit geworden: was bislang der Wunsch nach Ruhm gewesen, nun die Sehnsucht nach dem Tode geworden.

Auf der andern Seite aber, wie es gewöhnlich bei denen geht, welche dem Schwert und Feuer trotzen, schonten ihn Schwert und Feuer: vor und hinter Roland, an seiner Seite fielen die

Menschen: er blieb aufrecht, unverwundbar wie der Dämon des Krieges.

Zur Zeit des Feldzugs in Syrien schickte man zwei Parlamentäre ab, um den Diezzar Pascha aufzufordern, sich zu ergeben: die beiden Parlamentäre erschienen nicht wieder: die Köpfe wurden ihnen gespalten.

Man mußte einen dritten schicken: Roland bot sich an, beharrte auf seinem Wunsch und erhielt auf seine Bitte die Erlaubnis des Obergenerals und kam wieder.

Er war bei jedem der neunzehn Angriffe auf die Festung: bei jedem Angriff sah man ihn bis auf die Bresche kommen: er war einer von den Zehn, welche in den Fluchtturm eindrangen: neun blieben, er kam mit einer Schramme davon.

Während des Rückzugs befahl Bonaparte dem Rest der Reiter in der Armee, ihre Pferde den Verwundeten und Kranken zu geben: das heißt, wer sein Pferd aus Furcht vor der Ansteckung nicht den Pestkranken gebe.

Roland gab das seine vorzugsweise diesen: drei fielen von seinem Pferde, er bestieg es nach ihnen und kam wohlbehalten in Kairo an.

In Abukir warf er sich mitten unter das Getümmel, drang bis zum Pascha vor, indem er den, Gürtel durchhieb, welchen die Schwarzen um ihn gebildet, faßte ihn am Barte, trotzte dem Feuer seiner beiden Pistolen, von denen bei Einem nur das Zündpulver verbrannte, während die Kugel des andern ihm unter dem Arme durchging und einen Guiden hinter ihm tötete.

Bonaparte faßte den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren und Roland war der Erste, dem der Obergeneral diesen Entschluß ankündigte: jeder Andere wäre vor Freude in die Höhe gesprungen, er blieb traurig und düster und sagte:

»Ich hätte es lieber gesehen, wenn wir hier geblieben, General, ich hätte mehr Aussicht gehabt, zu sterben.«

Es wäre jedoch eine Undankbarkeit für ihn gewesen, dem Obergeneral nicht zu folgen: er folgte ihm.

Während der ganzen Überfahrt blieb er düster und teilnahmslos. In den corsischen Gewässern erblickte man die englische Flotte: hier allein schien er wieder auszuleben.

Bonaparte hatte dem Admiral Gantaume erklärt, daß man sich bis aufs Äußerste schlagen würde und den Befehl gegeben, die Fregatte eher in die Luft fliegen zu lassen, als die Flagge zu streichen.

Man durchschnitt die Flotte, ohne gesehen zu werden und schiffte sich am 8. in Frejus aus.

Es galt, wer zuerst den Boden Frankreichs berühren würde: Roland stieg zuletzt ans Land.

Der Obergeneral schien auf keine dieser Einzelheiten zu achten, nicht eine jedoch entging ihm: er ließ Eugene Berthier, Bourrienne, seine Adjutanten, seine Suite auf dem Weg von Gap und Draguignan abgehen.

Er selbst schlug incognito den Weg nach Aix ein, um selbst die Zustände im Süden zu erkunden und nahm Niemand mit sich, als Roland.

In der Hoffnung, daß beim Anblick der Familie das Leben wieder in das von einem unbekanntem Unglück gebrochene Herz einkehren werde, hatte er ihm bei der Ankunft in Aix angekündigt, daß er ihn in Lyon zurücklassen werde, und gab ihm drei Wochen Urlaub, als Gratifikation für ihn und Überraschung für seine Mutter und seine Schwester.

Roland hatte geantwortet:

»Danke, General, meine Schwester und meine Mutter werden sehr glücklich sein, mich wieder zu sehen.«

Ehedem würde Roland gesagt haben:

»Danke, General, ich werde sehr glücklich sein, meine Mutter und meine Schwester wieder zu sehen.«

Wir haben der Szene in Avignon beigewohnt: wir haben gesehen, mit welcher tiefer Verachtung der Gefahr, mit welchem bitterem Lebensüberdruß Roland zu einem furchtbaren Duell gegangen war. Wir haben den Grund gehört, den er Sir John wegen seiner Gleichgültigkeit gegenüber dem Tode angegeben: war der Grund gut oder schlecht, wahr oder falsch? Sir John mußte sich mit ihm begnügen: offenbar hatte Roland nicht Lust, ihm einen andern anzugeben.

Und jetzt schliefen, wie wir gesagt, beide, oder taten, als ob sie schliefen, während der Galopp von zwei Postpferden sie auf der

Route von Avignon nach Orange eilends entführte.



VI.

Morgan.

Unsere Leser müssen uns gestatten, auf einen Augenblick Roland und Sir John zu verlassen, welche, Dank der physischen und moralischen Disposition, in der wir sie zurückgelassen, ihnen keine Unruhe einflößen dürfen: wir wollen uns nämlich ernstlicher mit einer, Persönlichkeit beschäftigen, die in dieser Geschichte bis jetzt nur flüchtig ausgetreten und doch eine große Rolle in derselben zu spielen bestimmt ist.

Wir wollen von dem Manne sprechen, der maskiert und bewaffnet in den Saal der Table d'Hôte von Avignon trat, um Jean Picot das Häuschen von zweihundert Louisd'ors zurückzubringen, welches ihm durch Versehen genommen worden, da man es mit dem Gelde der Regierung verwechselt hatte.

Wir sahen, daß der kühne Bandit,- der sich selber den Namen Morgan gegeben, maskiert, zu Pferd und am hellen Tage nach Avignon gekommen.

Er hatte, um in das Hotel du Palais - Egalite zu treten, sein Pferd vor der Türe angebunden, und als wenn sein Tier in der päpstlichen und royalistischen Stadt dieselbe Straflosigkeit genösse, wie sein Herr, hatte er es wieder am Stalle gefunden, losgebunden, war darauf gesprungen, durch das Qullethor hinausgeritten, längs der Mauer in großem Galopp hingesprengt und auf dem Wege nach Lyon verschwunden.

Eine Viertelstunde von Avignon jedoch hatte er seinen Mantel um sich her zusammengezogen, um den Vorübergehenden den Anblick seiner Waffen zu entziehen, und indem er seine Maske abnahm, diese in eines seiner Halfter gesteckt.

Die, welche er in Avignon lebhaft mit dem Gedanken beschäftigt, wer dieser furchtbare Morgan, der Schrecken des Süden, wohl sein möchte, zurückgelassen, hätten jetzt, wenn sie sich auf dem Wege von Avignon nach Bedarrides befunden, sich mit eigenen Augen versichern können, ob der Anblick des Banditen so furchtbar, als sein Renommé sei.

Wir scheuen uns nicht zu behaupten, daß die Züge, die sich jetzt ihren Blicken dargeboten hätten, so wenig mit der Idee im Einklang standen, welche ihre befangene Phantasie sich machte, daß ihr Erstaunen ganz außerordentlich gewesen wäre.

In der Tat ließ die von einer vollendet weißen und zarten Hand abgenommene Maske das Gesicht eines jungen Mannes von kaum vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren sehen, ein Gesicht, das durch die Regelmäßigkeit der Züge und die Weichheit der Physiognomie einem weiblichen Gesichte den Rang hätte streitig, machen können.

Eine Einzelheit gab dieser Physiognomie oder vielmehr mußte ihr in gewissen Momenten den Charakter seltener Festigkeit verleihen: dies waren ebenholzschwarze Wimpern, Augen und Brauen unter schönen blonden Haaren, welche nach damaliger Mode über die Stirne und an den Schläfen herabhingen.

Das übrige Gesicht war wie gesagt beinahe weiblich.

Es bestand aus zwei kleinen Ohren, von denen man nur das Läppchen unter jenem Haarbüschel an den Schläfen sah, welchem die Stutzer jener Zeit den Namen Hundsohren gegeben hatten: aus einer geraden und vollkommen proportionierten Nase, aus einem etwas großen, aber rosigen und immer lächelnden Munde, der beim Lächeln eine doppelte Reihe bewundernswerter Zähne blicken ließ, aus einem seinen und zarten, leicht blau angeflogenen Kinne, das durch diese Färbung andeutete, daß wenn der Bart nicht so sorgfältig und neuerdings abgenommen worden wäre, es im Gegensatz zu der goldenen Farbe der Haare denselben Ton wie die Wimpern, die Brauen und die Augen haben würde.

Den Wuchs des Unbekannten hatte man in dem Augenblicke würdigen können, wo er in den Saal der Table d'Hôte getreten: er war groß, edel, geschmeidig und bekundete, wenn auch nicht gerade eine große Muskelkraft, so doch eine große Leichtigkeit und Beweglichkeit.

Die Art, wie er zu Pferde saß, ließ deutlich den vollkommenen Reiter erkennen.

Nachdem er seinen Mantel wieder umgeworfen, die Maske in den Halftern verborgen, seinen Hut auf die Augen herabgedrückt,

schlug der Reiter seinen raschen Ritt wieder an, den er einen Augenblick unterbrochen, galoppierte durch Bedarrides und trat, als er bei den ersten Häusern von Orange angekommen, unter ein großes Thor, das sich sogleich hinter ihm schloß.

Ein Diener harrte seiner und faßte das Tier beim Zügel.

Der Reiter sprang rasch vom Pferde.

»Ist Dein Herr zu Hause?« fragte er den Diener.

»Nein, Herr Baron«, antwortete dieser: »er reiste diese Nacht fort und sagte, wenn Sie kämen und nach ihm fragten, so solle man Ihnen antworten, daß er in Angelegenheiten der Gesellschaft reise.«

»Gut, Baptist, ich bringe ihm sein Pferd in gutem Stande, wenn auch etwas müde zurück: man muß es mit Wein waschen und ihm drei bis vier Tage Gerste statt Hafer geben: das Tier hat ungefähr vierzig Meilen seit gestern Morgen gemacht.«

»War der Herr Baron damit zufrieden?«

»Sehr zufrieden: steht der Wagen bereit?«

»Ja, Herr Baron, ganz angespannt in der Remise, der Postillion trinkt mit Julien: der Herr hat befohlen, daß man ihn außerhalb des Hauses beschäftige, daß er ihn nicht kommen sehe.

« »Er glaubt also Deinen Herrn zu fahren?«

»Ja, Herr Baron; hier ist der Paß meines Herrn, auf den man die Postpferde nahm, und da mein Herr mit dem Paß des Herrn Barons nach Bordeaux ist, und der Herr Baron mit dem Paß meines Herrn nach Gens geht, so ist wahrscheinlich der Faden so verwickelt, daß die Dame Polizei, wie sein auch ihre Finger sein mögen, ihn nicht so leicht entwirren, wird.«

»Löse das Felleisen von dem Pferde hinten ab, Baptiste, und gib es mir.«

Baptiste gehorchte sogleich, aber das Felleisen fiel ihm aus den Händen.

»Ah!« sagte er lachend, »der Herr Baron hat mich nicht zuvor davon in Kenntnis gesetzt! Teufel! der Herr Baron hat seine Zeit, wie mir scheint, nicht verloren.«

»Darin täuschest Du Dich, Baptiste: wenn ich nicht all' meine Zeit verloren, so habe ich wenigstens viele Zeit verloren: und ich möchte sie so bald als möglich wieder einbringen.«

»Wird der Herr Baron nicht frühstücken?«

»Ich werde einen Bissen essen, aber sehr rasch.«

»Die Sache wird keinen Verzug verursachen: es ist zwei Uhr Nachmittags und das Frühstück erwartet Sie seit zehn Uhr diesen Morgen: glücklicherweise ist es nur ein kaltes Frühstück.«

Und Baptiste schickte sich an, in Abwesenheit seines Herrn die Honneurs des Hauses gegenüber dem Fremden zu machen, indem er ihm den Weg nach dem Speisesaal zeigte.

»Unnötig«, sagte dieser, »ich kenne den Weg: Sorge für den Wagen, daß er im Gange sei und der Schlag offen stehe, wenn ich hinunterkomme, damit der Postillion mich nicht sehen kann. Hier hast Du Geld, um die erste Post zu bezahlen.«

Und der Fremde, der als Baron angeredet worden, gab Baptiste eine Handvoll Assignaten.

»Ach! mein Herr«, sagte dieser, »damit könnte man ja die Reise bis nach Lyon bezahlen!«

»Begnüge Dich damit, sie bis nach Valence zu bezahlen, gib vor, daß ich Schlafen wolle: das Übrige ist für die Mühe, die Du mit der Rechnung hast.«

»Soll ich das Felleisen in die Wagentruhe tun?«

»Das will ich selbst besorgen.«

Und indem er das Felleisen aus den Händen des Dieners nahm, ohne merken zu lassen, daß es seine Hände hinabzog, begab er sich nach dem Speisesaal, während Baptiste nach der benachbarten Schenke ging und zugleich die Assignaten in Ordnung brachte.

Wie der Fremde gesagt, der Weg war ihm bekannt, denn er ging durch einen Korridor, öffnete ohne zu zögern eine erste Türe, dann eine zweite, und als diese zweite Türe offen war, stand er vor einem elegant servierten Tische.

Ein Stück Geflügel, zwei Rebhühner, ein kalter Schinken, mehrere Sorten Käse, ein Dessert aus prachtvollen Früchten, und zwei Karaffen, von denen die eine rubinroten, die andere topasfarbigen Wein enthielt, bildeten ein Frühstück, das, obgleich offenbar für eine einzige Person serviert, weil ein einziges Couvert ausgelegt war, im Fall der Noch für drei bis vier Gäste reichen konnte.

Die erste Sorge des jungen Mannes, als er in den Speisesaal trat, war die, daß er gerade auf einen Spiegel losging und seine Haare mit einem kleinen Kämme, den er aus der Tasche zog, ordnete: worauf er an ein Fayencebecken mit darüber herabsprudelndem Wasser trat, eine Serviette nahm, die zu diesem Zwecke bereit gelegt schien, und sich Gesicht und Hände wusch.

Erst nachdem er diesen Bedürfnissen nachgekommen, die auf den an Eleganz gewöhnten Mann deuteten, erst nachdem er diesen Bedürfnissen aufs minutiöseste nachgekommen, sagen wir, setzte sich der Fremde an die Tafel.

Einige Minuten genügten ihm, einen Appetit zufrieden zu stellen, dem die Anstrengung und die Jugend eine ungeheure Ausdehnung gegeben, und als Baptiste wieder erschien, um dem einsamen Gaste anzukündigen, daß der Wagen bereit stehe, stand er auch schon auf den Beinen.

Der Fremde drückte seinen Hut über die Augen, hüllte sich in seinen Mantel, nahm sein Felleisen unter den Arm und da Baptiste dafür gesorgt, daß der Fußtritt so nahe als möglich an der Türe war, so sprang er in den Wagen, ohne daß der Postillion ihn hätte sehen können.

Baptiste schloß die Türe hinter ihm; dann wandte er sich an, den Menschen mit den dicken Stiefeln und sagte: »Es ist alles bis Valence bezahlt, nicht wahr, Post und Trinkgeld?«

»Alles; brauchen Sie einen Schein?« antwortete scherzend der Postillion.

»Nein, aber der Herr Marquis von Ribier, mein Herr, wünscht, daß Man ihn bis Valence ungestört lasse.«

»Gut«, antwortete der Postillion mit demselben scherzenden Accente, »der Citoyen Marquis soll nicht gestört werden. Allons, hup!«

Und er setzte seine Pferde in Trab, indem er seine Peitsche mit jener lauten Beredsamkeit erschallen ließ, welche zu den Nachbarn und zu den Vorübergehenden sagt: »Achtung hier, Achtung dort, oder es geht schlimm, ich fahre einen Mann, der gut bezahlt und das Recht hat, die Andern zu zermalmen.«

Nachdem er im Wagen war, öffnete der falsche Marquis von

Ribier die Fenster, ließ die Rollvorhänge herab, hob die Sitzbank aus, legte sein Felleisen in die Truhe, setzte sich darauf, hüllte sich in seinen Mantel, und sicher, nicht früher, als in Valence geweckt zu werden, schlief er ein, wie er gefrühstückt hatte, das heißt mit dem vollen Appetit der Jugend.

Man machte den Weg von Orange nach Valence in acht Stunden: kurz, ehe man in die Stadt kam, wachte unser Reisender auf.

Er hob einen der Rollvorhänge vorsichtig in die Höhe und sah, daß er durch den kleinen Flecken la Paillasse fuhr: es war Nacht, er ließ seine Uhr schlagen, sie schlug elf.

Er hielt es für unnütz, wieder einzuschlafen, berechnete die Posten bis nach Lyon und rüstete sein Geld.

Als der Postillion von Valence zu seinem Kameraden trat, der ihn ersetzte, hörte er diesen zu dem andern sagen:

»Er scheint ein Cidevant zu sein, aber von Orange her ist er empfohlen und in Anbetracht, daß er zwanzig Sous Trinkgeld bezahlt, muß man ihn wie einen Patrioten fahren.«

Der Reisende glaubte, daß dies der Augenblick sei, dazwischen zu treten: er hob deshalb den Rollvorhang empor.

»Und Du wirst mir damit nur Gerechtigkeit widerfahren lassen«, sagte er, »ein Patriot, beim Himmel, ich rühme mich ein solcher zu sein und zwar vom ersten Kaliber und der Beweis, sieh, da trinke auf die Gesundheit der Republik!«

Und er gab dem Postillion, der ihn an den andern empfohlen, eine Assignate von hundert Franken.

Und da dieser den Papiersetzen mit gierigem Blicke betrachtete, sagte er:

»Hier eine gleiche für Dich, wenn Du dem Andern die gleiche Empfehlung geben willst, wie Du sie so eben erhalten.«

»O seien Sie ruhig, Citoyen«, sagte der Postillion, »es soll nur ein Losungswort von hier bis Lyon geben: Ventre á terre.«

»Und hier zum Voraus die Bezahlung für sechzehn Poststationen, mit Inbegriff des doppelten Pflastergeldes; ich bezahle zwanzig Sous Trinkgeld, macht das unter einander aus.«

Der Postillion schwang sich auf sein Pferd und fuhr im Galopp davon.

Der Wagen wurde in Lyon gegen vier Uhr Nachmittags umgespannt.

Während der Wagen umgespannt wurde, trat ein als Kommissionär gekleideter Mann, der sich von einem Eckstein erhob, an den Wagen, und sagte leise zu dem Genossen Jehus einige Worte, welche ihn in großes Erstaunen zu setzen schienen.

»Bist Du dessen ganz gewiß?« fragte er den Kommissionär.

»Wenn ich Dir sage, daß ich ihn selbst gesehen, mit meinen eigenen Augen gesehen!« antwortete dieser.

»Ich kann also unseren Freunden die Neuigkeit als gewiß bringen?«

»Du kannst, aber beeile Dich.«

»Ist man in Servas davon in Kenntnis gesetzt?«

»Ja, Du wirst zwischen Servas und hier ein Pferd in Bereitschaft finden.«

Der Postillion trat heran: der junge Mann tauschte einen letzten Blick mit dem Kommissionär aus, der sich entfernte, als wenn er einen sehr pressanten Brief zu besorgen hätte.

»Welchen Weg, Citoyen?« fragte der Postillion.

»Nach Bourg: ich muß um neun Uhr heute Abend in Servas sein: ich bezahle dreißig Sous Trinkgeld.«

»Vierzehn Meilen in fünf Stunden, das ist stark, aber man kann's doch machen.«

»Es wird also geschehen?«

»Man wird's versuchen.«

Und der Postillion jagte mit seinen Pferden im vollen Galopp davon.

Punkt neun Uhr traf man in Servas ein.

»Einen Sechslivresthaler, wenn Du nicht umspannst und mich auf die Hälfte des Wegs von Sue führst«, rief der junge Mann durch den Schlag dem Postillion zu.

»Sehr wohl«, antwortete dieser und der Wagen fuhr, ohne anzuhalten, an der Post vorüber.

Eine halbe Viertelmeile von Servas ließ Morgan den Wagen anhalten, steckte den Kopf heraus, brachte die Hände an den Mund und ahmte den Schrei der Nachteule nach.

Die Nachahmung war so gelungen, daß aus dem nahen Walde eine Nachttaube ihm antwortete.

»Hier ist es«, rief Morgan.

Der Postillion hielt seine Pferde an.

»Wenn es hier ist, so brauchen wir nicht weiter zu fahren.«

Der junge Mann nahm das Felleisen, öffnete den Schlag, stieg aus und trat zu dem Postillion.

»Hier ist der versprochene Sechslivresthaler.«

Der Postillion nahm den Sechslivresthaler, steckte ihn in die Augenhöhle und hielt ihn dort fest, wie ein Elegant unserer Tage sein Lorgnon.

Morgan ahnte, daß diese Pantomime eine Bedeutung haben werde.

»Nun«, fragte er, »was will das sagen?«

»Das will sagen«, machte der Postillion, »daß ich tun kann, was ich will, ich sehe immer noch mit einem Auge.«

»Ich verstehe«, versetzte der junge Mann lachend: »und wenn ich das andere verschließe?«

»Nun! so werde ich nichts mehr sehen.«

»Das ist ein seltsamer Kauz: er will lieber blind, als einäugig sein. Nun man muß über den Geschmack nicht streiten: da!«

Und er gab ihm einen zweiten Taler.

Der Postillion steckte ihn ins andere Auge, ließ den Wagen umkehren und fuhr nach Servas zurück.

Der Genosse Jehus wartete, bis er im Dunkel verschwunden war, setzte dann einen gebohrten Schlüssel an den Mund und brachte damit einen langen zitternden Ton hervor, dem Pfeifen des Hochbootmanns ähnlich.

Der gleiche Ton antwortete ihm.

Im selben Momente sah man einen Reiter aus dem Walde hervorkommen und sich im Galoppe nähern.

Beim Anblick dieses Reiters bedeckte Morgan sein Gesicht wieder mit seiner Maske.

Der Mann kam gerade auf ihn zu.

»In wessen Namen kommen Sie?« fragte der Reiter, dessen Gesicht man nicht sehen konnte, da die Krempe eines

ungeheuren Hutes es verbarg.

»Im Namen des Propheten Elisa«, antwortete der junge maskierte Mann.

»Dann sind Sie es, den ich erwarte.«

Und er stieg vom Pferde, »Bist Du Prophet oder Schüler?« fragte Morgan.

»Ich bin Schüler«, antwortete der Neuankömmling.

»Und Dein Meister, wo ist er?«

»Sie werden ihn in der Karthause von Seillon finden.«

»Weißt Du die Zahl der Genossen, die dort versammelt sind?«

»Zehn.«

»Gut; wenn Du einen andern triffst, schicke ihn gleichfalls zum Stelldichein.«

Der, welcher sich den Titel eines Schülers gegeben, verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams, half Morgan das Felleisen auf das Pferd schnallen und hielt es respektvoll am Zaume, während dieser aufstieg.

Ohne zu warten, bis er den zweiten Fuß im Bügel hatte, gab Morgan dem Pferde die Sporen; alsbald riß dieses dem Diener den Zügel aus der Hand und sprengte im Galopp davon.

Man sah zur Rechten des Wegs den Wald von Seillon sich wie ein Meer von Finsternis ausdehnen, dessen dunkle Wellen der Nachtwind wogen und seufzen machte.

Eine Viertelstunde jenseits von Sue spornte der Reiter sein Pferd feldeinwärts und ritt gegen den Wald, der ihm seinerseits entgegenzukommen schien.

Das Pferd, welches eine erfahrene Hand führte, sprengte ohne zu zögern hinein.

Nach Verfluß von zehn Minuten erschien er auf der andern Seite.

Hundert Schritte vom Walde erhob sich eine dunkle Masse isoliert auf der Ebene.

Es war ein Gebäude von massiver Bauart, das fünf bis sechs hundertjährige Bäume beschatteten.

Der Reiter hielt vor einem großen Thore, über dem im Dreieck drei große Statuen angebracht waren: Die der heiligen Jungfrau,

die unseres Herrn Jesu Christi, und die des heiligen Johann Baptist.

Die Statue der heiligen Jungfrau nahm den höchsten Punkt des Dreiecks ein.

Der geheimnisvolle Reisende war am Ziele seiner Reise angekommen, nämlich an der Karthause von Seillon.

VII.

Die Karthause von Seillon.

Die Karthause von Seillon, die zweiundzwanzigste des Ordens, wurde 1178 gegründet.

Im Jahre 1672 ward ein neues Gebäude an der Stelle des alten Klosters errichtet; von diesem letzteren Bau sieht man jetzt noch Überreste.

Diese Überreste bestehen von außen in einer Facade, von der wir gesagt, daß sie mit drei Statuen geschmückt war und vor der wir den geheimnisvollen Reiter halten sahen; Innen in einer kleinen Kapelle, welche ihren Eingang zur Rechten unter dem großen Thore hat.

Ein Bauer, seine Frau und zwei Kinder bewohnen sie jetzt und aus dem ehemaligen Kloster hat man einen Pachthof gemacht.

Im Jahre 1791 waren die Karthäuser aus ihrem Kloster vertrieben worden; im Jahre 1792 verkaufte man die Karthause und die dazu gehörigen Grundstücke als geistliches Gut.

Die Appertinentien bestanden in dem Park, der an die Gebäude stieß und dann in dem schönen Walde, der noch heute den Namen der Wald von Seillon führt.

In Bourg jedoch, der royalistischen und namentlich religiösen Stadt, wagte es Niemand, seine Seele durch den Ankauf eines Gutes zu beflecken, das den würdigen Mönchen gehörte, die Jedermann verehrte. Daher kam es, daß das Kloster, der Park und der Wald unter dem Titel *Staatsgüter* Eigentum der Republik wurden, das heißt Niemanden gehörten.

Die Sache ist leicht zu begreifen: die Republik mit ihrem 21. Januar, ihrem 31. Mai, ihrem 30. Oktober, ihrem 9. Thermidor, ihrem 1. Prairial und ihrem 18. Fructidor hatte ganz Anderes zu tun, als Mauern wieder zu tünchen, einen Obstgarten im Stande zu erhalten und einen Wald regelmäßig aushauen zu lassen.

Daher kam es, daß seit sieben Jahren die Karthause völlig verlassen stand, und daß, wenn zufällig ein neugieriger Blick durch das Schlüsselloch fiel, man das Gras in den Höfen wuchern

sah, wie die Brombeersträucher in dem Obstgarten, und das Gestrüppe in dem Walde, der zu jener Zeit nur von einer Straße und zwei bis drei Pfaden durchschnitten, sonst, scheinbar wenigstens, völlig ungangbar war.

Eine Art von Pavillon, die Corriere genannt, welcher zur Karthause gehörte und ungefähr eine Viertelmeile vom Kloster entfernt lag, grünte gleichfalls in dem Walde, der die Freiheit benutzend, die ihm gelassen war, seine Phantasie walten zu lassen, es von allen Seiten mit Laub umhüllt und so dem Auge entzogen hatte.

Die seltsamsten Gerüchte waren über diese beiden Gebäude in Umlauf; man sagte, unsichtbare Gäste hausen dort bei Tage, furchtbare bei Nacht; Holzhacker oder Bauern, die sich verspätet, und die bisweilen noch in dem Walde der Republik das Holzungsrecht ausübten, das die Stadt Bourg von den Zeiten der Karthause her hatte, behaupteten, durch die Ritzen der geschlossenen Läden Flammen auf den Gängen und Treppen hin und hergehen gesehen und deutlich das Geräusch von Ketten gehört zu haben, welche aus den Platten der Kreuzgänge und dem Pflaster der Höfe fortgezogen würden. Die starken Geister glaubten nicht daran; aber im Gegensatz zu den Ungläubigen bekräftigten zwei Arten von Leuten diese schauerlichen Gerüchte und nächtlichen Lichter, indem sie ganz nach ihrer Ansicht und ihrem Glauben zwei verschiedene Gründe unterschoben: die Patrioten behaupteten, es seien die Seelen der armen Mönche, welche die Tyrannei der Klöster lebendig in pace begraben und die nun wiederkämen, um Rache vom Himmel auf ihre Verfolger herabzubeschwören, und nach ihrem Tode die Ketten mit sich schlepten, die sie bei Lebzeiten gefesselt; die Royalisten behaupteten, es sei der Teufel in Person, der, ein leeres Kloster findend und den Weihwedel der würdigen Superioren nicht mehr zu fürchten brauchend, hier nun behaglich sein Wesen treibe, wo er sonst nicht die Spitze seiner Krallen hereinzustecken gewagt; Eins jedoch ließ die Sache unentschieden: nämlich, daß noch nicht Einer von denen, welche leugneten oder behaupteten, sei es nun, daß sie sich für die Seelen der Mönchsmärtyrer oder für den Teufelssabbat, entschieden, bis jetzt den Mut gehabt, sich in diese Dunkelheit zu wagen und in den feierlichen Stunden der Nacht

sich von der Wahrheit zu überzeugen gekommen war, um andern Tages sagen zu können, ob die Karthause verlassen oder von Gespenstern besucht sei, und wenn dies letztere der Fall, welcher Art diese seien.

Ohne Zweifel hatten all' diese begründeten oder unbegründeten Gerüchte keinen Einfluß auf den geheimnisvollen Reisenden, denn, wie wir gesagt, obgleich es neun Uhr in Bourg schlug und deshalb tiefe Nacht war, hielt er sein Pferd vor dem Thore des verlassenen Klosters an, und ohne den Fuß auf die Erde zu setzen, zog er ein Pistol aus dem Halfter und schlug mit dem Handgriff dreimal in kurzen Zwischenräumen an das Thor, wie die Freimaurer.

Dann lauschte er.

Er hatte einen Augenblick gezweifelt, daß Versammlung in der Karthause sei: denn wie scharf er auch beobachtete, wie aufmerksam er auch lauschte, er hatte weder ein Licht gesehen, noch ein Geräusch gehört.

Indessen glaubte er einen vorsichtigen Schritt von innen sich der Türe nähern zu hören.

Er schlug zum zweiten Male mit derselben Waffe und auf dieselbe Weise an die Türe.

»Wer klopft?« fragte eine Stimme.

»Der, welcher von Elisa kommt«, antwortete der Reisende.

»Wie heißt der König, dem die Söhne Isaaks gehorchen müssen?«

»Jehu.«

»Wie heißt das Haus, das sie ausrotten sollen?«

»Achab.«

»Sind Sie Prophet oder Schüler?«

»Ich bin Prophet.«

»Dann seien Sie willkommen im Hause des Herrn«, sagte die Stimme.

Augenblicklich wurden die eisernen Stangen, welche das massive Schloß festhielten, aufgezogen.

Die Riegel knirschten in den Bändern, einer der Flügel des Thores öffnete sich leise und das Pferd und der Reiter traten unter

das dunkle Gewölbe, das sich hinter ihnen schloß.

Der, welcher diese Türe, die so langsam im Öffnen, so rasch im Schließen war, aufgetan, trug die lange weiße Kutte der Karthäuser, deren Kapuze seine Züge vollständig unsichtbar machte, da sie bis tief über das Gesicht hereinfiel.

Ohne Zweifel hatte der öffnende Mönch, wie der erste Affilierte, den der, welcher sich den Titel eines Propheten gab, auf dem Wege nach Sue begegnet, nur einen untergeordneten Rang in der Brüderschaft, denn, den Zaum des Pferdes ergreifend, hielt er es, während der Reiter abstieg, und leistete dem jungen Manne auf diese Weise den Dienst eines Stallknechts.

Morgan stieg ab, schnallte das Felleisen los, zog die Pistolen aus den Halftern, steckte sie in seinen Gürtel zu den andern und sagte in befehlendem Tone zu dem Mönche:

»Ich glaubte die Brüder zur Beratung bei einander zu finden.«

»Sie sind auch wirklich hier versammelt«, antwortete der Mönch.

»Wo?« »In der Correrie; man hat seit einigen Tagen in der Nähe der Karthause verdächtige Personen sich umtreiben sehen, und höhere Ordres befehlen die strengsten Vorsichtsmaßregeln an.«

Der junge Mann zuckte die Achseln zum Zeichen, daß er diese Vorsichtsmaßregeln für unnötig erachte und sagte noch immer in demselben befehlenden Tone:

»Lassen Sie das Pferd in den Stall bringen und führen Sie mich zum Rate.«

Der Mönch rief einen andern Bruder, dem er den Zaum zuwarf, nahm eine Fackel, die er an einer Lampe in der kleinen Kapelle anzündete, welche man noch heute zur Rechten unter dem großen Thore sehen kann, und ging dem Neuankömmlinge voran.

Er durchschritt das Kloster, machte einige Schritte im Garten, öffnete eine Türe, die zu einer Art von Zisterne führte, ließ Morgan eintreten, schloß ebenso sorgfältig wieder die Türe der Zisterne, wie er die nach der Straße geschlossen, stieß mit dem Fuß einen Stein auf die Seite, welcher zufällig dazuliegen schien, wodurch jedoch ein Ring zum Vorschein kam, und hob eine Platte weg, die den Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe verschloß, in das

man über einige Stufen hinab schritt.

Diese Stufen führten in einen geheimen Gang, durch welchen zwei Menschen nebeneinander gehen konnten.

So gingen sie fünf bis sechs Minuten fort, worauf sie vor einem Gitter standen. Der Mönch zog einen Schlüssel unter seiner Kutte hervor und öffnete. Als sie beide durch das Gitter geschritten und dieses sich wieder geschlossen, fragte der Mönch:

»Unter welchem Namen soll ich Sie anmelden?«

»Unter dem Namen des Bruders Morgan.«

»Warten Sie hier: in fünf Minuten bin ich wieder zurück.«

Der junge Mann machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches erkennen ließ, daß er mit all' diesem Argwohn und all' diesen Vorsichtsmaßregeln vertraut war.

Dann setzte er sich auf ein Grab.

Man war in den Grabgewölben des Klosters, und er wartete.

Noch waren nicht fünf Minuten verflossen, so erschien der Mönch.

»Folgen Sie mir: die Brüder freuen sich über Ihre Ankunft; sie befürchteten, es möchte Ihnen ein Unglück zugestoßen sein.«

Einige Sekunden später wurde Morgan in den Beratungssaal geführt.

Zwölf Mönche erwarteten ihn mit übergezogener Kapuze; sobald jedoch die Türe sich hinter ihm geschlossen und der dienende Bruder verschwunden war, fielen die Kapuzen, während Morgan seine Maske abnahm, und jeder Mönch ließ sein Gesicht sehen.

»Nie war in einem Mannskloster eine solche glänzende Zahl von schönen und heitern jungen Leuten vereinigt gewesen; nur zwei bis drei unter diesen fremden Mönchen hatten das Alter von vierzig Jahren erreicht.«

Alle Hände waren nach Morgan ausgestreckt; zwei oder dreimal wurde der Neuankömmling umarmt.

»Ach! meiner Treu«, sagte einer von denen, die ihn am zärtlichsten umarmt hatten, »Du ziehst uns einen tüchtigen Dorn aus dem Fuße; wir glaubten Dich tot, oder zum mindesten gefangen.«

»Todt, das will ich gelten lassen, Amiet; aber gefangen, nein, Citoyen, wie man noch bisweilen sagt, aber wie man hoffentlich bald nicht mehr sagen wird. Man muß sogar sagen, daß die Sachen von Zeit zu, Zeit mit rührender Anmut gegangen sind: sobald uns der Conducteur sah, ließ er den Postillion anhalten, ich glaube sogar, daß er hinzugefügt: ›Ich weiß, was es ist.‹ — ›Nun,‹ sagte ich zu ihm: ›wenn Sie wissen, was es ist, mein lieber Freund, so wird es keiner langen Erklärung bedürfen. — ›Das Geld der Regierung?‹ fragte er. ›Allerdings‹ antwortete ich. Und während im Wagen eine große Unruhe entstand, fügte ich hinzu: ›Warten Sie, mein Freund, steigen Sie vor allem aus und sagen Sie diesen Herren und vorzüglich diesen Damen, daß wir ganz ordentliche Leute sind, daß man sie nicht anrühren wird, diese Damen, wohlverstanden: und daß man nur die, welche den Kopf aus dem, Schlage stecken, aufs Korn nehmen wird.‹ Eine wagte es, meiner Treu: sie war freilich sehr schön. Ich warf ihr einen Kuß zu: sie stieß einen leichten Schrei aus und flüchtete sich dann wieder in den Wagen zurück, wie Galathea: da jedoch keine Weiden in der Nähe waren, so verfolgte ich sie nicht. Während dieser Zeit wühlte der Conducteur in aller Hast in seiner Kiste und hatte so große Eile, daß er mir mit dem Gelde der Regierung zweihundert Louisd'or gab, welche einem armen Teufel von Weinhändler aus Bordeaux gehörten.«

»Ah! Teufel!« machte derjenige von den Brüdern, welchem der Erzähler den Namen Amiet gegeben, der wahrscheinlich, wie der Name Morgan, nur ein erdichteter war, »das ist bedauerlich. Du weißt, daß das Direktorium, das voll Einbildung ist, Chauffeurbanden³ organisiert, welche in unserem Namen handeln, und den Zweck baden, die Leute glauben zu machen, daß wir den Privatleuten an die Füße und die Börse wollen, das heißt, daß wir einfache Räuber seien.«

»Wartet doch«, versetzte Morgan, »das ist es ja gerade, was mich ausgehalten; ich hörte etwas der Art in Lyon. Bereits hatte ich die Hälfte des Wegs nach Valence zurückgelegt, als ich den Irrtum an der Überschrift merkte. Es war nicht schwer, denn es stand auf dem Sack, als wenn der gute Alte den Fall vorhergesehen: Jean Picot, Weinhändler in Fronsac bei Bordeaux.«

»Und Du hast ihm sein Geld zurückgeschickt?«

»Mehr als das, ich habe es ihm zurückgebracht.«

»Nach Fronsac?«

»O! nein, sondern nach Avignon. Ich dachte mir, ein so sorgfältiger Mann werde sich in der ersten bedeutenden Stadt aushalten, um sich nach seinen zweihundert Louisd'ors umzutun. Ich täuschte mich nicht; ich erkundigte mich im Hotel, ob man den Citoyen Jean Picot kenne; man antwortete mir, daß man ihn nicht nur kenne, sondern daß er auch an der Table d'Hôte speise. Ich trete ein. Sie ahnen, von was man spricht, von der angehaltenen Diligence.

Man denke sich die Wirkung der Erscheinung! Selbst ein *Deus ex machina*,⁴ konnte keine unerwartetere Lösung bringen. Ich frage, welcher von den Gästen Jean Picot heiße; der, welcher diesen ausgezeichneten und wohlklingenden Namen führte, nennt sich. Ich lege die zweihundert Louisd'or vor ihn, indem ich mich im Namen der Gesellschaft wegen der Besorgnisse entschuldige, die ihm die Genossen Jehus verursacht. Ich tausche einen freundschaftlichen Gruß mit Barjols, einen höflichen Gruß mit dem Abbé von Rians aus, welche zugegen waren; ich mache der Gesellschaft meine Reverenz und gehe. Das ist wenig; es raubte mir jedoch fünfzehn Stunden, daher dies späte Eintreffen; aber ich erachtete es für besser, später zu kommen und keine falsche Meinung von uns zu hinterlassen. Habe ich recht getan, meine Herren?«

Die Gesellschaft brach in Bravos aus.

»Ich finde es nur sehr unklug«, sagte einer der Anwesenden, »daß Sie selbst das Geld dem Citoyen Jean Picot bringen wollten.«

»Mein lieber Oberst«, antwortete der junge Mann, »es gibt ein Sprichwort italienischen Ursprungs, welches sagt: ›Wer will, geht, wer nicht will, schickt.« Ich wollte und ging.«

»Und wenn das Unglück will, daß Sie eines Tages in die Hände des Direktoriums fallen, wird Sie ein loser Vogel zum Dank für Ihre Tat schleunigst erkennen: eine Erkennungsszene, die zur Folge haben würde, daß man Ihnen den Hals abschneidet.«

»O, ich will mal sehen, ob er mich erkennt!«

»Wer soll ihn daran hindern?«

»Nun, nun! Sie glauben wohl, daß ich meine verwegenen Unternehmungen mit offenem Visire mache: wahrhaftig, Herr Oberst, Sie halten mich für einen andern. Meine Maske abnehmen, das geht wohl unter Freunden, aber bei Fremden, gehen Sie. Sind wir denn nicht mitten im Karneval? Ich sehe nicht ein, Weshalb ich mich nicht als Aballino oder Karl Moor verkleiden soll, wenn die Herren Gohier, Siéyès, Roger-Ducos, Moulin und Barras sich als Könige von Frankreich verkleiden.«

»Und Sie betreten maskiert die Stadt?«

»Die Stadt, das Hotel, den Saal der Table d'Hôte.

Freilich war, während das Gesicht eine Maske trug, der Gürtel unbedeckt und wie Sie sehen, wohl besetzt.«

Der junge Mann machte eine Bewegung, welche seinen Mantel zurückwarf und zeigte den Gürtel, in welchem vier Pistolen stacken und ein kurzes Jagdmesser hing.

Dann sagte er mit der Heiterkeit, welche eine der vorherrschenden Eigenschaften dieses sorglosen Naturells schien:

»Ich mußte ein wildes Aussehen haben, nicht wahr? Sie werden mich für den verstorbenen Mandrin gehalten haben, der von den Bergen Savoyens herab kommt. Apropos, hier sind die sechzigtausend Franken Seiner Hoheit des Direktoriums.«

Und der junge Mann stieß verächtlich mit dem Fuße an das Felleisen, das er auf den Boden gelegt und dessen durcheinander gerüttelten Eingeweide jenen metallischen Ton von sich gaben, welcher die Anwesenheit des Goldes anzeigt.

Dann trat er unter die Gruppe seiner Freunde, von denen er durch den Zwischenraum getrennt war, welcher von selbst zwischen dem Erzähler und den Zuhörern entsteht.

Einer der Mönche bückte sich und nahm das Felleisen auf.

»Verachten Sie das Gold, so viel Sie wollen, mein lieber Morgan, so lange Sie sich deshalb nicht davon abhalten lassen, es zusammenzutreiben; aber, ich weiß brave Leute, welche die sechzigtausend Franken, die Sie verächtlich mit dem Fuße stoßen, mit eben so viel Ungeduld und Angst erwarten, als die in der Wüste verirrte Karawane den Tropfen Wasser, der sie vom

Tode rettet.«

»Unsere Freunde in der Vendée, nicht wahr?« antwortete Morgan, »möge es ihnen wohl bekommen, den Egoisten; sie schlagen sich. Diese Herren haben sich die Rosen gewählt, und uns lassen sie die Dornen. Nun, nun! aber, sie erhalten also nichts aus England?«

»Doch«, sagte heiter einer der Mönche, »in Quiberon erhielten sie Kugeln und Kartätschen.«

»Ich sage nicht von den Engländern, sondern von England«, versetzte Morgan.

»Nicht einen Sou.«

»Es scheint mir indeß«, sagte einer der Umstehenden, der einen etwas denkenderen Kopf zu haben schien, als seine Genossen, »es scheint mir, unsere Fürsten könnten wohl ein wenig Gold den Armen schicken, die ihr Blut für die Sache der Monarchie vergießen! Fürchten sie nicht, daß die Vendée zuletzt eines Tages etwas lässig in der Hingabe werde, die bis heute, so viel ich weiß, ihr noch nicht einen Dank eingebracht?«

»Die Vendée, lieber Freund«, versetzte Morgan, »ist ein edles Land, das nicht lässig werden wird, seien Sie ruhig: und was wäre das Verdienst der Treue, wenn sie nicht mit der Undankbarkeit zu tun hätte? Von dem Augenblicke, wo die Aufopferung auf Dankbarkeit stößt, ist sie nicht mehr Aufopferung, sondern Vergeltung, da sie belohnt wird: bleiben wir deshalb treu, bleiben wir aufopfernd, so lange wir können, meine Herren, und bitten wir den Himmel, daß er diejenigen undankbar mache, für die wir uns aufopfern und wir werden, glauben Sie mir, das beste Teil in der Geschichte unserer bürgerlichen Kriege haben.«

Kaum hatte Morgan diesen ritterlichen Grundsatz ausgesprochen und damit einen Wunsch an den Tag gelegt, der alle Aussicht auf Erfüllung hatte, als drei Maurerschläge an derselben Türe vernommen wurden, durch die er selbst eingeführt worden.

»Meine Herren«, sagte derjenige der Mönche, welcher die Rolle des Präsidenten zu spielen schien, »rasch die Kapuzen und die Masken vor: wir wissen nicht, wer kommt.«

VIII.

Wozu das Geld des Direktoriums diene.

Jeder beeilte sich zu gehorchen, die Mönche, indem sie die Kapuzen ihrer langen Kutten über die Gesichter herabzogen, Morgan, indem er seine Maske aufsetzte.

»Herein!« sagte der Superior.

Die Türe öffnete sich und man sah den dienenden Bruder wieder erscheinen.

»Ein Bote vom General Georges Cadoudal verlangt eingelassen zu werden«, sagte er.

»Hat er auf die drei Losungsworte geantwortet?«

»Ganz genau.«

»So soll er eintreten.«

Der dienende Bruder kehrte in das unterirdische Gewölbe zurück und erschien zwei Sekunden später wieder mit einem Manne, den man an seiner Tracht leicht als einen Bauern und an seinem viereckigen Kopfe, an welchem lange rotgelbe Haare herabhingen, als einen Bretagner erkennen konnte.

Er trat bis in die Mitte des Kreises, ohne im Geringsten eingeschüchtert zu sein, indem er hinter einander die Blicke auf die einzelnen Mönche richtete und erwartete, daß eine dieser zwölf Granitstatuen das Schweigen breche.

Der Präsident richtete das Wort an ihn.

»Von wem bist Du gesandt?« fragte er.

»Der, welcher mich gesandt«, antwortete der Bauer, »hat mir befohlen, wenn man eine Frage an mich richte, zu sagen, ich komme von Jehu.«

»Bist Du der Träger einer mündlichen oder schriftlichen Botschaft?«

»Ich soll auf die Fragen antworten, die von Ihnen an mich gerichtet werden und einen Fetzen Papier gegen Geld austauschen.«

»Gut, beginnen wir mit den Fragen: Wo sind unsere Brüder in

der Vendée?«

»Sie hatten die Waffen niedergelegt und erwarteten nur ein Wort von Ihnen, um sie wieder zu ergreifen.«

»Und warum hatten sie die Waffen niedergelegt?«

»Sie hatten dazu den Befehl von Sr. Majestät Ludwig XVIII. erhalten.«

»Man sprach von einer eigenhändigen königlichen Proklamation.«

»Hier ist die Abschrift.«

Der Bauer gab dem Fragenden das Papier.

Er öffnete und las:

»Der Krieg kann das Königtum nicht anders denn verhaßt und drohend machen. Die Monarchen, die mit einer blutigen Hilfe in ihr Land zurückkehren, können nicht geliebt sein: man muß deshalb auf die blutigen Mittel verzichten und der Macht der öffentlichen Meinung vertrauen, die von selbst zu den rettenden Prinzipien zurückkehrt. Gott und der König werden bald das Losungswort der Franzosen sein: man muß die zerstreuten Elemente des Royalismus in ein großes Bündel sammeln, die kämpfende Vendée ihrem unglücklichen Schicksal überlassen und einen friedlicheren und minder unzusammenhängenden Weg gehen lassen. Die Royalisten des Westens haben ausgedient, und man muß sich auf die von Paris stützen, die Alles für eine nahe Restauration vorbereitet.«

Der Präsident erhob den Kopf und suchte Morgan mit einem Auge, dessen Blitz selbst seine Kapuze nicht ganz verschleiern konnte:

»Nun, Bruder«, sagte er zu ihm, »ich hoffe, daß Dein Wunsch sich alsbald erfüllt und die Royalisten der Vendée und des Südens das ganze Verdienst der Aufopferung haben werden.«

Dann senkte er den Blick auf die Proklamation, von der noch zwei Linien zu lesen waren, und fuhr fort:

»Die Juden haben ihren König gekreuzigt, seit dieser Zeit irren sie über die ganze Erde hin; die Franzosen haben den ihrigen guillotiniert, sie werden über die ganze Erde zerstreut

werden.

»Gegeben in Blankenburg am 25. August 1799, an unserem Geburtstag, im sechsten Jahre unserer Regierung.

»Gezeichnet: Ludwig.«

Die jungen Leute sahen sich an.

»*Quos vult perdere Jupiter dementat*«, sagte Morgan.

»Ja«, sagte der Präsident, »aber wenn diejenigen, welche Jupiter verderben will, ein Prinzip repräsentieren, so muß man dieses aufrecht erhalten, nicht bloß gegen Jupiter, sondern gegen sie selbst. Ajax klammerte sich mitten unter Donner und Blitz an einen Felsen an und rief, die geschlossene Faust zum Himmel erhoben: ›Ich werde trotz der Götter entkommen!‹ Und er entkam.«

Dann wandte er sich wieder nach dem Boten Cadoudals um und sagte:

»Was hat der, welcher Dich sandte, auf diese Proklamation geantwortet?«

»Ungefähr das, was Sie so eben selbst geantwortet. Er sagte mir, ich solle gehen und sehen, ob Sie entschlossen seien, trotz allem, trotz dem König selbst standhaft zu bleiben.«

»Bei Gott!« rief Morgan.

»Wir sind entschlossen«, sagte der Präsident.

»In diesem Falle«, meinte der Bauer, »geht alles gut. Ich habe die Namen der neuen Anführer und ihrer angenommenen Namen, und der General empfiehlt Ihnen so viel wie möglich, sich der angenommenen Namen in Ihren Korrespondenzen zu bedienen: diese Vorsicht gebraucht auch er, wenn er von Ihnen spricht.«

»Ihr habt die Liste?« fragte der Präsident.

»Nein, ich konnte arretiert und die Liste mir abgenommen werden: ich will sie Ihnen diktieren.«

Der Präsident setzte sich an den Tisch, nahm eine Feder und schrieb, während der Bauer aus der Vendée folgende Namen diktierte.

»Georges Cadoudal — Jehu oder Rundkopf; Joseph Cadoudal

— Judas Maccabäus; Lahaye St. Hilaire — David; Burban-Malabry — Brave la Mort; Poulpiquez — Royal Carnage; Bonfils — Brise barrière; Dampherné — Piquevers; Duchayla — La Couronne; Duparc — Le Terrible; La Roche — Mithridates; Puysage — Jean le Blond.«

»Das sind die Nachfolger des Charette, der Stofflets, der Cathelineaus, der Bonchamps, der d'Elbée, der La Rochejaquelin und der Lescure«, sagte eine Stimme.

Der Bretagner wandte sich nach dem um, welcher so eben gesprochen.

»Wenn sie sich wie ihre Vorfahren töten lassen«, sagte er, »was verlangen Sie von ihnen?« »Nun, das ist gut gesprochen«, sagte Morgan, »demgemäß wird . . . «

»Demgemäß wird unser General, sobald er Ihre Antwort hat«, versetzte der Bauer, »die Waffen wieder ergreifen.«

»Und wenn unsere Antwort verneinend ausgefallen wäre?« fragte eine Stimme.

»Um so schlimmer für Sie«, versetzte der Bauer: »die Insurrektion war für jeden Fall auf den 20. Oktober festgesetzt.«

»Nun«, sagte der Präsident, »der General wird durch uns die Mittel erhalten, seinen ersten Monat Sold auszubezahlen. Wo ist Eure Quittung?«

»Hier«, sagte der Bauer, indem er aus seiner Tasche ein Papier herauszog, auf welchem die Worte geschrieben standen:

»Von unsern Brüdern aus Süden und Osten zum Zwecke unserer Sache die Summe von . . . erhalten zu haben.

Georges Cadoudal,

Obergeneral der royalistischen Armee
in der Bretagne.

Die Summe war, wie man sieht, nicht ausgesetzt.

»Könnt Ihr schreiben?« fragte der Präsident.

»Genug, um die drei oder vier fehlenden Worte auszufüllen.«

»Nun so schreibt hunderttausend Franken.«

»Der Bretagner schrieb und bot dann dem Präsidenten das Papier bin.«

»Hier die Empfangsbescheinigung, wo ist das Geld?«

»Bückt Euch, und nehmt den Sack aus, der zu Euren Füßen liegt, er enthält sechzigtausend Franken.«

Dann wandte er sich an einen der Mönche und fragte:

»Montbard, wo sind die andern vierzigtausend?«

Der angeredete Mönch öffnete einen Armoire und nahm daraus einen minder umfangreichen Sack, als der, welchen Morgan gebracht, welcher indes die ziemlich runde Summe von vierzigtausend Franken enthielt, heraus.

»Damit ist die Summe vollzählig gemacht«, sagte der Mönch.

»Jetzt, mein Freund«, sagte der Präsident, »eßt und legt Euch zur Ruhe; morgen müßt Ihr fort.«

»Man erwartet mich dort«, sagte der Vendéer, »ich werde essen und auf meinem Pferde Schlafen. Leben Sie wohl, der Himmel schütze Sie!«

Und er wollte nach der Türe gehen, durch die er eingetreten war.

»Wartet«, sagte Morgan.

Der Bote von Georges blieb stehen.

»Neuigkeit für Neuigkeit«, machte Morgan, »sagt dem General Cadoudal, daß der General Bonaparte die ägyptische Armee verlassen, vorgestern in Frejus sich ausgeschifft hat und in drei Tagen in Paris sein wird. Meine Neuigkeit wiegt die Eurige auf? was sagen Sie davon?«

»Unmöglich!« riefen alle Mönche wie mit einer Stimme.

»Und doch ist nichts wahrer, meine Herren: ich weiß die Sache von unserem Freunde Le Prêtre, der ihn eine Stunde vor mir in Lyon ankommen sah und erkannte.«

»Was will er in Frankreich?« fragten zwei oder drei Stimmen.

»Nun«, sagte Morgan, »wir werden es nächster Tage sehen: es ist wahrscheinlich, daß er nicht nach Paris kommt, um dort das Inkognito zu bewahren.«

»Verliert keinen Augenblick, um diese Nachricht unsern Brüdern im Westen mitzuteilen«, sagte der Präsident zu dem Vendéer Bauern.

»Eben noch hielt ich Euch zurück, jetzt sage ich geht.«

Der Bauer grüßte und ging: der Präsident wartete, bis die Türe

geschlossen war.

»Meine Herren«, sagte er, »die Nachricht, welche uns Bruder Morgan so eben mitteilte, ist von solcher Wichtigkeit, daß ich eine spezielle Maßregel beantrage.«

»Welche?« fragten die Genossen Jehu einstimmig.

»Daß einer von uns, welchen das Schicksal bestimmt, nach Paris geht und mit der verabredeten Chiffer uns von allem, was dort vorgeht, benachrichtige.«

»Angenommen«, antworteten sie.

»In diesem Falle«, versetzte der Präsident, »wollen wir dreizehn Namen schreiben, jeder den seinen auf ein Stückchen Papier: dann werfen wir sie in einen Hut, und der, dessen Name gezogen wird, geht sogleich.«

Die jungen Leute traten alle zu gleicher Zeit an den Tisch, schrieben ihre Namen auf viereckige Papiere, wickelten sie zusammen und warfen sie in den Hut.

Der Jüngste wurde gerufen, um das Werkzeug des Zufalls zu werden.

Er zog eines der kleinen Papierröllchen und gab es dem Präsidenten, der es entrollte.

»Morgan«, sagte der Präsident.

»Meine Instruktionen?« fragte der junge Mann.

»Erinnern Sie sich«, sagte der Präsident mit einer Feierlichkeit, der die Wölbungen des Klosters etwas Erhabenes gaben, »daß Sie der Baron von St. Hermine sind, daß Ihr Vater auf der Place de la Revolution guillotiniert wurde, und Ihr Bruder bei der Armee von Condé getötet wurde. Adel verpflichtet, das sind Ihre Instruktionen.«

»Und im Übrigen?« fragte der junge Mann.

»Im Übrigen verlassen wir uns auf Ihren Royalismus und Ihre Loyalität.«

»Dann, meine Freunde, erlauben Sie mir, mich sogleich von Ihnen zu verabschieden: ich möchte vor Tagesanbruch auf dem Wege nach Paris sein und ich habe vor meiner Abreise noch einen notwendigen Besuch zu machen.«

»Geh!« sagte der Präsident, indem er seine Arme gegen Morgan ausbreitete, »ich umarme Dich im Namen aller Brüder. Zu

einem Andern würde ich sagen: ›Sei tapfer, ausdauernd, tätig!‹ zu Dir sage ich: ›Sei klug!‹«

Der junge Mann warf sich in die brüderliche Umarmung, grüßte seine andern Freunde lächelnd, drückte zweien oder dreien die Hand und hüllte sich in seinen Mantel, zog seinen Hut über den Kopf herein und ging.

IX.

Romeo und Julie.

In der Voraussetzung, daß man seiner bald wieder nötig haben werde, hatte das Pferd Morgans, nachdem man es gewaschen, mit einem Strohwisch abgerieben und getrocknet, eine doppelte Ration Hafer erhalten und war wieder gesattelt und aufgezäumt worden.

Der junge Mann brauchte es deshalb nur zu fordern und zu besteigen.

Kaum war er im Sattel, so öffnete sich die Türe wie durch einen Zauber: das Pferd stürzte schnaubend und ungestüm hinaus, als ob es seinen ersten Ritt vergessen und mit Heißgier nach einem zweiten sich sehnte.

An dem Thore der Karthause hielt Morgan, einen Augenblick unentschieden, um zu wissen, ob er nach rechts oder links sich wenden sollte: endlich schlug er den Weg nach rechts ein, ritt einen Augenblick den Pfad hinan, der von Bourg nach Seillon führt, wandte sich dann zum zweiten Male nach rechts, ritt aber über die Ebene, vertiefte sich in einen Wald, auf den er stieß, erschien bald wieder auf der andern Seite des Waldes, schlug dann die Landstraße von Pont d'Ain ein, ritt beinahe eine halbe Meile weit aus derselben fort und hielt nicht früher an, als bei einer Häusergruppe, die man heutzutage das Maisondes-Gardes nennt.

Eines dieser Häuser hatte als Symbol einen Stechpalmenbüschel, wodurch einer jener ländlichen Haltplätze bezeichnet war, wo die Fußgänger ihren Durst löschen und wieder Kräfte sammeln, indem sie einen Augenblick ausruhen, ehe sie die lange und anstrengende Reise des Lebens fortsetzen.

Wie er, es an dem Thore der Karthause gemacht, hielt Morgan auch hier an, zog ein Pistol aus seinem Halfter und bediente sich des Kolbens als Hammer: nur ließ die Antwort auf die Aufforderung des Reisenden länger auf sich warten, als an der Karthause, da aller Wahrscheinlichkeit nach, die braven Leute,

welche die dürftige Schenke bewohnten, nicht konspirierten.

Endlich hörte man den Schritt des Stallknechts, welcher durch die Holzschuhe verlangsamt wurde, die Türe ächzte und der alte Mann, der zu öffnen im Begriffe war, wollte instinktmäßig, da er einen Reiter mit einem Pistol in der Hand sah, wieder schließen.

»Ich bin es, Pataut«, sagte der junge Mann: »fürchte Dich nicht.«

»Ah, wirklich«, sagte der Bauer, »Sie sind es, Monsieur Charles: ah, nun habe ich keine Furcht mehr: aber Sie wissen, wie der Pfarrer sagte, als es noch einen guten Gott gab, die Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.«

»Ja, Pataut, ja«, sagte der junge Mann, indem er abstieg und ein Stück Geld in die Hand des Stallknechts gleiten ließ; »aber sei ruhig, der gute Gott wird wieder kommen und damit auch der Herr Pfarrer.«

»O, was das betrifft«, machte der Alte, »man, sieht wohl, daß Niemand mehr da oben ist, an der Art, wie Alles geht; wird das noch lange so fortdauern, Herr Charles?«

»Pataut, ich verspreche Dir, mein Bestes zu tun, daß Du Dich nicht mehr zu lange zu gedulden brauchst, mein Ehrenwort! Ich habe ebenso große Eile, als Du; ich möchte Dich deshalb bitten, auszubleiben, mein guter Pataut.«

»Ach! Sie wissen wohl, mein Herr, daß, wenn Sie kommen, ich mich gewöhnlich nicht niederlege; und was das Pferd betrifft . . . Ei! Sie wechseln ja jetzt alle Tage mit den Pferden? Das vorletzte Mal war es ein Fuchs; das letzte Mal ein Apfelschimmel, und heute ist es ein Rappe.«

»Ja, ich bin launischer Natur; was das Pferd betrifft, wie Du sagtest, mein lieber Pataut, so hat es nichts nötig und Du wirst es einfach aufzäumen. Laß ihm den Sattel auf dem Rücken; warte und stecke dieses Pistol in das Halfter und dann bewahre mir auch diese beiden auf.«

Und Morgan zog die andern, welche in dem Gürtel hingen, heraus und gab sie dem Stallknecht.

»Gut! noch mehr solcher Beller!«

»Du weißt, Pataut, man behauptet, die Straßen seien nicht sicher.«

»Ach! ich glaub' es wohl, daß sie nicht sicher sind; wir schwimmen in lauter Räuberei, Herr Charles; hat man nicht erst in der letzten Woche die Diligence von Gens nach Bourg angefallen und ausgeplündert!«

»Bah!« machte Morgan, »und wen klagt man dieses Diebstahls an?«

»O es ist ein Spaß; denken Sie sich, sie sagen, es seien die Genossen Jesu. Ich habe kein Wort davon geglaubt, wie Sie sich wohl denken können; wer sind denn die Genossen Jesu, als die zwölf Apostel?«

»Allerdings«, sagte Morgan mit seinem ewigen und heitern Lächeln, »ich kenne keine andern.«

»Gut«, fuhr Pataut fort, »es fehlte nichts mehr, als daß man auch noch die zwölf Apostel beschuldigt, sie plündern die Diligencen! O, ich sage Ihnen, Herr Charles, wir leben in einer Zeit, wo man nichts mehr respektiert.«

Und indem er den Kopf mit misanthropischem Unwillen wenn nicht über das Leben, so doch über die Menschen schüttelte, führte Pataut das Pferd in den Stall.

Morgan sah einige Augenblicke zu, wie sich Pataut in den Hof vertiefte und dann in der Dunkelheit des Stalles verschwand; darauf ging er an der Hecke hin, welche den Garten umzäunte, stieg gegen ein großes dichtes Gehölz hinab, dessen Wipfel sich in der Nacht mit der Majestät unbeweglicher Dinge erhoben und abzeichneten, indem sie eine reizende kleine Landschaft beschatteten, die in der Umgegend den pomphaften Titel des Schlosses Noires Fontaines trug.

Als er an die Mauer des Schlosses kam, schlug die Uhr auf dem Dorfkirchturm von Montagnard.

Morgan lauschte dem Klange, der durch die ruhige und stille Atmosphäre einer Sommernacht vibrierte, und zählte bis auf elf.

Es war, wie man sieht, in zwei Stunden viel vorgefallen.

Morgan machte noch einige Schritte, betrachtete die Mauer, indem er einen bekannten Ort suchte; als er diesen Ort gefunden, drückte er die Spitze seines Stiefels in die Fuge zweier Steine, schwang sich wie ein Mann, der ein Pferd besteigt, faßte die Mauerkappe mit der linken Hand, saß mit einem zweiten Schwung

rittlings auf der Mauer und rasch, wie der Blitz, sprang er auf der andern Seite herab.

Dies alles war mit solcher Geschwindigkeit, Gewandtheit und Leichtigkeit vor sich gegangen, daß, wenn Jemand zufällig in diesem Augenblick vorübergekommen, er hätte glauben können, das Spielzeug einer Vision zu sein.

Wie Morgan auf der einen Seite der Mauer getan, blieb er auf der anderen stehen und lauschte, während sein Auge die Tiefe des Gehölzes sondierte, so viel es in der Dunkelheit möglich war, die noch durch das Laub der Espen und Pappeln vergrößert wurde.

Alles war still und einsam.

Morgan wagte es, seinen Weg fortzusetzen.

Wir sagen wagte, weil, seit er sich dem Schlosse Noires Fontaines genähert, in dem ganzen Benehmen des jungen Mannes eine Schüchternheit und ein Zögern zu bemerken war, die sonst so gar nicht in seinem Charakter lagen, daß diese Befürchtungen, wenn er welche hatte, offenbar nicht ihm allein galten.

Er erreichte den Saum des Waldes wo er dieselbe Vorsicht beobachtete.

Als er auf einen Grasplatz gekommen war, an dessen Ende das kleine Schloß sich erhob, blieb er stehen und betrachtete die Facade des Hauses.

Ein einziges von den zwölf Fenstern der drei Stockwerke war erhellt.

Es befand sich im ersten Stock an der Ecke des Hauses.

Ein kleiner mit Jungfernreben überzogener Balkon, die an der Mauer hinaufkamen, sich um das eiserne Laubwerk schlangen, und in Gewinden herabhingen, sprang unter diesem Fenster vor und hing über dem Garten.

Zu beiden Seiten des Fensters, auf dem Balkone selbst, schossen breitblättrige Bäume aus ihren Töpfen empor und bildeten unter dem Karnieß eine grüne Laube.

Eine mit Hilfe von Schnüren auf- und abzuziehende Jalousie bildete eine Scheidewand zwischen dem Fenster und dem Balkon, eine Scheidewand, die nach Belieben verschwand.

Durch die Spalten der Jalousie hatte Morgan das Licht gesehen.

Die erste Bewegung des jungen Mannes war, daß er gerade über den Grasplatz hinschreiten wollte, diesmal aber hielt ihn noch die Furcht, von der wir gesprochen, zurück.

Eine Lindenallee führte an der Mauer hin nach dem Hause.

Er machte einen Umweg und vertiefte sich dann in die dunkle und von Blättern gebildete Wölbung.

Als er am Ende der Allee angekommen, durcheilte er rasch wie ein gehetzter Damhirsch den freien Raum und stand am Fuß der Mauer im dichten Schatten, welchen das Haus verbreitete.

Als er an dem von ihm berechneten Punkt angekommen war, schlug er dreimal in die Hand.

Auf diese Aufforderung stürzte ein Schatten aus der Tiefe des Zimmers und trat graziös beweglich, beinahe durchsichtig an das Fenster.

Morgan erneuerte das Signal.

Augenblicklich öffnete sich das Fenster, die Jalousie wurde ausgezogen und ein reizendes junges Mädchen im Nachtkleide, dessen blonde Haare über die Schultern herabfielen, erschien in dem grünen Rahmen.

Der junge Mann streckte die Arme gegen die aus, deren Arme gegen ihn ausgestreckt waren und zwei Namen oder vielmehr zwei von Herzen kommende Schreie kreuzten sich.

»Charles! — Amelie!«

Dann sprang der junge Mann gegen die Mauer, klammerte sich an den Zweigen der Reben, den Rauhsseiten des Steines, an den Ausladungen der Karniese fest und war in einer Sekunde auf dem Balkone.

Was die beiden jungen Leute sich in diesem Augenblicke sagten, war ein Liebesgemurmel, das sich in einem endlosen Kusse verlor.

Aber mit einer sanften Bewegung zog der junge Mann mit dem einen Arme das junge Mädchen in das Zimmer, während er mit dem andern die Schnüre der Jalousie losnestelte, welche mit Geräusch hinter ihnen herabfiel.

Hinter der Jalousie schloß sich das Fenster.

Dann wurde das Licht ausgelöscht und die ganze Facade des Schlosses Noires Fontaines befand sich im Dunkel.

Diese Dunkelheit dauerte ungefähr seit einer Viertelstunde, als man das Rollen eines Wagens auf dem Wege hörte, der von der Landstraße von Pont d'Ain nach dem Eingang des Schlosses führte.

Dann verstummte das Geräusch; der Wagen hielt offenbar vor dem Gitter.

X.

Die Familie Rolands.

Der Wagen, welcher vor der Türe hielt, war der, welcher Roland in Begleitung Sir Johns zu seiner Familie zurückbrachte.

Man erwartete diese Ankunft so wenig, daß, wie wir gesagt, alle Lichter des Hauses ausgelöscht, alle Fenster, selbst das Amelies, dunkel waren.

Der Postillion klatschte seit fünfhundert Schritten mit seiner Peitsche so laut er konnte, aber dieser Lärm vermochte doch die Provinzbewohner nicht aus ihrem Schlaf zu rütteln.

Nachdem der Wagen angehalten, öffnete Roland den Schlag, sprang heraus, ohne den Fußtritt zu berühren, und hing sich an die Glocke.

Dies dauerte fünf Minuten, während welcher Roland, nach jedem Läuten, sich nach dem Wagen umwandte und sagte:

»Werden Sie nicht ungeduldig, Sir John.«

Endlich öffnete sich ein Fenster und eine kindliche, aber feste Stimme rief:

»Wer läutet so heftig?«

»Ach, bist Du es, kleiner Edouard«, sagte Roland, »öffne rasch.«

Der Knabe warf sich mit einem Freudenschrei zurück und verschwand.

Aber zu gleicher Zeit hörte man seine Stimme, welche in den Korridors rief:

»Mutter, wache auf, es ist Roland; Schwester, wache auf, es ist der große Bruder.«

Dann stürzte er im bloßen Hemde und seinen kleinen Pantoffeln die Treppe herab und rief:

»Gedulde Dich, Roland, ich bin da, ich bin da.«

Einen Augenblick später hörte man den Schlüssel in dem Schlosse knirschen, die Riegel sich in den Zapfen bewegen, dann erschien eine weiße Gestalt auf dem Perron und flog mehr, als sie

lies, nach dem Gitter, das einen Augenblick später sich gleichfalls in den Angeln bewegte und öffnete.

Der Knabe sprang Roland an den Hals und blieb daran hängen.

»Ach, Bruder! ach Bruder!« rief er, indem er den jungen Mann umarmte und zu gleicher Zeit lachte und weinte; »ach, großer Bruder Roland, was wird sich die Mutter freuen und Amelie gar: Alles ist wohl; ich bin der krankste; ach! mit Ausnahme des Michel, Du weißt, des Gärtners, der sich verrenkt hat. Warum bist Du nicht als Soldat gekleidet: ach! wie Du Dich schlecht im Civil ausnimmst; Du kommst aus Ägypten, hast Du mir mit Silber eingelegte Pistolen und einen hübschen krummen Säbel mitgebracht? Nein! gut, Du bist nicht artig und ich werde Dich auch nicht mehr küssen: aber nein, nein, geh', habe keine Sorge, ich liebe Dich doch!«

Und der Knabe bedeckte den großen Bruder mit Küssen, während er ihn mit Fragen überhäufte.

Der Engländer, welcher im Wagen sitzen geblieben, betrachtete mit zum Schlage herausgelehntem Kopfe diese Szene und lächelte.

Mitten in dem Austausch dieser brüderlichen Zärtlichkeiten hörte man eine weibliche Stimme.

Eine mütterliche Stimme.

»Wo ist mein Roland, mein vielgeliebter Sohn?« fragte Frau von Montrevel mit einer Stimme voll so heftiger Freude, daß sie dem Schmerze nahe kam: »wo ist er? Ist es wahr, daß er zurückgekommen? Ist es wahr, daß er nicht gefangen ist? daß er nicht tot? ist es wirklich wahr, daß er lebt?«

Bei dieser Stimme schlüpfte der Knabe wie eine Schlange aus den Armen seines Bruders, sank aufrecht auf den Grasboden und sprang, wie von einer Feder geschnell, auf seine Mutter zu.

»Hierher, Mutter, hierher!« sagte das Kind, indem es seine halbausgekleidete Mutter zu Roland hinzog.

Bei dem Anblick seiner Mutter konnte sich Roland nicht mehr halten: er fühlte, wie die Eisscholle, die sich in seiner Brust zu verhärten begann, zerborst und sein Herz wie das eines andern schlage.

»Ach!« rief er, »ich war wirklich undankbar gegen Gott, da das

Leben mir noch solche Freuden bietet.«

Und er warf sich schluchzend an den Hals von Frau von Montrevel, ohne sich Sir Johns zu erinnern, der gleichfalls sein englisches Phlegma schmelzen fühlte und in der Stille die Tränen trocknete, die ihm über die Wange rollten und sein Lächeln näßten.

Der Knabe, die Mutter und Roland bildeten eine entzückende Gruppe von Zärtlichkeit und Rührung.

Plötzlich machte sich der kleine Edouard, wie ein Blatt, das der Wind mit sich fortnimmt, von der Gruppe los und rief:

»Und Schwester Amelie, wo ist sie doch?«

Dann eilte er nach dem Hause und wiederholte:

»Schwester Amelie, erwache doch, stehe auf, komme herab.«

Und man hörte die Fußtritte und Faustschläge des Knaben, welche an einer Türe erschollen.

Es entstand eine große Stille.

Dann hörte man beinahe ebensobald den kleinen Edouard, welcher rief:

»Zu Hilfe, Mutter! Zu Hilfe Roland: Schwester Amelie ist krank.«

Frau von Montrevel und ihr Sohn stürzten in das Haus: Sir John, welcher als vollendeter Reisender in einem Sack Lanzetten und in seiner Tasche ein Flacon mit flüchtigen Salzen hatte, stieg aus, dem Wagen und ging, einem ersten Triebe folgend, bis nach dem Perron.

Dort blieb er stehen, da er sich besann, daß er nicht vorgestellt sei, eine alles vermögende Formalität für den Engländer.

Überdies kam die, der er zu Hilfe eilen wollte, in diesem Augenblicke auf ihn zu.

Bei dem Geräusche, das ihr Bruder an ihrer Türe gemacht, war Amelie endlich auf dem Treppenabsatz erschienen, aber ohne Zweifel war die Aufregung, in die sie die Nachricht von Rolands Ankunft versetzt, zu groß gewesen, und nachdem sie einige Stufen beinahe automatenhaft und sich mit aller Gewalt zusammennehmend hinabgestiegen, hatte sie einen Seufzer ausgestoßen: und wie eine Blume, die sich schließt, wie ein Zweig, der sich biegt, eine Schärpe, welche flattert, war sie auf der Treppe zusammengesunken, oder hatte sich vielmehr

niedergelegt.

In diesem Augenblicke hatte der Knabe geschrien.

Aber bei dem Schrei des Knaben hatte Amelie wenn auch nicht die Kraft, so doch den Willen wieder gefunden, hatte sich erhoben und sagte stotternd:

»Schweige doch, Edouard, schweige, ins Himmels Namen! Da bin ich«, Sie klammerte sich mit einer Hand an die Rampe, und mit der andern auf den Knaben gestützt, war sie auch die übrigen Stufen hinabgestiegen.

An der letzten Treppe begegnete sie ihre Mutter und ihren Bruder: mit einer heftigen, beinahe verzweifelten Bewegung hatte sie sich an Rolands Hals geworfen und ausgerufen:

»Mein Bruder! mein Bruder!« Dann hatte Roland gefühlt, daß das junge Mädchen ihm ungewöhnlich schwer am Halse hing und indem er sagte:

»Sie ist nicht wohl, Luft! Luft!« hatte er sie auf die Freitreppe geführt.

Dies war die neue, von der ersten so verschiedene Gruppe, welche sich Sir Johns Blicken bot.

Bei der Berührung mit, der Lust atmete Amelie wieder und richtete sich auf.

In diesem Momente trat der Mond hinter eine Wolke, die ihn verschleiert hatte, in seinem ganzen Glanze hervor und beleuchtete Amelie's Gesicht, das so blaß wie er war.

Sir John stieß einen Schrei der Bewunderung aus: er hatte nie eine so vollkommene Marmorstatue gesehen, als diesen lebenden Marmor, der vor ihm stand.

Wir müssen gestehen, Amelie war wunderbar schön, wenn man sie so sah.

In ein langes Nachtkleid von Batist gehüllt, das die Formen eines nach dem der Polyhymnia gebildeten Körpers zeichnete, mit blassem, leicht über die Schulter des Bruders geneigtem Kopfe, langen, goldblonden Haaren, welche über schneeweiße Schultern herabfielen, den Arm um den Hals ihrer Mutter geschlungen, der über dem roten Shawl, den Frau von Montrevel umgeworfen, eine rosige Alabasterhand herabhängen ließ — das war die Schwester Rolands, wie sie Sir Johns Blicken erschien.

Er konnte einen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken.

Bei diesem Schrei erinnerte er sich, daß er hier war und Frau von Montrevel gewährte seine Gegenwart.

Der Knabe erstaunt, diesen Fremden bei seiner Mutter zu sehen, stieg rasch die Freitreppe hinab, und auf der dritten Stufe stehen bleibend, nicht weil er sich fürchtete, sondern auf gleicher Höhe mit dem zu bleiben, den er fragte, wandte er sich an Sir John.

»Wer sind Sie, mein Herr? Was tun Sie hier?«

»Mein kleiner Edouard«, sagte Sir John, »ich bin ein Freund Ihres Bruders und komme, Ihnen die mit Silber eingelegten Pistolen und den versprochenen Damaszener zu bringen.«

»Wo sind sie?«

»Ach!« sagte Sir John, »sie sind in England und es braucht Zeit, sie kommen zu lassen; aber hier ist Ihr Bruder, der für mich einstehen und Ihnen sagen wird, daß ich ein Mann von Wort bin.«

»Ja, Edouard, ja«, sagte Roland, »wenn Mylord sie Dir verspricht, wirft Du sie auch bekommen.«

Dann wandte er sich an Frau von Montrevel und seine Schwester:

»Entschuldigen Sie mich, meine Mutter, entschuldige mich, Amelie, oder vielmehr entschuldigt mich wie Ihr könnt bei Mylord, Ihr habt soeben einen abscheulich Undankbaren aus mir gemacht.«

Dann nahm er Sir John an der Hand und sagte:

»Meine Mutter, Mylord fand Gelegenheit, am ersten Tage, da er mich sah, das erste Mal, da wir uns begegneten, mir einen außerordentlichen Dienst zu erweisen; ich weiß, daß Ihr dergleichen nicht vergeßt; ich hoffe deshalb daß Ihr Euch stets daran erinnert, daß Sir John einer Eurer besten Freunde ist; er wird uns den Beweis davon geben, indem er mit mir wiederholt, daß er bereit ist, sich vierzehn Tage oder drei Wochen mit uns zu langweilen.«

»Madame«, sagte Sir John, »erlauben Sie mir im Gegenteile, die Worte meines Freundes Roland nicht zu wiederholen: nicht vierzehn Tage, nicht drei Wochen möchte ich im Schooße Ihrer Familie zubringen, sondern mein ganzes Leben.«

Frau von Montrevel stieg den Perron herab und bot Sir John eine Hand, welche dieser mit einer ganz französischen Galanterie küßte.

»Mylord«, sagte sie, »dieses Haus ist das Ihrige: der Tag, an dem Sie es betreten, ist ein Freudentag, der Tag, an dem Sie es verlassen, wird ein Tag des Schmerzes und der Trauer sein.«

Sir John wandte sich an Amelie, welche verlegen darüber, vor einem Fremden so flüchtig angezogen zu erscheinen, die Falten ihres Nachtkleides um den Hals zusammenzog.

»Ich spreche in meinem Namen und im Namen meiner Tochter, welche von der unerwarteten Ankunft ihres Bruders noch zu aufgereggt ist, um Sie zu bewillkommen, wie sie es später tun wird«, fuhr Frau von Montrevel fort, um ihrer Tochter zu Hilfe zu kommen.

»Meine Schwester«, sagte Roland, »wird meinem Freunde Sir John erlauben, ihre Hand zu küssen und er wird, so hoffe ich, mit dieser Art ihn willkommen zu heißen, sich begnügen.«

Amelie stotterte einige Worte, hob langsam den Arm in die Höhe und bot Sir John mit einem beinahe schmerzlichen Lächeln die Hand.

Der Engländer nahm Amelie's Hand, sagte jedoch als er fühlte, daß sie eiskalt war und zitterte, statt sie an seine Lippen zu führen:

»Roland, Ihre Schwester ist ernstlich unwohl, wir wollen uns daher heute nur mit ihrer Gesundheit beschäftigen: ich bin ein wenig Arzt und wenn sie die Gunst, die sie mir so eben zu Teil werden lassen wollte, in die verwandeln will, daß ich ihr den Puls fühle, so werde ich ihr eben so dankbar sein.«

Aber wie wenn sie fürchtete, daß man die Ursache ihres Unwohlseins errate, zog Amelie rasch ihre Hand zurück und sagte:

»Nein, nein, Mylord täuschen sich, die Freude macht nicht Krank, und die Freude allein, meinen Bruder wiederzusehen, hat diese momentane Unpäßlichkeit herbeigeführt, die bereits wieder verschwunden ist.«

Dann wandte sie sich an Frau von Montrevel und sagte mit raschem, beinahe fieberhaftem Accente:

»Meine Mutter, wir vergessen, daß diese Herren von einer langen Reise kommen, daß sie wahrscheinlich seit Lyon nichts mehr zu sich genommen und daß, wenn Roland noch immer den guten Appetit hat, den wir an ihm kennen, er es mir nicht verdenken wird, wenn Sie ihm und Mylord die Honneurs des Hauses machen lassen, während ich mich mit den sehr unpoetischen, aber sehr von ihm geschätzten Details der Haushaltung beschäftige.«

Und indem sie in der Tat ihre Mutter die Honneurs des Hauses machen ließ, kehrte Amelie in das Haus zurück, um die Kammerfrauen und den Bedienten zu wecken, während sie in dem Herzen Sir Johns jene Art von feenhafter Erinnerung zurückließ, welche im Herzen eines an den Ufern des Rheines hinabwandernden Touristen haften bliebe, wenn er die Loreley auf ihrem Felsen erblickte, mit der Leier in der Hand und das flüssige Gold ihrer Haare im Nachwind flattern lassend.

Während dieser Zeit bestieg Morgan wieder sein Pferd, sprengte im großen Galopp nach der Karthause, hielt vor dem Thore, zog ein Notizbuch aus der Tasche, und schrieb auf ein Blatt dieses Notizbuches einige Zeilen mit Bleistift, rollte das Blatt zusammen und schob es durch das Schlüsselloch, ohne sich die Zeit zu nehmen, vom Pferde zu steigen.

Dann gab er ihm die Sporen und sich auf die Mähne des edlen Tieres hin hinabbeugend, verschwand er in dem Walde, rasch und geheimnisvoll wie Faust, der sich nach dem Blocksberge begibt.

Die drei Zeilen, welche er geschrieben, lauteten folgendermaßen:

Louis von Montrevel, Adjutant des Generals Bonaparte, ist diese Nacht im Schlosse Noires Fontaines angekommen. Seid auf der Hut, Genossen Jehus.

Aber während er die Freunde ermahnte, auf der Hut vor Louis von Montrevel zu sein, hatte Morgan ein Kreuz über den Namen gemacht, was so viel bedeuten sollte, als, was auch geschehen möge, der junge Offizier müsse ihnen heilig sein.

Jeder Genosse Jehus konnte einen Freund schützen, ohne von den Gründen, die ihn dazu bewogen, Rechenschaft zu geben.

Morgan benutzte sein Privilegium: er schützte den Bruder aus Freundschaft

XI.

Das Schloß Noires-Fontaines.

Das Schloß Noires Fontaines, in das wir so eben zwei der Hauptpersonen dieser Geschichte begleitet, lag auf einem der reizendsten Punkte des Thales, in welchem sich die Stadt Bourg erhebt.

Sein fünf bis sechs Morgen großer, mit hundertjährigen Bäumen bepflanzter Park war aus drei Seiten von Sandsteinmauern, die an der Vorderseite sich in der ganzen Breite in ein schönes Schmiedeeisengitter im Styl der Zeit Ludwig XV. öffneten, auf der vierten durch die kleine Reyssousse, ein reizendes Fließchen, abgeschlossen, das in Journaud entspringt, das heißt am Fuß der ersten Absätze des Jura und das, von Süden nach Norden einen kaum merkbaren Lauf nehmend, sich bei der Brücke von Fleurville gegenüber von Pont de Vaux, der Vaterstadt Jouberts, der einen Monat vor der Zeit, in der wir uns befinden, in der unglücklichen Schlacht bei Novi getötet worden war, in die Saone fließt.

Jenseits der Reyssousse und an ihren Ufern dehnten sich zur Rechten des Schlosses Noires Fontaines die Dörfer Montagnat und Saint-Just aus, welche von dem Dorfe Ceyzériat beherrscht wurden.

Hinter dem letztern Flecken zeichneten sich die anmutigen Umrisse der Hügel des Jura ab, über deren Grat man die bläuliche Spitze der Berge von Bugney unterscheidet, welche sich in die Höhe zu heben scheinen, um neugierig über die Schultern ihrer jüngeren Schwestern zu blicken scheinen, und zu sehen, was in dem Ainthale vorgeht.

Im Angesichte dieser entzückenden Landschaft erwachte Sir John.

Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben lächelte der mürrische und schweigsame Engländer die Natur an: es war ihm, als befände er sich in einem jener Täler von Thessalien, welche Virgil gefeiert, oder an jenen süßen Ufern des Lignon, welche

Urfé besungen, dessen Geburtshaus, was auch die Biographen davon sagen mögen, drei Viertelmeilen von Noires Fontaines in Trümmer fiel.

Drei leichte Schläge an seiner Türe rissen ihn aus seiner Betrachtung: es war sein, Wirt Roland, der sich erkundigen wolle, wie er geschlafen.

Er fand ihn strahlend wie die Sonne, die auf den bereits gelb gewordenen Blättern der Kastanien und Lindenbäume spielte.

»O, o! Sir John!« sagte er, »erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen! ich erwartete einen Menschen zu finden, der so traurig, wie die armen Karthäuser mit den langen weißen Kutten, die mir in meiner Jugend so große Angst einflößten, obgleich ich, ehrlich gesagt, nicht leicht der Furcht zugänglich war: und statt dessen finde ich Sie mitten in unserem traurigen Oktober lächelnd wie ein Maimorgen.«

»Mein lieber Roland«, antwortete Sir John, »ich bin beinahe Waise: ich verlor meine Mutter am Tage meiner Geburt, meinen Vater im zwölften Jahre: im Alter, wo man die Kinder ins College schickt, war ich Herr eines Vermögens von mehr als einer Million Renten: aber ich war allein in dieser Welt, ohne irgend Jemand, den ich liebte, ohne Jemand, der mich liebte: die süßen Freuden der Familie sind mir durchaus unbekannt. Vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre studierte ich auf der Universität zu Cambridge: mein schweigsamer, vielleicht etwas hochmütiger Charakter isolierte, mich unter meinen jungen Kameraden. Mit achtzehn Jahren reiste ich. Durchwandern Sie als wohlausgerüsteter Reisender die Welt unter dem Schutze Ihrer Fahne, das heißt unter dem Schutze des Vaterlandes, haben Sie alle Tage die Aufregungen des Kampfes und den Stolz des Sieges, so glauben Sie nicht, welch' traurige Sache es ist, die Städte, die Provinzen, die Staaten, die Königreiche zu durchziehen, um ganz einfach eine Kirche hier, ein Schloß dort zu besuchen: das Bett um vier Uhr Morgens auf den unerbittlichen Ruf des Führers zu verlassen, um von dem Gipfel des Rigi oder des Ätna den Sonnenaufgang zu sehen: wie ein bereits totes Phantom unter diesen lebendigen Schatten umher zu wandern, welche man Menschen nennt: nicht zu wissen, wo bleiben: keinen Boden zu haben, wo man Wurzel fassen, keinen Arm, auf den man sich stützen, kein Herz, in das

man das seine ausströmen könnte! Nun, gestern Abend, mein lieber Roland, plötzlich, in einem Augenblick, in einer Sekunde hatte sich diese Leere meines Lebens ausgefüllt: ich lebte in Ihnen: die Freuden, die ich suchte, sah ich Sie genießen: diese Familie, die ich nicht kenne, sah ich blühend sich um Sie entfalten: als ich Ihre Mutter sah, sagte ich mir: »o war ganz gewiß meine Mutter!« Als ich Ihre Schwester betrachtete, sagte ich mir: »Wenn ich eine Schwester gehabt, hätte ich sie nicht anders gewünscht.« Als ich Ihren Bruder umarmte, sagte ich mir, ich könnte, genau genommen, ein Kind von diesem Alter haben und auf diese Weise etwas auf dieser Welt hinterlassen: während mit dem Charakter, den ich an mir kenne, ich sterben werde, wie ich gelebt, traurig, den Andern zuwider und mir selbst lästig. Ach! Sie sind glücklich, Roland: Sie haben Familie, Sie haben Ruhm, Sie haben Jugend, Sie besitzen, was auch einem Mann nicht schadet, Schönheit. Keine Freude fehlt Ihnen, kein Glück ist Ihnen versagt: ich wiederhole es Ihnen, Roland, Sie sind ein glücklicher, sehr glücklicher Mensch!«

»Wohl!« sagte Roland, »aber Sie vergessen meine Pulsadergeschwulst, Mylord.«

Sir John sah den jungen Mann mit ungläubiger Miene an.

Roland schien wirklich einer felsenfesten Gesundheit sich zu erfreuen.

»Ihre Pulsadergeschwulst gegen meine Million Renten, Roland«, sagte Lord Tannlay mit einem Gefühle tiefer Trauer, »vorausgesetzt, Sie geben mir mit Ihrer Pulsadergeschwulst diese Mutter, welche vor Freuden weint, wenn sie Sie wiedersieht, diese Schwester, die sich unpäßlich fühlt vor Glück — über Ihre Rückkehr, diesen Knaben, der sich an Ihren Hals hängt, wie eine junge und schöne Frucht an einen jungen und schönen Baum: vorausgesetzt, daß Sie mir mit alle dem noch dieses Schloß mit seinem kühlen Schatten, diesen Fluß mit seinen grünen und blumenreichen Ufern, diese bläulichen Fernen geben, aus denen hübsche Dörfer mit ihren summenden Glockentürmen wie Storchenheerden hervorschimmern; Ihre Pulsadergeschwulst, Roland, den Tod in drei Jahren, in zwei Jahren, in einem Jahre, in sechs Monaten; aber sechs Monate Ihres reichen, bewegten, süßen, abwechslungsreichen, ruhmreichen Lebens! und ich will

mich als einen glücklichen Menschen betrachten.«

Roland lachte laut auf; es war jenes nervöse Lachen, das ihm eigentümlich.

»Ah!« sagte er, »da haben wir den Touristen, den oberflächlichen Reisenden, den ewigen Juden der Zivilisation, der sich nirgends aushaltend, nichts würdigen lernt, sich in nichts vertieft, alles nach dem Gefühle beurteilt, das er dabei hat, und ohne die Hütten zu öffnen, in denen die Narren eingeschlossen sind, welche man Menschen nennt, sagt: ›Hinter dieser Mauer ist man glücklich.‹ Nun, mein Lieber, Sie sehen doch diesen reizenden Fluß, nicht wahr? diese schönen blumendurchwirkten Rasenteppiche, diese hübschen Dörfer? es ist das Bild des Friedens, der Unschuld, der Brüderlichkeit; es ist das Jahrhundert des Saturnus, das goldene Zeitalter, Eden, das Paradies. Nun, und all dieses ist von Menschen bevölkert, welche sich erwürgen; die Jungeln von Calcutta, die Schilfmoore von Bengalen sind nicht mit wilderen Tigern und grausameren Panthern bevölkert, als diese hübschen Dörfer, als diese frischen Rasen, als die Ufer dieses reizenden Flusses. Nach den Leichenfeierlichkeiten für den guten, den großen, den unsterblichen Marat, den man, Gott sei Dank! zuletzt auf den Schindanger geworfen, wie ein Aas, was er auch war und sogar immer gewesen: nach den Leichenfeierlichkeiten, bei denen jeder eine Urne herbeibrachte, in die er alle Tränen, die er im Leibe hatte, goß, kamen unsere guten Bressen, unsere, süßen Bressen, unsere Hühnermäster, auf den Gedanken, alle Republikaner seien Meuchelmörder und haben sie karren weise ermordet, um ihnen den schändlichen Fehler des wilden oder zivilisierten Menschen, seines Gleichen umzubringen, abzugewöhnen. Sie zweifeln? O mein Lieber, auf dem Wege von Lons-le-Saulnier wird man Ihnen, wenn Sie neugierig sind, den Ort zeigen, wo vor noch nicht sechs Monaten eine Metzelei stattfand, welche den wildesten Haudegen unserer Schlachtfelder das Herz umdrehen würde. Denken Sie sich einen Karren voll Gefangener, den man nach Lons-le-Saulnier führte, einen Karren mit Leitern, einen jener ungeheuren Karren, auf denen man die Kälber nach dem Schlachthause führt: in diesem Karren ungefähr dreißig Menschen, deren ganzes Verbrechers törichte, überspannte Gedanken und drohende Worte waren: alle

diese gebunden, geknebelt: der Kopf, der durch die Stöße voll Beulen ist, hängt herab, die Brust keucht vor Durst, Verzweiflung und Angst: Unglückliche, denen nicht mal wie zu Neros und Commodus Zeiten der Kampf des Circus, das bewaffnete Ringen mit dem Tode vergönnt ist: welche die Metzelei überfällt, während sie machtlos und unbeweglich daliegen: welche man in ihren Fesseln erwürgt: die man nicht nur bei lebendigem Leibe, sondern selbst noch im Tode schlägt, aus deren Leichname — wenn in ihnen das Herz zu schlagen aufgehört — auf deren, Leichnam der mit Blei ausgegossene Prügel dumpf und matt ertönt, das Fleisch zerquetschend und die Knochen zermalmend, und Frauen, welche behaglich und vergnügt dieser Metzelei zusehen und die in die Hände klatschenden Kinder über die Köpfe erhebend; Greise, welche an nichts anderes hätten denken sollen, als wie sie christlich sterben wollten, und statt dessen durch ihr Geschrei und ihre Aufhetzerei den verzweiflungsvollen Tod der Unglücklichen erschweren helfen, und inmitten dieser Greise einen kleinen äußerst coquetten, wohlgepuderten Siebziger, der von seinem Spitzenjabot das kleinste Stäubchen wegstößt, seinen spanischen Tabak aus einer goldenen Dose mit einer Namensschiffer in Diamanten schnupft, seine Ambrapastillen aus einer Sevrebbonbonniere nimmt, die ihm Madame Dubarry geschenkt, deren Porträt die Bonbonniere schmückt, — dieser Siebziger — betrachten Sie das Bild, mein Lieber, stampfte mit seinen kleinen Schuhen auf den Leichnamen herum, die gleichsam nur noch eine Matraze von Menschenfleisch bilden, und ermüdet seinen durch das Alter geschwächten Arm, indem er mit einem spanischen Rohr mit vergoldetem Knopf auf diejenigen der Leichname schlägt, die ihm noch nicht tot genug erscheinen und der Stampfe entgangen sind. Puh! mein Lieber! Ich sah Montebello, ich sah Arcole, ich sah Rivoli, ich sah die Pyramiden, ich glaubte nichts Schrecklicheres mehr sehen zu können. Nun, die einfache Erzählung meiner Mutter, gestern, als Sie nach Ihrem Zimmer gegangen waren, hat meine Haare zu Berge stehen machen! Wahrhaftig! das erklärt die Krämpfe meiner armen Schwester so gut, als meine Pulsadergeschwulst die meinen.«

Sir John sah und hörte Roland mit jenem neugierigen Erstaunen, in welches ihn stets die misanthropen Ergießungen

seines jungen Freundes versetzten: in der Tat schien Roland bei der Konversation immer im Hinterhalt zu liegen, um bei der geringsten Gelegenheit, die sich bot, auf das Menschengeschlecht einen Ausfall zu machen. Er bemerkte, welches Gefühl er bei Sir John hervorgerufen und änderte vollständig den Ton, indem er an die Stelle der philanthropen Aufwallung den bitteren Spott treten ließ.

»Freilich«, sagte er, »sind, abgesehen von diesem ausgezeichneten Aristokraten, der vollendete, was die Menschenschlächter begonnen, und seine rotgefärbten Absätze in dem Blut wieder anfeuchtete, — die Leute, welche diese Art von Exemptionen vollziehen sind freilich Menschen von niedrigem Stande, Bürger und Bauern, wie unsre Vorahnen gerne sagten, wenn sie von denen sprachen, die sie nährten: die Adligen benehmen sich dabei eleganter. Sie sahen übrigens, was in Avignon geschehen: wenn man es Ihnen erzählte, nicht wahr, würden Sie es nicht glauben? Diese Herren Diligencenplünderer pikieren sich auf ihre unendliche Delikatesse: sie haben zwei Gesichter, ihre Maske ungerechnet: sie sind bald Cartouches, bald Mandrins, bald Amadisse, bald Galaore. Man erzählt fabelhafte Geschichten von diesen Landstraßenhelden. Meine Mutter erzählte mir gestern von einem Namens Laurent, — Sie verstehen, mein Lieber, Laurent ist ein erdichteter Name, der den wahren Namen zu verstecken dient, wie eine Maske das Gesicht, — dieser Laurent vereinigte alle Eigenschaften eines Romanhelden in sich, alle Talente.⁵, wie Ihre Engländer sagen, die unter dem Vorwande, daß sie ehemals Normannen gewesen, sich von Zeit zu Zeit erlauben, unsre Sprache mit einem malerischen Ausdrucke zu bereichern, mit einem Wort, deren bettelarme Familie bei unsern Gelehrten um Almosen bat, welche sich aber hüteten, ihr welches zu geben. Der genannte Laurent war nämlich schön bis zum Ideal, er gehörte zu einer Bande von zweiundsiebzig Genossen Jehu, welche man so eben im Yssengeaux abgeurteilt hat; siebenzig wurden frei gesprochen, er und einer seiner Genossen allein zum Tode verurteilt; man sprach die *Unschuldigen* noch während der Sitzung von der Anklage frei und behielt Laurent und seine Genossen für die Guillotine zurück. Aber halt! Laurent hatte einen zu schönen Kopf, als daß dieser

Kopf unter dem gemeinen Eisen eines Henkers fallen sollte; die Richter, welche ihn verurteilt hatten, die Neugierigen, welche ihn hingerichtet zu sehen erwarteten, hatten jenen *körperlichen Empfehlungsbrief der Schönheit*, wie Montaigne sagt, vergessen; der Kerkermeister von Yssengeaux hatte ein weibliches Wesen bei sich, seine Tochter, seine Schwester, seine Nichte; die Geschichte, denn es ist eine Geschichte, die ich Ihnen erzähle, nicht ein Roman, die Geschichte ist darüber nicht im Klaren, nur soviel ist gewiß, daß die Frau, wer sie auch gewesen sein mag, sich in den schönen Verurteilten solchermaßen verliebte, daß zwei Stunden vor der Hinrichtung, in dem Augenblicke, als Laurent den Henker eintreten zu sehen erwartete und schlief oder tat, als schlief er, wie man 's immer in solchen Fällen macht, er seinen rettenden Engel eintreten sah. Wie die Vorkehrungen getroffen waren, kann ich Ihnen nicht sagen, da ich es nicht weiß; die beiden Liebenden sind nicht in dieses Detail eingegangen, aus Gründen; aber soviel ist wahr, — ich erinnere Sie daran, nicht aus den Augen verlieren zu wollen, daß es Wahrheit und nicht eine Fabel ist, — soviel ist wahr, daß Laurent sich befreit sah und nur den Kummer hatte, seinen Kameraden nicht retten zu können, der sich in einem andern Gefängnisse befand: Gensonné, welcher in den gleichen Umständen war, weigerte sich zu fliehen und wollte mit seinen Genossen, den Girondisten, sterben; aber Gensonné hatte nicht den Kopf des Antinous aus dem Körper des Apollo; je schöner der Kopf ist, Sie verstehen, desto mehr hält man darauf. Laurent nahm das Anerbieten an und floh; ein Pferd erwartete ihn im nächsten Dorfe; das junge Mädchen, das seine Flucht hätte verzögern oder hindern können, sollte dort bei Tagesanbruch mit ihm zusammentreffen. Der Tag brach an, brachte jedoch den rettenden Engel nicht; es scheint, unser Ritter hielt mehr auf seine Geliebte, als auf seinen Genossen; er war ohne seinen Genossen geflohen, er wollte jedoch nicht ohne seine Geliebte fliehen. Es war sechs Uhr Morgens, die zur Einrichtung bestimmte Stunde, die Ungeduld bemächtigte sich seiner. Er hatte seit vier Stunden dreimal den Kopf seines Pferdes nach der Stadt gewandt, und sich ihr jedes mal mehr genähert: ein Gedanke durchfuhr ihn bei diesem dritten Male: nämlich seine Geliebte sei festgenommen und müsse statt seiner büßen: er war bis zu den ersten Häusern

gekommen, er spornt - sein Pferd, kehrt in die Stadt zurück, reitet mit entblößtem Gesichte mitten durch die Leute, die ihn beim Namen nennen, ganz erstaunt, ihn frei und zu Pferde zu sehen, während sie ihn geknebelt auf einem Karren erwartet hatten, über den Richtplatz, wo der Henker erfährt, daß einer seiner armen Sünder verschwunden sei, gewahrt seine Befreierin, die mit großer Mühe sich durch die Menge drängt, nicht um die Hinrichtung zu sehen, sondern um zu ihm zu eilen: bei ihrem Anblick hält er sein Pferd an, sprengt dann auf sie zu, wirft drei bis vier Maulaffen um, indem er sie mit der Brust seines Bayard zu Boden stürzt, gelangt endlich bis zu ihr, hebt sie auf den Sattelbogen, stößt einen Freudenschrei aus und verschwindet, indem er seinen Hut schwingt, wie Herr von Condé in der Schlacht von Lens: und das Volk klascht Beifall und die Frauen finden die Handlung heroisch und verlieben sich in den Helden.«

Roland hielt inne, als er sah, daß Sir John auf all' dies schwieg, und sah ihn fragend an.

»Fähren Sie nur fort«, antwortete der Engländer, »und da ich überzeugt bin, daß Sie all' dies nur sagen, um auf einen Punkt zu kommen, den Sie noch in petto haben, so warte ich.«

»Gut«, versetzte Roland lachend, »Sie haben Recht, mein Liebster, und Sie kennen mich, auf Ehre, wie wenn wir Freunde aus dem College wären. Wissen Sie denn, was für eine Idee mir die ganze Nacht im Kopfe herumgegangen? ich möchte mir diese Herren Genossen Jehus einmal näher ansehen.«

»Ach, ja, ich begreife, ich begreife, Sie konnten sich nicht durch den Herrn von Barjols töten lassen, nun wollen Sie es mit Herrn Morgan versuchen.«

»Oder einem Andern, mein lieber Sir John«, antwortete der junge Offizier ruhig, »denn ich erkläre Ihnen, daß ich nichts Besonderes gegen Herrn Morgan habe, im Gegenteil, obgleich mein erster Gedanke, als er in den Saal trat und seinen kleinen Speech hielt, nicht wahr Sie nennen das einen Speech?«

Sir John machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe.

»Wohl, obgleich mein erster Gedanke«, sagte er, »war, ihm an den Hals zu springen und ihn mit der einen Hand zu erdrosseln, während ich ihm mit der andern seine Maske abgerissen.«

»Jetzt, da ich Sie kenne, mein lieber Roland, frage ich mich wirklich, wie Sie ein so schönes Projekt nicht ausführen konnten.«

»Es ist nicht meine Schuld, das schwöre ich Ihnen, ich war bereits aufgesprungen, aber mein Kamerad hat mich zurückgehalten.«

»Es gibt also auch Leute, die Sie zurückhalten.«

»Nicht viele, aber dieser.«

»Und Sie bereuen jetzt?«

»Nein, wenn ich die Wahrheit sagen soll; dieser tapfere Diligencenplünderer hat seine kleine Geschichte mit einer Keckheit gemacht, die mir gefiel; ich liebe von Hause aus die tapferen Leute; wenn ich Herr von Barjols nicht getötet, hätte ich mögen sein Freund sein. Freilich konnte ich nur dadurch erfahren, wie tapfer er sei, daß ich ihn tötete. Sprechen wir jedoch von andern Dingen. Dieses Duell gehört zu meinen fatalen Erinnerungen. Weshalb war ich denn heraus gekommen? Sicher nicht um Ihnen von den Genossen Jehus zu erzählen oder von den Heldentaten des Herrn Laurent . . . Ach! ja, ich wollte mich mit Ihnen darüber verständigen was Sie nun anzufangen beabsichtigen. Ich werde alles Mögliche tun, um Sie zu amüsieren, mein lieber Gast: aber ich habe zweierlei gegen mich, mein Land, das nicht amüsan ist, und Ihre Nation, die nicht leicht zu amüsieren ist.«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, Roland«, versetzte Lord Tannlay, indem er dem jungen Manne die Hand gab, »daß ich das Schloß Noires - Fontaines für ein Paradies halte.«

»Wohl. Aber in der Befürchtung, daß Sie Ihr Paradies bald monoton finden möchten, werde ich mein Möglichstes tun, Sie zu zerstreuen. Sind Sie ein Freund der Archäologie, Westminster, Canterbury? Wir haben die Kirche von Brou, ein Wunderwerk, gemeißelte Spitzen von Meister Columban: es existiert eine Legende darüber: ich werde sie Ihnen erzählen, wenn Sie mal Abends nicht einschlafen können. Sie werden die Gräber Margarethens von Bourbon, Philipps des Schönen und Margarethens von Österreich sehen: wir werden Ihnen das große Rätsel ihrer Devise zu lösen geben: Fortuna, infortuna, forti una, das ich durch die lateinische Übersetzung: Fortuna, *infortuna*, *forti*

una, gelöst zu haben glaube. Lieben Sie das Fischen, mein lieber Gast? Sie haben hier die Reysousse zu Ihren Füßen, wenn Sie die Hand ausstrecken, eine Sammlung Leinen und Angeln, welche Edouard gehört, eine Sammlung von Netzen, welche Michel gehört. Die Fische, Sie wissen, das ist das Letzte, womit man sich abgibt. Lieben Sie die Jagt? Wir haben den Park von Seillon hundert Schritte von hier; auf die Bürschjagd freilich muß man verzichten, dagegen haben wir Hetzjagd. Die Wälder meiner alten Popanze, der Karthäuser, scheinen Überfluß an Säuen, Rehen, Füchsen und Hasen zu haben. Niemand jagt dort, weil der Wald der Regierung gehört, und die Regierung ist in diesem Augenblicke Niemand. In meiner Eigenschaft als Adjutant des Generals Bonaparte werde ich die Lücke auffüllen und wir wollen sehen, ob Jemand daran Anstoß nimmt, daß ich, nachdem wir an der Etsch auf die Österreicher und am Nil auf die Mameluken Jagt gemacht, nun die Wildschweine, Hirsche, Rehe, Füchse und Hasen an der Reysousse jage. Ein Tag Archäologie, ein Tag Fischerei und ein Tag Jagt. So haben wir bereits drei Tage; Sie sehen, mein lieber Gast, wir brauchen nur noch für vierzehn bis sechzehn Tage zu sorgen.«

»Mein lieber Roland«, sagte Sir John mit tiefer Trauer und ohne auf die wortreiche Improvisation des jungen Offiziers zu antworten; »werden Sie mir nie sagen, welches Fieber in Ihnen brennt, welcher Kummer Sie durchwühlt?«

»Ach! wahrhaftig«, machte Roland mit einem Ausbruch durchdringenden und schmerzlichen Lachens, »ich war nie so heiter als diesen Morgen, Sie haben den Spleen, Mylord, Sie sehen alles schwarz.«

»Einst werde ich wirklich Ihr Freund sein«, antwortete Sir John ernst, »dann werden sie mir Ihre vertraulichen Geständnisse machen, und ich werde einen Teil Ihres Kummers tragen.«

»Um die Hälfte meiner Pulsadergeschwulst . . . Haben Sie Hunger, Mylord?«

»Weshalb richten Sie diese Frage an mich?«

»Weil ich auf der Treppe die Schritte Edouards höre, der Ihnen sagen will, daß das Frühstück serviert ist.«

Wirklich hatte Roland kaum das letzte Wort ausgesprochen, als

die Türe sich öffnete und der Knabe sagte:

»Großer Bruder Roland, Mutter und Schwester Amelie erwarten Mylord und Dich zum Frühstück.«

Und sich an die rechte Hand des Engländers hängend, betrachtete er aufmerksam das erste Glied des Daumens, des Zeige- und Ringfingers.

»Wonach suchen Sie, mein junger Freund?« fragte Sir John.

»Ich sehe, ob Sie Tinte an den Fingern haben.«

»Und wenn ich Tinte an den Fingern hätte, was würde das bedeuten?«

»Daß Sie nach England wegen meiner Pistolen und meines Säbels geschrieben.«

»Nein, ich habe nicht geschrieben«, sagte Sir John, »aber ich werde noch heute schreiben.«

»Du hörst, großer Bruder Roland, ich werde in vierzehn Tagen meine Pistolen und meinen Säbel haben.«

Und der Knabe, ganz vergnügt, bot seine vollen und festen Wangen Sir John dar, der ihn so zärtlich küßte, als ein Vater getan.

Dann begaben sich alle drei in den Speisesaal hinab, wo Amelie und Frau von Montrevel sie erwarteten.

XII.

Die Freuden des Landlebens.

Noch am selben Tage brachte Roland einen Teil des verabredeten Planes zur Ausführung; er führte Sir John nach der Kirche von Brou.

Diejenigen, welche diese reizende kleine Kapelle gesehen, wissen, das es eines der hundert Wunder des gotischen Styls ist.

Diejenigen, welche es nicht wissen, haben davon gehört.

Roland, welcher Sir John die Honneurs seines historischen Juwels machen wollte, das er selbst seit sieben Jahren nicht mehr gesehen, war sehr enttäuscht, als er, vor der Facade ankommend, die Nischen der Heiligen leer und den Figuren des Portals den Kopf abgeschlagen fand.

Er fragte nach dem Meßner; man lachte ihm in's Gesicht.

Es gab keinen Meßner mehr.

Er fragte, an wenn er sich wenden müsse, um die Schlüssel zu bekommen.

Man antwortete, an den Kapitän der Gendarmerie.

Der Kapitän der Gendarmerie war nicht weit entfernt; das zur Kirche gehörende Kloster war in eine Kaserne verwandelt worden.

Roland begab sich nach dem Zimmer des Kapitäns und stellte sich als Adjutant des Generals Bonaparte vor. Der Kapitän gab ihm mit dem passiven Gehorsam des Untergebenen gegen den Höheren die Schlüssel und folgte hinterdrein.

Sir John wartete vor der Halle und bewunderte, trotz der Verstümmelungen, die sie erfahren, die herrlichen Details der Facade.

Roland öffnete die Türe und fuhr vor Erstaunen zurück: die Kirche war wörtlich vollgepfropft mit Heu, wie eine bis an die Mündung geladene Kanone.

»Was soll das bedeuten?« fragte er den Kapitän der Gendarmerie.

»Mein Offizier, das ist eine Vorsicht der Munizipalität.«

»Wie, eine Vorsicht der Munizipalität?«

»Zu welchem Zwecke?«

»Um die Kirche zu erhalten. Man wollte sie demolieren; aber der Maire befahl, daß zur Sühnung des irrigen Cultus, dem sie gedient, sie in ein Futtermagazin verwandelt werden solle.«

Roland lachte laut auf und sich an Sir John wendend, sagte er:

»Mein lieber Lord, die Kirche war sehr interessant, aber ich glaube, was dieser Herr hier Ihnen erzählt, ist nicht minder interessant. Sie werden zwar in Straßburg oder Köln, oder Mailand eine Kirche oder einen Dom finden, welche es mit der Kapelle in Bourg aufnehmen, aber Sie werden nicht immer Behörden finden, die dumm genug sind, ein Meisterwerk zu zerstören, und einen Maire, der gescheit genug, um eine Kirche für Futter daraus zu machen. Tausend Dank, Kapitän, hier Ihre Schlüssel.«

»Wie ich in Avignon sagte, das erste Mal, als ich die Ehre hatte, Sie zu sehen, mein lieber Roland«, versetzte Sir John, »das französische Volk ist ein amüsanter Volk.«

»Diesmal, Mylord, sind Sie zu höflich«, antwortete Roland, »es ist sehr traurig, daß man das sagen muß: hören Sie: ich begreife die politischen Sündfluten, welche unsere Gesellschaft seit tausend Jahren umgewälzt: ich begreife die Landmilizen, die Pastourellen, die Jaquerie, die Maillotins, die Bartholomäusnacht, die Ligue, die Fronde, die Dragonnaden, die Revolution, ich begreift den 14. Juli, den 5. und 6. Oktober, den 20. Juni, den 10. August, den 2. und 3. September, den 21. Januar, den 31. Mai, den 30. Oktober und 9. Thermidor: ich begreife die Fackel der Bürgerkriege mit ihrem griechischen Feuer, das sich im Blut entzündet, statt zu erlöschen: ich begreife die Ebbe und Flut der Revolutionen, die Flut, welche in ihrem Steigen sich von nichts zurückhalten läßt, und die Ebbe, die die Trümmer der Institutionen, welche die Flut umgeworfen, mit sich fortreißt: ich begreife all' das, aber Lanze gegen Lanze, Degen gegen Degen, Menschen gegen Menschen, Volk gegen Volk; ich begreife den köstlichen Zorn der Sieger, ich begreife die blutige Reaktion der Besiegten; ich begreife die politischen Vulkane, welche in den Eingeweiden des Erdballs grollen, die Erde erschüttern, die Throne umstürzen, die Monarchieen über den Hausen werfen und

Köpfe und Kronen auf die Schafotte schleudern; aber was ich nicht begreife, ist die Verstümmelung des Granits, die Vogelfreierklärung der Denkmäler, die Zerstörung lebloser Dinge, die weder denen gehören, welche sie zerstören, noch der Zeit, die sie zerstört; das heißt die Einstampfung der riesenhaften Bibliothek, in der der Altertumsforscher die archäologische Geschichte eines Landes liest. O die Vandalen und Barbaren, ja mehr als dies, die Dummköpfe, die sich an Steinen für die Verbrechen Borgias und die Ausschweifungen Ludwig XV. rächen. Wie gut kannten jene Pharaonen, Memnon, Cheops' und Osymandias', welche ihre Pyramiden nicht aus Guipurelaubwerk und Chorbühnen von Spitzen bauten, sondern aus Granitblöcken von fünfzig Fuß Länge, — wie gut kannten sie den Menschen als den verkehrtesten, zerstörungssüchtigsten, böartigsten Menschen; sie lachten wohl herzlich aus der Tiefe ihrer Gräber heraus, als sie die Zeit mit ihrer Sense daran arbeiten und die Paschas ihre Nägel daran krumm biegen sahen. Bauen wir deshalb Pyramiden, mein lieber Lord, es ist in architektonischer Hinsicht nicht schwer, in künstlerischer Hinsicht nicht schön, aber es ist solid, und gestattet einem General nach viertausend Jahren zu sagen: »Soldaten, von der Höhe dieser Denkmäler schauen vierzig Jahrhunderte auf euch herab!« Wahrhaftig, mein Ehrenwort, lieber Lord, ich möchte in diesem Augenblick auf eine Windmühle stoßen, um mit ihr Streit zu suchen.«

Und Roland, in sein gewöhnliches Lachen ausbrechend, zog Sir John in der Richtung des Schlosses fort.

Sir John hielt ihn an.

»O«, sagte er, »war in der ganzen Stadt nichts zu sehen, als die Broukirche?«

»Ehedem, mein lieber Lord«, antwortete Roland, »ehe die Kirche in ein Futtermagazin verwandelt wurde, hätte ich Ihnen angeboten, mit Ihnen in die Grüfte der Herzoge von Savoyen hinabzusteigen, wir hätten zusammen einen unterirdischen Gang gesucht, von dem man sagt, daß er existieren soll, der beinahe eine Meile lang ist und wie man versichert, mit der Grotte von Clyseriat in Verbindung steht bemerken Sie wohl, daß ich niemand als einem Engländer eine solche Lustpartie vorgeschlagen: wir wären dadurch in die *Geheimnisse Udolphos*

der berühmten Anna Redcliffe gedrungen: aber Sie sehen, es ist unmöglich: wir müssen auf die Sache verzichten.«

»Und wo werden wir jetzt hingehen?«

»Wahrhaftig, ich weiß nicht: vor zehn Jahren hätte ich Sie nach den Anstalten geführt, wo man die Hühner mästet! Die Hühner von Bresse hatten, wie Sie wissen, einen europäischen Ruf: Bourg war ein Filial des Maststandes von Straßburg. Aber während der Schreckenszeit schlossen, wie Sie sich denken können, die Master ihr Geschäft: man stand im Rufe eines Aristokraten, wenn man ein Huhn aß; und Sie kennen den brüderlichen Refrain: ›Ah! ca ira, ca ira, ca ira, les aristocrat a la lanterne!‹ Nach dem Sturze Robespierres öffneten sie ihr Geschäft wieder; aber seit dem 18. Fructidor herrschte in Frankreich der Befehl, mager zu werden, selbst für das Geflügel. Tut nichts, kommen Sie nur, in Ermangelung von Poularden werde ich Ihnen etwas Anderes zeigen, zum Beispiel den Platz, wo man diejenigen hinrichtete, die welche aßen. Außerdem haben, seit ich nicht mehr in die Stadt kam, unsere Straßen ihre Namen verändert; ich kenne noch immer die Säcke, aber ich kenne die Namen nicht mehr.«

»Wie?« fragte Sir John, »Sie sind also kein Republikaner?«

»Ich, kein Republikaner, gehen Sie! ich halte mich im Gegenteile für einen ausgezeichneten Republikaner, und ich bin im Stande mir wie Mucius Scavola die Hand verbrennen zu lassen, oder mich in einen Schlund zu stürzen, wie Curtius, um die Republik zu retten; aber ich habe das Unglück, sehr klar zu sehen: das Lächerliche packt mich unwillkürlich in die Seiten und schüttelt mich, daß ich vor Lachen bersten möchte. Ich lasse gerne die Konstitution von 1791 gelten: als jedoch der arme Heralut de Sechelles an den Direktor der Nationalbibliothek schrieb, er solle ihm die Gesetze des Minos schicken, um eine Konstitution nach dem Muster der von Kreta zu machen, fand ich, daß dies ein wenig weit sein Muster holen heiße und daß wir uns mit dem des Lykurg begnügen könnten. Ich fand, daß Janvier, Fevrier und Mars, so mythologisch sie auch waren, sich mit Nivose, Pluviose und Ventose messen konnten. Ich begreife nicht, warum, wenn man im Jahre 1789 Antoine oder Chrysostome hieß, man sich im Jahre 1793 Brutus und Cassius nennt? So

sehen Sie hier, Mylord, eine ehrbare Straße, welche die Rue des Halles hieß; darin war nichts Indecentes oder Aristokratisches, nicht wahr? Nun, heute heißt sie, warten Sie (Roland betrachtete die Inschrift) die Rue de la Revolution. Hier eine andere, welche Rue Notre-Dame hieß und heute Rue du Temple genannt wird. Warum Rue du Temple? Um wahrscheinlich den Ort zu verewigen, wo der infame Simon den Erben von dreiundsechzig Königen das Handwerk des Schuhflickens zu lehren versuchte; ich irre mich vielleicht in der Zahl jener Könige, streiten wir nicht darüber. Endlich sehen Sie diese dritte, es war die Rue Crevecoeur, ein berühmter Name in Bresse, Burgund und Flandern; sie heißt die Rue de la Föderation. Die Föderation (Bund) ist eine hübsche Sache, aber Crevecoeur war ein schöner Name. Und dann sehen Sie, sie führt heute ganz gerade auf den Guillotinenplatz, was nach meiner Ansicht unrichtig ist. Ich wünschte, es gäbe überhaupt keine Straßen, die nach diesen Plätzen führten. Dieser hat einen Vorteil, er ist hundert Schritte von dem Gefängnisse entfernt, was dem Herrn von Bourg einen Karren und ein Pferd ersparte und erspart. Bemerken Sie wohl, der Henker ist adelig geworden. Übrigens ist der Platz vortrefflich für die Zuschauer, und mein Ahnherr Montrevel, dessen Namen er trägt, hat ohne Zweifel, seine künftige Bestimmung ahnend, das noch in den Theatern zu lösende große Problem, daß man überall gut sieht, wirklich gelöst. Wenn man mir jemals den Kopf abschneidet, was in unseren Zeiten nichts außerordentliches wäre, so würde ich nur Eines bedauern: schlechter platziert zu sein und weniger gut zu sehen, als die Andern. Wir wollen jetzt diesen kleinen Absatz hinaufsteigen; so, nun stehen wir auf der Place des Lices (Turniere). Unsere Revolutionsmänner haben ihm den Namen gelassen, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wissen, was das heißen will; ich weiß es ebenso wenig, als sie, aber ich glaube mich zu entsinnen, daß ein Sire d'Estavayer ich weiß nicht welchen flämischen Grafen herausgefordert und daß der Kampf auf diesem Platze stattfand. Das Gefängnis nun, mein lieber Lord, wird Ihnen eine Idee von dem menschlichen Wechsel geben. Gil Blas hat nicht öfter seinen Stand verändert, als dieser Bau seine Bestimmung. Vor der Ankunft Cäsars war es ein gallischer Tempel; Cäsar machte eine römische Festung daraus;

ein unbekannter Architekt verwandelte es in einen militärischen Bau des Mittelalters; die Herren von Baue machten wieder nach Cäsars Beispiel eine Veste daraus. Die Fürsten von Savoyen hatten hier eine Residenz; hier, wohnte die Muhme Karl V., als sie die Kirche von Brou besuchte, die, vollendet zu sehen ihr nicht mehr vergönnt war. Endlich nach dem Traktat von Lyon, als die Bresse wieder an Frankreich kam, machte man zugleich ein Gefängnis und einen Justizpalast daraus. Erwarten Sie mich hier, Mylord, wenn Sie nicht Lust haben, das Ächzen der Gitter und das Knarren der Riegel zu hören. Ich muß in einem gewissen Gefängnis einen Besuch abstatten.«

»Das Ächzen der Gitter und das Knarren der Riegel sind gerade kein sehr erquickliches Geräusch, aber tut nichts, da Sie sich mit meiner Bildung beschäftigen wollen, führen Sie mich in Ihr Gefängnis.«

»Nun gut, treten wir rasch ein: es scheint mir, daß ich eine Menge Leute sehe, die nur sprechen zu wollen Miene machen.«

Und wirklich schien sich nach und nach eine Unruhe in der Stadt zu verbreiten: man lief aus den Häusern, man bildete auf der Straße Gruppen und diese Gruppen deuteten neugierig auf Roland.

Roland läutete an dem Gitterthor, das dazumal sich an demselben Orte befand, wo es noch heute ist, aber auf den Hof des Gefängnisses führte.

Ein Pförtner kam, um zu öffnen.

»Ah, ah! Sind Sie es noch immer, Vater Courtois?« fragte der junge Mann.

Und sich nach Sir John umkehrend, fügte er hinzu:

»Nicht wahr, Mylord, ein hübscher Name für einen Gefangenenwärter?«

Der Pförtner sah den jungen Mann erstaunt an.

»Wie kommt es«, fragte er durch das Gitter, »daß Sie meinen Namen wissen und daß ich den Ihren nicht weiß?«

»Wohl! ich weiß nicht nur Ihren Namen, sondern auch Ihre Ansicht: Sie sind ein alter Royalist, Vater Courtois.«

»Mein Herr«, sagte der Gefangenenwärter ganz erschrocken, »keine schlechten Späße, wenn es gefällig, sagen Sie, was Sie

wollen.«

»Nun, mein braver Vater Courtois, ich wünschte das Gefängnis, zu sehen, in das man meine Mutter und meine Schwester, Frau und Fräulein von Montrevel, geworfen.«

»Ah!« rief der Wächter, »wie, sind Sie es, Herr Louis? Ach, ja, Sie hatten Recht, als Sie sagten, daß ich Sie nicht kenne! Wissen Sie, daß Sie ein recht hübscher Junge geworden sind.«

»Finden Sie, Courtois? Nun, ich bezahle Sie in gleicher Münze, Ihre Tochter, Charlotte, ist meiner Treu ein hübsches Mädchen: Charlotte ist die Kammerfrau meiner Schwester, Mylord.«

»Und sie ist darüber sehr glücklich, sie befindet sich dort besser, als hier. Herr Roland, ist es wahr, daß Sie Adjutant des Generals Bonaparte sind?«

»Leider, Courtois, habe ich diese Ehre. Du würdest es lieber sehen, wenn ich Adjutant des Herrn Grafen von Artois oder des Herrn Herzogs von Angoulême wäre.«

»Aber schweigen Sie doch, Herr Louis.«

Dann näherte er sich dem Ohre des jungen Mannes und sagte:

»Ist es wirklich wahr?«

»Was, Vater Courtois?«

»Daß der General Bonaparte gestern durch Lyon kam?«

»Es scheint etwas Wahres an dieser Neuigkeit zu sein: denn ich höre sie schon zum zweiten Male wiederholen. Ach, ich begreife jetzt die guten Leute, die mich so neugierig betrachteten und Fragen an mich richten zu wollen schienen: sie wünschen zu wissen, was sie bezüglich dieser Ankunft des Generals Bonaparte glauben sollen.«

»Sie wissen nicht, was man noch sagt, Herr Louis?«

»Man sagt noch Anderes, Vater Courtois?«

»Das will ich meinen, daß man noch Anderes sagt, aber ganz leise.«

»Was denn?«

»Man sagt, daß er von dem Direktorium den Thron Seiner Majestät Ludwig XVIII. reklamieren wolle, um ihn darauf zu setzen, und daß, wenn der Citoyen Gossier als Präsident ihn nicht gutwillig hergeben werde, er ihn mit Gewalt erzwingen wolle.«

»Ah bah!« machte der junge Offizier mit einer Miene des Zweifels, die an Spott streifte.

Aber Vater Courtois beharrte auf seiner Ansicht durch ein bestätigendes Nicken des Kopfes.

»Es ist möglich«, sagte der junge Mann, »aber was dies betrifft, so ist es nicht die zweite Neuigkeit, sondern die erste: und nun, da Sie mich wieder erkennen, wollen Sie mir öffnen?«

»Ihnen öffnen, ja freilich, was zum Teufel tue ich denn?«

Und der Gefangenewärter öffnete die Türe ebenso dienstfertig, als er anfangs dazu sehr wenig geneigt schien.

Der junge Mann trat ein: Sir John folgte ihm.

Der Gefangenewärter schloß das Gitter sorgfältig und ging voran: Roland folgte, der Engländer ging zuletzt.

Er begann, sich an den phantastischen Charakter seines jungen Freundes zu gewöhnen.

Der Spleen ist die Misanthropie ohne die wunderlichsten Einfälle Timons und den Geist der Alceste.

Der Gefangenewärter durchschritt den ganzen Hof, der vom Justizpalaste durch eine Mauer von fünfzehn Fuß Höhe getrennt ist, welche gegen die Mitte um einige Fuß im rechten Winkel zurücktritt, und in deren vorderen Teil man eine Türe von massivem Eichenholz angebracht, damit die Gefangenen hier durch gehen könnten, ohne daß sie die Straße zu passieren brauchten. Der Gefangenewärter, sagten wir, durchschritt den ganzen Hof und betrat in der linken Ecke des Hofes eine Wendeltreppe, welche nach dem Innern des Gefängnisses führte.

Wenn wir diese Details beschreiben, so geschieht es, weil wir später auf diese Lokalitäten zurückkommen werden, und wir dem zufolge wünschen müssen, daß sie, wenn wir an jenem Punkte unserer Erzählung angelangt sind, dem Leser nicht ganz fremd seien.

Die Treppe führte zuerst in das Vorzimmer des Gefängnisses, das heißt, in das Zimmer der Präsidialwache: von diesem Zimmer stieg man dann über zehn Stufen in einen ersten Hof, der von dem der Gefangenen durch eine Mauer in der Art wie die früher beschriebene, nur mit drei Türen getrennt war: am Ende dieses Hofes führte ein Gang in das Zimmer des Gefangenewärters,

von welchem aus ein zweiter Gang ebenen Fußes in Gefängnisse führte, welche malerisch Käfige genannt wurden.

Der Gefängniswärter blieb vor dem ersten dieser Käfige stehen und sagte, an die Türe pochend:

»Hier hatte ich Ihre Frau Mutter und Fräulein Schwester eingesperrt, damit, wenn diese lieben Damen mich oder Charlotten brauchten, sie nur pochen durften.«

»Ist Jemand in diesem Gefängnisse?«

»Nein.«

»Nun, so erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, die Türe zu öffnen: hier mein Freund Lord Tannlay, ein menschenfreundlicher Engländer, reist um zu sehen, ob man besser daran in französischen Gefängnissen, als in englischen. Treten Sie ein, Lord, treten Sie ein.«

Und als Vater Courtois die Türe geöffnet, drängte Roland Sir John in ein Gefängnis, das ein vollkommenes Viereck von zwölf Fuß auf allen Seiten bildete.

»O, o!« machte Sir John, »der Ort ist traurig.«

»Sie finden? Nun mein lieber Lord, das ist der Ort, wo meine Mutter, die würdigste Frau, die es auf der Welt gibt, und meine Schwester, Sie kennen sie, sechs Wochen zugebracht, mit der Aussicht, ihn nicht zu verlassen, als um einen Gang nach dem Platz der Bastion zu machen: bemerken Sie wohl, es ist fünf Jahre her, meine Schwester war also kaum zwölf Jahre alt.«

»Aber welches Verbrechen hatten sie denn begangen?«

»O ein ungeheures Verbrechen! bei dem Jahresfeste, welches die Stadt Bourg am Todestag des Volksfreundes feiern zu müssen glaubte, weigerte sich meine Mutter, meine Schwester eine der Jungfrauen machen zu lassen, welche die Urnen trugen, die die Tränen Frankreichs enthielten. Was wollen Sie? Die arme Frau hatte geglaubt, genug für das Vaterland getan zu haben, indem sie ihm das Blut ihres Sohnes und ihres Gatten dargebracht, von denen der Eine das seine in Italien, der Andere in Deutschland vergoß: sie täuschte sich. Das Vaterland, wie es scheint, forderte auch noch die Tränen ihrer Tochter: diesmal fand sie, daß es zuviel sei, namentlich sobald diese Tränen für den Citoyen Marat floßen. Die Folge davon war, daß noch am Abend des Festes

mitten in dem Enthusiasmus, welchen dieses Fest hervorgerufen, meine Mutter in Anklagestand versetzt wurde. Zum Glücke stand Bourg in Beziehung aus Raschheit des Verfahrens nicht auf der Höhe von Paris. Ein Freund, den wir auf der Gerichtskanzlei hatten, wußte die Sache hinauszuziehen, und eines Tages erfuhr man plötzlich zu gleicher Zeit den Sturz und Tod Robespierres.

alt="" src=" ../Images/J03.jpg" width="80%" height="auto"/>
Guillotine Szene

Das unterbrach vielerlei, unter anderem die Guillotinaden: unser Freund auf der Gerichtskanzlei machte dem Tribunal begreiflich, daß der Wind, der von Paris wehe, ein gnädiger sei: man wartete acht Tage, man wartete vierzehn Tage, am fünfzehnten kündigte man meiner Mutter an, daß sie frei sei: wenn somit, mein Lieber, — und das führt zu den tiefsten philosophischen Reflexionen — wenn somit Fräulein Therese Cabarus nicht von Spanien nach Frankreich gekommen, wenn sie nicht den Parlamentsrat Herrn Fontenay geheiratet, wenn sie nicht festgenommen worden und vor den Prokonsul Tallien geführt worden, den Sohn des Haushofmeisters des Marquis von Bercy, Exschreiber des Prokurators, Exdruckereifaktor, Exexpeditionscommis, Exsekretär des Gemeinderats von Paris, für den Augenblick mit einer Mission in Bordeaux beauftragt, wenn der Exproconsul sich nicht in sie verliebt hätte, wenn sie nicht eingesperrt worden wäre, wenn sie ihm nicht am 9. Thermidor einen Dolch mit den Worten gegeben: ›Wenn der Tyrann heute nicht stirbt, so sterbe ich morgen,‹ wenn Saint Just nicht mitten in seiner Verhandlung arretiert worden wäre, wenn Robespierre nicht an jenem Tage eine Katze im Halse gehabt, wenn Garnier de l'Aube ihm nicht zugerufen: ›Das Blut Dantons erstickt Dich!‹, wenn Louchez seine Arretierung nicht verlangt hätte, wenn er nicht arretiert, befreit' und wieder ergriffen worden, sich nicht mit einem Pistolenschuß die Kinnlade zerschmettert, und er am andern Tage hingerichtet worden wäre, — meine Mutter hätte ohne Zweifel ihren Kopf dem Henkerbeile bieten müssen, weil sie nicht erlaubte, daß ihre Tochter für den Citoyen Marat in eine der zwölf Urnen weine, welche die Stadt Bourg mit ihren Tränen füllen mußte. Lebe wohl, Courtois, Tu bist ein braver Mann, Du gabst meiner Schwester und meiner Mutter etwas Wasser, um es unter ihren Wein zu mischen, etwas Fleisch,

um es auf ihr Brot zu legen, etwas Hoffnung, um ihr Herz auszurichten, Du botest ihnen Deine Tochter an, daß sie nicht selbst ihren Kerker kehren mußten, das würde ein Vermögen wert sein; aber unglücklicher Weise bin ich nicht reich; ich habe fünfzig Louisd'ors bei mir, hier sind sie. Kommen Sie, Mylord.«

Und der junge Mann zog Sir John fort, ehe der Gefangenenwärter sich von seinem Staunen erholt hatte und Zeit bekam, Roland zu danken oder die fünfzig Louisd'or auszuschlagen, was freilich ein ziemlich großer Beweis von Uneigennützigkeit für einen Gefangenenwärter gewesen wäre, namentlich wenn dieser eine ganz entgegengesetzte Ansicht mit der Regierung hat, der er dient.

Als sie das Gefängnis verließen, fanden Roland und Sir John die Place des Lices voll von Leuten, welche die Rückkehr des Generals Bonaparte nach Frankreich erfahren hatten und »Es lebe Bonaparte!« aus vollem Halse schrien, die Einen, weil sie wirklich Bewunderer des Siegers von Arcole, Rivoli und bei den Pyramiden waren, die Andern, weil man ihnen wie dem Vater Courtois gesagt hatte: dieser Sieger habe nur im Interesse Ludwig XVIII. gesiegt.

Diesmal schlugen Roland und Sir John, da sie Alles gesehen, was die Stadt Bourg Interessantes bot, den Weg nach dem Schlosse Noires Fontaines ein, wo sie ankamen, ohne daß sie sonst Etwas ausgehalten.

Frau von Montrevel und Amelie waren ausgegangen. Roland setzte Sir John in einen Fauteuil, indem er ihn bat, fünf Minuten zu warten.

Nach Verfluß von fünf Minuten kam er zurück, indem er in der Hand eine Art Broschüre, aus grauem Papier und ziemlich schlecht gedruckt, hielt.

»Mein lieber Gast«, sagte er, »Sie schienen mir einige Zweifel an der Wahrheit des Festes zu hegen, von dem ich Ihnen soeben erzählte, und das meiner Mutter und Schwester beinahe das Leben gekostet: ich bringe Ihnen das Programm: lesen Sie dies: ich will indessen sehen, was man mit meinen Hunden gemacht, denn ich nehme an, daß Sie mir den Fishtag schenken und daß wir sogleich zur Jagt übergehen.«

Damit ging er weg, indem er in Sir Johns Händen den Beschluß der Munizipalität der Stadt Bourg wegen der Leichenfeier zu Ehren Marats, welche am Jahrestage seines Todes stattfinden sollte, zurückließ.

XIII.

Die Freuden des Landlebens Das Wildschwein.

Sir John war gerade mit der Lektüre dieses interessanten Aktenstücks zu Ende, als Frau von Montrevel und ihre Tochter zurückkehrten.

Amelie, welche durchaus nicht wußte, daß zwischen Roland und Sir John so häufig von ihr verhandelt wurde, war über den Ausdruck erstaunt, mit welchem Sir John seinen Blick auf sie heftete.

Amelie erschien ihm reizender denn je.

Er begriff diese Mutter wohl, welche mit Gefahr ihres Lebens nicht gewollt hatte, daß dieses reizende Geschöpf seine Jugend und Schönheit profanire, indem es als Komparse bei einem Feste diente, dessen Gott jenes stinkende Aas war, das den Namen Marat trug.

Er gedachte des kalten und feuchten Gefängnisses, das er vor einer Stunde besucht, und schauerte bei dem Gedanken, daß dieser weiße und zarte Hermelin, auf dem seine Blicke ruhten, sechs Wochen ohne Lust und Sonne dort eingeschlossen gewesen.

Er betrachtete diesen vielleicht etwas zu langen Hals, der jedoch voll Weichheit und Anmut trotz seinem Übermaße war, und erinnerte sich des melancholischen Worts der armen Prinzessin von Lamballe, welche mit der Hand über den ihren strich und sagte:

»Er wird dem Henker nicht viel Mühe machen!«

Die Gedanken, welche sich im Geiste Sir Johns folgten, verliehen seiner Physiognomie einen so verschiedenen Ausdruck von dem, den sie gewöhnlich hatte daß Frau von Montrevel unwillkürlich ihn fragen mußte, was er habe.

Sir John erzählte darauf Frau von Montrevel seinen Besuch im Gefängnisse und die fromme Pilgerfahrt Rolands nach dem Kerker, der seine Mutter und Schwester in seinen vier Mauern

gesehen.

Als Sir John seinen Bericht schloß, ließ sich eine Jagdfanfare hören, welche das *Bien-aller* blies, und Roland trat mit dem Horn am Munde ein.

Aber er nahm es beinahe im selben Augenblicke ab und sagte:

»Mein lieber Gast, danken Sie meiner Mutter: sie ist schuld, daß wir morgen eine prachtvolle Jagd haben werden.«

»Ich?« fragte Frau von Montrevel.

»Wie so?« fragte Sir John.

»Ich verließ Sie, um zu sehen, was man mit meinen Hunden gemacht, nicht wahr?«

»So sagten Sie wenigstens.«

»Ich besaß deren zwei, Barbichon und Ravaude, zwei ausgezeichnete Tiere, das Männchen und das Weibchen.«

»O!« machte Sir John, »sollten sie tot sein?«

»Ach ja wohl! Denken Sie sich, diese ausgezeichnete Mutter«, und er nahm Frau von Montrevel beim Kopfe und küßte sie auf beide Wangen, »wollte nicht, daß man ein Einziges von den Jungen, die sie warfen, in das Wasser werfe, indem sie behauptete, es seien die Hunde meiner Hunde; auf diese Weise, mein lieber Lord, ist die Zahl der Nachkömmlinge von Barbichon und Ravaude bis ins dritte Glied so groß geworden, als die der Nachkömmlinge Ismaels, und ich besitze nicht mehr ein Paar Hunde, sondern eine ganze Meute, fünfundzwanzig Tiere, alle trefflich dressiert und schwarz wie ein Rudel Maulwürfe, mit weißen Pfoten, Feuer in den Augen und der Brust, und ein Regiment gerader Schwänze, daß Sie ihre Freude daran haben werden.«

Roland blies eine neue Fanfare, welche seinen kleinen Bruder herbeirief.

»O!« rief der Knabe eintretend, »Du gehst Morgen auf die Jagd, Roland, ich gehe mit, ich gehe mit, ich gehe mit!«

»Gut!« machte Roland, »aber weißt Du, auf welche Jagd wir gehen?«

»Nein, aber ich weiß, daß ich mitgehe.«

»Wir gehen auf die Schweinsjagd.«

»O! welches Glück!« machte der Knabe, indem er die kleinen Hände zusammenschlug.

»Aber Du bist ein Narr!« sagte Frau von Montrevel blaß werdend.

»Weshalb dies, Frau Mama, wenn's beliebt?«

»Weil die Jagd auf Wildschweine, eine sehr gefährliche Jagd ist.«

»Nicht so gefährlich, als die Jagd auf Menschen; Du siehst wohl, daß mein Bruder von dieser zurückgekehrt ist, ich werde von der Andern wohl auch zurückkommen.«

»Roland«, machte Frau von Montrevel, während Amelie, in eine tiefe Träumerei versunken, keinen Teil an dem Gespräche nahm, »Roland, bringe doch Edouard Vernunft bei, und sage ihm, daß er nicht bei Sinnen ist.«

Aber Roland, der sich in seine Knabenjahre zurückversetzt sah, und sich in seinem Bruder wiedererkannte, statt ihn zu tadeln, lächelte über diesen kindlichen Mut.

»Recht gerne werde ich Dich mitnehmen«, sagte er zu dem Knaben: »aber um auf die Jagd zu gehen. muß man wenigstens wissen, was eine Flinte ist.«

»O mein Herr Roland«, machte Edouard, »kommen Sie ein wenig in den Garten, halten Sie Ihren Hut auf fünfzig Schritte und ich will Ihnen zeigen, was eine Flinte ist.«

»Unglückliches Kind!« rief Frau von Montrevel zitternd, »aber wo hast Du das gelernt?«

»Nun, beim Waffenschmied von Montagnac, wo die Gewehre von Papa und Bruder Roland sind. Du fragst mich bisweilen, was ich mit meinem Gelde tue, nicht wahr? Nun, ich kaufe Pulver und Kugeln und lerne die Österreicher und Araber töten, wie es mein Bruder Roland macht.«

Frau von Montrevel hob die Hände zum Himmel.

»Was wollen Sie, meine Mutter?« sagte Roland, »Art läßt nicht von Art: es ist nicht möglich, daß ein Montrevel Furcht vor dem Pulver hat. Du wirst Morgen mit uns kommen, Edouard.«

Der Knabe sprang seinem Bruder an den Hals.

»Und ich übernehme es«, sagte Sir John, »Sie heute als Jäger zu armieren, wie man ehemals einen als Ritter armierte. Ich habe

eine reizende kleine Flinte, die ich Ihnen geben werde und die Sie Geduld haben lassen wird, bis die Pistolen und der Säbel ankommen.«

»Nun!« fragte Roland, »bist Du zufrieden, Edouard.«

»Ja, aber wann werden Sie sie mir geben? Wenn Sie zuerst nach England schreiben müssen, so sage ich Ihnen zum Voraus, daß ich nicht daran glaube.«

»Nein, mein junger Freund, ich brauche nur in mein Zimmer hinauszugehen, und meinen Gewehrkasten zu öffnen; Sie sehen, daß das bald getan ist?«

»Nun, so wollen wir gleich hinausgehen.«

»Kommen Sie!« machte Sir John.

Und er ging, gefolgt von Edouard.

Einen Augenblick später stand Amelie, welche noch immer in ihre Träumereien versunken war, auf und ging gleichfalls weg.

Weder Frau von Montrevel, noch Roland achteten auf dieses Weggehen. Sie waren in einer ernstesten Verhandlung begriffen.

Frau von Montrevel suchte von Roland auszuwirken, daß er seinen kleinen Bruder am andern Tage nicht mit auf die Jagt nehme, und Roland erklärte ihr, daß Edouard, der einmal wie Vater und Bruder zum Soldaten bestimmt sei, nicht früh genug seine ersten Waffengänge machen und mit Pulver und Blei vertraut werden könne.

Die Verhandlung war noch nicht zu Ende, als Edouard mit seiner Flinte am Bandelier eintrat.

»Sieh, Bruder«, sagte er und wandte sich nach Roland um, »sieh doch das hübsche Geschenk, das mir Mylord gemacht«, und dabei dankte er mit dem Blicke Sir John, welcher an der Türe stand und vergeblich mit seinen Augen Amelie suchte.

Es war wirklich ein prachtvolles Geschenk: die Waffe, mit jener Einfachheit im Schmucke und der Form, welche den englischen Waffen eigen ist, war von der kostbarsten Vollkommenheit: wie die Pistolen, deren Vortrefflichkeit Roland würdigen konnte, ging sie aus den Ateliers von Menthon hervor, und trug eine Kugel vom Kaliber vierundzwanzig.

Sie mußte für eine Frau gemacht sein: es war dies leicht zu sehen an der Länge des Kolben und dem Sammtkissen, welches

am Anschlag angebracht war: diese ursprüngliche Bestimmung machte daraus eine für den Wuchs eines Knaben von zwölf Jahren vollkommen geeignete Waffe.

Roland nahm die Flinte von den Schultern des kleinen Edouard, betrachtete sie mit Kennerblicken, ließ das Schloß spielen, legte sie an die Wange, warf sie von einer Hand in die andere, und gab sie Edouard zurück, indem er sagte: »Danke noch einmal, Mylord, Du hast da eine Flinte, die für einen Königssohn gemacht ist: wir wollen sie probieren.«

Und alle drei gingen hinaus, um die Flinte zu probieren, während Frau von Montrevel traurig wie Thetis, als sie Achilles unter seinem Frauenrock das Schwert des Ulysses aus der Scheide ziehen sah, zurückblieb.

Eine Viertelstunde darauf kehrte Edouard triumphierend zurück: er brachte seiner Mutter einen Karton von der Größe eines Hutes, in welchen er auf fünfzig Schritte zehn Kugeln von zwölf geschossen hatte.

Die beiden Männer waren im Park geblieben und gingen plaudernd spazieren.

Frau von Montrevel hörte die etwas gascognische Erzählung der Heldentaten Edouards an: dann betrachtete sie ihn mit jener langen und heiligen Trauer der Mutter, für welche der Ruhm kein Ersatz ist für das Blut, das um seinetwillen vergossen wird.

O! das undankbare Kind, das diesen Blick auf sich geheftet sah, und sich nicht ewig an diesen Blick erinnert.

Nach Verfluß von einigen Minuten solch' schmerzlicher Betrachtung murmelte sie, in Schluchzen ausbrechend, während sie ihren zweiten Sohn an das Herz schloß:

»Auch Du, auch Du, wirst also eines Tages Deine Mutter verlassen?«

»Ja, Mutter«, sagte das Kind, »aber um General zu werden, wie mein Vater, oder Adjutant, wie mein Bruder.«

»Und um Dich töten zu lassen, wie Dein Vater, und wie es vielleicht auch Deinem Bruder noch geschehen wird.

« Denn die seltsame Veränderung, welche in Rolands Charakter vorgegangen, war Frau von Montrevel nicht entgangen, und eine neue Besorgnis war zu ihren übrigen Besorgnissen

hinzugekommen.

Zu den letzteren mußte man das träumerische Wesen und die Blässe Amelies zählen.

Amelie erreichte ihr siebzehntes Jahr; ihre Jugend war die eines lachenden Kindes gewesen, voll Freude und Gesundheit.

Der Tod ihres Vaters warf einen schwarzen Schleier auf ihre Jugend und Heiterkeit; aber die Stürme des Frühlings gingen rasch vorüber: das Lächeln, diese schöne Sonne der Morgendämmerung des Lebens, war wiedergekehrt, und wie das der Natur hatte es den Tau des Herzens, den man Tränen nennt, durchstrahlt.

Eines Tages aber, es waren ungefähr sechs Monate, hatte sich die Stirne Amelies wieder verdüstert, ihre Wangen waren blaß geworden, und wie die Wandervögel beim Herannahen der Nebelzeit davonziehen, so war das kindliche Lächeln, das den halbgeöffneten Lippen und weißen Zähnen entschlüpft, von dem Munde Amelies weggeflogen, um nie wiederzukehren.

Frau von Montrevel hatte ihre Tochter darum befragt, Amelie behauptete jedoch immer dieselbe zu sein; sie hatte einen Versuch gemacht, zu lächeln, aber wie ein in den See geworfener Stein bewegliche Kreise darin entstehen macht, die nach und nach verschwimmen, so waren auch die Kreise, welche die mütterliche Besorgnis geschaffen, nach und nach von dem Gesichte Amelies verschwunden.

Mit dem bewundernswürdigen Instinkte der Mutter hatte Frau von Montrevel an Liebe gedacht: aber wen sollte Amelie lieben? Man empfing von Niemanden Besuche auf dem Schlosse Noires Fontaines, die politischen Wirren hatten die Gesellschaft vernichtet, und Amelie ging nie allein aus.

Frau von Montrevel war deshalb gezwungen, sich mit Vermutungen zu begnügen.

Die Heimkehr Rolands hatte einen Augenblick ihre Hoffnung wieder angefacht, aber diese Hoffnung erlosch bald, als sie den Eindruck sah, welchen diese Rückkehr auf Amelie hervorbrachte.

Es war nicht eine Schwester, es war ein Gespenst, wie man sich erinnert, was ihm entgegenkam.

Seit der Ankunft ihres Sohnes hatte Frau von Montrevel Amelie

nicht aus den Augen verloren, mit einem schmerzlichen Erstaunen gewahrte sie die Wirkung, welche die Anwesenheit des jungen Offiziers auf seine Schwester hervorbrachte; sie, deren Augen, wenn sie sich ehemals auf Roland hefteten, so voll Liebe waren, schien ihn jetzt nur mit einer gewissen Bangigkeit betrachten zu können.

Es war kein Augenblick mehr, wo Amelie nicht die erste Gelegenheit benützt hätte, die sich ihr bot, um in ihr Zimmer hinaufzugehen, den einzigen Ort des Schlosses, wo sie sich ziemlich wohl zu fühlen schien, und wo sie seit sechs Monaten den größten Teil ihrer Zeit zubrachte.

Die Glocke, welche zum Diner läutete, war die einzige Macht, die sie herabzukommen veranlassen konnte, und erst beim zweiten Läuten trat sie in den Speisesaal.

Roland und Sir John hatten den Tag, wie wir geschildert, mit Vorbereitungen auf die Jagd vom folgenden Tag zugebracht.

Von Morgens bis Mittags wollte man ein Treibjagen, von Mittag bis Abend eine Hetzjagd anstellen. Michel, ein couragierter Wilderer, welcher, wie der kleine Edouard seinem Bruder erzählt hatte, durch eine Verrenkung an seinen Stuhl gebannt war, fühlte sich leichter, sobald es sich um eine Jagd handelte, und hatte sich auf ein kleines Pferd geschwungen, mit dem man gewöhnlich die Gänge des Hauses besorgte, um die Treiber in Saint Just und Montagnac zurückzuhalten.

Er, der weder treiben noch jagen konnte, sollte sich mit der Meute, den Pferden Sir John's, Roland's und den Pony Edouards ungefähr in der Mitte des Waldes aushalten, welchen nur eine Straße und zwei gangbare Pfade durchschnitten.

Die Treiber, welche nicht die ganze Jagd aushalten könnten, sollten sich mit dem geschossenen Wild nach dem Schloß begeben.

Am andern Tage, um sechs Uhr Morgens, waren die Treiber am Thor.

Michel sollte erst um elf Uhr mit den Hunden und den Pferden sich auf den Weg machen.

Das Schloß Noires Fontaines lag hart an dem Walde von Seillon; man konnte sich deshalb, sobald man das Gitterthor

hinter sich hatte, auf die Jagd begeben.

Da das Treibjagen namentlich Damhirsche, Rehe und Hasen versprach, so mußte man mit Schroteten schießen, Roland gab Edouard eine einfache Flinte, welche ihm gedient, als er noch ein Knabe war und mit dem er seine ersten Waffengänge machte; er besaß noch nicht Vertrauen genug auf seine Klugheit, um ihm eine doppelläufige Flinte anzuvertrauen.

Die Flinte, welche ihm Sir John am Tage zuvor geschenkt, hatte einen gezogenen Laus, mit welchem man nur Kugeln schießen konnte.

Sie wurde deshalb Michel übergeben und sollte dem Knaben, wenn man auf ein Wildschwein Jagd machte, für den zweiten Teil der Jagd zurückgegeben werden.

Für diesen zweiten Teil der Jagd wollten auch Roland und Sir John die Flinten wechseln und solche mit zwei Läufen, nebst Jagdmessern, spitzig wie Dolche, scharf wie Rasiermesser nehmen, welche aus dem Arsenale Sir John's stammten, und entweder an die Seite gehängt oder aus den Lauf wie Bajonette aufgesteckt werden.

Gleich bei dem ersten Treiben war leicht zu sehen, daß die Jagd gut werden würde: man schoß ein Reh und zwei Hasen.

Um Mittag waren zwei Damhirsche, sieben Rehe und zwei Füchse geschossen; man hatte zwei Wildschweine gesehen, aber auf die Kugeln, die man ihnen nachgejagt, hatten sie die Haut geschüttelt und waren verschwunden.

Edouard war außer sich vor Freude, er hatte ein Reh geschossen.

Wie ausgemacht, waren die Treiber, gut belohnt für die Mühe, die sie gehabt, mit dem Wildpret nach dem Schlosse geschickt worden.

Man blies mit einer Art Hörnchen, um zu wissen, wo Michel sei; Michel antwortete; in weniger als sechs Minuten waren die drei Jäger bei dem Gärtner, der Meute und den Pferden.

Michel hatte einen Bacher aufgespürt, und ihn durch seinen älteren Sohn umgehen lassen: er war hundert Schritte von den Jägern eingekreist.

Jacques, so hieß der ältere Sohn Michels, ging mit dem Kopfe

seiner Meute, Barbichon und Ravaude, über die Einkreisung: nach Verfluß von fünf Minuten erschien das Tier am Eingang.

Man hätte es alsbald niederschließen oder wenigstens nach ihm schießen können, aber die Jagt wäre zu bald zu Ende gewesen: man hetzte die ganze Meute auf das Tier, das, diesen Haufen von Pygmäen auf sich losstürzen sehend, in kurzem Trott davon sprang.

Es rannte über den Weg: Roland behielt es im Auge, und da das Tier die Richtung nach der Karthause von Seillon einschlug, ritten die drei Reiter den Fußpfad entlang, der den Wald in seiner ganzen Länge durchschnitt.

Das Tier ließ sich bis fünf Uhr Abends umhertreiben, indem es immer wieder auf die alte Fährte zurück kam, und sich nicht entschließen konnte, einen so dichten Wald zu verlassen.

Endlich gegen fünf Uhr merkte man an dem heftigen Gebelle, daß das Tier den Hunden stand.

Es war dies ungefähr hundert Schritte von dem Pavillon entfernt, welcher zur Karthause gehörte, an einem der schwierigsten Punkte des Waldes. Es war unmöglich zu Pferde bis zu dem Tiere zu kommen. Man stieg ab.

Das Gebell der Hunde führte die Jäger auf die Spur, so daß sie, obgleich die Terrainschwierigkeiten sie hinderten, den geraden Weg einzuschlagen, doch die Spur nicht verloren.

Von Zeit zu Zeit zeigten Schmerzensschreie an, daß einer der Angreifenden sich zu nahe an das Tier herangewagt und für seine Verwegenheit bestraft worden war.

Zwanzig Schritte von dem Schauplatz des Jagddramas begann man die Personen zu erblicken, welche darin austraten.

Der Bacher hatte sich mit dem Rücken an einen Felsen gestellt, um nicht von hinten angegriffen werden zu können; auf seine beiden Vorderläufe gestemmt, streckte er den Hunden seinen Kopf mit den glühenden Augen und den beiden ungeheuren Verteidigungswaffen entgegen.

Die Hunde trieben sich vor und hinter und auf dem Tiere umher, wie ein bewegter Teppich.

Fünf bis sechs, mehr oder minder schwer verwundet, röteten das Schlachtfeld mit ihrem Blute, hörten aber darum doch nicht

aus, das Wildschwein mit einer Verbissenheit anzugreifen, die dem mutigsten Menschen als Beispiel hätte dienen können.

Jeder der Jäger war, wie es Alter, Charakter und Nation mit sich brachten, vor diesem Schauspiel angekommen.

Edouard, der unvorsichtigste und zu gleicher Zeit der kleinste, für den es wegen seines Wuchses wenig Hindernisse gab; war zuerst angekommen.

Roland, gegen jegliche Gefahr gleichgültig, und sie mehr suchend als vermeidend, war ihm gefolgt.

Endlich war auch Sir John, langsamer, ernster, bedächtiger, angelangt.

Im Augenblicke, als der Bacher die Jäger gewahr wurde, hatte er auf die Hunde nicht mehr zu achten geschienen.

Seine Augen waren fest und blutig auf sie gerichtet und die einzige Bemerkung, die man an ihm wahrnahm, war eine Bewegung seiner Kinnladen, die, heftig an einander schlagend, ein drohendes Geräusch machten.

Roland betrachtete einen Augenblick dieses Schauspiel, indem er offenbar den Wunsch hegte, sich mit dem Jagdmesser in der Hand mitten in die Gruppe zu stürzen und den Bacher abzustechen, wie ein Fleischer ein Kalb oder ein Wurster ein gewöhnliches Schwein.

Diese Bewegung war so sichtbar, daß Sir John ihn an einem Arme zurückhielt, während der kleine Edouard sagte:

»O mein Bruder, laß mich auf den Bacher schießen!«

Roland hielt inne.

»Nun ja«, sagte er, indem er seine Flinte an einen Baum stellte und nur mit seinem Jagdmesser bewaffnet blieb, das er aus der Scheide zog, »schieße auf ihn: Achtung!«

»O! sei ruhig«, sagte der Knabe mit auseinander gebissenen Zähnen, blassem aber entschlossenem Gesichte, indem er mit seiner Flinte nach dem Tiere zielte.

»Wenn er ihn fehlt, oder ihn nur verwundet«, sagte Sir John, »so wissen Sie, daß das Tier auf uns ist, ehe wir Zeit haben, es zu jagen.«

»Ich weiß es, Mylord, aber ich bin an diese Jagd gewöhnt«, antwortete Roland mit weit geöffneten Nasenflügeln, glühendem

Blicke und halbgeöffneten Lippen. »Feuer, Edouard!«

Der Schuß folgte augenblicklich dem Kommando; alsbald jedoch, vielleicht ehe noch das Tier rasch wie der Blitz auf den Knaben losgestürzt war, hörte man einen zweiten Schuß; dann sah man unten in dem Rauch die blutigen Augen des Tieres glänzen.

Auf seinem Wege jedoch begegnete es Roland, der das rechte Knie auf dem Boden und das Jagdmesser in der Hand den Bacher anlaufen ließ.

Einen Augenblick wälzte sich eine wirre und unförmige Masse auf dem Boden: der Jäger hing an dem, Bacher, der Bacher an dem Jäger.

Man hörte einen dritten Flintenschuß, dem ein lautes Lachen Rolands folgte.

»Ei, Mylord«, sagte der junge Offizier, »das heißt Kugel und Pulver verschwenden; sehen Sie nicht, daß dem Tier der Bauch aufgeschlitzt ist? Machen Sie mich nur von seinem Körper los; das Vieh wiegt vier Zentner und erdrückt mich.«

Ehe Sir John jedoch sich herabbeugt, wälzte Roland mit einer kräftigen Schulterbewegung das tote Tier von sich und stand blutbedeckt, aber ohne die geringste Verwundung, auf.

Der kleine Edouard war aus Mangel an Zeit oder Mut nicht von der Stelle gewichen. Er war freilich durch den Körper seines Bruders, der sich vor ihn geworfen, vollständig geschützt.

Sir John war auf die Seite gesprungen, um dem Tier in die Quere zu kommen und betrachtete Roland, indem er sich schüttelte, nach diesem zweiten Duell mit demselben Erstaunen, wie das erste Mal.

Die Hunde, welche am Leben geblieben und deren waren zwanzig, hatten den Bacher verfolgt und sich über das tote Tier geworfen, indem sie, obgleich vergeblich, diese starrborstige, beinahe eben so undurchdringliche Haut aufzureißen suchten.

»Sie werden sehen«, sagte Roland, indem er seine Hände und sein Gesicht, welche mit Blut bedeckt gewesen, mit einem seiner Battistsacktuch trocknete, »daß sie das Tier und Ihr Messer mit auffressen werden, Mylord.«

»Wirklich«, sagte Sir John, »das Messer?«

»Es steckt in seiner Scheide«, sagte Roland.

»Ah!« machte der Knabe, »es sieht nur noch das Heft heraus.«

Und indem er sich auf das Tier stürzte, riß er das Messer, das, wie der Knabe gesagt, in der Weiche der Schulter und zwar bis an das Heft, stack, heraus.

Die scharfe Spitze, von einem ruhigen Auge gezielt und von einer kräftigen Hand geführt, war gerade ins Herz gedrungen.

Man sah an dem Körper des Bachers drei andere Wunden.

Die erste, welche ihm die Kugel des Knaben beigebracht, bestand in einer blutenden Furche über dem Auge: die Kugel war zu schwach gewesen, um das Stirnbein zu zerschmettern.

Die zweite kam von dem ersten Schuß Sir Johns: die Kugel war von der Seite gekommen und an dem Panzer abgegleitet.

Die dritte, welche ganz aus der Nähe kam, hatte ihm den Körper durchbohrt, aber war ihm, wie Roland sagte, erst beigebracht, als das Tier bereits tot war.

XIV.

Die Freuden des Landlebens Die unwillkommene Kommission.

Die Jagd war zu Ende, die Nacht brach an; es handelte sich darum, wieder nach dem Schlosse zu kommen.

Die Pferde waren kaum fünfzig Schritte entfernt; man hörte sie vor Ungeduld wiehern; sie schienen zu fragen; ob man an ihrem Mute zweifle, daß man sie an dem Drama, das so eben gespielt, keinen Teil nehmen lasse.

Edouard wollte durchaus das Wildschwein bis zu ihrem Standort ziehen, es auf das Kreuz eines der Tiere legen und nach dem Schlosse bringen; aber Roland bedeutete ihm, daß es weit einfacher sei, zwei Männer hierherzuschicken, um es auf einer Bahre zu holen. Dies war auch der Rat Sir Johns, und Edouard, der unaufhörlich, auf die Kopfwunde deutend, sagte: »Das ist mein Schuß; dahin zielte ich«, mußte sich dem Beschluß der Mehrzahl fügen.

Die drei Jäger kamen wieder nach dem Platze, wo die Pferde angebunden waren, setzten sich auf sie und in weniger als zehn Minuten kamen sie aus dem Schlosse Noires Fontaines an.

Frau von Montrevel erwartete sie auf dem Perron: die arme Mutter stand seit mehr als einer Stunde auf diesem Platze, da sie fürchtete, es möchte dem einen oder andern ihrer Söhne ein Unglück zugestoßen sein.

Sobald Edouard sie von weitem sah, setzte er sein Pony in Galopp und rief durch das Gitterthor:

»Mutter, Mutter! wir haben ein Wildschwein geschossen, so groß wie ein Esel: ich zielte ihm auf den Kopf: Du wirst das Loch meiner Kugel sehen: Roland hat ihm sein Messer bis an den Griff in den Bauch gestoßen: Mylord schoß zweimal auf dasselbe. Rasch! rasch! Männer, welche es holen! Fürchte nichts, wenn Du Roland siehst, der ganz mit Blut bedeckt ist, Mutter, das Blut ist von dem Tiere: Roland hat nicht die geringste Schramme.«

All' das wurde mit der gewöhnlichen Zungenfertigkeit Edouards

heraus geplaudert, während Frau von Montrevel vom Perron nach dem Gitterthor kam, das sie öffnete.

Sie wollte Edouard in ihre Arme nehmen, aber dieser sprang vom Pferde und hing ihr am Halse.

Roland und Sir John kamen in diesem Augenblicke: auch Amelie erschien in demselben Momente auf den Perron.

Edouard ließ seine Mutter sich um Roland mühen, der, ganz mit Blut bedeckt, schrecklich anzusehen war, und lief auf seine Schwester zu, um ihr dasselbe noch einmal zu sagen, was er bereits seiner Mutter gesagt.

Amelie hörte ihn ziemlich zerstreut an, was Edouards Eitelkeit ohne Zweifel verletzte, denn er eilte nach der Küche, um Michel das Ereignis zu berichten, da er sicher war, von diesem angehört zu werden.

Die Jagdgeschichten interessierten allerdings Michel im höchsten Grade: als Edouard jedoch, nachdem er ihm den Ort bezeichnet, wo das Wildschwein lag, ihm den Befehl Rolands ausrichtete, er solle Männer austreiben, welche das Tier holten, schüttelte er den Kopf.

»Nun, wie?« fragte er, »Du weigerst Dich, meinem Bruder zu gehorchen.«

»Gott behüte, Herr Edouard, und Jacques wird augenblicklich nach Montagnat gehen.«

»Du fürchtest, er werde Niemanden finden?«

»Doch! er wird zehn für einen finden: aber es handelt sich um die späte Stunde und den Ort, wo das Tier liegt. Sie sagen, in der Nähe des Pavillon der Karthause?«

»Zwanzig Schritte davon.«

»Es wäre mir lieber, wenn eine ganze Meile dazwischen läge:« antwortete Michel und kratzte sich den Kopf: »aber tut nichts: man wird sie eben holen lassen, ohne zu sagen wie und warum. Sind sie einmal da, so wird sie Ihr Bruder schon dazu vermögen.«

»Ja, ja! das ist recht. Laß sie nur kommen. Ich werde sie selbst bereden.«

»O!« machte Michel, »wenn ich nicht meine verteufelte Verrenkung hätte, würde ich selber gehen; aber der heutige Tag hat die Geschichte nicht gerade besser gemacht. Jacques!

Jacques!«

Jacques kam.

Edouard blieb nicht allein bis dem jungen Menschen der Befehl nach Montagnat zu gehen, gegeben, sondern auch bis er fort war.

Dann ging er hinaus, um zu tun, was Roland und Sir John taten, das heißt, seine Toilette zu machen.

Es war, wie man begreiflich finden wird, bei Tische nur von den Heldentaten des Tages die Rede.

Edouard war nichts lieber als davon sprechen zu können, und Sir John, den der Mut, die Geschicklichkeit und das Glück Rolands zur Bewunderung hingerissen, überbot die Erzählung des Knaben.

Frau von Montrevel zitterte bei jeder Einzelheit und doch ließ sie sich alles zwanzig Mal wieder sagen.

Was ihr zuletzt am Klarsten von allem erschien, war, daß Roland das Leben Edouards gerettet.

»Hast Du ihm auch recht gedankt?« fragte sie den Knaben.

»Wem?«

»Dem Bruder!«

»Warum denn danken?« sagte Edouard.

»Hätte ich denn nicht dasselbe getan, wie er?«

»Was wollen Sie, Madame«, sagte Sir John.

»Sie sind eine Gazelle, die, ohne es zu wissen, einer Löwenrace das Leben gab.«

Amelie hatte ihrerseits der Erzählung eine große Aufmerksamkeit geschenkt, und dies namentlich, als sie die Jäger sich der Karthause nahen sah.

Von diesem Augenblicke hatte sie mit unruhigem Blicke gelauscht, und schon erst wieder aufzuatmen, als die drei Jäger nach dem Hallali keinen Grund mehr hatten, ihren Fuß tiefer in den Wald zu setzen und ausgestiegen waren.

Gegen das Ende des Mahles meldete man, daß Jacques mit drei Bauern aus Montagnat zurückgekehrt sei: die Bauern verlangten die genaue Beschreibung des Orts, wo die Jäger das Tier gelassen hätten.

Roland stand auf, um sie ihnen draußen zu geben, aber Frau

von Montrevel, die ihren Sohn nicht genug sehen konnte, wandte sich gegen den Bedienten und sagte:

»Laßt die braven Leute eintreten: es ist unnötig, daß sich Roland deshalb bemüht.«

Fünf Minuten später traten die Bauern, die Hüte Zwischen den Händen drehend, ein.

»Na, meine Kinder«, sagte Roland, »es handelt sich darum, nach dem Walde von Seillon zu Hetzen, und einen Bacher zu holen, den wir dort geschossen.«

»Das kann geschehen«, antwortete einer der Bauern und sah dabei seine Kameraden mit einem fragenden Blicke an.

»Das kann gleich geschehen«, sagte der Andere.

»Seid ruhig«, fuhr Roland fort, »Ihr sollt's nicht umsonst tun.«

»O wir sind ruhig«, machte einer der Bauern, »man kennt Sie, Herr Roland.«

»Ja«, antwortete der Andere, »man weiß, daß Sie so wenig, als Ihr Vater, der General, die Gewohnheit haben, die Leute umsonst arbeiten zu lassen. O, wenn alle Aristokraten wie Sie gewesen, es hätte keine Revolution gegeben, Heu Louis.«

»Ja, ja, es hätte keine gegeben«, sagte der Andere, welcher hierher gekommen schien, um das bestätigende Echo dessen zu sein, was sein Kamerad sagte.

»Wir brauchen bloß noch zu wissen, wo das Tier liegt?« fragte der erste Bauer.

»Ja«, wiederholte der Andere: »brauchen bloß zu wissen, wo das Tier liegt«, wiederholte das Echo, der andere Bauer.

»O! es wird nicht schwer zu finden sein.«

»Um so besser«, machte der Bauer.

»Ihr kennt wohl den Waldpavillon?«

»Welchen?«

»Ja, welchen?«

»Den Pavillon, welcher zu der Karthause von Seillon gehört.«

Die beiden Bauern sahen sich an.

»Nun, Ihr werdet ihn zwanzig Schritte von der Facade finden, die nach dem Walde von Genoud zu liegt.«

Die beiden Bauern sahen sich noch immer an.

»Hm!« machte der Eine.

»Hm!« wiederholte der Andere, das treue Echo seines Kameraden.

»Nun, was soll das Hm?« fragte Roland.

»Verflucht!«

»Heraus damit, erklärt Euch, was gibts es?«

»Es wäre uns lieber, wenn das Tier am andern Ende des Waldes läge.«

»Wie, am andern Ende des Waldes?«

»Ja, er hat Recht!« sagte der andere Bauer.

»Aber warum am andern Ende des Waldes?« versetzte Roland, der ungeduldig zu werden begann; »es ist ja drei Meilen von hier bis zum andern Ende des Waldes, während Ihr kaum eine Meile von hier bis zu dem Orte habt, wo das Tier liegt.«

»Ja«, sagte der Bauer, »es ist halt, weil der Ort, wo das Wildschwein . . . «

Und er hielt inne, indem er sich am Kopfe kratzte.

»Gerade das ist's«, sagte der Andere.

»Was, das ist's?«

»Es ist ein wenig zu nahe bei der Karthause.«

»Nicht bei der Karthause, sondern dem Pavillon.«

»Das ist dasselbe; Sie wissen wohl, Herr Louis, daß man sagt, es sei ein unterirdischer Gang vorhanden, der vom Pavillon nach der Karthause gehe.«

»O! allerdings, das ist wahr«, sagte der zweite Bauer.

»Nun«, machte Roland, »was hat die Karthause, der Pavillon, der unterirdische Gang mit unserem Wildschwein zu tun?«

»So viel, daß das Tier an einem schlimmen Orte liegt, das ist's.«

»O, ja, einem schlimmen Orte«, wiederholte der zweite Bauer.

»Nun, werdet Ihr Euch endlich deutlich erklären, Schufte?« rief Roland, welcher ärgerlich zu werden begann während seine Mutter unruhig und Amelie sichtlich blaß wurde.

»Verzeihen Sie, Herr Louis«, sagte der Bauer, »wir sind keine Schufte: wir sind Leute, welche Gott fürchten, das ist alles!«

»Nun, tausend Donnerwetter!« sagte Roland, »auch ich fürchte

Gott! Was weiter?«

»Wir wollen deshalb nichts mit dem Teufel zu schaffen haben.«

»Nein, nein, nein«, sagte der zweite Bauer.

»Mit seinesgleichen«, fuhr der erste Bauer fort, »kann es ein Mensch wohl aufnehmen.«

»Bisweilen nimmt er's auch mit Zweien aus«, sagte der Zweite, welcher wie ein Hercules gebaut war.

»Aber mit übernatürlichen Wesen, Geistern, Gespenstern, nein, ich danke!« fuhr der erste Bauer fort.

»Danke!« wiederholte der Zweite.

»Was soll das heißen, Mutter, was soll das heißen, Schwester«, fragte Roland, indem er sich an die beiden Frauen wandte, »begreift Ihr, im Namen des Himmels was diese beiden Tölpel sagen?«

»Tölpel!« machte der erste Bauer, »das ist möglich: aber es ist nicht minder wahr, daß dem Pierre Marey, weil er über die Mauer der Karthause sehen wollte, der Kopf umgedreht wurde: und das geschah an einem Sonnabend, am Sabbat.«

»Und daß man ihn nie wieder zurecht setzen konnte«, versicherte der zweite Bauer, »so daß man gezwungen war, ihn mit verkehrtem Gesichte begraben zu müssen: er sah beständig nur, was hinter ihm vorging.«

»O, o!« machte Sir John, »das wird ja interessant: ich bin ein starker Liebhaber von Gespenstergeschichten.«

»Ja«, sagte Edouard, »da scheinen Sie gar nicht wie meine Schwester zu sein, Mylord.«

»Warum das?«

»Sieh doch, Bruder Roland, wie sie blaß ist.«

»Wirklich«, sagte Sir John, »das Fräulein scheint nicht wohl zu sein.«

»Ich, durchaus nicht«, machte Amelie: »finden Sie nicht auch, daß es etwas heiß hier ist, meine Mutter?« Und Amelie trocknete die in Schweiß gebadete Stirne.

»Nein«, sagte Frau von Montrevel.

»Wenn ich Sie indeß nicht zu inkommodieren fürchtete, so würde ich um die Erlaubnis bitten, ein Fenster zu öffnen.«

»Tu' das, mein Kind.«

Amelie stand rasch aus, um von der erhaltenen Erlaubnis; Gebrauch zu machen, und schwankend öffnete sie ein auf den Garten hinaus gehendes Fenster.

Als das Fenster geöffnet war, blieb sie an das Kreuz gelehnt stehen, und war auf diese Weise halb von den Vorhängen verborgen.

»Ah!« sagte sie, »hier atmet man wenigstens.«

Sir John stand aus, um ihr sein Flacon mit flüchtigen Salzen anzubieten: sie antwortete jedoch lebhaft:

»Nein, nein, Mylord, ich danke Ihnen, es geht viel besser.«

»Nun, nun«, sagte Roland ungeduldig, »es handelt sich nicht darum, sondern um unsern Bacher.«

»Allerdings, Ihren Bacher, Herr Louis, wir werden ihn morgen suchen.«

»Ja«, sagte der andere Bauer, »morgen bei Tagesanbruch.«

»Denn heute Abend dahin zu gehen! . . . «

»O, heute Abend dahin zu gehen! . . . «

Der Bauer sah seinen Kameraden an und beide sagten, zu gleicher Zeit den Kopf schüttelnd:

»Heute Abend hinzugehen ist nicht rätlich.«

»Hasenfüße.«

»Herr Louis, man ist kein Hasenfuß, wenn man Furcht hat«, sagte der erste Bauer.

»Nein, man ist darum kein Hasenfuß«, antwortete der Zweite.

»Ach!« machte Roland, »ich wünschte, ein Stärkerer, als ihr, verteidigte die These gegen mich, daß man kein Hasenfuß sei, wenn man Furcht hat.«

»Nun, es kommt eben auf die Sache an, vor der man Furcht hat, Herr Louis; man gebe mir eine gute Hippe, oder einen guten Prügel, und ich fürchte mich vor keinem Wolf; man gebe mir eine gute Flinte, und ich fürchte mich vor keinem Menschen, wenn ich auch wüßte, der Mensch passe mir auf, um mich meuchlings zu ermorden.

»Ja«, sagte Edouard, »aber vor einem Gespenst, und wäre es auch das Gespenst eines Mönches, hast Du Furcht?«

»Mein kleiner Herr Edouard«, sagte der Bauer, »lassen Sie Ihren Bruder, Herrn Louis, sprechen; Sie sind noch nicht groß genug, um über solche Sachen zu scherzen.«

»Nein«, fügte der andere Bauer hinzu; »warten Sie bis Sie einen Bart am Kinn haben, mein kleiner Herr.«

»Ich habe keinen Bart am Kinn«, antwortete Edouard, indem er sich ausrichtete, »aber das hindert nicht, daß ich, wäre ich stark genug, das Wildschwein zu tragen, es sicher allein suchen würde, ob bei Tag oder bei Nacht.«

»Wohl bekomm's, mein junger Herr: aber da mein Kamerad und ich würden nicht für ein Louisd'or gehen.«

»Aber für zwei«, sagte Roland, der sie drängen wollte.

»Auch nicht für zwei, nicht für vier, nicht für zehn, Herr von Montrevel: es ist viel, zehn Louisd'ors, aber was täte ich mit Ihren zehn Louisd'ors, wenn mir der Kopf umgedreht wäre?«

»Ja, der Kopf umgedreht, wie Pierre Maren«, sagte der zweite Bauer.

»Ihre zehn Louisd'ors würden meiner Frau und meinen Kindern doch für den Rest ihres Lebens kein Brod schaffen, nicht wahr?«

»Und dann, wenn Du sagst zehn Louisd'ors«, versetzte der zweite Bauer, »so wären's nur fünf, weil ich fünf bekäme.«

»So gibt's also Gespenster im Pavillon?« fragte Roland.

»Ich sage nicht im Pavillon, im Pavillon bin ich's nicht gewiß, aber in der Karthause . . . «

»In der Karthause bist Du's gewiß?«

»O ja, da ganz gewiß.«

»Du hast sie gesehen?«

»Ich nicht: aber es gibt Leute, die sie gesehen.«

»Dein Kamerad?« fragte der jüngere Offizier, indem er sich nach dem zweiten Bauern umwandte.

»Ich habe sie nicht gesehen, aber ich sah Flammen und Claude Philippen hörte Ketten.«

»Ah, Flammen und Ketten gibt es dort?« fragte Roland.

»Ja! und was die Flammen betrifft«, sagte der erste Bauer, »so habe ich sie gesehen.«

»Und Claude Philippen hat die Ketten gehört.« wiederholte der

Erste.

»Ganz gut, meine Freunde, ganz gut«, versetzte Roland in scherzendem Tone: »ihr würdet also um keinen Preis gehen?«

»Um keinen Preis.«

»Um alles Gold der Welt nicht.«

»Und ihr werdet morgen dahin gehen!«

»O, Herr Louis, ehe Sie aufgestanden sind, ist der Bacher da.«

»Er wird da sein, ehe Sie noch ausgestanden«, wiederholte das Echo.

»Nun gut, sucht mich übermorgen wieder auf.«

»Gerne, Herr Louis: was gibt's dann zu tun?«

»Kommt nur.«

»O, wir werden kommen.«

»Das heißt, sobald Sie sagen kommt, können Sie sicher sein, daß wir nicht fehlen werden, Herr Louis.«

»Nun, ich werde euch Nachrichten bringen, sichere Nachrichten.«

»Von wem?«

»Von den Gespenstern.«

Amelie stieß einen erstickten Schrei aus: Louis winkte den Bauern, daß sie gehen könnten: an der Türe, wo sie beide zu gleicher Zeit hinaus wollten, stießen sie heftig an einander.

Es war während des ganzen übrigen Abends weder von der Karthause, noch von dem Pavillon, noch von den übernatürlichen Wesen, Geistern und Gespenstern, welche dort ihr Wesen trieben, weiter die Rede.

Zweiter Teil.

I.

Die Freuden des Landlebens Ein starker Verstand.

Punkt zehn Uhr lag im Schlosse Noires-Fontaines alles zu Bette oder es befand sich wenigstens Jedermann aus seinem Zimmer.

Zwei bis dreimal während des Abends hatte sich Amelie Roland genähert, als hätte sie ihm etwas zu sagen, aber immer erstarb ihr das Wort auf den Lippen.

Als man den Salon verlassen hatte, stützte sie sich auf seinen Arm, und obgleich Rolands Zimmer einen Stock höher als das ihrige lag, hatte sie ihn doch bis an seine Türe begleitet. Roland hatte sie geküßt und seine Türe verschlossen, indem er ihr eine gute Nacht wünschte und sich für sehr müde ausgab.

Trotz dieser Erklärung war Roland indeß nicht zu seiner Nachttoilette geschritten: er war an seine Waffentrophäe getreten, hatte sich ein prachtvolles Paar Pistolen, ein Versailler Fabrikat, geholt, welche der Konvent seinem Vater geschenkt, ließ die Hahnen spielen, und blies in die Läufe, um zu sehen, ob nicht ein alter Schuß darin sei.

Die Pistolen waren in vortrefflichem Zustande.

Darauf hatte er sie neben einander auf den Tisch gelegt, leise die Zimmertüre geöffnet, nach der Seite der Treppe geblickt, um zu sehen, ob ihn Niemand beobachte, und da er gefunden, daß Korridor und Treppe leer waren, an die Türe Sir Johns gepocht.

»Herein«, sagte der Engländer.

Sir John hatte gleichfalls seine Nachttoilette noch nicht begonnen.

»Ich verstand das Zeichen, das Sie mir gaben, daß Sie mir etwas zu sagen hätten«, machte Sir John, »und Sie sehen, ich erwartete Sie.«

»Gewiß habe ich Ihnen etwas zu sagen«, erwiderte Roland, indem er sich heiter in einem Fauteuil ausstreckte.

»Mein lieber Wirt«, versetzte der Engländer, »ich fange endlich an, Sie zu kennen, und, wenn ich Sie so heiter sehe, so geht mir's wie Ihren Bauern, ich habe Furcht.«

»Sie hörten, was diese Menschen sagten.«

»Das heißt, daß sie eine prachtvolle Geschichte von Gespenstern erzählten.

Ich habe ein Schloß in England, wo Gespenster ihr Wesen treiben.«

»Sie haben sie gesehen, Mylord?«

»Ja, als ich klein war; zum Unglück sind sie, seit ich groß geworden, verschwunden.«

»Das ist so mit den Gespenstern«, sagte Roland heiter, »das geht, das kommt: welcher glückliche Fall, daß ich gerade zu der Zeit zurückgekehrt bin, wo es Gespenster in der Karthause von Seillon gibt.«

»Ja«, machte Sir John, »das ist freilich ein Glück: aber sind Sie auch sicher, daß es wirklich welche dort gibt?«

»Nein, aber übermorgen werde ich's wissen.«

»Wie das?«

»Ich beabsichtige die nächste Nacht dort zuzubringen.«

»O!« sagte der Engländer, »wollen Sie, daß ich mitgehe?«

»Das würde mir Vergnügen machen, Mylord, aber unglücklicher Weise ist es nicht möglich.«

»Nicht möglich, o!« »Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe, mein lieber Gast.«

»Unmöglich! warum?«

»Kennen Sie die Sitten der Gespenster, Mylord«, fragte Roland ernst.

»Nein.«

»Nun, ich kenne sie: die Gespenster erscheinen nur unter gewissen Bedingungen.«

»Erklären Sie mir das.«

»So zum Beispiel, sehen Sie, Mylord, in Italien, in Spanien, den abergläubischsten Ländern, nun, da gibt es keine Gespenster,

oder wenn es welche gibt, alle zehn, zwanzig Jahre, alle Jahrhunderte einmal.«

»Und welchem Umstände schreiben Sie diesen Mangel an Gespenstern zu?«

»Dem Mangel an Nebel, Mylord.«

»Ah, ja!«

»Gewiß, Sie begreifen: die Atmosphäre der Gespenster ist der Nebel: in Schottland, in Dänemark, in England, den Nebelländern, wimmelt es von Gespenstern: man hat den Geist, von Hamlets Vater, den Geist von Banquo, die Geister der Opfer Richard III. in Italien haben sie nur einen Geist, den des Cäsar: und wo erscheint er dem Brutus? in Philippi, in Macedonien, in Thrakien, das heißt in dem Dänemark, Griechenlands, dem Schottland des Orients, wo der Nebel Mittel gesunden, Ovid so melancholisch zu machen, daß er die Verse, die er schrieb, Tristia nannte. Warum läßt Virgil den Schatten des Anchises dem Aeneas erscheinen? weil Virgil von Mantua ist. Kennen Sie Mantua? ein Sumpfland, eine wahre Froschlache, eine Fabrik von Rheumatismen, eine Dunstatmosphäre, folglich ein Nest von Gespenstern.«

»Fahren Sie fort, ich höre.«

»Sie sahen die Ufer des Rheins?«

»Ja.«

»Deutschland, nicht wahr? O mein Herr, das ist ebenfalls ein Land von Feen, Undinen, Sylphiden, und folglich von Gespenstern, (wer mehr kann, kann auch weniger), alles immer wegen des Nebels, aber in Italien, in Spanien, wohin zum Teufel wollen Sie, daß sich die Gespenster flüchten? nicht der kleinste Dunst: wenn ich in Spanien oder Italien wäre, würde ich auch das Abenteuer von Morgen nicht wagen.«

»All dies sagt mir nicht, warum Sie mir die Teilnahme verweigern«, drängte Sir John.

»Warten Sie doch: ich habe Ihnen bereits erklärt, wie sich die Gespenster in gewisse Länder nicht wagen, weil sie gewisse atmosphärische Bedingungen nicht vorfinden: lassen Sie mich Ihnen die Chancen erklären, die man sich zu Nutze machen muß, wenn man welche sehen will.«

»Erklären Sie, erklären Sie«, sagte Sir John: »wahrhaftig, Sie

sind der Mensch, den ich am liebsten sprechen höre, Roland.«

Und Sir John streckte sich in seinem Fauteuil aus, indem er sich behaglich breit machte, um die Improvisationen dieses phantastischen Geistes anzuhören, den er, seit den fünf oder sechs Tagen, die er ihn kannte, schon unter so verschiedenen Gesichtern gesehen.

Roland verbeugte sich zum Zeichen des Dankes.

»Nun, so hören Sie und Sie werden begreifen, Mylord: ich habe soviel von Gespenstern in meinem Leben sprechen hören, daß ich diese losen Vögel kenne, als wenn ich Sie selbst gemacht. Warum erscheinen die Gespenster?«

»Sie fragen mich das?« machte Sir John.

»Ja, ich frage Sie das.«

»Ich gestehe Ihnen, da ich die Gespenster nicht studiert habe, wie Sie, so könnte ich keine bestimmte Antwort geben.«

»Sie sehen wohl: die Gespenster, mein lieber Lord, zeigen sich nur, um demjenigen Furcht einzujagen, dem sie erscheinen.«

»Das ist unbestreitbar.«

»Nun denn! Wenn sie demjenigen, dem sie erscheinen, keine Furcht einjagen, so muß der, dem sie erscheinen, ihnen Furcht einjagen: Zeuge davon ist Herr von Turenne, dessen Gespenster sich als Falschmünzer erwiesen haben. Kennen Sie diese Geschichte?«

»Nein.«

»Ich werde sie Ihnen ein andermal erzählen. Lassen wir uns dadurch nicht aus dem Concept bringen. Dies ist auch der Grund, Weshalb die Gespenster, was selten geschieht, sich entschließen zu erscheinen, die stürmischen Nächte wählen, wo es Donner und Blitz und Wind gibt: das ist ihre *Mise-en-Scène*.«

»Ich muß gestehen, daß dies alles nur zu wahr ist.«

»Warten Sie! es gibt gewisse Sekunden, wo selbst der mutigste Mensch einen Schauer über den Rücken rieseln fühlt; in der Zeit, als ich noch keine Pulsadergeschwulst hatte, ist es mir zehnmal geschehen, wenn ich über meinem Haupte den Blitz der Säbel zucken und in meinen Ohren den Donner der Kanonen dröhnen hörte.

Seit ich freilich eine Pulsadergeschwulst habe, laufe ich dahin,

wo der Blitz zuckt und der Donner grollt; aber ich habe eine Chance; wahrscheinlich wissen dies die Gespenster nicht und glauben, ich könne Furcht haben.«

»Während das unmöglich ist, nicht wahr?« fragte Sir John.

»Was wollen Sie, wenn man, statt Furcht vor dem Tod zu haben, mit Recht oder Unrecht, einen Grund zu haben glaubt, den Tod zu fürchten, so wüßte ich nicht, Weshalb ich Furcht haben sollte; aber ich wiederhole Ihnen, daß die Gespenster, die im Übrigen viel wissen, dies gerade nicht wissen. Das wissen sie jedoch, daß das Gefühl der Furcht sich durch den Anblick oder das Vernehmen äußerer Dinge mehrt oder mindert. Wo erscheinen zum Beispiel die Gespenster vorzugsweise: an dunkeln Orten, auf Kirchhöfen, in alten Klöstern, in Ruinen, an unterirdischen Orten, weil schon der Anblick der Lokalitäten die Seele zur Furcht disponiert. Wann erscheinen sie? nachdem man Kettengerassel, Seufzen, Stöhnen gehört, weil all dies nichts sehr Ergötzliches hat: sie hüten sich an lichthellen Orten oder nach einer Contretanzmelodie zu erscheinen: nein, die Furcht ist ein Abgrund, in den man Stufe um Stufe hinabsteigt, bis uns der Schwindel erfaßt, der Fuß ausgleitet, und wir mit geschlossenen Augen in die Untiefe hinabstürzen. Lesen Sie die Geschichte aller Geistererscheinungen und Sie werden sehen, daß die Gespenster, wie folgt, nahen: zuerst verdunkelt sich, der Himmel, der Donner grollt, der Wind pfeift, die Fenster und Türen ächzen, die Lampe, wenn eine solche im Zimmer Desjenigen ist, den sie erschrecken wollen, die Lampe flackert, wird schwächer, erlischt, und es tritt vollständige Dunkelheit ein: in der Dunkelheit hört man Stöhnen, Seufzen, Kettengeklirr, endlich öffnet sich die Türe und das Gespenst erscheint. Ich muß sagen, daß alle Geistererscheinungen, die ich, nicht gesehen, sondern gelesen, unter den gleichen Umständen vor sich gegangen sind. Nun, ist es so, Sir John!«

»Allerdings.«

»Und haben Sie je gesehen, daß ein Gespenst zwei Personen zu gleicher Zeit erschienen wäre?«

»Allerdings, ich habe das nie gelesen, oder sagen hören.«

»Das ist ganz einfach, mein lieber Lord: zu zweien, Sie begreifen, hat man keine Furcht: die Furcht ist eine

geheimnisvolle, seltsame, von dem Willen unabhängige Sache, für die die Einsamkeit, die Dunkelheit und Vereinzelnung notwendig ist. Ein Gespenst ist nicht gefährlicher, als eine Kanonenkugel. Wie! hat ein Soldat Furcht vor einer Kanonenkugel, wenn er zwischen seinen Kameraden steht, wenn er den Ellbogen links fühlt? Nein, er geht gerade auf die Kanone los, er wird erschossen oder erschießt, das wollen die Gespenster nicht, deshalb erscheinen sie nicht zwei Personen zugleich: deshalb will ich allein nach der Karthause gehen, Mylord: Ihre Gegenwart würde das entschlossenste Gespenst zu erscheinen hindern. Wenn ich nichts gesehen oder wenn ich etwas gesehen, was der Mühe lohnte, nun, so können Sie übermorgen hingehen: sind Sie einverstanden?«

»Ganz und gar! Aber warum gehe ich nicht zuerst?«

»Erstens weil Ihnen die Idee nicht kam, und ich mindestens für meine Idee das Vorrecht verdiene: dann, weil ich von diesem Lande stamme, mit all' diesen guten Mönchen bei ihren Lebzeiten verkehrte, und dieser Verkehr es noch wahrscheinlicher macht, daß sie mir nach ihrem Tode erscheinen werden: endlich, weil ich, mit den Lokalitäten bekannt, wenn es zu fliehen oder zu verfolgen gilt, mich besser, sei es angreifend oder ausweichend, aus dem Handel ziehen werde. Erscheint Ihnen das nicht richtig, mein lieber Lord?«

»Ungemein richtig, aber ich werde am andern Tage hingehen.«

»Am nächsten Tage, am übernächsten Tage, alle Tage, jede Nacht, wenn Sie wollen: ich will nur der Erste sein. Dies bleibt jedoch unter uns, nicht wahr?« sagte Roland, indem er aufstand.

»Nicht ein Wort zu irgend Jemand über diese Sache, wer es auch sei. Die Gespenster könnten davon Wind bekommen und demgemäß handeln. Wir dürfen uns von diesen losen Vögeln nicht hinter's Licht führen lassen, das wäre zu abgeschmackt.«

»Seien Sie ruhig. Sie werden Waffen mitnehmen: nicht wahr?«

»Wenn ich es nur mit Gespenstern zu tun zu haben glaubte, würde ich mit den Händen in der Tasche gehen, und nichts zu mir stecken: da ich mich jedoch, wie ich Ihnen so eben sagte, der Falschmünzer des Herrn von Turenne erinnere, so werde ich Pistolen nehmen.«

»Wollen Sie die meinen?«

»Nein ich danke: diese da, obgleich sie gut sind, war ich beinahe fest entschlossen, nie zu gebrauchen.«

Und mit einem Lächeln, dessen Bitterkeit kaum zu beschreiben wäre, fuhr er fort:

Sie bringen mir Unglück. Gute Nacht, Mylord. Ich muß diese Nacht gut Schlafen, damit ich nicht morgen wieder Lust zum Schlafen habe.«

Und nachdem er die Hand des Engländers kräftig geschüttelt, verließ er das Zimmer und kehrte in das seine zurück.

Als er jedoch dahin kam, machte ihn etwas stutzig: daß er nämlich seine Türe offen fand, die er sicher war, geschlossen zu haben.

Aber er war kaum eingetreten, als der Anblick seiner Schwester ihm diese eingetretene Änderung erklärte.

»Ei«, machte er, halb erstaunt, halb unruhig, »Du bist es, Amelie!«

»Ja, ich bin es:« sagte das junge Mädchen.

Und indem sie, auf ihren Bruder zugehend, diesem die Stirne zum Kusse bot, sagte sie in bittendem Tone:

»Du gehst nicht, mein Freund, nicht wahr?«

»Wohin?« fragte Roland.

»Nach der Karthause.«

»Aber wer hat Dir gesagt, daß ich dahin gehe?«

»O wenn man Dich kennt, ist die Vermutung wohl schwer!«

»Und warum willst Du, daß ich nicht nach der Karthause gehen soll?«

»Ich fürchte, es möchte Dir ein Unglück begegnen.«

»Du glaubst wohl an Gespenster?« sagte Roland, indem er seinen Blick auf Amelie heftete.

Amelie senkte den Blick und Roland fühlte die Hand, die auf seinem Arme ruhte, zittern.

»Nun«, sagte Roland, »Amelie, die ich sonst wenigstens kannte, die Tochter des General von Montrevel, die Schwester Roland's ist zu gescheit, um sich gewöhnlicher Furcht hinzugeben: es ist unmöglich, daß Du an diese Geschichten von

Ketten, Flammen, Gespenstern und Erscheinungen glaubst.«

»Wenn ich daran glaubte, mein Freund, wären meine Befürchtungen weit geringer: wenn es Gespenster gibt, so sind es körperlose Geister, die demzufolge nicht mit dem Haß der Materie aus ihren Gräbern steigen können: und warum sollte Dich ein Gespenst hassen, Roland, der Du nie Jemanden etwas Böses getan?«

»Wohl! Du vergisdest aber diejenigen, die ich in der Armee oder im Duell getötet!« Amelie schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte diese nicht.«

Das junge Mädchen erhob ihre in Tränen gebadeten Blicke zu Roland und warf sich in die Arme ihres Bruders.

»Ich weiß nicht, Roland: aber was willst Du, ich habe Furcht.«

Der junge Mann hob mit einer leichten Bewegung den Kopf Amelie's, welchen diese an seiner Brust barg, und fragte mit einem sanften Kuß auf ihre langen Lider.

»Du glaubst nicht, daß es Gespenster seien, die ich morgen zu bekämpfen habe, nicht wahr?«

»Mein Bruder, geh' nicht nach der Karthause«, drängte Amelie mit bittendem Tone, indem sie der Frage auswich.

»Unsere Mutter hat Dir den Auftrag gegeben, das von mir zu fordern, gestehe, Amelie.«

»O! mein Bruder, nein, meine Mutter hat nicht ein Wort gesagt: ich ahnte, daß Du dahin gehen wollest.«

»Nun, wenn ich dahin gehen wollte, Amelie«, sagte Roland in festem Tone, »so sollst Du jetzt eines wissen, daß ich gehen werde.«

»Und, wenn ich Dich mit gefalteten Händen bitte«, sagte Amelie mit beinahe schmerzlichem Accente: »wenn ich Dich auf meinen Knieen bitte?«

Und sie sank vor ihrem Bruder auf die Kniee.

»O Frauen! Frauen!« murmelte Roland, »unerforschliche Naturen, deren Worte ein Geheimnis sind, deren Mund nie das Geheimnis des Herzens ausspricht, die weinen, beten, zittern, warum? Gott weiß es, aber wir Menschen nicht. Ich werde gehen, Amelie, weil ich entschlossen bin, zu gehen und weil, wenn ich mal einen Entschluß gefaßt habe, keine Macht der Welt mich

davon abbringen kann. Jetzt umarme mich und fürchte nichts; ich werde Dir ganz leise ein großes Geheimnis sagen.«

Amelie hob den Kopf, einen fragenden und verzweifelnden Blick auf Roland richtend.

»Ich habe seit mehr als einem Jahre erkannt«, antwortete der junge Mann, »daß ich das Unglück habe, nicht sterben zu können; sei deshalb wegen meiner unbesorgt.«

Roland sprach diese Worte in einem so schmerzlichen Tone, daß Amelie, die bis dahin ihre Tränen zurückgehalten, unter Schluchzen nach ihrem Zimmer zurückkehrte.

Der junge Offizier schloß seine Türe, nachdem er sich versichert, daß auch seine Schwester die ihrige verschlossen, und murmelte vor sich hin:

»Wir werden wohl sehen, wer meiner oder des Schicksals müde werden wird.

II.

Das Gespenst.

Am andern Tage, ungefähr zur selben Stunde, da wir Roland verlassen, öffnete der junge Offizier, nachdem er sich versichert, daß alle Welt auf dem Schlosse Noires Fontaines zu Bette gegangen, leise seine Türe, stieg, den Atem zurückhaltend, die Treppe hinab, gelangte aus den Vestibule, zog geräuschlos die Riegel der Haustüre zurück, stieg den Perron hinab, wandte sich noch einmal um, sich zu versichern, daß alles ruhig sei und rüttelte, durch die Dunkelheit der Fenster beruhigt, an dem Gitterthor.

Das Gitterthor, dessen Angeln aller Wahrscheinlichkeit nach im Verlaufe des Tages geölt worden war, drehte sich ohne das geringste Ächzen und schloß sich, wie es sich geöffnet, nachdem Roland hinausgegangen, der dann rasch die Richtung nach dem Wege einschlug, welcher von Pont d'Ain nach Bourg führt.

Kaum hatte er hundert Schritte gemacht, als die Glocke von St. Just anschlug: die von Montagnat antwortete ihr, wie ein erzenes Echo: es schlug halb elf Uhr.

Bei dem raschen Gange des jungen Mannes bedurfte es kaum zwanzig Minuten, um die Karthause von Seillon zu erreichen, namentlich wenn der Offizier, statt um den Wald her zu gehen, den Fußpfad einschlug, der gerade zum Kloster führte.

alt="" src="../../../Images/Gespenst.jpg" width="70%" height="auto"/>

Roland war von seiner Jugend her mit den geringsten Schneisen des Waldes von Seillon zu vertraut, um unnötiger Weise seinen Weg um zehn Minuten zu verlängern.

Er schlug deshalb den geraden Weg durch den Wald ein und war nach Verlauf von fünf Minuten auf der andern Seite desselben.

Dort angekommen, brauchte er nur noch eine kurze Strecke über die Ebene zu gehen, um an die Mauer des zum Kloster gehörenden Obstgartens zu gelangen.

Es war wiederum kaum die Sache von fünf Minuten.

Am Fuße der Mauer blieb er stehen, jedoch nur einige Sekunden lang.

Er hakte seinen Mantel aus, rollte ihn zusammen und warf ihn über die Mauer.

Nachdem er seinen Mantel abgenommen, bestand sein Anzug aus einem Sammtrock, einer weißen Lederhose und Stulpstiefeln.

Der Rock war um den Leib durch einen Gürtel festgehalten, in welchem zwei Pistolen steckten.

Ein Hut mit breiten Rändern bedeckte sein Gesicht und warf seinen Schatten darüber.

Mit derselben Geschwindigkeit, mit der er sich des Kleidungsstücks entledigt, das ihm beim Übersteigen der Mauer hinderlich sein konnte, machte er sich an dieses Manöver selbst.

Sein Fuß suchte eine Fuge, was ihm auch leicht gelang; er schwang sich hinaus, packte die Mauerkappe und sprang auf der anderen Seite herab, ohne mit dem Körper den First der Mauer berührt zu haben, über die er gesprungen.

Er nahm seinen Mantel wieder auf, warf ihn über die Schultern, hakte ihn zu, und kam durch den Obstgarten mit raschen Schritten nach einer kleinen Türe, welche den Garten mit dem Kloster verband.

Als er über die Schwelle dieser kleinen Türe trat, schlug es elf Uhr.

Roland blieb stehen, zählte die Schläge und ging langsam mit offenen Augen und Ohren um das Kloster her; er sah nichts und hörte nicht das geringste Geräusch.

Das Kloster war ein Bild der Verwüstung und Einsamkeit: alle Türen standen offen: die der Zellen, die der Kapelle, die des Refektoriums.

In dem Refektorium, einem ungeheuren Gemache, wo die Tische noch standen, sah Roland fünf bis sechs Fledermäuse flattern; eine aufgeschreckte Nachtule flog durch ein zerbrochenes Fenster hinaus, setzte sich unfern von da auf einen Baum und ließ einen düstern Schrei hören.

»Gut«, sagte Roland laut, »ich glaube, hier muß ich mein Hauptquartier aufschlagen; Fledermäuse und Nachtulen sind der Vortrab der Gespenster.«

Der Klang einer menschlichen Stimme inmitten dieser Einsamkeit, dieser Finsternis: und dieser Wüstenei hatte etwas so ungewöhnlich Düsteres und Unheimliches, daß es selbst den, der so eben gesprochen, hätte schauern machen müssen, wenn Roland nicht, wie er selbst gesagt, ein für alle Furcht unzugängliches Herz gehabt.

Er suchte einen Punkt, von wo er mit dem Blicke den Saal überschauen konnte: ein einzelner Tisch, auf einer Art Estrade, welcher ohne Zweifel dem Superior des Klosters entweder dazu gedient, während des Mahles eine fromme Lesung zu halten, oder abgesondert von den andern Brüdern sein Mahl einzunehmen, erschien ihm ein Beobachtungspunkt, der alle Vorzüge in sich vereinigte, die er wünschen konnte.

An die Mauer gelehnt, konnte er von hinten nicht überrascht werden, und sein Blick beherrschte, sobald er an die Dunkelheit gewöhnt war, alle Punkte des Saales.

Er suchte irgend einen Sitz, und fand drei Schritte von dem Tische den umgestürzten Schemel, der entweder dem Speisenden, oder dem vereinzelt Vorleser gehört.

Er setzte sich vor den Tisch, legte seinen Mantel ab, um volle Freiheit in seinen Bewegungen zu haben, nahm seine Pistolen aus dem Gürtel, legte das eine vor sich, während er mit dem Kolben des andern dreimal auf den Tisch schlug:

»Die Sitzung ist eröffnet«, sagte er mit lauter Stimme, »die Gespenster können kommen.«

Nur Diejenigen, welche in der Nacht zu zweien, über Kirchhöfe oder durch Kirchen gehend, bisweilen, ohne sich Rechenschaft zu geben, jenes eigentümliche Bedürfnis, leise und ernst zu sprechen, das sich an gewisse Lokalitäten knüpft, gefühlt, nur solche werden begreifen können, welchen seltsamen Eindruck diese spöttische und abgebrochene Stimme, die die Einsamkeit und Dunkelheit störte, aus, denjenigen hervorgebracht haben mußte, der sie gehört. Sie vibrierte einen Augenblick in der Dunkelheit, die sie gewissermaßen erzittern machte; dann erlosch und erstarb sie ohne Echo, durch alle Öffnungen entfliehend, welche die Flügel der Zeit auf ihrem Fluge in dem Saale gemacht.

Wie er erwartet, gewöhnten sich Rolands Augen rasch an die

Dunkelheit und jetzt, Dank dem blassen Licht des Mondes, der so eben aufstieg und in langen weißlichen Strahlen durch die zerbrochenen Fenster in das Refektorium schien, konnte er in dem großen Zimmer von einem Ende zum andern sehen.

Obgleich Roland offenbar weder innerlich noch äußerlich Furcht hatte, war er doch nicht ohne Vorsicht und sein Ohr vernahm das leiseste Geräusch.

Er hörte Halb schlagen.

Unwillkürlich machte ihn der Schlag zittern; er kam aus der Kirche des Klosters selbst.

Wie war in dieser Ruine, wo alles tot, die Uhr, dieser Puls der Zeit, lebendig geblieben?

»O, o!« murmelte Roland, »das sagt mir deutlich, daß ich etwas zu sehen bekommen werde.«

Diese Worte waren beinahe ein Beiseite; die Majestät des Ortes und die Stille wirkten ganz wunderbar auf das versteinerte Erzherz, das beinahe ebenso hart, als das, welches ihm diese Mahnung' der Zeit an die Ewigkeit zugesandt.

Eine Minute verfloß um die andere; ohne Zweifel zog eine Wolke über den Mond hin, denn es war Roland, als ob die Dunkelheit noch größer würde.

Dann glaubte er, je näher man der Mitternacht rückte, vielfaches, kaum vernehmbares wirres Geräusch zu hören, das ohne Zweifel aus der nächtlichen Welt kam, welche erwacht, wenn die andere einschlummert.

Die Natur hat nicht gewollt, daß ein Stillstand in der Natur eintrete, selbst für die Ruhe nicht; sie hat ihr nächtliches Universum gemacht, wie sie ihre Tagwelt geschaffen, von der Mücke, die an dem Kopfkissen des Schläfers summt, bis zum Löwen, der um den Douar des Arabers herstreift.

Aber Roland, die Feldwacht, der verlorene Posten in der Wüste, Roland der Jäger, Roland der Soldat, kannte alle Geräusche solcher Art; es konnte ihn nicht beunruhigen, als plötzlich mit diesem Geräusche von Neuem der Klang der Glocke sich mischte, die zum zweiten Male über seinem Haupte anschlug.

Diesmal war es Mitternacht; er zählte zwölf Schläge hinter einander. Der letzte erklang, zitterte in der Lust wie ein Vogel mit

ehernen Flügeln, erstarb dann langsam, traurig, schmerzlich.

Zu gleicher Zeit kam es dem jungen Manne vor, als hörte er eine Wehklage.

Roland hielt das Ohr nach der Seite, von welcher das Geräusch kam.

Die Wehklage ließ sich näher hören.

Er stand auf, aber die Hände auf den Tisch gestützt und unter jeder seiner Hände einen Pistolenkolben haltend.

Ein Streifen, wie das eines Tuches oder eines Rockes, die aus Gras fortgezogen würden, ließ sich zu seiner Linken, zehn Schritte von ihm, hören.

Er richtete sich wie von einer Springfeder bewegt aus.

Im selben Augenblick erschien ein Schatten auf der Schwelle des ungeheuren Saales.

Dieser Schatten glich einer jener alten Statuen, welche auf Grabmälern liegen; sie war mit einem ungeheuren Totentuch umhüllt, das sie hinter sich dreinzog.

Roland zweifelte einen Augenblick an sich. Ließ ihn die Voreingenommenheit seines Geistes Dinge sehen, die nicht waren? War er der Düpe seiner Sinne, das Spielzeug einer jener Halluzinationen, welche die Medizin konstatiert, aber nicht zu erklären vermag.

Eine Wehklage, welche das Phantom aufstieß, ließ seine Zweifel verschwinden.

»Ha, meiner Treu!« sagte er laut lachend, »wir haben es mit einander zu tun, Freund Gespenst.«

Das Gespenst blieb stehen, und streckte die Hand nach dem jungen Offizier aus.

»Roland! Roland!« sagte das Gespenst mit dumpfer Stimme.

»Das Mitleid sollte Dir gebieten, die Toten, die Du ins Grab steigen machtest, nicht auch noch bis dahin zu verfolgen.«

Und das Gespenst setzte seinen Weg fort, ohne seinen Schritt zu beschleunigen.

Roland, den diese Worte einen Augenblick verblüfften, stieg von seiner Estrade herab und begann das Gespenst zu verfolgen.

Der Weg war schwierig, da er mit Steinen, quer übereinander

geworfenen Bänken und umgestürzten Tischen versperrt war.

Und doch hätte man glauben sollen, es sei für das Gespenst ein unsichtbarer Pfad quer durch diese Hindernisse gebahnt gewesen, denn es ging unveränderten Schrittes fort, ohne sich aushalten zu lassen.

Jedes mal, so oft es an einem Fenster vorüberkam, reflektierte sich das äußere Licht, so schwach es auch war, auf dem Totentuch und man gewahrte die Umriss des Gespenstes, die, sobald es an dem Fenster vorüber war, in der Dunkelheit wieder verschwammen, um ebenso bald wieder zu erscheinen und sich zu verlieren.

Roland konnte, den Blick auf den geheftet, den er verfolgte, und befürchtend, ihn aus dem Auge zu verlieren, wenn er einen Moment den Blick von ihm abwendete, den Weg nicht finden, der für das Gespenst so leicht, für ihn mit Hindernissen über und über barricadirt war.

Bei jedem Schritte strauchelte er: das Gespenst hatte einen großen Vorsprung vor ihm.

Das Gespenst kam an die Türe, welche der gegenüber lag, durch die es eingetreten. Roland sah den Eingang zu einem dunkeln Korridor sich öffnen und begriff, daß der Schatten ihm nun zu entkommen drohte.

»Mensch oder Gespenst, Dieb oder Mönch«, sagte er, »halt, oder ich gebe Feuer!«

»Man tötet nicht zweimal denselben Körper und der Tod, das weißt Du wohl«, fuhr das Gespenst mit dumpfer Stimme fort, »hat keine Macht über die Seele.«

»Wer bist Du denn?« fragte Roland.

»Ich bin der Geist Desjenigen, den Du gewaltsamer Weise aus der Welt geschafft.«

Der junge Offizier lachte laut, mit jenem heftigen und nervösen Tone, der noch etwas Schreckhafteres in dieser Dunkelheit hatte.

»Meiner Treu«, sagte er, »wenn Du mir keine andere Andeutung zu geben hast, so werde ich mir nicht mal die Mühe nehmen, zu suchen, das sage ich Dir.«

»Erinnere Dich der Quelle von Vauclose«, sagte das Gespenst mit einem so schwachen Tone, daß diese Mahnung eher wie ein

Seufzer, denn als artikulierte Worte aus seinem Munde zu kommen schien.

Einen Augenblick fühlte Roland nicht seinen Mut sinken, sondern seine Stirne von Schweiß perlen: er nahm sich mit Gewalt zusammen und rief mit drohender Stimme:

»Zum letzten Male, Erscheinung oder Wirklichkeit, sage ich Dir, daß, wenn Du mich nicht erwartest, ich Feuer auf Dich gebe!«

Das Gespenst blieb stumm und setzte seinen Weg fort.

Roland blieb eine Sekunde stehen, um zu zielen: das Gespenst war zehn Schritte von ihm entfernt. Roland hatte eine sichere Hand: er selbst hatte das Pistol geladen, einen Augenblick vorher hatte er noch den Ladestock in die Läufe gestoßen, um sich zu versichern, daß sie geladen waren. In dem Augenblicke, als das Gespenst sich in seiner ganzen Größe zeigte und weiß von der dunkeln Wölbung des Korridors abhob, gab Roland Feuer.

Die Flamme erleuchtete wie ein Blitz den Korridor, in welchem das Gespenst fortging, ohne den Schritt zu beschleunigen, oder zu verlangsamen. Dann sank Alles in um so tieferes Dunkel zurück, je heller das Licht gewesen.

Das Gespenst war in der düstern Arcade verschwunden.

Roland stürzte ihm nach, indem er sein zweites Pistol von der linken Hand in die rechte nahm.

Aber so kurz auch das Stehenbleiben gedauert, das Gespenst hatte einen bedeutenden Vorsprung gewonnen; Roland sah es am Ende des Korridors sich diesmal kräftig von der grauen Atmosphäre abheben.

Er verdoppelte seine Schritte und erreichte das Ende des Korridors in dem Augenblicke, wo das Gespenst hinter der Türe der Zisterne verschwand.

Roland verdoppelte seine Schnelligkeit; es war ihm, als wenn das Gespenst in dem Augenblicke, da es die Schwelle der Türe erreichte, in den Eingeweiden der Erde untersänke.

Aber der ganze Torso war noch sichtbar.

Er schoß sein zweites Pistol ab, welches die Zisterne, in der das Gespenst untergetaucht, mit Feuer und Rauch erfüllte.

Als der Rauch sich verzogen hatte, suchte Roland vergeblich; er war allein.

Roland stürzte sich vor Zorn heulend in die Zisterne; er sondierte die Mauern mit den Kolben seiner Pistole, und stampfte mit dem Fuß auf den Boden: überall gaben Boden und Stein den matten Ton fester Gegenstände von sich.

Er suchte vergeblich die Dunkelheit mit dem Blicke zu durchdringen: das schwache Licht, das der Mond hereingoß, reichte nur bis auf die ersten Stufen der Zisterne.

»O!« rief Roland, »eine Fackel! eine Fackel!«

Niemand antwortete ihm: das einzige Geräusch, das sich hören ließ, war das Gemurmel der Quelle, welche drei Schritte von ihm rauschte.

Er sah, daß ein längeres Nachsuchen unnötig wäre, stieg aus der Zisterne heraus, zog aus seiner Tasche ein Pulverhorn, zwei in Papier gewickelte Kugeln und lud rasch seine Pistolen wieder.

Dann schlug er den Weg ein, auf dem er bis hierher gelangt, fand den düsteren Gang wieder, der sich am Ende des ungeheuren Refektoriums befand, und nahm den Platz auf der andern Seite des stummen Saales wieder ein, welchen er verlassen, um dem Gespenst zu folgen.

Dort wartete er.

Aber die Stunden der Nacht schlugen hinter einander, bis sie zu, Morgenstunden wurden, und die ersten Sonnenstrahlen des Tages mit ihren blassen Tönen die Mauern des Klosters bemalten.

»Aus«, murmelte Roland, »für heute Nacht ist's genug, vielleicht werde ich ein andermal glücklicher sein.«

Zwanzig Minuten später kehrte er nach dem Schlosse Noires Fontaines zurück.

III.

Die Freuden des Landlebens Weitere Suche.

Zwei Personen erwarteten die Rückkehr Rolands, die eine mit Angst, die andere mit Ungeduld.

Diese beiden Personen waren Amelie und Sir John.

Weder die Eine, noch der Andere hatten eine Sekunde geschlafen.

Amelie gab ihre Angst nur durch das Geräusch zu erkennen, das ihre Türe machte, als sie Roland die Treppe heraufkommen hörte.

Roland hatte dies Geräusch vernommen.

Er hatte nicht den Mut an seiner Schwester vorüberzugehen, ohne sie zu beruhigen.

»Sei ruhig, Amelie, ich bin's!« sagte er.

Er konnte sich nicht denken, daß seine Schwester für einen andern bange habe, als für ihn.

Amelie stürzte in ihrem Nachtgewande zum Zimmer heraus.

An der Blässe ihres Gesichtes und dem bisterartigen Kreise, der sich bis zur Mitte der Wange hinabzog, war deutlich zu sehen, daß sie die ganze Nacht nicht ein Auge geschlossen.

»Es ist Dir doch nichts geschehen, Roland!« rief sie, indem sie ihren Bruder in die Arme schloß und ihn unruhig befühlte.

»Nichts.«

»Weder Dir, noch sonst Jemand?«

»Weder mir, noch sonst Jemand.«

»Und Du hast nichts gesehen?«

»Das kann ich nicht sagen.« machte Roland.

»Was hast Du gesehen, mein Gott?«

»Ich werde Dir das später erzählen: indessen ist niemand gefallen.«

»Ach, ich atme wieder aus.«

»Wenn ich Dir jetzt aber einen Rat geben soll, meine

Schwester, so ist es der, gehe ruhig in Dein Bett und Schlafe, wenn Du kannst, bis zum Frühstück. Ich werde dasselbe tun und ich verspreche Dir, daß man nicht nötig haben soll, mich zu wiegen, um mich einzuschläfern: gute Nacht oder vielmehr guten Morgen!«

Roland umarmte zärtlich seine Schwester, und indem er tat, als ob er sorglos ein Jagdstückchen piffte, stieg er die Treppe in den zweiten Stock hinauf.«

Sir John erwartete ihn ganz offen in dem Korridor.

Er ging gerade auf den jungen Mann zu.

»Nun?« fragte er ihn.

»Nun, ich habe den Busch nicht gerade ganz leer gesunden.«

»Sie haben ein Gespenst gesehen?«

»Ich habe wenigstens etwas gesehen, was einem solchen sehr ähnlich war.«

»Sie erzählen mir doch?«

»Ja, ich begreife, daß Sie nicht oder schlecht Schlafen würden, wenn ich's Ihnen nicht erzählte: so hören Sie denn mit zwei Worten, was sich ereignet.«

Und Roland gab ihm eine genaue und umständliche Beschreibung des Abenteuers der Nacht.

»Gut!« sagte Sir John, als Roland geendet hatte; »ich hoffe, daß Sie mir noch etwas übrig gelassen.«

»Ich fürchte sogar«, sagte Roland, »daß ich Ihnen das Schwerere übrig gelassen.«

Da Sir John, der auf alle einzelnen Details zurückkam, die Lokalitäten beschrieben haben wollte, fügte er hinzu:

»Hören Sie, heute nach dem Frühstück werden wir der Karthause einen Tagesbesuch abstatten, was uns jedoch nicht hindern soll, dort unsere Nachtstation auszuschlagen; im Gegenteil, der Tagesbesuch wird Sie in den Stand setzen, die Lokalitäten zu studieren. Nur sagen Sie niemanden etwas davon.«

»O!« machte Sir John, »habe ich denn das Aussehen eines Prahlers?«

»Nein, das ist wahr«, sagte Roland lachend, »nicht Sie sind ein

Prahler, Sir John, sondern ich bin ein einfältiger Mensch.«

Und damit kehrte er in sein Zimmer zurück.

Nach dem Frühstück gingen die beiden Männer den Abhang des Gartens hinab, als wenn sie eine Promenade an den Ufern der Reyssousse machen wollten; dann hielten sie sich links, stiegen, nachdem sie vierhundert Schritte gegangen, wieder hinaus, kamen auf die Landstraße, durchschritten den Wald und standen endlich am Fuße der Mauer der Karthause, am selben Orte, wo Roland am Tage zuvor hinübergestiegen.

»Mylord«, sagte Roland, »hier ist der Weg.«

»Gut«, machte Sir John, »schlagen wir ihn ein.«

Und langsam, aber mit einer bewundernswürdigen Kraft der Faust, die auf einen, der Gymnastik vollkommen mächtigen Menschen deutete, faßte der Engländer die Mauerkrappe, legte sich quer über und ließ sich auf der andern Seite herab.

Roland folgte ihm mit der Behändigkeit eines Menschen, der die Sache nicht zum ersten Male tut.

Beide standen jetzt auf der andern Seite.

Die Verlassenheit des Ortes war am Tage noch sichtbarer, als am Abend.

Das Gras war in die Gänge hineingewachsen und ging bis an die Kniee; die Spaliere waren mit Reben überwachsen, welche so dicht waren, daß die Trauben unter dem Schatten der Blätter nicht zur Reife kommen konnten; an mehreren Orten war die Mauer stark beschädigt und der Epheu, der mehr ein Parasit, als ein Freund der Ruinen, begann sich nach allen Seiten zu verbreiten.

Die Bäume, welche im Freien standen, die Pflaumen-, Pfirsich- und Aprikosenbäume hatten mit der Kraft der Buchen und Eichen im Walde getrieben, deren Höhe und Dicke sie zu beneiden schienen, und der Saft, den die zahlreichen und kräftigen Zweige und Äste absorbierten, bot nur wenige und schlechte Früchte.

Zwei- oder dreimal glaubten sie aus der Bewegung des Grases vor ihnen schließen zu dürfen, daß die Natter, dieser schleichende Gast der Einsamkeit, ihr Domizil hier aufgeschlagen und vor den störenden Eindringlingen fliehe.

Roland führte seinen Freund gerade auf die Türe zu, welche von dem Obstgarten in das Kloster führte; aber ehe sie eintraten,

warf er den Blick auf das Zifferblatt der Uhr; die Uhr, welche bei Nacht ging, war bei Tage gestellt.

Vom Kloster ging er in's Refektorium; hier zeigte ihm der Tag die Dinge nach ihrem wahren Aussehen, während die Nacht sie in phantastische Formen gekleidet.

Roland zeigte Sir John den umgestürzten Schemel, den Tisch, welchen die Pistolenschüsse gestreift, die Türe, durch welche das Gespenst verschwunden war.

Er schlug mit dem Engländer den Weg ein, den er in den Fußstapfen des Gespenstes gemacht; er sah, welche Hindernisse ihn aufgehalten, und, daß es keine solchen für den waren, der die Lokalitäten vorher kannte.

Als sie an den Ort kamen, wo er Feuer gegeben, fand er die Pflöpfe, aber er suchte vergeblich die Kugel.

Bei der Bauart des Korridors, der schräg zulief, war es indessen unmöglich, wenn die Kugel keine Spuren in der Mauer zurückgelassen, daß sie das Gespenst nicht getroffen hätte.

Und doch, wenn das Gespenst getroffen worden und einen festen Körper bot, wie war es möglich, daß der Körper nicht umgesunken? wie war er nicht wenigstens verwundet worden? und wie kam es, wenn er verwundet worden, daß man keine Blutspur auf dem Boden fand? Und doch war weder eine Blutspur, noch eine Spur von einer Kugel zu sehen.

Lord Tannlay war nicht abgeneigt, zu behaupten, daß sein Freund es mit einem wirklichen Gespenst zu tun gehabt.

»Man ist seit meinem Weggang hier gewesen«, sagte Roland, »und hat die Kugel ausgehoben.«

»Wenn Sie jedoch auf einen Menschen gezielt, wie soll ihn die Kugel nicht getroffen haben?«

»O, das ist sehr einfach; der Mensch hatte einen Panzerrock unter seinem Totenkleid.«

Das war möglich: Sir John jedoch schüttelte zum Zeichen seines Zweifels den Kopf: er wollte lieber an ein übernatürliches Ereignis glauben, das ermüdete ihn weniger.

Der Offizier und er setzten ihre Nachforschung fort.

Sie kamen am Ende des Korridors an und befanden sich auf der andern Seite des Obstgartens.

Hier hatte Roland sein Gespenst wiedergesehen, das einen Augenblick unter dem dunkeln Gewölbe verschwunden gewesen.

Er ging gerade auf die Zisterne zu, und schien dem Gespenst zu folgen; denn er zögerte ein wenig.

Hier Begriff er die Dunkelheit der Nacht, welche noch größer durch den Mangel jedes Lichtscheins von außen wurde: denn man sah kaum bei Tage etwas.

Roland nahm unter seinem Mantel zwei fußlange Fackeln hervor, machte mit Stahl und Zunderschwamm Feuer und zündete ein Schwefelhölzchen daran an.

Die beiden Fackeln flackerten.

Es handelte sich darum, den Gang zu entdecken, durch den das Gespenst verschwunden war.

Roland und Sir John näherten die Fackeln dem Boden; die Zisterne war mit großen Steinplatten belegt, welche fest aneinander gefügt schienen.

Roland suchte die zweite Kugel mit ebenso großer Beharrlichkeit, als er die erste gesucht.

Ein Stein lag vor seinen Füßen, er stieß ihn weg und gewahrte einen Ring, der in einer Platte befestigt war.

Ohne etwas zu sagen, steckte Roland die Hand in den Ring, stemmte sich mit seinen Füßen an und zog.

Die Platte drehte sich mit einer Leichtigkeit, welche darauf deutete, daß sie oft dasselbe Manoeuvre machte.

Und indem er so drehte, entdeckte er den Eingang zu dem unterirdischen Gewölbe.

»Ah!« machte Roland, »hier ist mein Gespenst entkommen.«

Und er stieg in die Öffnung hinab.

Sir John folgte ihm.

Sie machten denselben Weg, den Roland gemacht, als er zurückgekommen war, um von seiner Expedition Rechenschaft zu geben; am Ende des Ganges fanden sie die Gittertüre, die zu der Gruft führte.

Roland rüttelte an dem Gitter, es war nicht geschlossen und gab nach.

Sie gingen durch die unterirdische Gruft und erreichten die

andere Gittertüre: wie die erste war auch sie offen.

Roland ging immer weiter voran, und so gelangten sie über einige Stufen in den Chor der Kapelle, wo die Szene zwischen Morgan und den Genossen Jehus vor sich gegangen, welche wir erzählt haben.

Nur waren die Chorstühle leer, der Chor öde und der Altar, da kein Gottesdienst mehr gehalten wurde, hatte weder seine flammenden Kerzen, noch sein heiliges Tuch.

Es war Roland in die Augen springend, daß das falsche Gespenst, das Sir John für ein echtes zu halten sich nicht ausreden ließ, hier sein Ziel erreicht.

Aber mochte das Gespenst nun echt oder falsch sein, Sir John gestand, daß der Gang desselben wirklich hier sein Ziel erreicht haben müsse.

Er sann einen Augenblick nach, und sagte dann:

»Nun gut! da es an mir ist, diese Nacht zu wachen, so werde ich, weil ich das Recht habe, meinen Ort zu wählen, hier wachen.«

Und er deutete auf eine Art Tisch inmitten des Chors, welchen der eichene Fuß bildete, der einst den Adler des Chorpultes getragen.

»In der Tat«, sagte Roland mit derselben Sorglosigkeit, als wenn es sich um ihn selbst gehandelt, »Sie werden sich hier nicht übel befinden: nur müssen wir, da Sie heute Abend den Stein und die beiden Gittertüren verschlossen finden könnten, einen Eingang suchen, der Sie direkt hierher führt.«

Nach Verfluß von fünf Minuten war dieser auch gesunden.

Die Türe einer alten Sakristei führte in den Chor und von dieser Sakristei führte ein verfallenes Fenster in den Wald.

Die beiden Männer stiegen durch das Fenster hinaus und befanden sich im dichtesten Wald, gerade zwanzig Schritte von dem Orte, wo sie das Wildschwein getötet.

»Das ist's, was wir wollten«, sagte Roland: »nun, mein lieber Lord, da Sie sich bei Nacht nicht in dem Walde zurecht finden werden, wo dies schon bei Tage schwierig ist, so werde ich Sie bis hierher begleiten.«

»Ja: bin ich jedoch drinnen, so werden Sie sich sogleich

zurückziehen«, sagte der Engländer: »ich erinnere mich, was Sie mir von der Reizbarkeit der Gespenster gesagt: wüßten sie Sie wenige Schritte von mir, könnten sie zu erscheinen zögern und da Sie eines gesehen, will ich wenigstens auch eines sehen.«

»Ich werde mich zurückziehen«, antwortete Roland, »seien Sie ruhig, nur«, fügte er lachend hinzu, »habe ich eine Furcht.«

»Welche?«

»Daß die Gespenster auf Sie in Ihrer Eigenschaft als Engländer und Häretiker nicht gut zu sprechen sein werden.«

»O!« sagte Sir John ernst, »welches Unglück, daß ich von jetzt bis Abend nicht mehr Zeit habe, abzuschwören.«

Die beiden Freunde hatten alles gesehen, was sie zu sehen brauchten; sie kamen deshalb wieder nach dem Schlosse zurück.

Niemand, selbst Amelie nicht, hatte hinter dem Spaziergange etwas anderes gesucht, als eine ganz gewöhnliche Promenade.

Der Tag verging deshalb ohne Fragen und selbst ohne auffallende Unruhe: auch war er bei der Rückkehr der Freunde schon ziemlich vorgerückt.

Man setzte sich zu Tische und beriet zur großen Freude Edouards eine neue Jagd.

Diese Jagd lieferte die Kosten der Unterhaltung während des Mahles und eines Teiles des Abends.

Um zehn Uhr, wie gewöhnlich, war Jedermann auf seinem Zimmer, nur Roland befand sich bei Sir John.

Der Unterschied der Charaktere trat deutlich in den Vorbereitungen an den Tag; Roland hatte die seinen heiter, wie zu einer Vergnügungspartie getroffen, Sir John rüstete sich ernst, wie zu einem Duell.

Die Pistolen wurden mit der größten Sorgfalt geladen und an den Gürtel gesteckt, und statt eines Mantels, der ihn in seinen Bewegungen hindern konnte, zog er eine große Redingote mit Kragen an.

Um halb elf Uhr verließen sie beide mit der gleichen Vorsicht, welche Roland für sich allein gebraucht, das Schloß.

Fünf Minuten vor elf Uhr waren sie am Fuße des beschädigten Fensters, dessen von der Wölbung herabgefallene Steine als Stufen dienen konnten.

Dort sollten sie sich nach der Übereinkunft trennen.

Sir John erinnerte Roland daran.

»Ja«, sagte der junge Mann, »was mit mir abgemacht ist, ist einmal für alle Mal abgemacht: ich möchte Ihnen nur noch etwas empfehlen.«

»Was?«

»Ich habe die Kugeln nicht gefunden, weil man sie ausgehoben: man hat sie geholt, damit ich den Abdruck nicht sehe, den sie ohne Zweifel gezeigt hätten.«

»Und welchen Abdruck sollten sie nach Ihrer Ansicht gezeigt haben?«

»Den von den Ketten eines Panzerkleides: mein Gespenst war ein geharnischter Mann.«

»Um so schlimmer«, sagte Sir John, »mir wäre ein Gespenst lieber.«

Nach einer Pause, während welcher der Seufzer des Engländers sein tiefes Bedauern ausdrückte, auf das Gespenst verzichten zu müssen, sagte er:

»Und was Sie mir empfehlen wollten?«

»Zielen Sie auf's Gesicht.«

Der Engländer machte ein Zeichen der Zustimmung, drückte die Hand des jungen Offiziers, stieg die Stufen hinan, schwang sich in die Sakristei und verschwand.

»Gute Nacht!« rief ihm Roland zu.

Und mit der Gleichgültigkeit gegen Gefahr, welche der Soldat im Allgemeinen für sich und seine Kameraden besitzt, begab sich Roland, wie er Sir John versprochen, nach dem Schlosse Noires Fontaines zurück.

IV.

Das Urteil.

Am andern Tage erwachte Roland, der erst gegen zwei Uhr Morgens eingeschlafen, um sieben Uhr.

Als er aufwachte, sammelte er seine zerstreuten Erinnerungen, rief sich ins Gedächtnis zurück, was am Tage vorher geschehen war, und erstaunte, daß Sir John ihn nicht bei seiner Heimkehr aufgeweckt.

Er kleidete sich rasch an und ging auf die Gefahr hin, ihn in seinem ersten Schläfe zu stören, an die Türe von Sir John und pochte.

Aber Sir John antwortete nicht.

Roland pochte heftiger.

Die gleiche Stille.

Diesmal mischte sich etwas Unruhe in die Neugierde Rolands.

Der Schlüssel steckte von außen; der junge Offizier öffnete die Türe und warf einen raschen Blick in das Zimmer.

Sir John war nicht in seinem Zimmer, Sir John war gar nicht nach Hause zurückgekehrt.

Das Bett war noch unberührt.

Was war aber geschehen? Es galt keinen Augenblick zu verlieren, und bei der Raschheit der Entschlüsse, die wir an Roland kennen, ahnt man, daß er auch keinen Augenblick verlor.

Er eilte nach seinem Zimmer, zog sich vollends an, steckte sein Jagdmesser in den Gürtel, hing seine Flinte um und ging.

Niemand war wach, als die Kammerfrau.

Roland begegnete ihr auf der Treppe.

»Sie werden Frau von Montrevel sagen«, befahl er ihr, »daß ich ausgegangen bin, um einen Gang durch den Wald von Seillon mit meinem Gewehre zu machen; man soll sich nicht beunruhigen, wenn Mylord und ich nicht zur Stunde des Frühstücks zurück sind.«

Und Roland eilte, so rasch er konnte, aus dem Schlosse fort.

Zehn Minuten später war er an dem Fenster, wo er am Tage vorher um elf Uhr den Lord verlassen hatte.

Er lauschte: man hörte kein Geräusch im Innern: außen konnte nur das Ohr eines Jägers den Morgenlärm hören, den das Wild im Walde macht.

Roland stieg mit seiner gewöhnlichen Behändigkeit am Fenster empor, und sprang von der Sakristei in das Chor.

Ein Blick genügte ihm, um sich zu versichern, daß nicht nur das Chor, sondern auch das ganze Schiff der kleinen Kapelle leer war.

Hatten die Gespenster den Engländer den entgegengesetzten Weg von dem, welchen er selbst eingeschlagen, zu machen veranlaßt?

Das war möglich.

Roland ging rasch hinter dem Altar vorbei nach der Gittertüre der Gruft; die Gittertüre war offen.

Er betrat den unterirdischen Kirchhof.

Die Dunkelheit hinderte ihn in die Tiefe zu blicken.

Er rief dreimal Sir John; Niemand antwortete ihm.

Er ging nach der andern Gittertüre, welche in den unterirdischen Gang führte; sie war offen, wie die andere.

Er trat in den gewölbten Gang.

Da es ihm jedoch unmöglich gewesen wäre, sich in der Dunkelheit seiner Flinte zu bedienen, hing er sie um und nahm das Jagdmesser in die Hand.

Tastend vertiefte er sich in den Gang, ohne auf Jemand zu stoßen; je weiter er jedoch vorging, desto größer wurde die Dunkelheit, was darauf deutete, daß die Platte über der Zisterne geschlossen war.

Er kam auf diese Weise an die erste Stufe der Treppe und stieg hinaus, bis er mit dem Kopfe, an die Drehplatte stieß; nun machte er einen Versuch, sie zu bewegen, was ihm auch wirklich gelang.

Roland sah das Tageslicht wieder.

Er eilte nach der Zisterne.

Die Türe, welche nach dem Obstgarten führte, war offen; Roland ging durch diese Türe hinaus, durchschritt den Teil des Obstgartens, der sich zwischen der Zisterne und dem Korridor

befand, an dessen anderem Ende er Feuer auf sein Gespenst gegeben.

Das Refektorium war leer.

Wie er in dem unterirdischen Grabgewölbe getan, rief Roland Sir John dreimal.

Das erstaunte Echo, das die Klänge der menschlichen Stimme verlernt zu haben schien, antwortete ihm stotternd.

Es war nicht wahrscheinlich, daß Sir John von dieser Seite gekommen.

Man mußte deshalb an den Ausgangspunkt zurückkehren.

Roland ging denselben Weg, den er gemacht, wieder zurück und war bald in dem Chor der Kapelle.

Hier mußte Sir John die Nacht zugebracht haben, hier mußte man seine Spur wieder finden.

Roland schritt in dem Chor vorwärts.

Kaum war er hier, so entflog seiner Brust ein Schrei.

Eine breite Blutspur zeigte sich zu seinen Füßen und befleckte die Steinplatten des Chors.

Auf der andern Seite des Chors, vier Schritte von dem ersten Blutflecken, welcher den Stein zu seinen Füßen röchele, war ein zweiter nicht weniger großer, nicht weniger roter, nicht weniger frischer Blutflecken, der das Pendant zum ersten zu bilden schien.

Einer dieser Flecken war zur Rechten, der andere zur Linken jener Art von Piedestal, welches, wie gesagt, bestimmt schien, den Adler des Chorpultes zu tragen, das Piedestal, an welchem Mylord, sein Quartier aufschlagen zu wollen, gesagt hatte.

Roland näherte sich dem Piedestal: das Piedestal rieselte von Blut.

Hier mußte offenbar das Drama gespielt haben.

Das Drama mußte, nach den Spuren zu urteilen, die es hinterlassen, furchtbar gewesen sein.

Roland in seiner doppelten Eigenschaft als Jäger und Soldat mußte ein Geschick im Spüren haben.

Er hatte berechnen können, was ein Toter und was ein Verwundeter an Blut vergießt.

Diese Nacht hatte drei Menschen tot oder verwundet gesehen.

Was war jetzt das Wahrscheinliche? Die beiden Blutflecken im Chor, die zur Rechten und die zur Linken, waren wahrscheinlich das Blut der Gegner Sir Johns.

Von zwei Seiten angegriffen, von der Rechten und von der Linken, halte er mit beiden Händen Feuer gegeben und mit jedem Schuß einen Menschen getötet oder verwundet.

Daher die beiden Blutflecken, welche die Steinplatten röteten.

Seinerseits angegriffen, war er am Piedestal getroffen worden und hatte sein Blut auf dieses ausgeströmt.

Nach einer Untersuchung von fünf Minuten war Roland von dem, was wir so eben sagten, ebenso überzeugt, als wenn er den Kampf mit eigenen Augen gesehen.

Aber was hatte man mit den beiden Körpern und mit dem Körper Sir Johns angefangen? Was man mit den beiden andern Körpern angefangen, kümmerte Roland wenig.

Um so mehr interessierte ihn, was aus dem von Sir John geworden.

Eine Blutspur ging vom Piedestal aus bis zur Türe.

Der Körper Sir Johns war also hinausgetragen worden.

Roland rüttelte an der massiven Türe: sie war nur geriegelt.

Sie öffnete sich bei seinem ersten Versuche: auf der andern Seite des Bodens fand er die Blutspuren wieder.

Dann gingen sie durch das Gesträuch, den Weg entlang, welchen die Leute den Körper getragen.

Die gebrochenen Zweige und das zertretene Gras führten Roland nach der Lichtung des Waldes, die sich auf den Weg von Pont d'Ain nach Bourg öffnete.

Dort schien der Körper, lebend oder tot, an der Böschung des Grabens niedergelegt worden zu sein.

Dann hörte jede Spur aus.

Ein Mann, der von der Richtung des Schlosses Noires Fontaines kam, ging vorüber: Roland trat auf ihn zu.

»Habt Ihr nichts auf dem Wege gesehen, Niemanden begegnet?« fragte er.

»Doch«, antwortete er, »ich sah zwei Bauern, welche einen Körper auf einer Bahre trugen.«

»Ah!« rief Roland, »war es der Körper eines Lebenden oder Toten?«

»Der Mensch war blaß und bewegungslos und sah ganz aus, wie wenn er tot wäre.«

»Floß das Blut noch?«

»Ich sah Tropfen auf dem Wege.«

»Dann lebt er.«

Und einen Louisd'or aus der Tasche ziehend, sagte er zu ihm:

»Da, einen Louisd'or, lauft zum Doktor Milliet in Bourg, sagt ihm, er solle sogleich aufsitzen und gestreckten Trabes nach Noires Fontaines reiten; fügt hinzu, daß es einen Menschen in Todesgefahr gelte.«

Und während der Bauer, durch die erhaltene Belohnung angespornt, seinen Lauf nach Bourg beschleunigt, eilte Roland, vor Freude aufspringend, nach dem Schlosse.

Und da unser Leser aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso begierig, wie Roland, sein wird, was Sir John begegnete, wollen wir ihn jetzt mit den Ereignissen der Nacht aufs Laufende setzen.

Sir John war, wie man gesehen, kurz vor elf Uhr in die sogenannte Corriere oder den Pavillon der Karthause getreten, welche nichts anderes war, als eine inmitten des Waldes errichtete Kapelle.

Von der Sakristei begab er sich nach dem Chor.

Das Chor war leer und schien verödet. Der ziemlich hell leuchtende Mond, der jedoch zuweilen von Wolken verschleiert wurde, goß seinen bläulichen Strahl durch die Spitzbogenfenster und die halb zerbrochenen farbigen Scheiben der Kapelle.

Sir John ging bis in die Mitte des Chors und blieb dann aufrecht vor dem Piedestal stehen.

Die Minuten verflossen; aber diesmal war es nicht die Uhr der Karthause, welche die Stunden verkündete, sondern die Kirche von Peronas, das heißt des der Kapelle, wo Sir John wartete, zunächst liegenden Dorfes.

Alles ging bis Mitternacht, wie es bei Roland gegangen, das heißt, Sir John wurde nur durch undeutliches Geräusch und vorübergehende Unruhe gestört.

Es schlug Mitternacht.

Diesen Augenblick erwartete Sir John mit Ungeduld, denn es war der, wo das Ereignis eintreten mußte, wenn überhaupt etwas geschah.

Beim letzten Schlage glaubte er unterirdische Schritte zu hören und ein Licht auf der Seite der Gittertüre zu sehen, welche zu den Gräbern führte.

Alle seine Aufmerksamkeit war nach dieser Seite gerichtet.

Ein Mönch trat aus dem Gang hervor, die Kapuze über die Augen herabgeschlagen und eine Fackel in der Hand.

Er trug die Kutte der Karthäuser.

Ein zweiter folgte ihm und dann ein dritter, Sir John zählte zwölf.

Sie trennten sich vor dem Altar.

Es waren zwölf Stühle in dem Chor; sechs zur Rechten von Sir John und sechs zur Linken.

Die zwölf Mönche nahmen still Platz in den zwölf Stühlen.

Jeder steckte seine Fackel in ein Loch, das zu diesem Zwecke in den Lehnen der Stühle angebracht war und wartete.

Ein Dreizehnter erschien und stellte sich vor den Altar.

Keiner dieser Mönche ahmte den phantastischen Gang der Gespenster und Schatten nach; alle schienen offenbar noch der Erde anzugehören; alle waren lebendige Menschen.

Sir John betrachtete stehend, ein Pistol in jeder Hand, an sein Piedestal gestützt, das sich gerade in der Mitte des Chors befand, mit dem größten Phlegma dieses Treiben, das ihn nach und nach in seinen Kreis hineinzog.

Wie er, standen die Mönche schweigend da.

Der Mönch am Marc brach das Schweigen.

»Brüder«, fragte er, »warum sind die Rächer versammelt?«

»Um einen Profanen zu richten«, antworteten die Mönche.

»Welches Verbrechen hat dieser Profane begangen?« fuhr der Fragende fort.

»Er suchte in die Geheimnisse der Genossen Jehus zu dringen.«

»Welche Strafe hat er verdient?«

»Die Todesstrafe.«

Der Mönch am Altar ließ sozusagen dem Urteilsspruch, welcher

soeben ausgesprochen worden, Zeit, um ans Herz desjenigen zu dringen, den er traf.

Dann sich nach dem Engländer umwendend, der noch immer so ruhig war, als wenn er einer Komödie anwohnte, sagte er:

»Sir John Tannlay, Sie waren ein Fremder, Sie waren ein Engländer und hatten somit doppelte Ursache, die Genossen Jehus in Ruhe mit der Regierung, der sie den Untergang geschworen, ihre Sache auskämpfen zu lassen. Sie hatten diese Klugheit nicht besessen, sondern einer eitlen Neugierde Gehör geschenkt; statt ihr auszuweichen, sind Sie in die Höhle des Löwen gedrungen, der Löwe wird Sie zerreißen.«

Nach einer Pause, während welcher er die Antwort des Engländers erwartete, fügte er, da dieser stumm verblieb, hinzu: »Sir John Tannlay, Du bist zum Tode verurteilt, bereite Dich auf das Sterben vor.«

»Ha, ha!« machte Sir John, »ich sehe, daß ich unter eine Diebesbande geraten bin. Wenn dem so ist, so kann man sich durch ein Lösegeld loskaufen.«

Dann sich nach dem Mönche am Altare umkehrend, fügte er hinzu:

»Wie hoch bestimmen Sie dasselbe, Kapitän?«

Ein drohendes Gemurmel beantwortete diese beleidigenden Worte.

Der Mönch am Altare streckte die Hand aus und sagte mit einem Tone, der an Ruhe und Kaltblütigkeit dem Engländer nichts nachgab:

»Du täuschest Dich, Sir John, wir sind keine Räuberbande und der Beweis dafür ist, daß, wenn Du bedeutende Summen oder kostbare Juwelen bei Dir hast, Du nur anzuordnen brauchst, ob Geld oder Juwelen an Deine Familie oder an irgend eine andere Person übersandt werden sollen.«

»Und welche Garantie habe ich, daß mein letzter Wille vollzogen wird?«

»Mein Wort.«

»Das Wort eines Anführers von Meuchelmördern; daran glaube ich nicht.«

»Diesmal, wie zuvor, täuschest Du Dich, Sir John; ich bin nicht

ein Anführer von Meuchelmördern, so wenig, als ein Hauptmann von Dieben.«

»Und was bist Du denn?«

»Ich bin der Auserwählte der himmlischen Rache; ich bin der Gesandte Jehus, des Königs von Israel, der von dem Propheten Elisa geweiht wurde, um das Haus Achab auszurotten.«

»Wenn Du bist, was Du sagst, warum verhüllst Du dann Dein Gesicht, warum bepanzerst Du Deinen Leib unter Deiner Kutte? Auserwählte kämpfen mit offenem Visir und wagen den Tod, indem sie den Tod geben. Schlagt die Kapuzen zurück zeigt mir Eure bloße Brust und ich will Euch als das anerkennen, wofür Ihr Euch ausbebt.«

»Brüder, Ihr habt gehört!« sagte der Mönch am Altare.

Und seine Kutte abwerfend, öffnete er, rasch wie der Blitz, seinen Frack und seine Weste bis auf das Hemd.

Jeder Mönch tat das Gleiche und stand mit offenem Gesichte und entblößter Brust da.

Es waren lauter hübsche junge Leute, von denen der Älteste kaum fünfunddreißig Jahre zu zählen schien.

Ihr Anzug zeugte von der größten Eleganz; keiner, merkwürdiger Weise, war bewaffnet.

Es waren Richter, nichts anderes.

»Sei ruhig, Sir John Tannlay«, sagte der Mönch am Altare, »Du wirst sterben: aber sterbend wirst Du, wie Du soeben den Wunsch ausgedrückt, uns erkennen und töten. Sir John, Du hast fünf Minuten, um Deine Seele Gott zu empfehlen.«

Sir John, statt die zugestandene Frist zu benutzen und an sein ewiges Heil zu denken, öffnete ruhig die Zündpfanne seiner Pistolen, um zu sehen, ob das Zündpulver in gutem Zustande sei, ließ die Hahnen spielen, um sich von der Güte der Springfedern zu überzeugen und steckte den Ladstock in die Läufe, um ganz versichert zu sein, daß die Kugeln fest saßen.

Ohne die fünf Minuten abzuwarten, die ihm zugestanden waren, sagte er dann:

»Meine Herren, ich bin bereit: sind Sie es?«

Die jungen Leute sahen sich an, und schritten dann auf ein Zeichen ihres Anführers gerade auf Sir John los, indem sie ihn

von allen Seiten umringten.

Der Mönch am Altare blieb allein unbeweglich an seiner Stelle, indem er mit dem Blicke die Szene beherrschte, die vor sich gehen sollte.

Sir John hatte nur zwei Pistolen, konnte also auch nur zwei Menschen töten.

Er wählte seine Opfer und gab Feuer.

Zwei Genossen Jehus stürzten auf die Steinplatten nieder, die sie mit ihrem Blute röteten.

Die Anderen, als wenn nichts geschehen wäre, schritten zu gleicher Zeit gegen Sir John vor, indem sie die Hand nach ihm ausstreckten.

Sir John hatte seine Pistolen an den Läufen ergriffen und bediente sich derselben wie zweier Hämmer.

Er war stark, der Kampf dauerte lange.

Während beinahe zehn Minuten bewegte sich eine wirre Masse im Chor umher: endlich hörte diese wirre Bewegung auf und die Genossen Jehus zerstreuten sich nach rechts und links, indem sie wieder nach ihren Chorstühlen gingen und Sir John geknebelt mit den Stricken ihrer Kutten und auf dem Piedestale in der Mitte des Chores liegen ließen.

»Hast Du Deine Seele Gott empfohlen?« fragte der Mönch am Altare.

»Ja, Meuchelmörder«, antwortete Sir John, »Du kannst den Todesstoß führen.«

Der Mönch nahm vom Altare einen Dolch, trat mit hochgehobenem Arme auf Sir John zu und den Dolch über seiner Brust erhebend, sagte er:

»Sir John Tannlay, Du bist tapfer, Du wirst Deinem Worte treu sein; schwöre, daß Du nie etwas von dem, was Du gesehen, über Deine Lippen kommen lassen willst; schwöre, daß, unter welchen Umständen es auch sei, du nie einen von uns erkennen willst und wir schenken Dir Dein Leben.«

»Sobald ich von hier wegginge«, antwortete Sir John, »würde ich Euch denunzieren: meine Freiheit würde ich zu Eurer Verfolgung benützen.«

»Schwöre!« wiederholte der Mönch noch einmal.

»Nein«, sagte Sir John.

»Schwöre!« wiederholte der Mönch zum dritten Male.

»Niemals!« wiederholte Sir John.

»Gut denn, so sterbe, da Du es willst!« Und er stieß den Dolch bis ans Heft in Sir Johns Brust, der, sei es, daß er sich beherrschte oder der Stoß ihn augenblicklich getötet, nicht einen Seufzer aufstieß.

Dann sagte er mit voller, sonorer Stimme, mit dem Tone eines Mannes, der das Bewußtsein besitzt, seine Pflicht erfüllt zu haben:

»Die Gerechtigkeit hat ihren Gang gehabt.«

Dann stieg er wieder zum Altar hinaus, indem er den Dolch in der Wunde ließ und sagte: »Brüder, Ihr wißt, daß Ihr nach der Rue du Bac Nr. 35 zum Ball der Opfer eingeladen seid, welcher am nächsten 31. Januar zum Andenken an den Tod Ludwig XVI. gegeben wird.«

Dann kehrte er zuerst in das unterirdische Gewölbe zurück, wohin ihm die zehn Brüder folgten, welche stehen geblieben, um ihre Fackeln mitzunehmen.

Zwei Fackeln blieben zurück, um die drei Leichen zu beleuchten.

Einen Augenblick später traten vier dienende Brüder beim Scheine dieser Fackeln ein: sie nahmen zuerst die beiden auf den Steinplatten liegenden Leichname auf und trugen sie in die Gruft.

Dann kehrten sie zurück, nahmen den Körper von Sir John aus, legten ihn auf eine Bahre, und trugen ihn durch die große Türe, die sie hinter sich schlossen, zur Kapelle hinaus.

Die beiden Mönche, welche vor der Bahre hergingen, hatten die beiden letzten Fackeln genommen.

Und wenn uns nun die Leser fragen, warum dieser Unterschied zwischen dem, was Roland und dem, was Sir John begegnete, warum diese Milde gegen den Einen und diese Strenge gegen den Andern, so antworten wir ihnen:

»Erinnert Euch, daß Morgan den Bruder Ameliens unter seinen Schutz genommen, und daß Roland, auf solche Weise geschützt, unter keinen Umständen von der Hand eines Genossen Jehus fallen konnte.

V.

Das kleine Haus der Rue de la Victoire.

Während man Sir John Tannlay nach dem Schlosse Noires Fontaines trägt; während Roland in der Richtung eilt, die ihm angedeutet worden; während der von ihm abgesandte Bauer nach Bourg läuft, um den Doktor Milliet von dem Ereignis in Kenntnis zu setzen, das seine Gegenwart bei Frau von Montrevel erheischt, wollen wir den Raum überspringen, der Bourg von Paris trennt und die Zeit, welche zwischen dem 16. Oktober und dem 7. November, das heißt, zwischen dem 24. Vendémiaire und dem 16. Brumaire verfließen, und gegen vier Uhr Nachmittags das kleine Haus der Rue de la Victoire betreten, von dem schon zweimal die Rede, gewesen.

Es ist dasselbe, welches erstaunt scheint, noch heute nach so vielen Regierungsphasen, die Konsularbündel auf jedem Flügel seiner Doppeltüre zu tragen, und sich auf der rechten Seite, als Nr. 60, der Neugierde der Vorübergehenden darbietet.

Folgen wir der langen und geraden Lindenallee, welche von dem Straßeneingang nach der Türe des Hauses führt; betreten wir die Flur, und von dieser den Gang zur Rechten, steigen wir zwanzig Stufen hinan, die in ein Arbeitskabinett führen, das grün tapeziert und mit Vorhängen, Stühlen, Fauteuils und Canapes von derselben Farbe möbliert ist.

Die Wände sind mit geographischen Karten und Städteplänen bedeckt; eine doppelte Bibliothek von Ahorn steht zu den beiden Seiten des Kamins, das sie umschließt: die Stühle, die Fauteuils, die Canapes, die Tische und Schreibpulte sind mit Büchern beladen; kaum ist auf den Sitzen Platz zum Sitzen und auf den Schreibtischen zum Schreiben.

Mitten unter einer Masse von Rapporten, Briefen, Broschüren und Büchern, zwischen denen er sich einen Platz zurecht gemacht, sitzt ein Mann und sucht, indem er sich bisweilen die Haare vor Ungeduld raust, ein Blatt mit Zeichen zu entziffern, neben denen die Hieroglyphen auf dem Obelisk von Luxor kinderleicht zu verstehen sind.

In dem Augenblick, als die Ungeduld des Sekretärs den höchsten Grad erreicht hatte, öffnete sich die Türe und ein junger Offizier trat in der Uniform eines Adjutanten ein.

Der Sekretär sah auf und ein lebhafter Ausdruck von Freude verbreitete sich über sein Gesicht.

»O, mein lieber Roland«, sagte er, »Sie sind es, endlich! ich bin auf zweierlei Gründen entzückt, Sie zu sehen: der erste ist der, daß ich mich wegen Ihrer fast zu Tode gelangweilt: und der zweite, weil der General Sie mit Ungeduld erwartet und ungestüm nach Ihnen fragt. Aber vor Allem umarmen Sie mich.«

Der Sekretär und der Adjutant umarmten sich.

»Nun aber, mein lieber Bourrienne, setzen Sie mich in Beziehung auf die Zustände des Landes etwas aufs Laufende, damit ich nicht aufsehe, als käme ich von Monomotapa.«

»Fürs Erste, kommen Sie von selbst oder sind Sie gerufen?«

»Gerufen, was man so eigentlich gerufen nennt.«

»Von wem?«

»Von dem General selbst.«

»Besondere Depesche?«

»Von seiner eigenen Hand, sehen Sie!«

Der junge Mann zog aus seiner Tasche ein nicht unterschriebenes Papier, welches zwei Zeilen von derselben Handschrift enthielt, von welcher Bourrienne ein ganzes Heft vor sich hatte.

Diese beiden Zeilen besagten:

»Brich auf und sei am 16. Brumaire in Paris: ich bedarf Deiner.«

»Ja«, machte Bourrienne, »ich glaube, daß die Sache am 18. Brumaire geschehen wird.«

»Am 18. Brumaire, was?«

»Ja, wirklich, da fragen Sie mich mehr, als ich weiß. Der Mann ist, wie Sie wissen, wenig mittheilsam. Was am 18. Brumaire geschehen wird, weiß ich noch nicht, indessen antworte ich, daß etwas geschehen wird.«

»O, Sie haben wohl einige Vermutung?«

»Ich glaube, daß er sich an Siéyès Stelle zum Direktor oder an Gohiers Stelle zum Präsidenten machen will. Jedenfalls hat er bis jetzt noch nicht mehr merken lassen; aber Sie wissen, lieber Freund, bei unserem General muß man erraten, wenn man etwas erfahren will . . . «

»Ha, wahrhaftig, ich bin zu träge, um mir diese Mühe zu nehmen, Bourrienne: ich bin ein echter Janitschar, was er tun wird, wird gut sein. Warum zum Teufel soll ich mir die Mühe nehmen, eine Meinung zu haben, sie zu bekämpfen, sie zu verteidigen? Es ist langweilig genug, daß man lebt.«

Und der junge Mann begleitete diese Aphorismen mit einem langen Gähnen: dann fügte er mit dem Tone der größten Gleichgültigkeit hinzu:

»Glauben Sie, daß es Säbelhiebe setzen wird, Bourrienne?«

»Wahrscheinlich.«

»Nun, so ist doch eine Chance da, daß man umgebracht wird! Mehr brauche ich nicht. Wo ist der General?«

»Bei Madame Bonaparte: er ist vor einer Viertelstunde hinabgegangen. Haben Sie ihm melden lassen, daß Sie angekommen?«

»Nein, es ist mir nicht unangenehm, daß ich Sie zuvor gesehen. Doch halt, ich höre seinen Schritt. Er ist da.«

Im selben Augenblicke öffnete sich rasch die Türe und jene historische Persönlichkeit, welche wir incognito eine schweigsame Rolle in Avignon haben spielen sehen, erschien auf der Türschwelle in der malerischen Uniform des Obergenerals von Ägypten.

Nur, da er zu Hause war, trug er den Kopf bloß.

Roland fand seine Augen eingesunkener und seinen Teint bleierner, denn gewöhnlich.

Als er jedoch den jüngeren Mann gewahrte, leuchtete aus seinem düsteren oder vielmehr sinnenden Auge ein Blitz der Freude.

»Ach! Du bist es, Roland«, sagte er, »treu wie Stahl, man ruft Dich, Du kommst. Sei willkommen.«

Und er bot dem jungen Manne die Hand.

Dann fügte er mit einem unmerklichen Lächeln hinzu:

»Was tust Du bei Bourrienne?«

»Ich erwarte Sie, General!«

»Und während Du wartest, schwatzt Ihr wie alte Weiber.«

»Ich gestehe Ihnen, General, ich zeigte ihm meine Ordre, am 16. Brumaire hier zu sein.«

Der General warf Bourrienne einen unzufriedenen Blick zu; dann sagte er, sich rasch an Roland wendend:

»Apropos, und der Engländer?«

»Ja, der Engländer, mein General; ich wollte eben mit Ihnen von demselben sprechen.«

»Ist er noch in Frankreich?«

»Ja, und ich glaubte sogar einen Augenblick, er werde so lange hier bleiben, bis die Posaune des jüngsten Gerichts die Tagwache im Tal Josaphat blasen werde.

« »Hast Du ihn vielleicht gefehlt?«

»O nein! nicht ich; wir sind die besten Freunde von der Welt; und, mein General, das ist ein so ausgezeichnete und zu gleicher Zeit so origineller Mensch, daß ich Sie um ein ganz klein wenig Wohlwollen für ihn bitten möchte.«

»Nun, was ist denn Deinem Freunde geschehen?«

»Er wurde verhört, verurteilt und hingerichtet!«

»Was Teufel erzählst Du mir da?«

»Die reine, lautere Wahrheit, mein General.«

»Wie! er wurde verhört, verurteilt und guillotiniert?«

»O keineswegs: verhört, verurteilt, ja, aber nicht guillotiniert: wenn er guillotiniert worden, wäre er noch kranker, als er schon ist.«

»Was schwatzest Du nur da? von welchem Tribunal wurde er verhört und verurteilt?«

»Von dem Tribunal der Genossen Jehus.«

»Wer sind das, diese Genossen Jehus?«

»Nun, Sie haben wohl schon unsern Freund Morgan vergessen, den Mann mit der Maske, der dem Bordeauxhändler seine zweihundert Louisd'ors zurückbrachte?«

»Nein«, machte Bonaparte, »ich habe ihn nicht vergessen. Komm auf Deinen Engländer zurück, Schwätzer, hat dieser

Morgan ihn ermordet?«

»Nein, er nicht, aber seine Genossen.«

»Du sprichst von dem Tribunal, aber nicht von dem Urteil.«

»Mein General, Sie sind immer derselbe«, sagte Roland mit dem Reste von Vertraulichkeit, den er aus der Militärschule mitbrachte, »Sie wollen immer wissen und lassen einem nicht Zeit zu sprechen.«

»Geh zu den Fünfhundert und Du kannst so viel sprechen, als Du willst.«

»Gut! bei den Fünfhundert hätte ich vierhundert neunundneunzig Kollegen, die eben so gerne sprechen würden, als ich und mir das Wort abschneiden müßten. Ich will doch lieber von Ihnen, als von einem Advokaten unterbrochen werden.«

»Wirst Du sprechen?«

»Ich wünsche nichts mehr. Denken Sie sich, General, in der Nähe von Bourg ist eine Karthause.«

»Die Karthause von Seillon; ich kenne sie.«

»Wie! Sie kennen die Karthause von Seillon?« fragte Roland.

»Kennt der General nicht Alles?« fragte Bourrienne.

»Kommen wir zur Karthause zurück; sind noch Mönche da?«

»Nein; nur Gespenster.«

»Willst Du mir etwa eine Geistergeschichte erzählen?«

»Und eine der schönsten.«

»Teufel! Bourrienne weiß, daß ich dafür schwärme.«

»Nun denn, man sagte mir bei meiner Mutter, daß es in der Karthause Gespenster gebe; Sie können sich denken, daß wir darüber im Klaren sein wollten, Sir John und ich oder vielmehr ich und Sir John: wir brachten deshalb — Jeder eine Nacht dort zu.«

»Wo das?«

»Nun in der Karthause.«

Bonaparte machte mit dem Daumen ein unmerkliches Zeichen des Kreuzes, eine corsische Gewohnheit, die er nicht verlor.

»Ha, ha!« machte er, »und hast Du die Gespenster gesehen?«

»Ich habe eines gesehen.«

»Und was hast Du denn gemacht?«

»Ich schoß darauf.«

»Dann?«

»Dann setzte es seinen Weg fort.«

»Und Du hieltst Dich für geschlagen?«

»Ach, wie Sie mich kennen! Ich habe es verfolgt und noch einmal darauf geschossen; da es jedoch seinen Weg durch die Ruinen besser kannte, als ich, so entkam es mir.«

»Teufel!«

»Am andern Tage war es an Sir John, unserem Engländer.«

»Und hat er Dein Gespenst gesehen?«

»Er hat mehr gesehen: er hat zwölf Mönche gesehen, welche in die Kirche traten, Gericht über ihn hielten, weil er in ihre Geheimnisse habe eindringen wollen, ihn zum Tode verurteilten und ihn sogar erdolchten.«

»Und er hat sich nicht verteidigt?«

»Wie ein Löwe; er hat zwei getötet.«

»Und ist er tot?«

»Nicht viel besser; aber ich hoffe, daß er sich wieder herausreißen wird. Denken Sie sich General, daß man ihn am Saume des Weges gefunden hat und zu meiner Mutter brachte, mit einem Dolch in der Brust, wie einen Pfahl in einem Weinberg.«

»Aber das ist ja eine Szene der h. Vehme, die Du mir da erzählst, nicht mehr oder weniger.«

»Und auf der Klinge stand, damit man nicht im Zweifel sei, eingegraben: *Genossen Jehus*.«

»Es ist nicht möglich, daß dergleichen im letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich geschieht. Das ging wohl im Mittelalter zu den Zeiten der Heinriche und Otto in Deutschland.«

»Nicht möglich, General! Nun, hier ist der Dolch, was sagen Sie zu der Form? Sie ist hübsch, nicht wahr?«

Und der junge Mann zog aus seiner Brieftasche einen Dolch, an dem Klinge und Heft von Eisen waren.

Das Heft oder vielmehr der Griff, hatte die Form eines Kreuzes und auf der Klinge waren wirklich die Worte: *Genossen Jehus* eingegraben.

Bonaparte sah die Waffe genau an.

»Und Du sagst, daß sie Deinem Engländer dieses Spielzeug in die Brust gestoßen?«

»Bis an den Griff.«

»Und er ist nicht tot?«

»Nicht viel besser: aber er lebt.«

»Du hast es gehört, Bourrienne?«

»Mit dem größten Interesse.«

»Man muß mir wieder davon sprechen, Roland.«

»Wann General?«

»Wenn ich Herr sein werde . . . Jetzt geh' ich zu Josephine und sage ihr guten Morgen . . . Komm, Bourrienne, Du wirst mit uns speisen. Aber gebt wohl Acht, was Ihr miteinander sprecht, wir haben Moreau bei Tische . . . Ich bewahre den Dolch als Merkwürdigkeit auf.«

Bonaparte ging fort. Roland folgte ihm und Bourrienne kam bald nach.

Auf der Treppe begegnete ihm die Ordonnanz, welche er an den Präsidenten Gohier geschickt hatte.

Der Soldat übergab ihm die Antwort des Präsidenten.

Bonaparte erbrach den Brief und las:

»Der Präsident Gohier ist sehr erfreut über das Glück, welches ihm der General Bonaparte verspricht; er wird ihn übermorgen den 18. Brumaire sammt seiner liebenswürdigen Gattin und dem Adjutanten zum Diner erwarten. — Es wird um fünf Uhr gespeist; wenn diese Stunde dem General Bonaparte nicht gelegen sein sollte, so wird er ersucht, die ihm gelegene Zeit anzuzeigen.

»Der Präsident Gohier.«

»16. Brumaire, im Jahre VII.«

Bonaparte legte den Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche.

Dann wandte er sich zu Roland und fragte:

»Kennst Du den Präsidenten Gohier?«

»Nein, General.«

»Du wirst sehen, er ist ein sehr braver Mann.«

Diese leiten Worte waren wieder von dem ihm eigenen feinen Lächeln begleitet.

VI.

Moreau.

Josephine war noch immer schön und anmutig, ungeachtet oder vielleicht wegen ihrer vierunddreißig Jahre; denn in diesem Alter schwebt das Weib zugleich über der verflissenen Jugend und über dem künftigen Alter.

Eine unbesonnene Mitteilung Junoks hatte bei der Rückkehr Bonaparte's einige Kälte zwischen den beiden Gatten hervorgerufen, aber drei Tage waren genügend gewesen, um der Zauberin ihre ganze Gewalt über den Sieger von Rivoli und Arcole wiederzugeben.

Sie machte eben die Honneurs des Salons, als Roland eintrat. Die lebhaftere Creolin, welche ihre Gefühle nie zu bemeistern vermochte, gab laut ihre Freude zu erkennen, als sie ihn erblickte, und reichte ihm die Hand. Sie kannte Roland's Tollkühnheit und seine Ergebenheit gegen ihren Gemahl, sie wußte, daß er jeden Augenblick bereit war, sein Leben für Bonaparte zu lassen.

Roland ergriff die Hand, welche sie ihm reichte, und küßte sie ehrerbietig.

Josephine hatte in ihrer Kindheit die Mutter Roland's auf Martinique gekannt. Wenn sie Roland sah, sprach sie immer von seinem Großvater, in dessen prächtigem Garten sie oft jene herrlichen Früchte, welche in unseren kalten Ländern unbekannt sind, gepflückt hatte; sie war daher um einen Gegenstand des Gesprächs nicht verlegen, und erkundigte sich mit zärtlicher Teilnahme nach dem Befinden seiner Mutter, seiner Schwester und des kleinen Eduard.

»Lieber Roland«, setzte sie hinzu. »ich muß mich jetzt mit Allen beschäftigen, aber bleiben Sie etwas länger hier, als die Andern, oder richten Sie es so ein, daß wir morgen allein sind, ich habe von ihm zu reden — hier warf sie einen Seitenblick auf Bonaparte — und habe Ihnen unendlich viel zu sagen . . . Nicht wahr«, setzte sie, seine Hand drückend, mit einem Seufzer hinzu, »Sie werden ihn auf keinen Fall verlassen?«

»Wie?« erwiderte Roland erstaunt, »auf keinen Fall? Was meinen Sie damit?«

»Wenn Sie zehn Minuten mit Bonaparte gesprochen haben«, erwiderte Josephine, »so wird es Ihnen klar werden, was ich meine, Unterdessen beobachten und schweigen Sie.«

Roland verneigte sich und trat auf die Seite, mit dem Entschluß, Josephinens Rath zu befolgen und sich aus die Rolle des Beobachters zu beschränken.

Es gab in der Tat viel zu beobachten. Die Gesellschaft im Salon bestand aus drei Hauptgruppen. Die eine Gruppe war um Madame Bonaparte versammelt. Es war im Grunde mehr ein Drängen und Wogen, als eine Gruppe, denn Josephine war die einzige Dame im Salon. Eine zweite Gruppe, welche um Talma versammelt war, bestand aus Arnauld de Parseval, Grand-Maison, Monge, Berthollet und einigen andern Mitgliedern der Akademie.

In der dritten Gruppe, zu welcher sich Bonaparte gesellt hatte, bemerkte man Talleyrand, Barras, Lucian, den Admiral Bruix [Nicht zu verwechseln mit dem Contre-Admiral Brueys, welcher am 1. August 1798 bei Abukir gefallen war. Der Admiral Bruix, welcher am 18. Brumaire mit Talleyrand unterhandelte, starb erst 1805 Anm. d. Verf.], Röderer, Saint-Jean d'Angély, Fouché, Réal und einige Generale, unter denen man Lefebvre bemerkte.

In der ersten Gruppe sprach man von Moden, Musik und Theater; in der zweiten von Literatur, Wissenschaft und Kunst; in der dritten von den verschiedensten Dingen, nur nicht von dem, was ein Jeder auf dem Herzen hatte.

Diese Zurückhaltung mochte wohl mit Bonaparte's Stimmung nicht übereinstimmen, denn nachdem er diesem nichtssagenden Gespräch einige Augenblicke zugehört hatte, nahm er den vormaligen Bischof von Autun beim Arm und führte ihn an ein Fenster.

»Nun, wie steht's?«

»Erinnern Sie sich noch, General«, erwiderte Talleyrand, »was ich Ihnen von Siéyès gesagt habe?«

»Sie haben mir gesagt: suchen Sie eine Stütze in den Leuten, welche die Freunde der Republik als Jacobiner behandeln, und

seien Sie überzeugt, das Siéyès an der Spitze dieser Leute steht.«

»Er ergibt sich also?«

»Er hat sich sogar schon ergeben.«

»Der Mann, welcher mich erschießen lassen wollte, weil ich, ohne Quarantaine zu halten, in Frejus gelandet war!«

»O nein, deshalb nicht.«

»Warum denn?«

»Weil Sie ihn bei einem Diner in Gohier's Hause nicht angesehen und nicht mit ihm gesprochen haben.«

»Ich gestehe es Ihnen, das ich es absichtlich tat: ich kann den Pfaffen nicht leiden.«

Bonaparte bemerkte etwas spät, daß das Wort, welches ihm entschlüpft war, eine doppelte Schneide hatte, wie das Schwert des Erzengels.«

Talleyrand, der vormalige Bischof, konnte sich getroffen fühlen.

»Ich kann also auf ihn zählen?«

»Ich würde für ihn bürgen.«

Bonaparte sah Talleyrand forschend an; dieser verbarg seinen Ärger hinter einem süßen Lächeln.

Haben Sie Cambacérès und Lebrun gesehen?«

»Ich hatte Siéyès, den hartnäckigsten, auf mich genommen; Bruix hat die beiden Andern gesprochen.«

Der Admiral ließ den Obergeneral und den Diplomaten nicht aus den Augen. Er ahnte, daß ihr Gespräch sich um einen wichtigen Gegenstand drehte.

Bonaparte winkte ihn zu sich.

Ein minder kluger Mann würde sogleich gehorcht haben, aber Bruix hütete sich wohl, dem Wink schnell Folge zu leisten. Er ging mit scheinbarer Gleichgültigkeit einigemal im Salon auf und ab, dann ging er plötzlich auf Talleyrand und Bonaparte zu, als ob er sie erst jetzt bemerkte.

»Bruix ist ein tüchtiger Mann«, sagte Bonaparte, welcher auch Kleinigkeiten keineswegs übersah.

»Ja, General!« sagte Talleyrand, »und zumal sehr vorsichtig.«

»Aber man braucht einen Korkzieher, um ihm die Worte aus

dem Leibe zu holen.«

»O nein, jetzt, da er zu uns kommt, wird er die Sache ganz offen zur Sprache bringen.«

Tallevrand hatte sich nicht getäuscht. Bruix begann sogleich ohne Zögern:

»Ich habe sie gesprochen, sie sind unschlüssig.«

»Unschlüssig! Cambacérés und Lebrun unschlüssig! Über Lebrun wundere ich mich nicht so sehr, er ist ein Stück von einem Gelehrten, ein Gemäßigter ein Puritaner . . . Aber Cambacérés!«

»Es ist aber so.«

»Haben Sie ihnen denn nicht gesagt, daß ich aus Jedem von ihnen einen Konsul machen will?«

»So weit bin ich nicht gegangen«, antwortete Bruix lachend.

»Warum denn nicht?« fragte Bonaparte.

»Weil dies das erste Wort ist, welches Sie mir von Ihren Absichten gesagt haben, Citoyen General.«

»Das ist wahr«, sagte Bonaparte, sich in die Lippen beißend.

»Soll ich das Versäumte nachholen?« fragte Bruix.

»Nein! nein!« erwiderte Bonaparte hastig, »sie würden glauben, ich könnte nichts ohne sie beginnen. Ich will keine Unschlüssigkeit; sie mögen sich heute entschließen, unter den Bedingungen, welche Sie ihnen angeboten haben. Morgen wird's zu spät sein. ich fühle mich stark genug um allein zu handeln, und ich habe seht Siéyès und Barras.«

»Barras!« erwiderten die beiden Unterhändler erstaunt.

»Ja, Barras, der mich den »kleinen Korporal« nennt und mich, wie er sagt, nie wieder nach Italien schicken wird, weil ich dort mein Glück gemacht . . . Wissen Sie, was Barras gestern bei Tische in meiner Gegenwart gestanden hat? Es sei unmöglich, mit der Konstitution vom Jahre III länger auszukommen, er erkenne die Notwendigkeit einer Diktatur; er sei entschlossen, zurückzutreten, die Zügel der Regierung aus den Händen zu geben, denn er sei in der öffentlichen Meinung abgenutzt; die Republik brauche neue Regierer. Raten Sie, wem er die Staatszügel gern übergeben möchte. Ich wette Hundert gegen Eins, daß Sie es nicht erraten. Denken Sie sich dem General Hédouville! Er ist ein braver Mann, aber er schlug die die Augen

nieder, als ich ihn scharf ansah. Mein Blick muß freilich fürchterlich gewesen sein. Diesen Morgen um acht Uhr war er vor meinem Bett und entschuldigte sich wegen seiner gestrigen Dummheit; er erklärte, ich allein könne die Republik retten und stellte sich zu meiner Verfügung mit der Versicherung, daß er tun wolle, was ich wünsche, ich könne auf ihn zählen . . . Auf ihn! er kann lange warten! Ich weiß wohl, das Barras Ihr Freund und zumal der Freund Fouchés ist; aber der meinige ist er nicht, und ich werde es ihm beweisen. Bruix, gehen Sie wieder zu Lebrun und Cambacérès, und geben Sie ihnen die Marschroute in die Hand.«

Er sah nach der Uhr und setzte verdrießlich hinzu:

»Moreau läßt lange auf sich warten.«

Dann ging er zu der um Talma versammelten Gruppe.

Die beiden Diplomaten schauten ihm nach. Nach einer kleinen Pause sagte der Admiral leise zu dem vormaligen Bischof von Autun:

»Was denken Sie von diesen Gesinnungen gegen den Mann, welcher ihn, als er noch Subalternoffizier war, bei der Belagerung von Toulon auszeichnete, ihm am 13. Vendémiaire die Verteidigung des Convents übertrug, der ihn endlich mit sechsundzwanzig Jahren zum Obergeneral der italienischen Armee ernennen ließ?«

»Lieber Admiral«, antwortete Talleyrand mit seinem zugleich blassen und verschwitzten lächeln, »es gibt Dienste, die so groß sind. das sie nur durch Undank bezahlt werden können.«

alt="" src=" ../Images/J04.jpg" width="80%" height="auto"/>
Moreau.

In dieses Augenblicke ging die Tür auf und man meldete den General Moreau.

Bei diesem Namen, welcher die meisten Anwesenden in Erstaunen setzte, wandten sich alle Blicke gegen die Türe.

Moreau erschien.

Drei Männer fesselten damals die Blicke Frankreichs, und Moreau war einer von ihnen. Die beiden Andern waren Bonaparte und Pichegru.

Jeder von ihnen war eine Art Symbol geworden. Pichegru war

seit dem 18. Fructidor das Symbol der Monarchie; Moreau, welcher den Beinamen Fabius erhielt, war das Symbol der Republik; Bonaparte, welcher sie Beide durch die kühne Seite seines Genies beherrschte, war das Symbol des Krieges.

Moreau war damals im kräftigsten Mannesalter; wir würden sagen, in der ganzen Kraft seines Genies, wenn ein Genie ohne festen Entschluß denkbar wäre. Moreau war aber äußerst unschlüssig. Er war damals sechsunddreißig Jahre, von hoher Gestalt; sein sanftes, ruhiges und zugleich ausdrucksvolles Gesicht mußte Ähnlichkeit mit Xenophon haben.

Bonaparte hatte ihn nie gesehen; denn während der Eine an der Etsch und am Mincio kämpfte, war der Andere an der Sambre und am Rhein beschäftigt.

Bonaparte ging auf ihn zu.

»Ich helfe Sie willkommen, General.«

Moreau lächelte und antwortete mit ungemeiner Höflichkeit, während die Umstehenden sich neugierig herandrängten, um zu sehen, wie der neue Cäsar den neuen Pompejus anreden würde:

»General, Sie kommen als Sieger aus Ägypten und ich aus Italien nach einer groben Niederlage . . . «

»Für welche Sie mir nicht verantwortlich sind, General. Diese Niederlage ist die Schuld Joubert's; wenn er sich gleich nach seiner Ernennung zum Obergeneral zur italienischen Armee begeben hatte, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß ihm die Russen und Österreicher mit den Truppen, welche sie damals hatten, nicht widerstanden haben würden, aber der Hunigmonat hatte ihn in Paris zurückgehalten. Dieser Unglücksmonat, der dem armen Joubert das Leben kostete, hat ihnen Zeit gegeben, alle ihre Streitkräfte zusammen zu ziehen; die Übergabe von Mantua brachte ihnen am Tage vor der Schlacht noch fünfzehntausend Mann, diesen überlegenen Streitkräften konnte unsere brave Armee unmöglich widerstehen.«

»Ach ja« sagte Moreau, »die Übermacht siegt immer.«

»Sie haben vollkommen Recht«, sagte Bonaparte.

»Aber«, sagte Arnauld, welcher sich in das Gespräch mischte, »Sie haben doch mit kleinen Heeren gegen große gesiegt . . . «

»Wenn Sie Marius wären, statt daß Sie der Verfasser des

Marius sind, so würden Sie das nicht sagen, Herr Poet. Hören Sie wohl, was ich sage: selbst wenn ich große Armeen mit kleinen geschlagen habe, so ist doch immer die geringere Anzahl von der größeren geschlagen worden.«

»Ich verstehe nicht«, sagten Arnauld und Lefebvre einstimmig.

Aber Moreau gab durch Kopfnicken zu verstehen, daß er verstanden hatte.

Bonaparte fuhr fort:

»Folgen Sie meiner Theorie, es ist die ganze Kriegskunst Wenn ich mit geringeren Streitkräften einem großen Heere gegenüberstand, so gruppierte ich rasch meine Armee und stürzte wie ein Ungewitter auf einen Flügel des Feindes; ich warf ihn zurück, benutzte dann die Verwirrung, welche dieses Manoeuvre in der feindlichen Armee immer hervorbrachte, um sie auf einer andern Seite, aber immer mit allen meinen Truppen anzugreifen. So schlug ich sie einzeln, und den Sieg, welcher die Folge davon war, verdankten wir immer der größeren Truppenzahl.«

Als der große Feldherr eben seine Theorie entwickelt hatte, ging die Tür auf und ein Diener meldete, daß die Tafel gedeckt sei.

»Kommen Sie, General,“ sagte Bonaparte zu Moreau indem er ihn zu Josephine führte. »geben Sie meiner Frau den Arm.«

Die ganze Gesellschaft begab sich in den Speisesaal.«

Nach der Tafel führte Bonaparte den General Moreau in sein Kabinett unter dem Vorwande, ihm einen prächtigen Säbel zu zeigen, den er aus Ägypten mitgebracht hatte.

Die beiden Nebenbuhler blieben länger als eine Stunde allein. — Was unter ihnen verabredet und beschlossen wurde, ist nie bekannt geworden, aber als Bonaparte allein wieder in den Salon laut, sagte er zu Lucian:

»Ich hatte richtig vermutet: Moreau gibt der Milliärherrschaft den Vorzug; ich habe ihm den Befehl über ein Armeekorps versprochen. Inzwischen . . . «, setzte er lächelnd hinzu, »soll er den Befehl über das Luxembourg haben.«

Am folgenden Tage las man im Moniteur: Paris, 17. Brumaire. — Bonaparte hat Moreau einen mit Edelsteinen besetzten Damaszenersäbel, den er aus Ägypten mitgebracht, zum

Geschenk gemacht. Die kostbare Waffe wird auf zwölftausend Francs geschätzt.

VII.

Bernadotte.

Während Bonaparte wieder in den Salon gegangen war, hatte Moreau, der vermutlich seine Weisungen erhalten, das kleine Haus in der Rue de la Victoire verlassen.

Alles war Gegenstand der Kontrolle in einer solchen Soirée. Die Anwesenheit Moreau's blieb daher so wenig unbemerkt wie die auffallend heitere Laune des allein zurückkommenden Bonaparte.

Am aufmerksamsten wurde er von Josephine und Roland beobachtet. Moreau konnte ein schweres Gewicht in die Wagschale legen, er mochte sich nun für oder gegen Bonaparte erklären.

Bonaparte verstand den bittenden Blick seiner Gemahlin; als er Lucian verließ, schob er ihn zu Josephinen hin.

Lucian wußte, was sein Bruder damit meinte, er trat auf Josephinen zu.

»Es geht Alles gut«, sagte er.

»Und Moreau! . . . «

»Moreau hält es mit uns.«

»Ich hatte ihn für einen Republikaner gehalten.««

»Man hat ihm bewiesen, daß man im Interesse der Republik handelt.«

»Ich hätte ihn für ehrgeizig gehalten«, sagte Roland. Lucian stutzte und sah den jungen Offizier an.

»Sie haben Recht«, sagte er.

»Wenn er ehrgeizig ist,“ sagte Josephine, »wird er Bonaparte hindern, sich der Gewalt zu bemächtigen.«

»Warum denn?«

»Weil er sie für sich selbst in Anspruch nehmen wird.«

»Jawohl, aber er wird warten. dab man sie ihm fix und fertig bringe; sie zu schaffen versteht er nicht, sie zu nehmen wagt er nicht.«

Unterdessen näherte sich Bonaparte der Gruppe, welche sich,

wie vor der Tafel, um Talma gebildet hatte; ausgezeichnete Persönlichkeiten bilden immer den Mittelpunkt.

»Was erzählen Sie da, Talma!« fragte Bonaparte; »»man scheint Ihnen sehr aufmerksam zuzuhören.«

»Ja, aber jetzt hat's mit meiner Herrlichkeit ein Ende.«

»Warum denn?«

»Ich mache es wie der Citoyen Barras: Ich danke ab.«

»Der Citoyen Barras will also wirklich abdanken?«

»Man sagt es.«

»Weiß man, wer sein Nachfolger werden wird?«

»Man vermutet es.«

»Ist's einer von Ihren Freunden, Talma?«

»Vormals«, erwiderte Talma, sich verneigend, »war er so gütig, mich seiner Freundschaft zu versichern.«

»Wenn das ist, Talma, bitte ich um Ihre Fürsprache.«

»Ich verspreche sie Ihnen« sagte Talma lachend; »es fragt sich nur, in welchem Sinne.«

»Ich möchte wieder nach Italien gehen, und der Citoyen Brras will's nicht zugeben.«

»General«, erwiderte Talma, »die Lorberzweige sind abgeschnitten.«

»O Roscius Roscius!« sagte Bonaparte lachend, »bist Du in meiner Abwesenheit ein Schmeichler geworden?«

»General«, verlegte Talma, »Roscius war Cäsar's Freund, er muß ihm etwa dasselbe gesagt haben, was ich Ihnen sage.«

Bonaparte legte die Hand auf Talma's Schulter.

»Würde er ihm nach dem Übergang über den Rubikon dasselbe gesagt haben?«

Talma sah Bonaparte scharf an.

»Nein«, antwortete er; »er würde mit dem Augur gesagt haben: Cäsar, hüte Dich vor den Idus des März!«

Bonaparte steckte die Hand in den Rock, als ob er etwas suchte; er fand in der Brusttasche den Dolch der Genossen Jehu's und hielt ihn krampfhaft fest.

Ob er von den Verschwörungen Arena's, St. Regent's und Cadoudal's eine Ahnung hatte?

In diesem Augenblicke tat sich die Tür auf, und »General Bernadotte« wurde gemeldet.

Bernadotte!« sagte Bonaparte unwillig, »was will er hier?«

Bernadotte war seit Bonaparte's Rückkehr aus Ägypten ungemein zurückhaltend gewesen und hatte den Anerbietungen des Obergenerals kein Gehör gegeben; er hatte unter dem Soldatenrock den Staatsmann, unter dem Obergeneral den Diktator erkannt. Bernadotte war damals ein weit eifrigerer Republikaner, als Moreau, und überdies glaubte er Ursache zu Beschwerden gegen Bonaparte zu haben. Seine militärische Laufbahn war nicht minder glänzend gewesen, als die des jungen Feldherrn, sein Glücksstern begann ebenso glänzend zu schimmern wie der seinige, und er sollte, glücklicher als Napoleon, auf dem Thron sterben.

Bernadotte hatte diesen Thron freilich nicht erobert, er ward auf denselben berufen. Er war der Sohn eines Advokaten in Pau und hatte sich als gemeiner Soldat anwerben lassen. Im Jahre 1789 war er noch Sergeant-Major; aber es war damals die Zeit der schnellen Beförderungen. Kleber ernannte ihn 1794 auf dem Schlachtfelde, wo er den Sieg erkämpfte, zum Brigadegeneral. Nachdem er Divisionsgeneral geworden war, zeichnete er sich in den Schlachten von Fleurus und Sullies aus, zwang Maestricht zur Kapitulation, deckte den Marsch Jourdan's gegen eine doppelt so starke Armee und ward zum Rückzuge genötigt. Im Jahre 1797 beauftragte ihn das Direktorium, dem General Bonaparte 17.000 Mann zuzuführen; er unterstützte denselben mit aller Kraft, ging über den Tagliamento, nahm Gradiska, Triest, Laibach, Adria. Nach beendigtem Feldzuge nahm er, vielleicht wider Willen, die Sendung nach Wien an, während Bonaparte den Oberbefehl über die ägyptische Armee erhielt. Später wurde er Kriegsminister, nahm aber in Folge eines Zerwürfnisses mit Siéyès bald seine Entlassung. Nach Bonaparte's Rückkehr wollten ihn seine Freunde wieder ins Ministerium bringen, aber Bonaparte widersetzte sich, und so entstand ein gespanntes Verhältnis zwischen den beiden Generalen.

alt="" src=" ../Images/J05.jpg" width="80%" height="auto"/>
Bernadotte.

Die Anwesenheit Bernadotte's in Bonaparte's Salon war daher

fast eben so auffallend wie das Erscheinen Moreau's, und der Sieger von Maestricht machte eben so viel Aufsehen, wie der Sieger von Rastadt.

Bonaparte ging seinem Rivalen nicht entgegen, er sah sich nur um und erwartete ihn.

Bernadotte musterte mit raschem Blick die verschiedenen Gruppen; er bemerkte Bonaparte, aber er ging aus Josephine zu, welche in einem Lehnstuhl am Kamin saß, begrüßte sie mit ritterlicher Courtoisie, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und dann erst sah er sich nach Bonaparte um.

In einem solchen Moment hatte der geringste Umstand seine Bedeutung; die ausfallende Höflichkeit Bernadotte's wurde allgemein bemerkt. Eben so war es aufgefallen, daß er seit langer Zeit nur Zivilkleider trug.

Bonaparte, welcher diese Bemerkung ebenfalls machte, verlor die Geduld, und anstatt Bernadotte zu erwarten, ging er an ein Fenster, als ob er den vormaligen Kriegsminister auffordern wollte, ihm dahin zu folgen.

Bernadotte zwang sein sonst so bewegliches Gesicht zur Ruhe, grüßte freundlich die Umstehenden und ging auf Bonaparte zu, der ihn erwartete, wie ein Fechter seinen Gegner. Die beiden Männer begrüßten sich Bonaparte machte indes eine Bewegung, um Bernadotte die Hand zu reichen, und dieser machte keine Miene, ihm die seinige zu bieten.

»Es freut mich, Sie zu sehen«, sagte Bonaparte.

»Ich danke, General«, antwortete Bernadotte; »ich komme hierher, weil ich Ihnen einige Erklärungen geben zu müssen glaube.«

»Ich hatte Sie anfangs nicht erkannt.«

»Aber mich dünkt doch, General, dass mein Name von dem Diener, der mich meldete, laut und deutlich genug ausgesprochen wurde, um über meine Identität keinen Zweifel zuzulassen.«

»Ja, aber es wurde der General Bernadotte gemeldet, und ich sah einen Mann in Zivilkleidern; ich erkannte Sie wohl, aber ich zweifelte doch, ob Sie es wirklich waren.«

»Sie wissen«, antwortete Bernadotte lachend. »daß ich nur

noch ein halber Militär bin; der Citoyen Siéyès hat mich auf halben Sold gesetzt.«

»Es ist vielleicht recht gut für mich, daß Sie nicht mehr Kriegsminister waren, als ich zu Fréjus landete.«

»Warum denn?«

»Man sagte, Sie hätten mich verhaften lassen, weil ich die Sanitätsgesetze übertreten habe.«

»Ja, General, das habe ich gesagt; ich war immer ein treuer Beobachter der Disziplin und als Minister war ich der Sklave des Gesetzes.«

Bonaparte biß sich in die Lippen und erwiderte:

»Sie« werden doch nicht mehr behaupten, daß Sie keine persönliche Feindschaft gegen mich haben-«

»Eine persönliche Feindschaft gegen Sie, General!« antwortete Bernadotte. »Warum denn? Wir waren so ziemlich immer in gleichem Range, ich war sogar früher General als Sie; meine Feldzüge am Rhein waren freilich nicht so glänzend, wie Ihre Feldzüge an der Etsch, aber sie haben der Republik nicht minder Nutzen gebracht und als ich die Ehre hatte, unter Ihrem Oberbefehl in Italien zu dienen, haben Sie in mir gewiß einen guten Patrioten gefunden. Seit Ihrer Abreise war ich freilich glücklicher als Sie; denn ich hatte nicht die Verantwortung für eine große Armee, welche Sie, den letzten Depeschen Klébers zufolge, in einer mißlichen Lage zurückgelassen haben.«

»Wie! nach den letzten Depeschen Klébers; er hat also geschrieben?«

»Wissen Sie es denn nicht, General? Hat Ihnen das Direktorium denn nicht die Klagen Ihres Nachfolgers mitgeteilt? Das wäre in der Tat eine große Schwäche! Ich freue mich daher doppelt, daß ich gekommen bin, um mich in Ihren Augen zu rechtfertigen und Ihnen zu sagen, was man von Ihnen spricht.«

Bonaparte sah Bernadotte scharf an.

»Was sagt man denn von mir?« fragte er.

»Man sagt, da Sie einmal wiedergekommen sind, hätten Sie die Armee mitbringen sollen.«

»Hatte ich denn eine Flotte? Wissen Sie denn nicht, daß Brueys die seinige verloren hat?«

»Dann hätten Sie, wie man sagt, besser getan, bei der Armee zu bleiben.«

»Das würde ich auch getan haben«, erwiderte Bonaparte, »wenn die Ereignisse mich nicht nach Frankreich zurückgerufen hätten.«

»Was für Ereignisse, General?«

»Ihre Niederlagen.«

»Entschuldigen Sie, General« Sie wollen sagen, die Niederlagen Schéerer's.«

»Es sind immer Ihre Niederlagen.«

»Ich büрге für die Generale, welche unsere Heere am Rheine und in Italien befehligten, erst seit ich Kriegsminister bin; wenn wir seit jener Zeit die Niederlagen und Siege aufzählen, so wird es sich zeigen, auf welcher Seite die Wage sinkt.«

»Sie wollen wohl gar behaupten, das Ihre Angelegenheiten gut stehen?«

»Nein, aber ich wollte Ihnen sagen, daß sie nicht so schlecht stehen, wie Sie vorgeben.«

»Wie ich vorgebe! In der Tat, General, wer Sie hört, könnte glauben, es sei meine Absicht, Frankreich in den Augen des Auslandes herabzusetzen.«

»Das sage ich nicht; ich sage, das ich gekommen bin, um unsere Siege und Niederlagen der letzten drei Monate abzuwägen, da ich in Ihrem Hause bin und als Angeklagter komme . . . «

»Oder als Ankläger.«

»Zuerst als Angeklagter . . . so fange ich an. Mein Ministerium beginnt am 30. Prairial oder 8. Juni, wenn Sie wollen, wir werden uns um Worte nicht streiten.«

»Sie meinen, das wir uns um Sachen streiten werden.«

Bernadotte fuhr ohne zu antworten fort:

»Ich trat also am 8. Juni, nämlich einige Tage nach der Belagerung von Saint Jean d'Acre, ins Ministerium!«

Bonaparte biß sich in die Lippen.

»Die Belagerung von Saint Jean d'Acre«, erwiderte er, »habe ich erst nach der Zerstörung der Festungswerte aufgehoben.«

»Davon schreibt Kléber nichts«, sagte Bernadotte lächelnd;
»Clark war damals Minister.«

Eine kurze Pause folgte.

»Weiter«, sagte Bonaparte, nachdem er vergebens versucht hatte, Bernadotte durch seinen Falkenblick in Verlegenheit zu setzen.«

Bernadotte verneigte sich und fuhr fort:

»Vielleicht hat nie ein Kriegsminister sein Portefeuille unter mißlicheren Verhältnissen erhalten: im Innern wütete der Bürgerkrieg der Feind stand an unseren Grenzen, unsere alten Soldaten waren entmutigt, es fehlte an Mitteln, um neue Armeen auszurüsten. So standen die Sachen am 8. Juni; aber ich hatte mein schwieriges Amt schon angetreten; von jenem Tage an wurde eine tätige Korrespondenz mit den Civil- und Militärsbehörden eröffnet, um ihren Mund und ihre Hoffnungen wieder zu beleben; ich hatte vielleicht unrecht, daß ich nicht wie ein Minister zu Soldaten, sondern wie ein Kamerad zu Kameraden, wie ein Bürger zu seinen Mitbürgern sprach, dass ich an den Muth der Armee und an das Herz Frankreichs appellierte . . . aber ich erreichte, was ich wollte; die Nationalgarde wurde mit neuem Eifer wieder organisiert, Legionen bildeten sich am Rhein und an der Mosel, Bataillone von Veteranen traten an die Stelle der Regimenter, welche zur Verstärkung der Grenztruppen bestimmt sind, unsere Kavallerie erhielt vierzigtausend frische Pferde, hunderttausend bewaffnete und vollständig ausgerüstete Rekruten scharten sich unter die Fahnen der Republik . . . «

»Das ist ja ein Selbstlob«, fiel ihm Bonaparte ins Wort.

»Nun ja«, erwiderte Bernadotte, »ich will meine Rede in zwei Teile scheiden; der erste soll ein Selbstlob sein, welches man widerlegen kann, der zweite hingegen eine Darlegung unwiderlegbarer Tatsachen; mit dem Selbstlob bin ich fertig und gehe nun zu den Tatsachen über. — Vom 17. bis 20. Juni, in der Schlacht an der Trebbia will Macdonald ohne Moreau kämpfen, geht über die Trebbia, greift den Feind an, wird von ihm geschlagen und zieht sich nach Modena zurück. Am 21. Juni schlägt Moreau den österreichischen General Bellegarde. Am 22. Juni wird die Festung Alessandria an das österreichisch-russische

Heer übergeben. Die Niederlagen fallen also schwerer in die Wage. Am 30. wird Mantua übergeben. Am 15. August Schlacht bei Novi. Diesesmal ist es mehr als eine Schlappe, es ist eine förmliche Niederlage. — Während wir bei Novi geschlagen werden, hält sich Masséna in seinen Positionen bei Zug und Luzern und setzt sich an der Aar und am Rhein fest, während Lecourbe am 14. und 15. August über den Gotthard geht. Am 19. August schlägt Rourne den Feind bei Bergen und nimmt den russischen General Herrmann gefangen. Am 25., 26. und 27. August schlägt Masséna die Anglo-Russen bei Zürich; der Feind verliert zwölftausend Mann, hundert Kanonen und alles Gepäck; die Österreicher können sich erst jenseits des Bodensees mit den Russen wieder vereinigen; dort haben die Fortschritte ein Ende, welche der Feind seit der Eröffnung des Feldzuges gemacht; seit der Wiedereinnahme von Zürich ist das französische Gebiet gegen jede Invasion geschützt; am 30. schlägt Molitor die Österreicher und wirft sie nach Graubünden zurück. Am 1. September schlägt Mortier den General Rosenberg. Am 2. zwingt Molitor den russischen General Suwarow, Glarus zu räumen, seine Verwundeten, seine Geschütze und sechshundert Gefangene im Stich zu lassen. Am 6. schlägt der General Brune zum zweitenmal die Anglo-Russen unter dem Herzog von York; am 7. nimmt General Gajau die Stadt Konstanz. Am 9. landen Sie in Fréjus . . . Es ist gut, General«, fuhr Bernadotte fort, »daß Sie wissen, in welchem Zustande Sie Frankreich finden, denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird es in Ihre Hände übergeben. Wir machen jetzt Geschichte, und wer dieselbe etwa in Zukunft fälschen will, muß an der Erklärung Bernadotte's ein Hindernis finden!«

»Ist das auf mich gemünzt?« fragte Bonaparte.

»Nein, auf die Schmeichler. Sie haben, wie man versichert, behauptet, Sie seien nach Frankreich zurückgekommen, weil unser Heer vernichtet, das Vaterland bedroht, die Republik ihrem Ende nahe sei; Sie sind vielleicht in dieser Besorgnis abgereist, aber nach Ihrer Ankunft muß diese Besorgnis verschwinden und einer ganz andern Überzeugung weichen.«

»Ich trete Ihrer Meinung sehr gern bei, General«, antwortete Bonaparte ernst und würdevoll, »und je größer und mächtiger Sie

mir Frankreich zeigen, desto dankbarer werde ich denen sein, welche es zur Macht und Größe emporheben.«

»Das Resultat ist ganz klar, General; drei Armeen sind geschlagen und zersprengt, wir haben zwanzigtausend Gefangene, hundert Kanonen, fünfzehn Fahnen erbeutet, neun Generale sind gefangen oder gefallen, die Schweiz ist frei, unsere Grenzen sind gedeckt. Die anglo-russische Armee, welche zweimal besiegt wurde, hat uns ihre Artillerie sammt Munition und Lebensmitteln, sogar die mit den Engländern gelandeten Weiber und Kinder überlassen; achttausend französische und batavische Gefangene sind dem Vaterlande zurückgegeben worden; Holland ist gänzlich geräumt; — wir haben zweihundertvierzigtausend Soldaten unter den Waffen . . . «

»Aber«, fragte Bonaparte spöttisch, »wenn Sie zweihundertvierzigtausend Soldaten unter den Waffen haben, was kann Ihnen denn an den fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann liegen, die ich in Ägypten hatte und die dort zur Colonisirung nützlich sind?«

»Ich verlange sie, General, nicht weil wir sie nötig haben, sondern in der Befugnis, daß ihnen ein Unglück geschehen könne.«

»Was für ein Unglück soll ihnen unter Kléber's Befehl widerfahren?«

Kléber kann fallen, und dann sind Ihre zwanzigtausend Mann verloren.«

»Wie! verloren?«

»Ja, der Sultan wird Truppen schicken, er ist im Besitz des Landes; die Engländer, die Herren des Meeres, werden eine Kriegsflotte schicken, und wir müssen von hier der Räumung Ägyptens und der Kapitulation unserer Armee ruhig zusehen.«

»Sie sehen die Dinge in sehr trübem Lichte, General«

»Die Zukunft wird zeigen, wer von uns Beiden richtig gesehen hat.«

»Was würden Sie denn an meiner Stelle getan haben?«

»Ich weiß es nicht; aber ich würde die Armee, welche mir von Frankreich anvertraut worden, nicht verlassen haben, und hätte ich sie über Konstantinopel zurückführen sollen. Xeuophon war

am Tigris in einer noch schlimmeren Lage als Sie am Nil; er führte die Zehntausend nach Ionien zurück, und diese Zehntausend waren keine Athener, es waren nicht seine Mitbürger, sondern Söldner.«

Sobald Bernadotte den Namen Konstantinopel ausgesprochen hatte, hörte Bonaparte nicht mehr zu, jener Name schien eine Reihe neuer Gedanken in ihm geweckt zu haben. Er legte die Hand auf den Arm Bernadotte's und sagte gedankenvoll vor sich hinblickend:

»Ja, ich habe auch daran gedacht, und deshalb gab ich mir so viel Mühe, Saint-Jean d'Acree zu nehmen; Sie haben von hier nur meine Hartnäckigkeit, meine Verluste an Leuten gesehen; Sie haben geglaubt, ich folgte nur meiner Eigenliebe; aber was lag mir an der Aufhebung der Belagerung, wenn Saint-Jean d'Acree nicht ein Bollwerk gewesen wäre, welches dem größten Plan, der je entworfen worden, im Wege stand! Mein Gott! Städte konnte ich so viel nehmen, wie Alexander und Cäsar. Aber Saint-Jean d'Acree mußte ich haben! Wissen Sie, was ich getan hätte, wenn das Nest in meine Gewalt gekommen wäre?«

Dabei sah er Bernadotte mit seinen Falkenaugen so scharf an, das dieser dem Blicke nicht widerstehen konnte.

»Was ich getan hätte?« wiederholte Bonaparte und hob die Fausts als ob er, wie Ajax, den Himmel bedrohen wollte; »ich würde in der Stadt die Schätze des Pascha und Waffen für dreihunderttausend Mann gefunden, ich würde ganz Syrien bewaffnet und meine Armee mit allen Mißvergnügten verstärkt haben; ich würde im ganzen Lande die Aufhebung der Knechtschaft und die Vernichtung der despotischen Regierung der Paschas verkündet haben; ich würde das türkische Reich umgestürzt und zu Konstantinopel ein großes Reich gegründet haben. Und wer weiß, vielleicht wäre ich über Adrianopel und Wien nach Paris zurückgekehrt Dies ist der Plan, welcher an Saint-Jean d'Acree scheiterte.«

Bernadotte, fast erschrocken über die Größe des von Bonaparte dargelegten Plans, war einen Schritt zurückgetreten.

»Ja«, erwiderte Bernadotte, »ich sehe, nach welchem Ziele Sie streben. Sie haben Ihre Gedanken verraten; Sie wollen in Osten oder Westen einen Thron . . . Warum nicht? Sie können auf meine

Mitwirkung zählen; aber nur nicht in Frankreich; ich bin Republikaner und werde als Republikaner sterben.«

»Auch ich bin Republikaner«, erwiderte Bonaparte; »aber sehen Sie nur, was aus Ihrer Republik geworden ist.«

»Ich kümmere mich weder um das Wort noch um die Form«, entgegnete Bernadotte, »mir liegt nur an dem Principe. Das Direktorium lege die Gewalt in meine Hände und ich werde die Republik schon gegen ihre äußern und innern Feinde zu verteidigen wissen.«

Bei diesen legten Worten sah Bernadotte seinen Nebenbuhler scharf an; die Blicke begegneten sich funkelnd und blitzend, wie zwei Schwerter.

Josephine, welche die beiden Männer schon lange mit einiger Unruhe betrachtet hatte, sah diesen doppelten drohenden Blick. Sie stand schnell auf und ging auf sie zu.

»General«, sagte sie zu Bernadotte.

Bernadotte trat einen Schritt zurück und verneigte sich.

»Sie sind ein guter Freund von Gohier, nicht wahr?« setzte sie hinzu.

»Ja, Madame«, erwiderte Bernadotte, »er ist einer meiner besten Freunde.«

»Wir werden übermorgen den 18. Brumaire bei ihm speisen; kommen Sie doch auch mit Madame Bernadotte, es wird mich sehr freuen, den Abend in ihrer Gesellschaft zu sein.«

»Madame«, sagte Bernadotte, »zur Zeit der Griechen würden Sie eine der Grazien, im Mittelalter eine Fee gewesen sein, jetzt sind Sie die liebenswürdigste Dame, welche ich kenne.«

Er trat drei Schritte zurück, verneigte sich und zog sich zurück, ohne dass Bonaparte den mindesten Anteil an seinem Abschiedsgrüße hatte.

Josephine folgte Bernadotte mit den Blicken, bis er den Salon verlassen hatte. Dann wandte sie sich zu ihrem Gemahl.

»Nun«, sagte sie, »mit Bernadotte scheint es nicht so gut gegangen zu sein, wie mit Moreau.«

»Er ist ein kühner, aufrichtiger, uneigennütziger Republikaner«, sagte Bonaparte; »er ist ein Hindernis-, welches man umgehen muß, weil man es nicht umwerfen kann . . . «

Er ging aus dem Salon, ohne von Jemand Abschied zu nehmen und begab sich in sein Arbeitszimmer. Roland und Bourrienne folgten ihm.

Zehn Minuten nachher ging die Türe leise auf und Lucian erschien.

VIII.

Lucian.

Lucian wurde offenbar erwartet. Bonaparte hatte zwar seinen Namen noch nicht genannt, aber er hatte sich einigemal ungeduldig nach der Türe umgesehen, und als der junge Mann erschien, gab der General seine Freude ganz offen zu erkennen.

Lucian, der jüngere Bruder des Obergenerals, war im Jahre 1775 geboren und daher kaum fünfundzwanzig Jahre alt. Seit 1797 war er Mitglied des Rates der Fünfhundert, welcher ihn vor Kurzem zum Vorsitzenden ernannt hatte. Diese Ernennung war für Bonaparte höchst erwünscht.

Lucian war übrigens ein aufrichtiger Republikaner, und glaubte durch die Förderung der Pläne seines Bruders noch mehr der Republik, als dem künftigen ersten Konsul zu dienen. Denn nach seiner Meinung konnte kein Anderer als Bonaparte, welcher die Republik schon einmal gerettet hatte, dieselbe zum zweitenmale retten.

»Ich habe Dich mit Sehnsucht erwartet«, sagte Bonaparte zu ihm.

»Ich dachte es wohl, aber ich mußte, um mich zu entfernen, einen Augenblick benutzen, wo Niemand an mich dachte.«

»Und Du glaubst, daß es Dir gelungen ist?«

»Ja, Talma erzählte eine Geschichte von Murat und Dumauriez; sie schien sehr interessant zu sein, aber ich habe mir den Genuß versagt . . . und da bin ich.«



Lucien Bonaparte.

»Ich hörte soeben einen Wagen abfahren.«

»Es ist mein Wagen; man wird glauben, ich sei fort.«

»Laß hören«, fragte Bonaparte, »wir Du Deine Zeit benutzt hast. Werden wir unser Dekret bekommen?«

»Wir haben es heute verfaßt und ich bringe es Dir, falls Du etwas zu streichen oder hinzuzusetzen hast.«

»Laß sehen«, sagte Bonaparte.

Er nahm hastig das Papier, welches Lucian ihm reichte, und las:

»Art.1. Der gesetzgebende Körper wird in die Gemeinde St. Cloud verlegt; die beiden Kammern werden in den beiden Flügeln des Palastes ihre Sitzungen halten.«

»Dies war der wichtigste Artikel«, sagte Lucian; »ich habe ihn oben angesetzt, damit er dem Volke in die Augen falle.«

»Ja, ja!« sagte Bonaparte; dann las er weiter:

»Artikel 2. Die Übersiedelung wird morgen 20. Brumaire . . . «

»Nein, nein!« sagte Bonaparte; »morgen, den 19 . . . Ändere das Datum, Bourrienne.«

Er reichte seinem Sekretär das Papier.

»Du glaubst also am 18. gerüstet zu sein!«

»Ja wohl. Fouché ließ mir vorgestern sagen: Beeilen Sie sich, oder ich stehe für nichts.«

»19. Brumaire«, sagte Bourrienne, indem er dem General das Papier zurückgab.

Bonaparte las weiter.

»Artikel 2. Die Übersiedelung wird morgen, 19. Brumaire um Mittag stattfinden. Übrigens ist jede Fortsetzung der Geschäfte und Beratungen bis zu dieser Frist untersagt.«

Bonaparte las diesen Artikel noch einmal.

»Es ist gut«, sagte er, »es liegt kein Doppelsinn darin.«

Dann las er weiter:

»Artikel 3. Der General Bonaparte wird mit der Vollziehung dieses Dekrets beauftragt; er wird alle zur Sicherheit der Nationalvertretung notwendigen Maßregeln ergreifen.«

Ein spöttisches Lächeln umschwebte den Mund des Lesers, aber er las nach einer ganz kurzen Pause weiter:

»Der Kommandant der 17. Militärdivision wird sammt allen in der Gemeinde Paris befindlichen Linientruppen und der Garde des gesetzgebenden Körpers sofort unter seine Befehle gestellt . . . «

»Setzen Sie hinzu. Bourrienne: *»Alle Bürger haben ihm aus sein Ansuchen sogleich Beistand zu leisten.«* — Die Philister mengen sich gern in Politik, und wenn sie uns zur Erreichung unseres Zweckes dienen können, so muß man ihnen dieses Vergnügen machen.«

Bourrienne gehorchte und gab dem General das Papier zurück.

»Artikel 4. Der General Bonaparte wird in den Rath berufen, um eine Abschrift dieses Dekretes in Empfang zu nehmen und den Eid zu leisten; er wird sich mit den Commissären der beiden Kammern verständigen.«

»Artikel 5. Dieses Dekret wird dem Rath der Fünfhundert und dem vollziehenden Direktorium sofort durch eine Botschaft zugestellt; es wird gedruckt und durch Eilboten in alle Gemeinden der Republik gesandt, um überall angeschlagen zu werden.«

Paris, den . . . «

Das Datum ist offen gelassen«, sagte Lucian.

»Bourrienne, sagen Sie, den 18. Brumaire. Das Dekret muß unerwartet kommen. Um sieben Uhr Früh wird es erlassen, und zu derselben Stunde, sogar noch früher an allen Straßenecken von Paris angeschlagen.«

»Aber wenn der Rath der Fünfhundert die Annahme verweigert . . . «

»Dann haben wir um so mehr Ursache, es anschlagen zu lassen«, erwiderte Bonaparte; »wir nehmen von einer solchen Weigerung gar keine Notiz . . . Übrigens kann man auf eine ganz einfache Weise vorbeugen; wir berufen auf sechs Uhr Früh nur jene Mitglieder zusammen, deren wir sicher sind, auf acht Uhr die übrigen. Es müßte wahrlich der Teufel die Hand im Spiel haben, wenn wir die Mehrheit nicht für uns hätten!«

»Aber wie kann ich einen Teil auf sechs Uhr und den andern auf acht Uhr einberufen?« sagte Lucian.

»Nimm zwei verschiedene Sekretäre; der eine muß sich geirrt haben . . . Schreiben Sie, Bourrienne.«

Er ging im Zimmer auf und ab und diktierte ohne zu stocken, als ob er seinen Gegenstand lange durchdacht hatte, stand aber von Zeit zu Zeit vor seinem Sekretär still, um zu sehen, ob die Feder nachkam.

Citoyens!

»Der Rath der Fünfhundert, Vertreter der Nationalweisheit, hat so eben das anliegende Dekret erlassen; er ist durch die Artikel 102 und 103 der Verfassungsurkunde dazu berechtigt.

»Er beauftragt mich, zur Sicherheit und sofortigen Verlegung der Nationalvertretung die nötigen Maßregeln zu ergreifen.«

»Der gesetzgebende Körper wird sich in der Lage befinden, die Nationalvertretung der Gefahr zu entreißen, in welche die Zerrüttung aller Verwaltungszweige uns führt. Er bedarf bei diesem wichtigen Anlasse des Zusammenwirkens und des Vertrauens der Patrioten Schaart Euch um ihn, es ist das einzige Mittel, der Republik die sicheren Grundlagen der innern Ruhe, des Sieges und des Friedens zu geben.«

Bonaparte las diese Proclamation und deutete durch Kopfnicken an, das er zufrieden sei. Dann zog er seine Uhr hervor.

»Elf Uhr«, sagte er; »es ist noch Zeit.«

Dann setzte er sich an Bourrienne's Platz und schrieb einige Worte in Form eines Billets, siegelte und schrieb auf die Adresse: An den Citoyen Barras.

»Roland,« sagte er, »geh' und nimm' ein Pferd aus dem Stalle oder einen Fiaker, und begieb Dich zu Barras; ich ersuche ihn um eine Zusammenkunft auf morgen um Mitternacht . . . Er wird Dir eine Antwort geben.«

Roland entfernte sich. — Gleich darauf hörte man im Hofe die raschen Hufschläge eines Pferdes.

»Bourrienne«, sagte Bonaparte, nachdem er auf das Pferdegetrapp gelauscht hatte, »morgen gegen Mitternacht laß anspannen, setze Dich in meinen Wagen und fahre statt meiner zu Barras . . . gleichviel, ob ich zu Hause bin, oder nicht.«

»Statt Ihrer, General?«

»Ja, er wird den ganzen Tag auf mich zählen und nichts unternehmen; denn er wird glauben, ich wünsche ihn in mein Interesse zu ziehen. Um Mitternacht fährst Du zu ihm und sagst, ich sei unpäßlich und im Bett, aber um sieben Uhr Früh würde ich unfehlbar zu ihm kommen. Er wird Ihnen vielleicht nicht glauben, aber auf jeden Fall wird er nicht mehr Zeit haben, etwas gegen uns zu unternehmen; um sieben Uhr Früh werde ich zehntausend Mann unter meinem Befehl haben.«

»Ich werde zu ihm fahren, General. Haben Sie mir sonst noch Befehle zu gehen?«

»Nein, für diesen Abend nicht; aber kommen Sie morgen Früh zeitig hierher.«

»Und ich?« fragte Lucian.

»Sprich mit Siéyès, er hat den Rath der Ältesten in seiner Hand. Ich will nicht, das man ihn bei mir oder mich bei ihm sehe; wenn unser Plan etwa scheitert, so müssen wir Siéyès verleugnen können; ich will übermorgen unbedingt Herr meiner Handlungen sein und gegen Niemand eine Verbindlichkeit haben.«

»Glaubst Du meiner morgen zu bedürfen?«

»Komm' in der Nacht und statte mir von Allem Bericht ab.«

»Gehst Du wieder in den Salon?«

»Nein, ich will Josephine in ihrem Zimmer erwarten . . . Bourrienne wird ihr im Vorbeigehen ein paar Wort sagen, damit sie sich so bald als möglich entferne.«

Er nahm von seinem Bruder und Bourrienne durch eine vertrauliche Handbewegung Abschied und begab sich durch einen Seitengang in Josephinen's Zimmer.

Eine einzige Alabasterlampe verbreitete ein mattes Licht, in welchem die Stirne des Verschwörers noch blässer als gewöhnlich erschien. Lange lauschte Bonaparte auf das Rasseln der abfahrenden Kutschen. Endlich als der letzte Wagen fort war, ging die Türe auf und Josephine erschien.

Sie war allein und trug einen zweiarmigen Leuchter in der Hand. Ihr stark beleuchtetes Gesicht drückte eine peinliche Spannung aus.

»Was fehlt Dir denn?« fragte Bonaparte.

»Es ist mir bange . . . «

»Was fürchtest Du? etwa die Gimpel im Direktorium oder die Wortführer in den beiden Kammern? Sei nur ruhig; unter den Ältesten ist Siéyès, unter den Fünfhundert Lucian auf meiner Seite.«

»Es geht also Alles gut?«

»Ja, seht gut.«

»Du ließest mir sagen, das Du mich in meinem Zimmer erwartest, ich fürchtete daher, Du hättest mir schlimme Nachrichten mitzuteilen.«

»Wie kannst Du denn glauben, dass ich sie Dir mitteilen würde, wenn ich welche erhalten hättet . . . Doch fürchte nichts, ich habe nur gute Nachrichten; nur mußst Du auch eine Rolle bei der

Verschwörung übernehmen . . . «

»Wie so?«

»Setze Dich und schreibe an Gohier.«

»Daß wir nicht bei ihm speisen werden?«

»Im Gegenteile, er soll mit seiner Frau bei uns frühstücken. Herzensfreunde, wie wir, können einander nicht zu oft sehen.«

Josephine setzte sich an einen kleinen zierlich gearbeiteten Schreibtisch.

»Ich bin bereit«, sagte sie; »diktiere mir, was ich schreiben soll.«

»Nicht wahr, damit man meinen Styl erkenne? Nein, Du verstehst besser, als ich, eine Einladung in Worte zu kleiden, die man unmöglich mit einer Weigerung beantworten kann.«

Josephine lächelte über die Schmeichelei, bot ihrem Gemahle die Wange zum Kusse und schrieb folgendes noch vorhandene Billet:

»An den Citoyen Gohier, Präsidenten des vollziehenden Direktoriums der französischen Republik.«

»Ist das so recht?« fragte sie.

»Sehr gut; gib ihm nur seinen Präsidententitel, er wird ihn ohnedies nicht lange mehr behalten.«

»Wirst Du denn gar nichts aus ihm machen.«

»Alles was er will, wenn er Alles tut, was ich will . . . Nur weiter, liebe Josephine.«

Sie schrieb weiter:

»Lieber Gohier, kommen Sie morgen um acht Uhr mit Ihrer Gemahlin zum Frühstück. Ich erwarte Sie auf jeden Fall, ich habe Ihnen sehr viel Interessantes zu sagen.«

»Adieu, lieber Gohier, zählen Sie immer auf meine aufrichtige Freundschaft.«

»La Pagerie Bonaparte.«

»Ich habe geschrieben: morgen«, sagte Josephine; »ich muß also den 17 Brumaire setzen.«

»Und Du wirst die Wahrheit schreiben«, sagte Bonaparte, »denn es schlägt gerade zwölf.«

Er hörte ernst und nachdenkend den Schlägen der Tischuhr zu; er war nur noch vierundzwanzig Stunden von dem verhängnisvollen Tage entfernt, an welchem die seit einem Monate vorbereitete, seit drei Jahren geträumte Entscheidung folgen sollte.

Wir wollen tun, was er gern getan hätte; wir wollen sie überspringen, die vierundzwanzig Stunden, welche uns noch von jenem denkwürdigen, folgenschweren Tage trennen, um zu sehen, was sich um sieben Uhr Früh an verschiedenen Punkten von Paris zutrug.

IX.

Der 18. Brumaire.

Um sieben Uhr Früh kam der Polizeiminister Fouché zu Gohier, dem Präsidenten des Direktoriums.

»Ei, so früh, Herr Polizeiminister!« sagte Gohier; »was gibt es denn?«

»Wissen Sie denn noch nichts von dem Dekrete!« fragte Fouché.

»Was für ein Dekret?« fragte Gohier erstaunt.

»Das vom Rate der Ältesten erlassene Dekret.«

»Wann ist es erlassen worden?

»Diese Nacht.«

»Versammelt sich denn der Rath der Ältesten jetzt in der Nacht?«

»In dringenden Fällen, ja!«

»Und was sagt das Dekret?«

»Es verlegt die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud.«

Gohier fühlte den Schlag; er wußte wohl, welchen Nutzen der Unternehmungsgeist Bonaparte's von dieser Verfügung ziehen konnte.

»Und seit wann«, fragte er, »hat sich der Polizeiminister in einen Boten des Rates der Ältesten verwandelt?«

»Sie irren sich, Citoyen Präsident«, antwortete Fouché; »ich bin diesen Morgen mehr Polizeiminister als je; ich melde Ihnen ja ein Ereignis, welches die größten Folgen haben kann.«

Fouché wußte noch nicht, welchen Ausgang die Verschwörung in der Rue de la Victoire nehmen würde, er wollte sich daher einen Ausweg sichern. Aber Gohier, wie vertrauensvoll er sonst auch war, kannte Fouché zu gut, als daß er sich von ihm hätte überlisten lassen.

»Citoyen Minister«, erwiderte er, »das Dekret hätten Sie mir gestern anzeigen sollen, und nicht diesen Morgen; Sie kommen

nur um einige Augenblicke früher als die offizielle Anzeige, die mir sofort gemacht werden muß.«

In demselben Augenblicke trat ein Türsteher ein und meldete dem Präsidenten, daß ein Bote des Rates der Ältesten ihm eine Mitteilung zu machen habe.

Gohier ließ den Boten hereinkommen und empfing aus seinen Händen ein Schreiben.

Er erbrach hastig das Siegel und las:

»Citoyen Präsident,

»Die Kommission beeilt sich, Ihnen das Dekret mitzuteilen, welches die Übersiedelung des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud verfügt.

»Das Dekret wird sofort veröffentlicht werden, aber im Interesse der Sicherheit werden wir uns vor Allem mit den nötigen Maßregeln beschäftigen.

»Wir laden Sie ein, sich in der Kommission einzufinden, Sie werden Siéyès und Ducos finden.

»Brüderlichen Gruß.

»Barillon, Forgues, Eornet.«

»Es ist gut.« sagte Gohier zu dem Boten und entließ ihn mit einem Wink.

Als der Bote fort war, wandte sich Gohier zu Fouché:

»Der Plan ist gut entworfen; man zeigt mir an, daß ein Dekret erlassen sei, aber man schickt mir das Dekret nicht. Zum Glück sind Sie da, Sie werden mir sagen, wie es lautet.«

»Ich weiß nichts«, sagte Fouché.

»Wie! der Rath der Ältesten hat eine Sitzung gehalten, und Sie, der Polizeiminister, wissen nichts davon! Es ist doch eine brieflich beschlossene, außerordentliche Verhandlung!«

»Allerdings, aber ich konnte der Sitzung nicht beiwohnen . . . «

»Konnten Sie denn nicht einen Ihrer Sekretäre hinschicken, um Wort für Wort Alles aufzeichnen zu lassen? Es war wohl der Mühe wert, denn diese Sitzung wird aller Wahrscheinlichkeit nach für

das Schicksal Frankreichs entscheidend sein . . . Ah! Citoyen Fouché, Sie sind ein sehr ungeschickter . . . oder vielmehr sehr schlauer Polizeiminister!«

»Haben Sie mir Befehle zu erteilen, Citoyen Präsident?« fragte Fouché.

»Nein, Citoyen Minister«, antwortete der Präsident; »wenn das Direktorium etwas zu befehlen für gut findet, wird es sich an Männer wenden, die seines Vertrauens würdig . . . Sie können wieder zu denen gehen, in deren Auftrage Sie gekommen sind«, setzte er hinzu und kehrte ihm den Rücken.

Fouché entfernte sich. — Gohier zog die Glocke.

Ein Türsteher erschien.

»Gehen Sie zu Barras, zu Siéyès, zu Ducos, zu Monlin, und schicken Sie sie augenblicklich zu mir . . . Ersuchen Sie auch Madame Gohier, in mein Kabinett zu kommen und den Brief der Madame Bonaparte mitzubringen.«

Fünf Minuten nachher erschien Madame Gohier in voller Toilette. Die Einladung zum Frühstück lautete auf acht Uhr, es war halb acht vorüber, und man brauchte mindestens zwanzig Minuten vom Luxembourg in die Rue de la Victoire.

»Hier, lieber Gohier«, sagte sie und reichte ihm den Brief; »wir sollen um acht Uhr dort sein.«

»Ja«, antwortete der Präsident; »ich bin nicht über die Stunde, sondern über den Tag im Zweifel«

Er nahm seiner Gemahlin den Brief aus der Hand und las ihn noch einmal.

»Ja, es ist richtig«, sagte er; »da steht's: 17. Brumaire, im Jahre VIII.«

»Werden wir hingehen?« fragte Madame Gohier.

»Du gehst hin, aber ich nicht . . . So eben erfahre ich ein unerwartetes Ereignis, welches dem Citoyen Bonaparte wahrscheinlich nicht fremd ist, und welches mich und meine Collegen in Luxembourg zurückhält.«

»Ein wichtiges Ereignis?«

»Vielleicht.«

»Dann bleibe ich bei Dir.«

»Nein, Du kannst mir gar nichts nützen; geh' zu Madame Bonaparte. Ich irre mich vielleicht, und wenn etwas Außerordentliches vorfällt, so setze mich auf irgend eine Weise davon in Kenntnis . . . eine leise Andeutung wird mir genügen.«

»Gut, lieber Gohier; ich gehe in der Voraussetzung, daß ich Dir nützlich sein kann.«

Der Türsteher kam zurück.

»Der General Moulin folgt mir«, sagt er, »der Citoyen Barras ist im Bade und wird bald erscheinen; die Citoyens Siéyès und Ducos sind um fünf Uhr Früh fortgegangen und noch nicht wieder zu Hause.«

»Das sind die beiden Verräter!« sagte der Präsident. »Barras ist nur überlistet . . . Geh', mein Kind«, sagte er, seine Frau küssend.

In demselben Augenblicke erschien der General Moulin in der größten Aufregung.

»Entschuldigen Sie, Citoyenne«, sagte er. »Wissen Sie, Präsident, was vorgeht?«

»Nein, aber ich vermute es.«

»Der gesetzgebende Körper wird nach St. Cloud verlegt; der General Bonaparte ist mit der Vollziehung des Beschlusses beauftragt und die bewaffnete Macht unter seinen Befehl gestellt«

»So! das ist also des Pudels Kern!« sagte Gohier. »Wir müssen fest zusammenhalten und uns wehren!«

»Sie haben es gehört, Siéyès und Ducos sind nicht im Palais.«

»Sie sind natürlich in den Tuileries. Aber Barras ist im Bade; wir wollen zu ihm eilen; das Direktorium kann Beschlüsse fassen, sobald die Mehrheit der Mitglieder versammelt ist . . . nur dürfen wir keine Zeit verlieren!«

»Wir wollen Barras sagen lassen, daß er hierher kommt, sobald als er aus dem Bade steigt.«

»Nein, wir wollen zu ihm eilen, ehe er das Bad genommen hat.«

Die beiden Mitglieder des Direktoriums entfernten sich und begaben sich eilends in die Wohnung ihres Kollegen Barras.

Sie fanden ihn wirklich im Bade.

»Was gibt's t« fragte Barras.

»Wissen Sie schon . . . ?«

»Ich weiß nichts.«

Sie erzählten ihm nun, was sie selbst wußten.

»Oh! setzt weiß ich mir Alles zu erklären! Deshalb ist er gestern Abend nicht gekommen.«

»Wer?«

»Bonaparte.«

»Sie erwarteten ihn gestern Abend.«

»Er hatte mir durch einen Adjutanten sagen lassen, er werde zwischen elf und zwölf Uhr kommen.«

»Und er kam nicht?«

»Nein, Bourrienne kam in seinem Wagen, und sagte, Bonaparte habe heftige Kopfschmerzen und sei im Bette, aber diesen Morgen in aller Frühe werde er hier sein.«

Die Direktoren sahen einander an.

»Jetzt ist's klar«, sagten sie.

»Ich habe meinen Sekretär Bollot auf Erkundigungen ausgeschickt«, setzte Barras hinzu.

Dann zog er die Glocke und sagte zu dem eintretenden Diener:

»Sobald der Citoyen Bollot nach hause kommt, soll er zu mir kommen.«

»Er steigt so eben aus dem Wagen.«

»Dann soll er kommen!«

Bollot war schon in der Tür. — Die drei Direktoren bestürmten ihn mit Fragen. Bollot antwortete.

»Der General Bonaparte begibt sich, von den Generalen Beurnouville, Macdonald und Moreau begleitet, in die Tuilerien, wo zehntausend Mann aufgestellt sind«

»Moreau!« unterbrach ihn Gohier erstaunt. »Moreau ist bei ihm!«

»Ja, er geht an seiner rechten Seite.«

»Sind Sie noch Willens, Barras, sich zur Wehr zu setzen?«

»Ja«, antwortete Barras.

»Nun, dann kleiden Sie sich an und kommen Sie in den Sitzungssaal.«

»Ich werde Ihnen sogleich folgen.«

Die beiden Mitglieder des Direktoriums begaben sich in den

Sitzungssaal.

Nach zwei Stunden warteten sie noch vergebens. Barras kam nicht; er schien vergessen zu haben, daß man ihn erwartete; er unterhielt sich mit Talleyrand und Bruix, welche man nach Gohier und Moulin in das Badezimmer geführt hatte.

Inzwischen hatte sich in der Rue de la Victoire folgendes zugetragen.

Bonaparte war gegen seine Gewohnheit um sieben Uhr schon in voller Uniform und wartete in seinem Zimmer.

Roland kam.

Bonaparte war vollkommen ruhig; es war ja kurz vor der Schlacht.

»Ist noch Niemand dagewesen?« fragte er.

»Nein, General«, antwortete der junge Offizier; »aber ich habe so eben einen Wagen gehört.«

»Ich auch«, sagte Bonaparte.

Ein Diener erschien und meldete:

»Der Citoyen Joseph Bonaparte und der Citoyen General Bernadotte!«

Roland sah Bonaparte fragend an. — Sollte er fortgehen oder bleiben?

Er sollte bleiben. — Er blieb neben einem Bücherschranke stehen, wie eine Schildwache auf ihrem Posten.

»Es scheint in der Tat, General«, sagte Bonaparte, als er Bernadotte in Zivilkleidern sah, »daß Sie die Uniform nicht leiden können.«

»Ich habe ja keinen Dienst«, erwiderte Bernadotte, »warum sollte ich denn um sieben Uhr Früh in Uniform sein?«

»Sie werden bald Dienst bekommen.«

»Aber ich bin nicht mehr in Aktivität . . . «

»Ich setze Sie wieder in Aktivität.«

»Sie?«

»Ja wohl, ich.«

»Im Namen des Direktoriums?«

»Es gibt kein Direktorium mehr!«

Bernadotte stutzte. Mein Direktorium mehr?«

»Haben Sie auf den Straßen, die zu den Tuilerien führen, keine Soldaten aufgestellt gesehen?«

»Ja, ich habe sie zu meinem Erstaunen gesehen.«

»Es sind meine Soldaten.«

»So!« erwiderte Bernadotte mit Ironie; »ich glaubte, es wären die Soldaten Frankreich's.«

»Ich oder Frankreich . . . das ist gleichviel.«

»Das habe ich nicht gewußt«, sagte - Bernadotte kalt.

»Sie scheinen noch zu zweifeln; diesen Abend werden Sie Gewissheit haben . . . Bernadotte, entschließen Sie sich, der Augenblick ist entscheidend.«

»General«, erwiderte Bernadotte, »ich bin so glücklich, in diesem Augenblicke bloß Staatsbürger zu sein; lassen Sie mich bleiben, was ich bin.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Bernadotte! Wer sich nicht für mich erklärt, ist mein Feind!«

»General, bedenken Sie wohl, was Sie sagen! Sie sagen, ich soll mich in Acht nehmen; wenn's eine Warnung ist, so ist sie überflüssig; ist's eine Drohung, so fürchte ich sie nicht.«

Bonaparte trat auf ihn zu und faßte seine beiden Hände.

»Ich weiß es«, sagte er, »und eben deshalb will ich Sie durchaus auf meiner Seite haben. Ich achte und liebe Sie, Bernadotte. Ich lasse Sie mit Joseph allein; Sie sind Schwäger . . . unter Verwandten soll keine Feindschaft stattfinden.«

»Wohin gehen Sie?«

»Als Spartaner sind Sie natürlich ein strenger Beobachter der Gesetze . . . Hier ist ein Dekret, welches der Rath der Fünfhundert in dieser Nacht erlassen hat; dieses Dekret verleiht mir den Befehl über die bewaffnete Macht in Paris; ich hatte daher«, setzte er lachend hinzu, »vollkommen Recht, daß es meine Soldaten sind.«

Er reichte dem erstaunten Bernadotte die Abschrift des um sechs Uhr Früh erlassenen Dekrets.

Bernadotte las das Dekret von dem ersten bis zum letzten Worte.

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden,« sagte er; »wachen

Sie über die Sicherheit der Nationalvertretung und alle guten Bürger werden auf Ihrer Seite sein.«

»Nun, dann werden Sie doch auch auf meiner Seite sein?«

»Erlauben Sie mir, General, noch vierundzwanzig Stunden zu warten, um zu sehen, wie Sie Ihrer Pflicht genügen.«

»Starrkopf!« sagte Bonaparte, und zog Bernadotte auf die Seite. Hören Sie; ich will aufrichtig gegen Sie sein.«

»Wozu dass« antwortete Bernadotte; »ich bin ja nicht von Ihrer Partei.«

»Daran liegt nichts; man soll aber nicht sagen, ich hätte ein falsches Spiel gespielt«

»Verlangen Sie Geheimhaltung?«

»Nein.«

»Sie tun wohl daran, denn ich würde Ihre vertraulichen Mitteilungen sonst nicht anhören.«

»O! meine Mitteilungen sind nicht lang: das Direktorium wird gehaßt, die Verfassung ist abgenutzt, die Regierung muß auf eine andere Bahn gelenkt werden . . . Sie antworten mir nicht?«

»Ich erwarte, was Sie mir noch zu sagen haben.«

»Ich habe Ihnen nur noch zu sagen: Legen Sie Ihre Uniform an, ich kann nicht länger warten. Kommen Sie in die Tuilerien und gesellen Sie sich zu allen unsern Kameraden.«

Bernadotte schüttelte den Kopf.

»Sie glauben, daß Sie auf Moreau, auf Beurnouville, auf Lefebvre zählen können?«

»Sehen Sie durch's Fenster: was sehen Sie da? Moreau und Beurnouville, —Lefebvre sehe ich nicht, aber ich werde gewiß nicht hundert Schritte außer dem Hause machen, ohne ihm zu begegnen . . . Nun, sind Sie entschlossen?«

»General«, antwortete Bernadotte, »ich lasse mich durch kein Beispiel, am allerwenigsten durch schlechte Beispiele verleiten. Moreau, Beurnouville, Lefebvre und Andere mögen tun, was sie wollen, ich tue, was meine Pflicht ist!«

»Sie wollen also nicht in die Tuilerien kommen?«

»Ich will an keiner Rebellion teilnehmen.«

»An einer Rebellion! Gegen wen denn? Gegen eine Schaar von

Gimpeln, die vom Morgen bis zum Abend in ihren Nestern zwitschern.«

»Diese Gimpel General, sind in diesem Augenblicke die Vertreter des Gesetzes, sie stehen unter dem Schutze der Verfassung und sind folglich in meinen Augen unverletzlich.«

»Starrkopf, versprechen Sie mir wenigstens, sich ruhig zu verhalten?«

»Als Staatsbürger werde ich mich ruhig verhalten, aber . . . wenn mir das Direktorium Befehl gibt, zu handeln, so werde ich gegen die Ruhestörer marschieren!«

»Sie scheinen zu glauben«, sagte Bonaparte, »ich sei ehrgeizig.«

Bernadotte lächelte.

»Ich vermute es«, sagte er.

»Sie kennen mich nicht,“ entgegnete Bonaparte: »ich bin der Politik überdrüssig, ich wünsche den Frieden. Glauben Sie mir, mein höchster Wunsch ist Malmaison mit einer Rente von fünfzigtausend Livres . . . Sie zweifeln? Besuchen Sie mich in drei Monaten, wir wollen dann ein recht gemütliches, idyllisches Leben führen . . . Auf Wiedersehen! Ich lasse Sie mit Joseph allein und trotz Ihrer Weigerung erwarte ich Sie in den Tuileries . . . Hören Sie nur, unsere Freunde werden ungeduldig.«

Man rief draußen: »Vive Bonaparte!« — Bernadotte wechselte etwas die Farbe. Bonaparte, der ihn forschend ansah, sagte halblaut:

»Er ist eifersüchtig! Ich habe mich geirrt; er ist kein Spartaner, sondern ein Athener.«

Bonaparte's Freunde wurden in der Tat ungeduldig. Seit einer Stunde waren eine Menge Menschen im Salon, in den Vorzimmern und im Hofe versammelt.

Der Erste, dem Bonaparte auf der Treppe begegnete, war sein Landsmann, der Oberst Sebastiani, Kommandant des neunten Dragonerregiments.

»Sie sind's, Sebastiani!« sagte Bonaparte. »Wo sind Ihre Leute?«

»In Reihe und Glied, General.«

»In guter Stimmung?«

»Sie sind begeistert; ich habe zehntausend Patronen, die mir anvertraut waren, unter sie verteilen lassen.«

»Aber Sie konnten nur auf Befehl des Kommandanten von Paris darüber verfügen. Wissen Sie wohl, Sebastiani, daß Sie Ihre Schiffe verbrannt haben?«

»Nehmen Sie mich mit in Ihre Barke; ich vertraue Ihrem Geschick.«

»Hältst Du mich denn für Cäsar?«

»Fürwahr, man kommt in Versuchung, es zu glauben . . . Überdies sind im Hofe etwa vierzig unbesoldete Offiziere aller Waffengattungen, welche das Direktorium seit einem Jahre der größten Not preisgegeben hat; sie setzen ihre Hoffnung nur auf Sie, General, und sind bereit, für Sie in den Tod zu gehen.«

»Es ist gut, geh' zu Deinem Regiment und nimm Abschied von ihm.«

»Abschied! Wie so, General?«

»Ich gebe Dir eine Brigade.«

Sebastiani ließ sich das nicht zweimal sagen. — Bonaparte ging fort.

Unten an der Treppe begegnete ihm Lefebvre.

»Wo ist die siebzehnte Division?« fragte ihn Bonaparte.

»Ich erwarte meine Ernennung, um tätig mit ihr einzuschreiten.«

»Bist Du denn nicht ernannt?«

»Ja, vom Direktorium; aber ich bin kein Verräter und habe meine Entlassung eingereicht, um zu zeigen, daß das Direktorium nicht auf mich zählen kann.«

»Und ich soll Dich ernennen, um auf Dich zählen zu können?«

»Ja, deshalb komme ich.«

»Geschwind, Roland, ein Patent! Schreibe den Namen des Generals hinein, so daß ich nur meinen Namen darunter zu setzen habe; ich werde es auf meinem Sattelknopfe unterzeichnen.«

»Dies sind die besten Bestellungen«, sagte Lefebvre.

Bonaparte rief Roland, der sich schon einige Schritte entfernt hatte, zurück und sagte leise zu ihm:

»Nimm von meinem Kamin ein Paar Doppelterzerole und bringe sie mir mit dem Patent; man weiß nicht, was geschehen kann!«

»Seht wohl, General«, sagte Roland; »ich werde übrigens nicht von der Seite gehen.«

»Wer weißt vielleicht muß ich Dich anders wohin schicken, wo Du Dich todtschießen lassen kannst.«

»Das ist wahr«, sagte der junge Offizier und entfernte sich, um den doppelten Befehl zu vollziehen.

Als Bonaparte weiter gehen wollte, bemerkte er Josephine, welche in angstvoller Erwartung am Ende des Ganges lauschte.

Er eilte auf sie zu.

»Mein Gott!« sagte sie, »ist denn so viel Gefahr?«

»Wie so?«

»Ich hab den Befehl gehört den Du Roland gegeben.«

»Sehr schön! So geht's, wenn man horcht! . . . Und Gohier?«

»Er ist nicht gekommen.«

»Auch seine Frau nicht?«

»Seine Frau ist da.«

Bonaparte schob Josephine auf die Seite und ging in den Salon.

Madame Gohier war allein und dem Anschein nach etwas unruhig.

»Nun«, fragte er, ohne weitere Begrüßung, »kommt der Präsident nicht?«

»Es war ihm nicht möglich, General«, antwortete Madame Gohier.

Bonaparte unterdrückte eine Bewegung der Ungeduld.

»Er muß durchaus kommen, erwiderte er; »und schreiben Sie ihm, daß ich ihn erwarte. Ich will ihm den Brief zusenden.«

»Ich danke, General«, antwortete Madame Gohier, »ich habe meine Leute hier.«

»Schreiben Sie, liebe Freundin«, sagte Madame Bonaparte und reichte ihr Papier, Feder und Tinte.

Bonaparte stand so, daß er über ihre Schultern sehen konnte, was sie schrieb.

Madame Gohier sah ihn scharf an . . . Er verneigte sich und trat

einen Schritt zurück.

Madame Gohier schrieb; dann legte sie das Papier rasch zusammen und suchte Siegelack, aber es waren nur Oblaten da . . . ob zufällig oder absichtlich, mag dahingestellt bleiben.

Dann zog sie die Glocke und sagte zu dem eintretenden Diener:

»Mein Kammerdiener Comtois soll diesen Brief sogleich in das Luxembourg tragen!«

Bonaparte schaute dem Diener oder vielmehr dem Briefe nach, bis Beide verschwunden waren; dann sagte er zu Madame Gohier:

»Ich bedaure, daß ich nicht mit Ihnen frühstücken kann; aber ich habe eben so gut meine Geschäfte wie der Präsident. Sie werden mit meiner Frau frühstücken . . . Guten Appetit!«

Er verließ den Salon.

Vor der Türe begegnete ihm Roland.

»Hier ist das Patent, General«, sagte der junge Offizier, »und hier ist eine Feder.«

Bonaparte unterzeichnete das Patent.

Dann nahm er seinem Adjutanten die Pistolen ab und fragte:

»Hast Du sie untersucht?«

»Verlassen Sie sich auf mich, General«, antwortete Roland lächelnd; »ich büрге dafür.«

Bonaparte steckte die Pistolen in den Gürtel und sagte dabei, wie mit sich selbst redend:

»Ich möchte doch wissen, was sie an ihren Mann geschrieben hat.«

»Was sie geschrieben hat, General? Ich will's Ihnen Wort für Wort sagen.«

»Du, Bourrienne?«

»Ja, sie hat geschrieben: »Es ist gut, daß Du nicht gekommen bist. Alles, was hier vorgeht, berechtigt mich zu dem Argwohn, daß die Einladung eine Falle war. Ich werde bald nach Hause kommen.«

»Du hast den Brief erbrochen?«

»General«, erwiderte Bourrienne, »Sextus Pompejus bewirtete

einst den Lepidus und Antonius auf seiner Galeere; da kam sein Freigelassener und sagte zu ihm: Soll ich Dich zum Herrn der Welt machen? Es geht sehr leicht: ich kappe das Tau Deiner Galeere, und Antonius und Lepidus sind Deine Gefangenen! — Du hättest es tun sollen, ohne mir etwas davon zu sagen, antwortete Sextus; seht verbiete ich es Dir bei Todesstrafe! — Ich dachte an die Worte des Pompejus: Du hättest es tun sollen, ohne mir etwas davon zu sagen . . . «

Bonaparte antwortete nach kurzem Besinnen:

»Du irrst Dich, nicht Antonius, sondern Octavius war bei Lepidus auf der Galeere des Pompejus.«

Dann ging er in den Hof hinunter, ohne seinem Sekretär einen andern Vorwurf zu machen.

X.

Der 18. Brumaire. (Fortsetzung.)

Sobald sich der General in der Türe zeigte, ertönte der Ruf: »Vive Bonaparte« im Hofe, und wurde sogleich auf der Straße, sogar von den draußen aufgestellten Dragonern wiederholt.

»Das ist eine gute Vorbedeutung, General«, sagte Roland.

»Ja, gib Lefebvre geschwind seine Bestallung . . . und wenn er kein Pferd hat, so nehme er eins aus meinem Stalle ich erwarte ihn im Tuilerienhofe.«

»Seine Division ist schon da.«

»Um so mehr muß er sich beeilen.«

Moreau und Beurnouville erwarteten ihn; ihre Pferde wurden von Dienern am Zügel gehalten. Er winkte ihnen einen Gruß zu, aber schon weit mehr als Herr, denn als Kamerad.

Er bemerkte den General Debel, der in Zivilkleidern war; er ging auf ihn zu und fragte:

»Warum sind Sie nicht in Uniform?«

»General, ich hatte gar keine Nachricht erhalten: ich kam zufällig vorbei, und als ich die Zusammenrottung vor Ihrem Hause sah, kam ich herein, weil ich fürchtete, Sie wären in Gefahr.«

»Eilen Sie und ziehen Sie Ihre Uniform an.«

»Ich wohne am andern Ende von Paris, es würde zu zu lange dauern«, entgegnete er, und machte gleichwohl einen Schritt, um sich zurückzuziehen.

»Was wollen Sie machen?«

»Seien Sie nur ruhig, General.«

Debel hatte einen Artilleristen zu Pferde bemerkt; der Mann war ziemlich von seiner Größe.

»Höre, Freund«, sagte er zu ihm; »ich bin der General Debel. Auf Befehl des General Bonaparte gib mir Deine Uniform und Dein Pferd. Ich mache Dich für heute dienstfrei. Hier hast Du einen Louisd'or, um auf die Gesundheit des Obergenerals zu

trinken. Morgen hole Deine Uniform und Dein Pferd wieder; ich wohne in der Rue Cherche-Midi Nr. 11.«

»Und es wird mir nichts geschehen?«

»Allerdings, Du wirst Brigadier.«

»Gut!« sagte der Artillerist und übergab dem General Debel sein Pferd und seine Uniform.

Inzwischen hörte Bonaparte oben im Hause sprechen; er schaute auf und sah Joseph und Bernadotte am Fenster.

»Noch einmal, General«, sagte er zu Bernadotte, wollen Sie mit mir kommen?«

»Nein!«' antwortete Bernadotte entschieden; dann setzte er leise hinzu: »Sie warnten mich vorhin; ich rufe Ihnen jetzt ebenfalls zu: Nehmen Sie sich in Acht! . . . Sie gehen jetzt in die Tuileries?«

»Allerdings.«

»Die Tuileries sind sehr nahe am Revolutionsplatz«, warnte Bernadotte.

»Ja wohl«, erwiderte Bonaparte; »aber die Guillotine ist jetzt an die Barrière du Trône übersiedelt worden.«

»Mag sein; aber der Brauer Santerre führt in der Vorstadt St. Antoine noch immer den Befehl, und Santerre ist der Freund Moulin's . . . «

»Ich habe Santerre sagen lassen, daß ich ihn erschießen lasse, sobald er sich rührt . . . Kommen Sie mit mir.«

»Nein.«

»Nun, wie Sie wollen . . . Sie wollen sich von mir lossagen: aber ich sage mich nicht von Ihnen los . . . Mein Pferd!« rief er seinem Jäger zu.

Sein Pferd wurde vorgeführt. Aber als er einen gemeinen Artilleristen neben sich sah, fragte er ihn:

»Was machst Du hier mitten unter den großen Epauletten?«

»Kennen Sie mich denn nicht, General?« sagte der Artillerist.

»Was! Sie sind's, Debel,? Von wem haben Sie denn das Pferd und die Uniform bekommen?«

»Von dem Artilleristen dort . . . es wird Ihnen ein Brigadierpatent kosten.«

»Sie irren sich, Debel«, sagte Bonaparte; »es wird mir zwei Patente kosten; eins für einen neuen Brigadier und eins für einen neuen Divisionsgeneral . . . Vorwärts, meine Herren, zu den Tuilerien!«

Und gebückt auf seinem Pferde mit der linken Hand die schlaffen Zügel haltend, die rechte auf die Hüfte gestützt, mit ernster, sinnender Miene machte er den ersten Schritt auf der zugleich gefährlichen und ruhmvollen Bahn, welche ihn auf den Thron . . . und nach St. Helena führen sollte.

Auf der Straße fand er das Dragonerregiment Sebastianis. Er wollte es anreden, aber die Soldaten ließen ihn nicht zu Worte kommen.

»Wir brauchen keine Erklärungen«, riefen sie ihm zu; »wir wissen, daß Sie nur das Wohl der Republik wollen . . . Es lebe Bonaparte!«

Der Zug folgte unter dem Ruf: Es lebe Bonaparte! durch die zu den Tuilerien führenden Straße.

Der General Lefebvre erwartete ihn, seinem Versprechen gemäß, am Gitterthor.

Seine Ankunft in den Tuilerien wurde mit demselben Ausrufe begrüßt.

Nun richtete er sich auf und schüttelte den Kopf. Dieselbe stürmische Begrüßung, welche ihn nachdenkend gemacht hatte, entriß ihn seiner träumerischen Stimmung. Vielleicht genügte ihm nicht der Ruf: Es lebe Bonaparte! er mochte wohl schon erwarten, daß man ihm zurufe: Es lebe Napoleon!

Er ritt im Galopp vor die Fronte der Truppen, und von seinem zahlreichen Generalstabe umgeben, las er das Dekret des Rates der Fünfhundert, welches die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers nach Saint-Cloud verlegte und ihm den Befehl über die bewaffnete Macht gab.

Dann hielt Bonaparte statt der von ihm diktierten Proklamation folgende Anrede:

»Soldaten, der Rath der Ältesten hat mich zum Kommandanten der Stadt und der Armee ernannt. Ich habe diese Ernennung angenommen, um die zu Gunsten des Volks zu ergreifenden Maßregeln zu unterstützen. Die Republik wird seit zwei Jahren

schlecht regiert. Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr allen Übeln ein Ende machen werde; Ihr habt sie mit einer Übereinstimmung gefeiert, welche mir große Verpflichtungen auflegt. Ich werde meine Pflicht erfüllen; Ihr werdet die Eureige erfüllen, und Euren General mit Eurem bisherigen Eifer und Vertrauen unterstützen. Die französische Republik wird durch Freiheit, Sieg und Frieden wieder auf die Stelle erhoben werden, welche sie in Europa einnahm und welche sie nur durch Unfähigkeit und Verrat verlieren konnte.«

Die Soldaten antworteten mit lautem Jubel.

Diese Anrede war eine Kriegserklärung gegen das Direktorium, und die Soldaten vernahmten jede Kriegserklärung mit Freude.

Der General stieg mitten unter dem lautem Jubel vom Pferde und ging in die Tuilerien. Er überschritt zum zweiten Male die Schwelle des Palastes der Valois, welcher dem letzten Bourbon so verderblich geworden war.

An seiner Seite ging der Citoyen Röderer. Als er ihn erkannte, stutzte er.

»Ach! Citoyen Röderer, Sie waren hier am Morgen des 10. August?«

»Ja, General!« antwortete der künftige Reichsgraf.

»Sie gaben Ludwig XVI. den Rath, in die Nationalversammlung zu gehen!«

»Ja.«

»Es war ein schlechter Rath, Citoyen Röderer, ich würde ihn nicht befolgt haben.«

»Man gibt einen Rath, je nachdem man die Menschen kennt. Dem General Bonaparte würde ich nicht den Rath geben, den ich dem Könige Ludwig XVI. gegeben habe; wenn ein König die Flucht nach Varennes und den 20. Juni erlebt hat, ist er schwer zu retten.«

Bonaparte stand vor einem Fenster im Tuileriengarten still und faßte Röderer beim Arm.

»Am 20. Juni«, sagte er, auf die Terrasse an der Seine deutend. »stand ich dort, hinter der dritten Linde; durch das offene Fenster konnte ich den unglücklichen König sehen, er hatte die rote Mütze auf dem Kopf . . . er dauerte mich.«

»Und was taten Sie?«

»O! ich tat nichts, ich konnte nichts tun, ich war ja erst Artillerielieutenant. Ich hatte freilich große Lust zu ihm zu gehen und ihm zuzuflüstern: »Sire, geben Sie mir vier Kanonen und ich werde das ganze Gesindel aus dem Wege räumen.««

Er ging weiter in den Sitzungsaal der Fünfhundert.

Was wäre geschehen, wenn der Lieutenant Bonaparte seinem Drange gefolgt wäre, bei Ludwig XVI. eine gute Aufnahme gefunden und jenes »Gesindel«, nämlich das Volk von Paris, mit Kartätschen vertrieben hätte? Dasselbe, was am 13. Vendémiaire geschah: das Volk würde sich zerstreut haben. Aber am 13. Vendémiaire tat Bonaparte für die Republik, was er den 20. Juni für das Königtum getan hätte.

Während der Citoyen Röderer ihm nachsinnend und wahrscheinlich schon den Anfang seiner Geschichte des Konsulats entwerfend folgte, erschien Bonaparte, von seinem Generalstabe und vielen Anderen gefolgt, an der Schranke des Rates der Ältesten.

Der Präsident las nun den Beschluß, welcher Bonaparte zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannte, und forderte ihn auf, den Eid zu leisten.

»Der Mann«, setzte der Präsident mit einer Verbeugung hinzu, »der Mann, welcher dem Vaterlande nie vergebens den Sieg versprochen, wird gewiß seinen neuen Schwur halten, dem Vaterlande treu zu dienen.«

Bonaparte hob die Hand auf und sagte ernst und feierlich:

»Ich schwöre es!«

Alle Generale in seinem Gefolge wiederholten den Schwur.

Kaum hatte Bonaparte das entscheidende Wort gesprochen, so bemerkte er den Sekretär des Direktor Barras, denselben Bollot, von welchem in der Frühe im Bade die Rede gewesen war. Er war abgeschickt worden, um Barras von Allem, was vorging, Bericht abzustatten. Bonaparte aber glaubte, er habe von seinem alten Gönner einen geheimen Auftrag erhalten. Er beschloß, ihm die Mühe zu ersparen und trat gerade auf den jungen Mann zu.

»Sie kommen im Austrage der Direktoren?« sagte er; aber er ließ ihm keine Zeit zur Antwort und setzte hinzu: »Was ist aus

dem Frankreich, welches bei meiner Abreise in so glänzendem Zustande war, inzwischen geworden? Ich hatte den Frieden zurückgelassen und habe den Krieg wiedergefunden; statt der früheren Siege habe ich Niederlagen, statt der Millionen Italiens Mangel und Elend gefunden. Was ist aus den hunderttausend Franzosen geworden, die ich alle beim Namen kannte? Sie sind tot!«

Diese Worte hätten wohl nicht zu dem Sekretär Barras gesprochen werden sollen, aber Bonaparte fühlte das Bedürfnis sich auszusprechen, und es galt ihm ziemlich gleich, gegen wen er sich aussprach. Vielleicht war es nach seiner Meinung sogar besser, sich gegen Jemand auszusprechen, der ihm nicht antworten konnte.

In diesem Augenblicke erhob sich Siéyès und sagte:

»Citoyens, die Direktoren Maulin und Gohier wünschen vorgelassen zu werden.«

»Sie sind keine Direktoren mehr«, sagte Bonaparte, »denn es gibt kein Direktorium mehr.«

»Aber sie haben ihre Entlassung noch nicht gegeben«, sagte Siéyès.

»Nun, dann mögen sie herein kommen und ihre Entlassung geben«, sagte Bonaparte.

Moulin und Gohier erschienen.

Sie waren blaß, aber ruhig; sie wußten, daß sie einen Kampf zu bestehen hatten, und daß vielleicht die Verbannung ihrer wartete. Die Deportierten vom 18. Fructidor zeigten ihnen den Weg dahin.

»Ich sehe mit Vergnügen«, sagte Bonaparte zu ihnen, ohne sie zu Worte kommen zu lassen, »daß Sie unseren Wünschen Genüge leisten und sich Ihren beiden Collegen anschließen.«

Gohier trat einen Schritt vor und sagte mit fester Stimme:

»Wir kommen nicht, um Ihren Wünschen Genüge zu leisten, und von einem Anschluß an unsere Collegen kann keine Rede sein, denn sie haben ihre Entlassung genommen und sind folglich unsere Collegen nicht mehr, wir fügen uns nur dem Ausspruche des Gesetzes. Das Dekret, welches die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers nach Saint-Cloud verlegt, soll sogleich kundgemacht werden; wir kommen, um diese Pflicht zu erfüllen,

fest entschlossen, das Gesetz gegen jeden Angriff, von welcher Seite er auch komme, zu verteidigen.«

»Ihr Eifer wundert mich nicht, Citoyen«, sagte Bonaparte kalt; »eben weil Sie als Vaterlandsfreund bekannt sind, werden Sie sich mit uns vereinigen.«

»Warum sollten wir das?«

»Um die Republik zu retten.«

»Um die Republik zu retten? Es gab eine Zeit, General, wo Sie die Ehre hatten, die Stütze der Republik zu sein; aber heute ist uns der Ruhm vorbehalten, sie zu retten.«

»Und womit wollen Sie sie retten?« entgegnete Bonaparte. »Mit den Mitteln, welche Ihnen die Verfassung gibt? Sehen Sie nur, die Verfassung stürzt auf allen Seiten ein, sie würde nicht acht Tage mehr dauern, wenn ich ihr auch heute nicht diesen Stoß versetzte.«

»Sie gestehen also endlich ihre feindseligen Absichten!« eiferte Moulin.

»Meine Absichten sind nicht feindselig«, erwiderte Bonaparte, mit dem Fuße stampfend, die Republik ist in Gefahr, sie muß gerettet werden« ich will es!«

»Sie wollen es?« sagte Gohier; »aber mich dünkt, das Direktorium habe zu sagen: ich will es!«

»Es gibt kein Direktorium mehr.«

»Wir haben in der Tat gehört, daß Sie es einen Augenblick vor unserm Eintritte gemeldet.«

»Es gibt kein Direktorium mehr von dem Augenblicke, wo Siéyès und Ducos ihre Entlassung genommen haben.«

»Sie irren sich, es gibt ein Direktorium, so lange drei Direktoren da sind . . . und ich habe so wenig wie Moulin und Barras meine Entlassung eingereicht.«

In diesem Augenblicke steckte man dem General Bonaparte ein Papier zu.

Bonaparte las.

»Sie irren sich«, sagte er, »Barras hat seine Entlassung eingegeben . . . hier ist sie! Nach dem Gesetze muß das Direktorium aus mindestens drei Mitgliedern bestehen, Sie sind nur noch zwei, und wer sich gegen das Gesetz auflehnt, ist ein

Rebell.«

Dann reichte er dem Präsidenten das Papier und setzte hinzu:

»Erklären Sie das Aufhören des Direktoriums; ich werde es meinen Soldaten melden.«

Moulin und Gohier waren bestürzt. Diese Entlassung ihres Kollegen Barras zerstörte alle ihre Pläne.

Bonaparte hatte im Sitzungssaale nichts mehr zu tun, desto mehr aber im Tuilerienhofe.

Er begab sich mit seinem Gefolge wieder zu den Soldaten, welche ihn mit noch lauterem Jubel begrüßten als zuvor.

Bonaparte bestieg sein Pferd und gab durch einen Wink zu verstehen, daß er sprechen wollte. Die zehntausend Stimmen schwiegen plötzlich und tiefe Stille herrschte.

»Soldaten«, rief Bonaparte so laut, daß ihn Alle verstehen konnten, »Eure Waffenbrüder an den Grenzen leiden Mangel an den notwendigsten Bedürfnissen. Das Volk ist im Elende. Die Urheber dieser Leiden sind die Aufrührer gegen welche ich Euch heute zusammenberufe. Bald hoffe ich Euch zum Siege zu führen; aber zuvor müssen wir alle Jene unschädlich machen, welche sich der öffentlichen Ordnung und dem allgemeinen Wohl widersetzen.«

Der laute Jubel, welchen diese Worte von Neuem hervorriefen, verbreitete sich mit Blitzesschnelle von den Tuilerien auf den Carousselplatz, und von da in die benachbarten Straßen.

Bonaparte benutzte diesen Augenblick und wandte sich an Moreau.

»General.« sagte er, »ich will Ihnen einen Beweis meines unendlichen Vertrauens geben. Bernadotte ist in meinem Hause; er wollte uns nicht folgen und erklärte mir, daß er jeden Befehl des Direktoriums vollziehen werde, wer auch die Ruhestörer seien. General, ich vertraue Ihnen die Bewachung des Luxembourg an; Sie haben die Ruhe von Paris und das Wohl der Republik in Ihren Händen.«

Und ohne die Antwort Moreau's abzuwarten, setzte er sein Pferd in Galopp und sprengte an der Truppenreihe hin.

Moreau hatte aus militärischem Ehrgeize eine Rolle in diesem groben Drama übernommen; er sah sich nun genötigt, die ihm

von Bonaparte zugetheilte Stellung anzunehmen.

Die beiden Direktoren, welche sich nach Hause begaben, fanden dem Anscheine nach nichts verändert. Die Schildwachen waren auf ihrem Posten.

Während sie sich in Gohier's Wohnung berieten, erhielt General Julié, der Schloßkommandant, den Befehl, sich mit der Direktorialgarde in die Tuilerien zu begeben, und Moreau nahm mit den noch von Bonaparten's Anrede elektrisirten Soldaten seinen Platz ein.

Die beiden »Direktoren verfaßten eine Botschaft an den Rath der Fünfhundert; es war eine Verwahrung gegen Alles, was sich im Laufe des Tages zugetragen hatte.

Gohier übergab die Schrift seinem Sekretäre und Moulin, der fast verhungert war, begab sich nach Hause, um einige Nahrung zu sich zu nehmen.

Es war beinahe vier Uhr Nachmittags. — Bald darauf kam der Sekretär Gohier's sehr bestürzt zurück.

»Nun, sind Sie noch nicht fort?« fragte Gohier.

»Citoyen Präsident«, antwortete der junge Mann, »wir haben Arrest . . . Die Wache ist gewechselt und steht nicht mehr unter dem Befehle des General Julié.«

»Wer ist sein Nachfolger?«

»Ich habe gehört, der General Moreau.«

»Moreau? unmöglich? . . . Und wo ist Barras?«

»Er ist nach seinem Landgut Grosbois abgereist.«

»Ich muß Moulin sprechen!« sagte Gohier, auf die Thür zueilend.

Aber im Korridor fand er eine Schildwache, welche ihm den Weg versperrte.

Gohier wollte vorübergehen und nannte seinen Namen; aber die Schildwache rief ihm noch einmal halt zu. Vergebens versicherte er, daß er das Palais nicht verlassen, sondern nur zu seinem Kollegen Moulin gehe. Endlich sah er wohl, daß er gegen den Befehl, welchen die Schildwache erhalten, nichts ausrichten konnte; er ging daher wieder nach Hause.

Unterdessen begab sich der General Moreau zu Moulin, um sich zu rechtfertigen. Der letztere wollte nichts hören und kehrte ihm den Rücken zu und als Moreau sich nicht abschrecken ließ,

sagte er:

»General, gehen Sie . . . die Kerkermeister gehören in's Vorzimmer.«

Moreau schlug die Augen nieder; er sah nun erst ein, in welche für seinen Ruf gefährliche Falle er gegangen war.

Um fünf Uhr begab sich Bonaparte nach Hause. Alle in Paris anwesenden Generale und Stabsoffiziere begleiteten ihn.

Die Verblendeten, welche weder den 13. Vendémiaire, noch die Rückkehr aus Ägypten verstanden hatten, sahen nun über den Tuilerien den hellstrahlenden Stern seiner Zukunft schimmern. Planet konnte nicht Jeder sein, man wollte wenigstens Trabant werden.

Josephine, die ihn mit angstvoller Spannung erwartet hatte, eilte ihm entgegen.

Sie war so tief ergriffen, das sie kein Wort hervorbringen konnte.

»Beruhige Dich«, sagte Bonaparte, der auf einmal wieder der zärtliche Gatte wurde, »was heute möglich war, ist getan.«

»Ist Alles getan?«

»O nein«, sagte Bonaparte.

»Morgen wird's also wieder angehen?«

»Ja, aber morgen ist es nur eine Förmlichkeit.«

Die Förmlichkeit war etwas derb; aber das Ergebnis der Vorgänge ist zu bekannt, als daß wir lange dabei verweilen. Wir kehren zu unserer Geschichte zurück.

Am 20 Brumaire, um ein Uhr nach Mitternacht, wurde Bonaparte zum Ersten Konsul auf zehn Jahre ernannt. Cambacérès und Lebrun erhielten die Würde der Zweiten Konsuln. — In der folgenden Nacht schlief Bonaparte im Luxembourg, in dem Bett des Citoyen Gohier, der im Laufe des Tages sammt seinem Kollegen Moulin in Freiheit gesetzt worden war.

Roland wurde zum Gouverneur des Luxembourg ernannt.

XI.

Eine wichtige Mitteilung.

Einige Zeit nach Ereignissen, die nicht zu unserer Erzählung gehören, die wir aber in ihren größten Details erzählen könnten, da wir in unserer Eigenschaft als Romanschriftsteller sie besser zu kennen behaupten, als gewisse uns befreundete Historiker, Ereignissen, die in ganz Europa ungeheuren Widerhall fanden, da sie es einen Augenblick völlig umkehren mußten, wie ein Sturm dem Ozean ein völlig verändertes Aussehen verleiht, rechtfertigte Bonaparte, indem er nicht allein die Funktionen seiner Kollegen Lebrun und Cambacérès, sondern auch die der Minister in sich vereinigte, die Worte von Siéyès:

»Das ist ein Mensch, der Alles merkt, der Alles kann, der Alles will!«

Einige Zeit nun nach diesen Ereignissen fand am Morgen des 30. Nivose oder für unsere Leser anders und deutlicher ausgedrückt, am 20. Januar 1800 Roland, da er in seiner Eigenschaft als Gouverneur des Schlosses Luxembourg seine Morgenkorrespondenz öffnete, mitten unter fünfzig andern Bitten um Audienz folgenden Brief:

»Herr Gouverneur!

»Ich kenne Ihre Loyalität und Sie sollen sehen, daß ich sie zu würdigen weiß.

»Ich muß fünf Minuten mit Ihnen sprechen, während dieser fünf Minuten werde ich maskiert bleiben.

»Ich habe eine Bitte an Sie zu richten.

»Diese Bitte werden Sie mir gewähren oder abschlagen; in dem einen und andern Fall fordere ich, da ich den Palast des Luxembourg nur im Interesse des ersten Konsuls Bonaparte und der royalistischen Sache betrete, der ich diene, Ihr Ehrenwort, daß Sie mich ungehindert fortgehen lassen werden, wie Sie mich eintreten ließen. Wenn ich morgen

Abend um sieben Uhr ein einzelnes Licht an dem Fenster über der Uhr brennen sehe, so hat mir der Oberst Roland von Montrevel sein Ehrenwort gegeben, und ich werde an der kleinen Türe des linken Flügels des Palastes erscheinen, welche in den Garten führt.

»Ich werde dreimal in Zwischenräumen, wie die Freimaurer, pochen.

»Damit Sie zum Voraus wissen, wem Sie Ihr Wort geben oder verweigern, so zeichne ich mit einem Namen, der Ihnen bekannt ist, da dieser Name bereits unter Umständen, die Sie wahrscheinlich nicht vergessen haben, vor Ihnen ausgesprochen wurde.

»Morgan,

»Anführer der Genossen Jehu.«

Roland las den Brief zweimal, blieb einen Augenblick in Gedanken versunken stehen, trat dann unmittelbar in das Kabinett des ersten Konsuls und bot ihm den Brief, ohne ein Wort zu sagen.

Dieser las ihn, ohne daß sein Gesicht die geringste Aufregung oder auch nur ein Erstaunen gezeigt, und mit echt lacedämonischem Laconismus sagte er:

»Man muß das Licht aufstellen.«

Dann gab er Roland den Brief zurück.

Am andern Tage um sieben Uhr brannte das Licht an dem Fenster, und um sieben Uhr fünf Minuten wartete Roland in Person an der kleinen Türe zum Garten.

Er war kaum einige Augenblicke da, als drei Schläge an die Türe pochten, wie bei den Freimaurern, das heißt zwei und dann einer.

Die Türe öffnete sich augenblicklich; ein Mann, in einen Mantel gehüllt, hob sich in der graulichen Atmosphäre dieser Winternacht ab: Roland war ganz im Schatten verborgen.

Da der Mann im Mantel Niemand sah, so blieb er einen Augenblick unbeweglich stehen.

»Treten Sie ein«, sagte Roland.

»Ah! Sie sind es, Oberst!«

»Wie wissen Sie, daß ich es bin?« fragte Roland.

»Ich erkenne Sie an Ihrer Stimme.«

»Meiner Stimme? aber während der wenigen Sekunden, die wir uns in demselben Zimmer in Avignon befanden, habe ich nicht ein Wort gesprochen.«

»In diesem Falle werde ich Ihre Stimme anderswo gehört haben.«

Roland besann sich, wo der Anführer der Genossen Jehus seine Stimme gehört haben könnte.

Dieser aber sagte heiter:

»Oberst, ist das ein Grund, weil ich Ihre Stimme nicht kenne, daß wir an dieser Türe stehen bleiben?«

»Nein«, sagte Roland; »nehmen Sie mich am Schooß meines Frackes und folgen Sie mir, ich habe absichtlich verboten, daß man die Treppe und den Korridor beleuchte, die in mein Zimmer führen.«

»Ich bin Ihnen für die Absicht dankbar, aber im Besitze Ihres Ehrenwortes würde ich den Palast von einem Ende zum andern durchschreiten, und wäre er *à giorno* beleuchtet, wie die Italiener sagen.«

»Sie haben es«, antwortete Roland; »so steigen Sie also kühn hinan.«

Morgan brauchte nicht ermutigt zu werden; er folgte kühn seinem Führer.

Oben auf der Treppe schlug dieser den Weg in einen Korridor ein, der ebenso düster, als die Treppe war, machte zwanzig Schritte, öffnete eine Türe und befand sich in seinem Zimmer.

Morgan folgte ihm dahin.

Das Zimmer war beleuchtet: aber nur durch zwei Lichter.

Als er eingetreten, warf Morgan seinen Mantel zurück und legte seine Pistolen auf den Tisch.

»Was tun Sie?« fragte Roland.

»Nun, mit Ihrer Erlaubnis«, sagte er heiter zu seinem Mitunterredner, »ich mache mir's bequem.«

»Aber die Pistolen, deren Sie sich entledigen!«

»Ah ja! glauben Sie, daß ich sie für Sie mitgenommen?«

»Für wen denn?«

»Nun für die Dame Polizei: glauben Sie, daß ich Lust habe, mich durch den Citoyen Fouché festnehmen zu lassen, ohne vorher dem ersten seiner Sbirren, der seine Hand an mich legt, den Bart etwas zu verbrennen?«

»Sie glauben also, nachdem Sie bei mir sind, nichts mehr zu fürchten zu haben?«

»Nein«, sagte der junge Mann, »weil ich Ihr Ehrenwort habe.«

»Warum nehmen Sie denn nicht auch Ihre Maske ab?«

»Weil mein Gesicht nur zur Hälfte mir gehört. Die andere Hälfte gehört meinen Genossen. Wer weiß, ob nicht ein einziger von uns, der erkannt würde, die andern auf die Guillotine brächte? Denn Sie können sich denken, Oberst, daß dies das Spiel ist, das wir spielen.«

»Warum spielen Sie es denn?«

»Das ist eine hübsche Frage! warum gehen Sie in die Schlacht, wo eine Flintenkugel Ihnen die Brust durchbohren oder eine Kanonenkugel Ihnen den Kopf abreißen kann?«

»Das ist ein großer Unterschied, darf ich Ihnen wohl sagen: auf einem Schlachtfelde riskiere ich einen ehrenhaften Tod.«

»Glauben Sie etwa, daß ich mich an dem Tage, wo mir der revolutionäre Triangel den Hals durchschneidet, für entehrt halte? durchaus nicht: ich habe sogar die Anmaßung, ein Soldat wie Sie zu sein, nur können nicht alle ihrer Sache auf die gleiche Weise dienen: jede Religion hat ihre Helden und ihre Märtyrer: glücklich in dieser Welt sind die Helden, glücklich in der andern die Märtyrer!«

Der junge Mann hatte diese Worte mit einer Überzeugung ausgesprochen, welche Roland rühren oder vielmehr in Erstaunen setzen mußte.

»Aber«, fuhr Morgan fort, indem er ziemlich rasch von der Begeisterung zurückkam, und wieder in den heitern Ton verfiel, der der vorherrschende Zug seines Charakters zu sein schien, »ich bin nicht gekommen, um politische Philosophie zutreiben: ich bin gekommen, um Sie zu bitten, mich bei dem ersten Konsul

einzuführen.«

»Wie? beim ersten Konsul?« rief Roland.

»Allerdings, lesen Sie meinen Brief noch einmal: ich sagte Ihnen, daß ich eine Bitte an Sie zu richten habe.«

»Nun gut, diese Bitte ist, mich bei dem General Bonaparte einzuführen.«

»Erlauben Sie mir: da ich diese Frage nicht erwartete . . . «

»Sie setzt Sie in Erstaunen: noch mehr, sie beunruhigt Sie, mein lieber Oberst, Sie können, wenn Sie meinem Worte nicht trauen, mich von Kopf bis zu den Füßen durchsuchen und Sie werden sehen, daß ich keine andere Waffen habe, als diese Pistolen, die ich nicht mal mehr habe, weil sie auf Ihrem Tische liegen. Mehr noch, nehmen Sie eines der Pistolen in jede Hand, stellen Sie sich zwischen mich und den ersten Konsul und zerschmettern Sie mir bei der ersten verdächtigen Bewegung, die ich mache, das Hirn. Konveniert Ihnen die Bedingung?«

»Aber wenn ich den ersten Konsul derangiere, damit er die Mitteilung vernehme, die Sie ihm zu machen haben, so versichern Sie mich, daß diese Mitteilung der Mühe lohnt?«

»O, was das betrifft, so garantiere ich dafür.«

Dann fügte er in einem heitern Tone hinzu:

»Ich bin im Augenblick der Gesandte eines gekrönten oder vielmehr seiner Krone verlustigen Hauptes, was die Sache für edle Herzen nicht weniger achtungswert macht; auch werde ich Ihrem General, Herr Roland, wenig Zeit nehmen, und von dem Moment, wo das Gespräch sich in die Länge zu ziehen droht, kann er mich verabschieden, ich werde es mir nicht zweimal sagen lassen, seien Sie ruhig.«

Roland blieb einen Augenblick in Gedanken versunken und schwieg.

»Und nur dem ersten Konsul können Sie diese Mitteilung machen?«

»Nur dem ersten Konsul, weil nur der erste Konsul mir zu antworten im Stande ist.«

»Gut, erwarten Sie mich hier, ich will seine Befehle einholen.«

Roland machte einen Schritt nach dem Zimmer seines Generals; dann blieb er stehen und warf einen unruhigen Blick auf

eine Menge von Papieren, die auf dem Tische aufgehäuft waren.

Morgan erhaschte diesen Blick im Fluge.

»Ah«, sagte er, »Sie fürchten, ich werde in Ihrer Abwesenheit diese Papiere lesen: wenn Sie wüßten, wie sehr ich das Lesen verabscheue! Es geht so weit, daß, wenn mein Todesurteil auf diesem Tische läge, ich mir nicht die Mühe nehmen würde, es zu lesen: ich würde sagen, das ist die Sache des Gressier, jedem das Seine. Herr Roland, ich friere in den Füßen, ich werde sie mir in Ihrer Abwesenheit wärmen, indem ich mich in Ihren Fauteuil setze: Sie werden mich bei Ihrer Rückkehr am gleichen Flecke treffen.«

»Gut, mein Herr«, sagte Roland, und trat bei dem ersten Konsul ein.

Bonaparte unterhielt sich mit General Hedouville, dem Oberkommandanten der Truppen in der Vendée.

Als er die Türe sich öffnen hörte, kehrte er sich ungeduldig um:

»Ich hatte zu Bourrienne gesagt, daß ich für Niemanden da sei.«

»Das hat er mir auch gesagt, als ich durch das Vorzimmer ging, General: aber ich sagte ihm, daß ich nicht ›Niemand‹ bin.«

»Du hast Recht: was willst Du? sprich rasch.«

»Er ist bei mir.«

»Wer?«

»Der Mann von Avignon.«

»Ah, und was will er?«

»Sie sehen.«

»Mich sehen?«

»Ja, Sie, General, das setzt Sie in Erstaunen?«

»Nein, aber was kann er mir zu sagen haben?«

»Er wollte es mir durchaus nicht mitteilen. Aber ich möchte zu versichern wagen, daß er weder ein Zudringlicher, noch ein Narr ist.«

»Nein, aber vielleicht ein Meuchelmörder.«

Roland schüttelte den Kopf.

»Nun, da Du es bist, der ihn einführt . . . «

»Überdies ist er nicht dagegen, daß ich der Verhandlung

anwohne: ich werde zwischen Ihnen und ihm stehen.«

Bonaparte sann einen Augenblick nach.

»Nun, so laß ihn eintreten«, sagte er.

»Sie wissen, mein General, daß außer mir . . . «

»Ja, der General Hedouville wird die Güte haben, eine Sekunde zu warten: unsere Verhandlung ist nicht der Art, daß sie in einer Sitzung, erschöpft würde. Geh', Roland.«

Roland ging, schritt durch das Gemach Bourriennes, kehrte in sein Zimmer zurück und fand Morgan, der sich die Füße wärmte, wie er gesagt.

»Kommen Sie, der erste Konsul erwartet Sie«, sagte der junge Mann.

Morgan stand auf und folgte Roland.

Als sie in das Kabinett Bonapartes traten, war er allein.

Er warf einen raschen Blick auf den Anführer der Genossen Jehus, und zweifelte keinen Augenblick, daß es derselbe Mensch sei, den er in Avignon gesehen.

Morgan war einige Schritte vor der Türe stehen geblieben und betrachtete seinerseits Bonaparte mit neugierigem Blicke, wodurch sich seine Überzeugung befestigte, daß es derselbe sei, den er an der Table d'Hôte an jenem Tage gesehen, wo er das gefährliche Wagstück mit dem Zurückbringen der zweihundert Louisd'ors gemacht, welche Jean Picot durch ein Versehen gestohlen worden.

»Treten Sie näher«, sagte er.

Morgan verbeugte sich und machte drei Schritte vorwärts.

Bonaparte beantwortete seinen Gruß durch ein leichtes Nicken des Kopfes.

»Sie sagten meinem Adjutanten, dem Obersten Roland, daß Sie mir eine Mitteilung zu machen haben.«

»Ja, Citoyen erster Konsul.«

»Diese Mitteilung erfordert ein tête-à-tête.«

»Nein, Citoyen erster Konsul, obgleich sie von solcher Wichtigkeit . . . «

»Daß Sie lieber wollten, ich wäre allein?«

»Gewiß, aber die Klugheit . . . «

»Das Klügste in Frankreich, Citoyen Morgan, ist der Mut.«

»Mein Hiersein, General, ist ein Beweis, daß ich ganz Ihrer Ansicht bin.«

Bonaparte drehte sich nach dem jungen Obersten um und sagte:

»Laß uns allein, Roland.«

»Aber, mein General«, warf dieser ein.

Bonaparte näherte sich ihm und sagte dann ganz leise:

»Ich sehe, was es ist. Du bist neugierig, was dieser geheimnisvolle Landstraßenritter mir zu sagen haben kann: wenn er fort ist, werde ich es Dir mitteilen.«

»Das ist es nicht: aber wenn, wie Sie so eben sagten, dieser Mensch ein Mörder wäre?«

»Hast Du mir nicht ›nein‹ geantwortet? Sei kein Kind und laß uns allein.«

Roland ging.

»Nun sind wir allein, mein Herr:« sagte der erste Konsul, »sprechen Sie!«

Morgan zog, ohne zu antworten, einen Brief auf der Tasche und bot ihn dem General.

Der General besah ihn, er war an ihn gerichtet und hatte ein Siegel mit den drei französischen Lilien.

»O, o!« sagte er, »was ist das, mein Herr?«

»Lesen Sie, Citoyen erster Konsul.«

Bonaparte öffnete den Brief und sah sogleich nach der Unterschrift.

»Ludwig«, sagte er.

»Ludwig«, wiederholte Morgan.

»Welcher Ludwig?«

»Nun, vermutlich Ludwig von Bourbon.«

»Der Herr Graf von Provence. Der Bruder Ludwig XVI.«

»Und folglich Ludwig XVIII., seit sein Neffe, der Dauphin, tot ist.«

Bonaparte betrachtete abermals den Unbekannten, denn es war offenbar, daß der Name Morgan, den er sich gegeben, nur ein Pseudonym, um seinen wahren Namen zu verbergen.

Dann las er, seinen Blick auf den Brief heftend:

»Januar 1800.

»Was auch, mein Herr, das Gebaren der Menschen sein mag, die Ihnen niemals Unruhe einzuflößen im Stande sein werden, Sie haben eine außerordentlich hohe Stellung angenommen, wofür ich Ihnen dankbarer bin, als irgend Jemand: und Sie wissen, daß es der Kraft und Macht bedarf, um eine Nation glücklich zu machen. Retten Sie Frankreich vor seinem eigenen Wüten und Sie werden den Wunsch meines Herzens erfüllt haben: geben Sie ihm seinen König zurück und die künftigen Generationen werden Ihr Andenken segnen. Wenn Sie glauben, daß ich der Undankbarkeit fähig sei, so bezeichnen Sie Ihre Stellung, bestimmen Sie das Loos Ihrer Freunde. Was meine Grundsätze betrifft, so bin ich Franzose: gnädig von Charakter, werde ich es auch aus Klugheitsgründen sein. Nein, der Sieger von Lodi, von Castiglione, und von Arcole, der Eroberer von Italien und Ägypten kann dem Siege nicht einen eitlen Ruhm vorziehen. Verlieren Sie nicht die kostbare Zeit, wir können den Ruhm Frankreichs sichern: ich sage wir, weil ich Bonapartes zu diesem Zwecke bedarf und er es nicht ohne mich könnte. General, Europa sieht auf Sie, der Sieg erwartet Sie, und ich bin ungeduldig, meinem Volk den Sieg zu geben.

»Ludwig.«

Bonaparte kehrte sich nach dem jungen Manne um, der unbeweglich und stumm wie eine Statue wartete.

»Kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?« fragte er.

Der junge Mann verbeugte sich.

»Ja, Citoyen erster Konsul.«

»Er war doch gesiegelt.«

»Er wurde dem, der ihn mir übergab, mit einem fliegenden Siegel übergeben: er ließ ihn mich lesen, damit ich die Wichtigkeit desselben wisse.«

»Und darf man den Namen desjenigen wissen, der Ihnen denselben anvertraut?«

»Georges Cadoudal!« Bonaparte zitterte flüchtig.

»Sie kennen Georges Cadoudal?« fragte er.

»Es ist ein Freund.«

»Und warum hat er denselben lieber Ihnen, als irgend einem Andern übergeben?«

»Weil er wußte, daß, wenn er mir sagte, dieser Brief solle Ihnen eigenhändig übergeben werden, er darauf zählen konnte, daß dies geschehen würde.«

»In der Tat, mein Herr, Sie haben Ihr Versprechen gehalten.«

»Noch nicht ganz, Citoyen erster Consul.«

»Wie das? Haben Sie mir ihn nicht gegeben?«

»Ja: ich versprach jedoch, eine Antwort zu bringen.«

»Und wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht antworten will?«

»So haben Sie geantwortet, nicht so eigentlich, wie ich wohl gewünscht, daß Sie es getan: aber es wäre doch immerhin eine Antwort gewesen.«

Bonaparte blieb einige Augenblicke in Nachdenken versunken.

Dann durch eine Schulterbewegung aus seiner Träumerei erwachend, sagte er:

»Es sind Narren.«

»Wer, Citoyen?« fragte Morgan.

»Die, welche mir solche Briefe schreiben. Narren, Erznarren. Glauben Sie denn, daß ich zu denen gehöre, welche ihre Beispiele aus der Vergangenheit nehmen, daß ich mich nach andern Menschen richte? Wieder mit Monk beginnen? Wozu? um wieder einen Carl II. zu machen, das lohnt sich wahrhaftig nicht. Wenn man Toulon hinter sich hat, den 13. Vendémiaire, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli, die Pyramiden, ist man ein anderer Mensch, als Monk und man hat auf etwas anderes Anspruch als das Herzogtum Albemarle und den Oberbefehl der Land- und Seearmee Seiner Majestät Ludwigs XVIII.«

»Man sagt Ihnen ja auch, Sie sollen Ihre Bedingungen stellen, Citoyen erster Consul.«

Bonaparte zitterte bei dem Klang dieser Stimme, als ob er vergessen, daß Jemand zugegen.

»Abgesehen davon«, fuhr Bonaparte fort, »daß es eine verlorene Familie, der abgestorbene Zweig eines faulen Baumes

ist: die Bourbonen haben sich so oft unter einander geheiratet, daß es ein entarteter Stamm ist, der seinen ganzen Saft und seine ganze Kraft in Ludwig XIV. verzehrt hat. Sie kennen die Geschichte, mein Herr?« sagte Bonaparte, indem er sich an den jungen Mann wandte.

»Ja, General«, antwortete dieser, »wenigstens wie sie ein Cidevant kennen kann.«

»Nun, Sie mußten, in der Geschichte bemerken, namentlich in der französischen, daß jeder Stamm seinen Ausgangspunkt, seinen Höhepunkt und sein Sinken hat. Sehen Sie die direkten Capetinger: von Hugo ausgehend, erreichen sie den höchsten Gipfel mit Philipp August und Ludwig IX. und sinken mit Philipp V. und Carl IV. Sehen Sie die Valois: von Philipp VI. ausgehend, haben sie ihren Kulminationspunkt in Franz I. und sinken mit Carl IX. und Heinrich III. Endlich die Bourbonen: von Heinrich IV. ausgehend, haben sie ihren Kulminationspunkt in Ludwig XIV. und sinken mit Ludwig XV. und Ludwig XVI. nur sinken sie tiefer, als die andern, tiefer in der Ausschweifung mit Ludwig XV. und tiefer im Unglück mit Ludwig XVI. Sie sprechen mir von den Stuarts, und Sie zeigen mir das Beispiel von Monk. Wollen Sie mir sagen, wer auf Carl II. folgt? Johann II. und auf Johann II. Wilhelm von Oranien, ein Usurpator. Wäre es nicht besser gewesen, frage ich Sie, wenn Monk sogleich die Krone auf sein Haupt gesetzt? Nun gut, wenn ich so töricht wäre, Ludwig XVIII. den Thron zurückzugeben, so, hätte er keine Kinder, wie Carl II., wie Carl II. würde ihm sein Bruder Carl X. folgen und wie Johann II. würde er sich durch einen Wilhelm von Oranien vertreiben lassen. O nein, Gott hat nicht das Schicksal eines großen und schönen Landes, das man Frankreich nennt, in meine Hände gelegt, daß ich es denen zurückgebe, die damit gespielt und es verloren.«

»Bemerken Sie, General, daß ich Sie das alles nicht fragte.«

»Aber ich frage . . . «

»Ich glaube, daß Sie mir die Ehre erzeigen, mich für die Nachwelt zu halten . . . «

Bonaparte zitterte, drehte sich um, sah, mit wem, er sprach und schwieg.

»Ich brauchte nur ein Nein oder Ja«, fuhr Morgan mit einer

Würde fort, welche den überraschte, mit welchem er sprach.

»Und Weshalb brauchten Sie das?«

»Um zu wissen, ob wir fortfahren werden, Ihnen als einem Feinde den Krieg zu machen oder ob wir vor Ihnen als einem Retter auf die Kniee fallen sollen.«

»Krieg!« sagte Bonaparte, »Krieg! die Wahnsinnigen, die mit mir sich in einen Krieg einlassen; sehen sie nicht, daß ich der Auserwählte Gottes bin?«

»Attila sagte das Gleiche!«

»Ja, aber er war der Auserwählte der Zerstörung und ich bin der des neuen Jahrhunderts; das Gras starb ab, wo er vorüberkam, die Ernte wird überall reifen, wo mein Pflug die Erde aufgewühlt. Krieg! sagen Sie mir, was ist aus denen geworden, die sich mit mir in einen Krieg eingelassen? Sie liegen auf den Ebenen Piemonts, der Lombardei und Kairos.«

»Sie sprechen nicht von der Vendée? Die Vendée steht immer, noch auf den Beinen!«

»Auf den Beinen, meinerwegen! Aber ihre Anführer Chatelineau, Lescure, Elbée, Bonchamp, Stofflet, Charette?«

»Sie sprechen nur von Menschen; die Menschen sind niedergemäht, aber das Prinzip steht immer noch aufrecht und rings um dasselbe kämpfen heute d'Autichamp, Souzannet, Grignon, Frotte, Chatillon, Cadoudal; die Jüngeren wägen vielleicht die Älteren nicht auf, aber im Falle, daß sie ebenfalls sterben, so ist das doch Alles, was man von ihnen verlangen kann.«

»Sie sollen sich in Acht nehmen; wenn ich mich für einen Krieg in der Vendée entscheide, werde ich weder Santerres, noch Rossignols dahin schicken!«

»Der Konvent schickte Kleber, das Direktorium Hoche! . . . «

»Ich werde Niemanden hinschicken, sondern selber gehen.«

»Es kann ihnen nichts Schlimmeres geschehen, als wie Lescure an einer Wunde zu sterben oder wie Charette erschossen zu werden.«

»Es kann ihnen geschehen, daß ich sie begnadige.«

»Cato hat uns gelehrt, wie man sich der Gnade Cäsars entzieht.«

»Ah! Sie citiren einen Republikaner, nehmen Sie sich in Acht!«

»Cato ist einer von den Menschen, deren Beispiel man folgen kann, welcher Partei man auch angehört.«

»Und wenn ich Ihnen sage, daß ich die Vendée in meiner Hand habe!«

»Sie!«

»Und daß, wenn ich will, sie in drei Monaten pacificirt ist.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

»Sie glauben mir nicht?«

»Ich nehme Anstand, Ihnen zu glauben.«

»Wenn ich Sie versichere, daß, was ich Ihnen sage, wahr ist: wenn ich es Ihnen beweise, indem ich Ihnen sage, durch welches Mittel oder durch welche Menschen mir dies gelingen wird?«

»Wenn ein Mann, wie der General Bonaparte mir etwas versichert, werde ich es glauben: und wenn diese Sache selbst die Pacificirung der Vendée wäre, würde ich ihm sagen: ›Nehmen Sie sich in Acht, die kämpfende Vendée ist wichtiger für Sie, als die konspirierende Vendée: die kämpfende Vendée, das ist der Degen, die konspirierende Vendée, das ist der Dolch!«

»O, ich kenne Ihren Dolch«, sagte Bonaparte, »hier ist er!«

Und er holte aus einer Schieblade den Dolch, den er aus den Händen Rolands empfangen, und legte ihn auf einen Tisch, in die Nähe von Morgan. »Aber«, fügte er hinzu, »es ist weit von der Brust Bonapartes bis zum Dolch eines Meuchelmörders; versuchen Sie's.«

Und er trat auf den jungen Mann zu, indem er seinen Flammenblick auf ihn heftete:

»Ich bin nicht hierher gekommen, um Sie zu morden«, sagte der junge Mann kalt; »später, wenn ich Ihren Tod unumgänglich notwendig für den Sieg der Sache halte, werde ich mein Bestes tun, und wenn ich Sie dann verfehle, so geschieht es nicht, weil Sie Marius und ich der Cimbrier bin. Sie haben mir nichts anderes zu sagen, Citoyen erster Consul?« fuhr der junge Mann, sich verbeugend, fort.

»Doch; sagen Sie Cadoudal, daß, wenn er sich gegen den Feind schlagen wolle, statt gegen Franzosen, so sei in meinem Bureau seine Ernennung zum Obersten ausgefertigt.«

»Cadoudal kommandiert nicht ein Regiment, sondern eine Armee; Sie wollten sich nicht heruntergeben, indem Sie aus Bonaparte ein Monk würden, warum wollen Sie, daß er aus einem General ein Oberst werde? Sie haben mir nichts anderes zu sagen, Citoyen erster Konsul?«

»Doch; haben Sie ein Mittel, meine Antwort dem Grafen von Provence zukommen zu lassen?«

»Sie meinen dem König Ludwig XVIII.?«

»Streiten wir uns nicht um Worte; dem, der mir geschrieben.«

»Sein Gesandter ist im Lager von Les Aubiers.«

»Gut, ich ändere meinen Plan, ich antworte ihm; diese Bourbonen sind so blind, daß er mein Schweigen schlimm auslegen würde.«

Und Bonaparte setzte sich an seinen Tisch und schrieb folgenden Brief mit einer Deutlichkeit, welche bewies, es sei ihm daran gelegen, daß er gelesen würde.

»Ich habe Ihren Brief empfangen, mein Herr; ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir hegen, Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen: Sie müßten über hunderttausend Leichen gehen; opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glücke Frankreichs. Die Geschichte wird es Ihnen Dank wissen. Ich bin nicht gleichgültig gegen das Unglück Ihrer Familie und würde mit Vergnügen erfahren, daß Sie an Ihrem Zufluchtsort von Allem umgeben sind, was zu Ihrer Ruhe beitragen kann.

»Bonaparte.«

Und den Brief faltend und siegelnd, setzte er die Adresse darauf: *An den Herrn Grasen von Provence*, übergab ihn Morgan und sagte, indem er Roland rief, der so rasch auf der Schwelle des Kabinetts erschien, daß er ganz in der Nähe gewartet haben mußte:

»Oberst, führen Sie den Herrn nach der Straße zurück: bis dahin sind Sie für ihn verantwortlich.«

Roland verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams, ließ den jungen Mann vorangehen, der, ohne ein Wort zu sprechen, schied, und ging hinter ihm drein.

Aber ehe er über die Schwelle trat, warf er einen Blick auf Bonaparte.

Er stand aufrecht, unbeweglich, stumm und mit gekreuzten Armen da, den Blick auf den Dolch geheftet, der seine Gedanken mehr beschäftigte, als er es sich gestehen wollte.

Durch Rolands Zimmer schreitend, nahm der Anführer der Genossen Jehus seine Pistolen und seinen Mantel.

Während er die ersteren in seinen Gürtel steckte, sagte Roland zu ihm:

»Es scheint, daß der Citoyen erste Consul Ihnen den Dolch gezeigt, den ich ihm gegeben.«

»Ja, mein Herr«, antwortete Morgan.

»Und Sie haben ihn erkannt?«

»Diesen nicht gerade: alle unsere Dolche gleichen sich.«

»Nun, ich will Ihnen sagen, woher jener stammt: er stammt von der Brust eines meiner Freunde, in die ihn Ihre Genossen oder vielmehr Sie selbst getaucht.«

»Wohl möglich«, antwortete der junge Mann gleichgültig: »aber Ihr Freund wird sich dieser Strafe ausgesetzt haben.«

»Mein Freund wollte wissen, was während der Nacht in der Karthause von Seillon vorgehe.«

»Da tat er Unrecht.«

»Ich jedoch tat dasselbe Unrecht am Tage vorher: warum ist mir nichts geschehen?«

»Weil Sie ohne Zweifel ein Talisman schützte.«

»Mein Herr, ich will Ihnen eines sagen, daß ich ein Mann bin, der den geraden Weg und den hellen Tag liebt: daraus folgt, daß ich das Geheimnisvolle hasse.«

»Glücklich, wer am hellen Tage einhergehen und die große Heerstraße wandern kann, Herr von Montrevel.«

»deshalb will ich Ihnen den Schwur nennen, den ich getan, Herr Morgan, als ich den Dolch, den Sie gesehen, auf der Brust meines Freundes so zart als möglich zog, um nicht auch seine Seele herauszuziehen: ich habe geschworen, daß fortan zwischen seinen Meuchelmördern und mir ein Krieg auf Tod und Leben sein soll: und zum großen Teil deshalb, um Ihnen das

selbst zu sagen, habe ich Ihnen mein Wort gegeben, das sie schützte.«

»Das ist ein Schwur, von dem ich hoffe, daß Sie ihn vergessen werden, Herr von Montrevel.«

»Es ist ein Schwur, den ich unter allen Umständen halten werde, Herr Morgan, und Sie würden sehr liebenswürdig sein, wenn Sie mir sobald als möglich eine Gelegenheit verschafften.«

»Welcher Art, mein Herr?«

»Nun, zum Beispiel, indem Sie sich mit mir ein Rencontre im Bois de Boulogne, oder im Bois de Vincennes gaben: wohl verstanden, wir brauchen nicht zu sagen, daß wir uns schlagen, weil Sie oder Ihre Freunde dem Lord Tannlay einen Dolchstoß versetzten. Nein, wir sagen, was Sie wollen: daß es zum Beispiel . . . «

Roland suchte, »wegen der Mondfinsternis geschehe, die am 12. des nächsten, Monats stattfinden muß. Ist Ihnen dieser Vorwand genehm?«

»Der Vorwand würde mir genehm sein, mein Herr«, antwortete Morgan mit einem melancholischen Tone, dessen man ihn für unfähig gehalten, »wenn das Duell selbst mir genehm wäre. Sie haben einen Schwur getan, und Sie werden ihn halten, sagen Sie? Gut, ich habe jedoch ebenfalls einen solchen getan, als ich in die Genossenschaft Jehus eingetreten: nämlich in keiner Privatstreitigkeit ein Leben der Gefahr auszusetzen, das nicht mir, sondern der Sache gehört.«

»Ja, so gut, daß Sie morden, aber sich nicht schlagen.«

»Sie täuschen sich, wir schlagen uns bisweilen.«

»Haben Sie die Güte, mir eine Gelegenheit zu nennen, wo ich dieses Phänomen studieren kann?«

»Das ist ganz einfach: suchen Sie, mein Herr von Montrevel, sich mit fünf bis sechs Männern, wie Sie, in einer Diligence zu befinden, welche Geld der Regierung führt: verteidigen Sie, was wir angreifen, und die Gelegenheit, welche wir suchen, wird da sein: aber glauben Sie mir, Sie können etwas Besseres tun, als das: kommen Sie uns nicht in den Weg.«

»Das ist eine Drohung, mein Herr?« sagte der junge Mann, den Kopf erhebend.

»Nein, mein Herr«, machte Morgan mit sanfter, beinahe bittender Stimme: »es ist eine Bitte.«

»Gilt diese mir besonders, oder würden Sie sie an jeden Andern auch richten?«

»Nein, ich richte sie besonders an Sie.«

Und der Anführer der Genossen Jehus legte großen Nachdruck auf das letztere Wort.

»Ha, ha!« machte der junge Mann, »ich habe also das Glück, Sie zu interessieren?«

»Wie ein Bruder«, antwortete Morgan, immer mit seiner gleich sanften und schmeichelnden Stimme.

»Nun«, sagte Roland, »das ist entschieden eine Wette.«

In diesem Augenblicke trat Bourrienne ein.

»Roland«, sagte er, »der erste Konsul fragt nach Ihnen.«

»Nur so viel Zeit, um diesen Herrn nach der Straßentüre zu führen und ich bin bei ihm.«

»Beeilen Sie sich: Sie wissen, daß er nicht gerne wartet.«

»Wollen Sie mir folgen, mein Herr?« sagte Roland zu seinem geheimnisvollen Genossen.

»Ich stehe schon lange zu Ihren Diensten, mein Herr.«

»So kommen Sie.«

Und Roland führte auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, Morgan nicht nach der Türe, welche in den Garten führte, der Garten war geschlossen, sondern auf die Straße.

»So habe ich es verstanden, mein Herr.«

»Sie geben mir also mein Wort zurück?«

»Ich möchte es behalten, mein Herr: aber ich anerkenne, daß Sie das Recht haben, es zurückzunehmen.«

»Das ist alles, was ich wünsche. auf Wiedersehen, Herr Morgan.«

»Erlauben Sie mir, einst denselben Wunsch auszusprechen, Herr von Montrevel.«

Die beiden jungen Leute grüßten sich mit vollendeter Courtoisie, als Roland in den Luxembourg zurückkehrte und Morgan der Schattenlinie folgend, welche die Mauer zog, eine der

kleinen Straßen einschlug, welche nach der Place Saint-Sulpice führt.

Diesem wollen wir folgen.



XII.

Der Ball.

Kaum hatte er hundert Schritte gemacht, als Morgan seine Maske abnahm; in den Straßen von Paris lief er weit eher Gefahr mit einer Maske aufzufallen, als ohne Maske erkannt zu werden.

Als er in die Rue Taranne gekommen, pochte er an die Türe eines kleinen Hotel garni, welches die Ecke der Rue Taranne und der Rue du Dragon bildete, trat ein, nahm aus einem Möbel, ein Licht, von einem Nagel den Schlüssel zu Nr. 12 und stieg die Treppe hinauf, ohne mehr beachtet zu werden, als ein wohlbekannter Miethsmann, der nach Hause kommt, nachdem er ausgegangen war.

Es schlug zehn Uhr auf seiner Standuhr, als er die Türe seines Zimmers hinter sich schloß.

Er hörte aufmerksam schlagen, da das Licht seiner Kerze nicht bis zum Kamine reichte, und sagte, als er bis auf zehn gezählt:

»Gut, ich werde nicht zu spät kommen.«

Trotz dieser Wahrscheinlichkeit schien Morgan keine Zeit verlieren zu wollen; er legte ein brennendes Papier unter einen großen Hausen Scheite, welcher im Kamine aufgeschichtet war und der sich alsbald entzündete, steckte vier Kerzen an, das heißt alle, die im Zimmer waren, stellte zwei auf den Kamin, zwei auf die gegenüberstehende Kommode, öffnete eine Schieblade der letzteren und entfaltete auf dem Bette die vollständige Kleidung eines Incroyable vom neuesten Geschmack.

Diese Kleidung bestand aus einem vorne kurzen und hinten langen Frack von zarter Farbe, einem Mittelton zwischen wassergrün und perlgrau, einer Weste von Chamoissammt mit achtzehn Perlmutterknöpfen, einer ungeheuren weißen Cravatte vom feinsten Batist, einer engsitzenden Hose von weißem Casimir mit einer Masse von Bändern an der Stelle, wo sie geknöpft wird, das heißt über der Wade: endlich perlgrauen seidenen Strümpfen, quer mit demselben grün gestreift, wie der Frack und seinen Escarpins mit Diamantschnallen.

Das unerläßliche Augenglas war nicht vergessen. Der Hut war derselbe, den Carlo Vernet seinem Elegant in der Zeit des Direktoriums gegeben.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, schien Morgan mit Ungeduld zu warten. Nach Verfluß von fünf Minuten läutete er, ein Garçon erschien.

»Ist der Perruquier«, fragte er, »noch nicht da?«

Zu jener Zeit waren die Perruquiers noch keine Friseure.

»Doch, Citoyen«, antwortete der Garçon, »er war da; aber Sie waren noch nicht zurückgekehrt; er sagte, er werde wiederkommen; als Sie läuteten, pochte es an der Türe; es war ohne Zweifel . . . «

»Da bin ich! da bin ich!« sagte eine Stimme auf der Treppe.

»Ah! Bravo!« machte Morgan; »vorwärts Meister Cadenette; Sie müssen aus mir eine Art Adonis machen.«

»Das wird nicht schwer sein, Herr Baron«, sagte der Perruquier.

»Nun! nun! Sie wollen mich also durchaus kompromittieren, Citoyen Cadenette?«

»Herr Baron, ich bitte Sie, nennen Sie mich kurzweg Cadenette, das wird mich ehren, denn es wird mir ein Beweis von Vertraulichkeit sein; aber heißen Sie mich nicht Citoyen; pfui! das ist eine revolutionäre Bezeichnung und in der wildesten Schreckenszeit habe ich meine Frau immer Madame Cadenette genannt; jetzt entschuldigen Sie mich, daß ich Sie nicht erwartete: aber es ist heute Abend ein großer Ball, der *Opferball*« — der Perruquier legte großen Nachdruck auf das letzte Wort, »ich hätte geglaubt, der Herr Baron werde auch dort sein.«

»Ha!« machte Morgan lachend, »Sie sind also noch immer Royalist, Cadenette?«

Der Perruquier legte tragisch seine Hand auf sein Herz.

»Herr Baron«, sagte er, »das ist nicht nur eine Gewissenssache, sondern eine Staatssache.«

»Gewissenssache! das begreife ich lieber Cadenette: aber Staatssache! was zum Teufel hat die ehrenwerte Korporation der Perruquiers mit der Politik zu tun?«

»Wie Herr Baron«, sagte Cadenette, indem er seinen Kunden zu coiffiren begann, »Sie fragen mich das? Sie, ein Aristokrat?«

»Scht! Cadenette!«

»Herr Baron, unter Cidevants kann man sich dergleichen wohl sagen.«

»So sind Sie also ein Cidevant.«

»So sehr es nur Jemand sein kann. Welche Coiffure wünscht der Herr Baron?«

»Hundsohren und die Haare nach hinten gestrichen.«

»Mit ein klein wenig Puder?«

»Etwas mehr, wenn Sie wollen Cadenette.«

»Ach mein Herr, wenn man bedenkt, daß seit fünf Jahren man nur bei mir Puder à la Marechal fand, Herr Baron: wegen einer Schachtel Puder wurde man guillotiniert.«

»Ich kannte Leute, die wegen geringerer Dinge guillotiniert wurden. Aber erklären Sie mir, wie Sie dazu kommen, ein Cidevant zu sein. Ich gebe mir gerne von Allem Rechenschaft.«

»Das ist sehr einfach, Herr Baron. Wir halten die hohen Klassen der Gesellschaft an den Haaren: ich habe, wie Sie mich hier sehen, einst Frau von Polignac, mein Vater Madame Dubarry, mein Großvater Frau von Pompadour frisiert: wir hatten unsre Privilegien, mein Herr. Wir trugen den Degen. Zwar waren, um Unglücksfälle, die zwischen Hitzköpfen, wie die unsrigen, vorkommen könnten, zu vermeiden, die meiste Zeit unsre Degen von Holz, aber wenn es auch nicht die Sache selbst war, so war es wenigstens das Sinnbild. Ja, Herr Baron«, fuhr Cadenette mit einem Seufzer fort, »jene Zeit war eine schöne Zeit, nicht bloß für die Perruquiers, sondern für Frankreich. Wir wußten alle Geheimnisse, waren mit bei allen Intrigen, man verbarg nichts vor uns; und es gibt kein Beispiel Herr Baron, daß ein Geheimnis von einem Perruquier verraten worden wäre. Sehen Sie, unsre arme Königin, wem hat sie ihre Diamanten anvertraut? dem großen, dem berühmten Leonard, dem Fürsten der Coiffure! Nun, Herr Baron, zwei Männer genügten, um das Gerüste einer Macht niederzureißen, die in den Perücken Ludwig XIV., in den ›Puffen‹ der Regentschaft, in den ›Crepes‹ Ludwig XV. und in den ›Galerien‹ Marien Antoinettens ruhte.«

»Und diese beiden Männer, diese beiden Nivelleurs, diese beiden Revolutionärs, wer sind sie, Cadenette? damit ich sie,

soweit es in meinen Kräften steht, der öffentlichen Verachtung preisgebe.«

»Herr Rousseau und der Citoyen Talma: Herr Rousseau, der den abgeschmackten Satz aussprach: ›Kehrt zur Natur zurück!‹ und der Citoyen Talma, der die Tituscoiffuren erfand.«

»Das ist wahr, Cadenette, das ist wahr.«

»Mit dem Direktorium tauchte wieder einige Hoffnung aus. Herr Barras hat den Puder nie aufgegeben und der Citoyen Moulin behielt den Zopf bei: aber Sie wissen, der 18. Brumaire hat alles vernichtet, selbst das Mittel, die Haare des Herrn Bonaparte kraus zu machen! . . . Ah! sehen Sie«, fuhr Cadenette fort, indem er die Hundsohren seines Kunden wölbte: »wahrhaftig, das sind ächte Aristokratenhaare, weich und sein wie Seide, und dabei halten sie das Eisen aus, daß man glauben sollte, Sie tragen eine Perücke. Betrachten Sie sich, Herr Baron, Sie wollen schön sein, wie Adonis. Ach! wenn Venus Sie gesehen, wäre Mars nicht auf Adonis eifersüchtig gewesen.«

Und als Cadenette seine Arbeit beendet hatte und mit seinem Werke zufrieden war, bot er Morgan einen Handspiegel, in welchem dieser sich mit Wohlgefallen betrachtete.

»Ja, ja«, sagte er zu dem Perruquier, »wahrhaftig, mein Lieber, Sie sind ein Künstler: behalten Sie diese Coiffure im Kopfe: wenn man mir jemals den Hals abschneidet, wobei wahrscheinlich Frauen zugegen sein werden, so wähle ich mir diese Coiffure.«

»Der Herr Baron will, daß man ihn beweint«, sagte der Perruquier ernst.

»Ja, inzwischen aber, mein lieber Cadenette, haben Sie hier einen Taler für die Mühe, die Sie sich gegeben. Haben Sie die Güte, wenn Sie hinunter gehen, zu sagen, daß man einen Wagen für mich hole.«

Cadenette stieß einen Seufzer aus.

»Herr Baron«, sagte er, »es gab eine Zeit, wo ich Ihnen geantwortet hätte: ›Zeigen Sie sich bei Hose mit dieser Coiffure und ich bin bezahlt;‹ aber es gibt keinen Hof mehr, Herr Baron, und man muß leben: Sie sollen Ihren Wagen haben.«

Nach diesen Worten stieß Cadenette einen zweiten Seufzer aus, steckte den Taler Morgans in die Tasche, machte die tiefe

Verbeugung der Perruquiers und der Tanzmeister und ließ den jungen Mann seine Toilette vollenden.

Nachdem einmal die Coiffure in Ordnung, war dies rasch geschehen: die Cravatte allein nahm etwas Zeit in Anspruch, aber Morgan zog sich als erfahrener Mann leicht aus dieser schwierigen Sache und Punkt elf Uhr war er bereit, in den Wagen zu steigen.

Cadenette hatte seinen Auftrag nicht vergessen: ein Fiaker wartete an der Türe.

Morgan sprang hinein und rief: »Rue du Bac Nr. 60.«

Der Fiaker fuhr nach der Rue de Grenelle, von da die Rue du Bac hinaus und hielt bei Nr. 60.

»Hier ist die doppelte Fahrtaxe, mein Freund«, sagte Morgan, »aber unter der Bedingung, daß Sie nicht vor dieser Türe sich aufstellen.«

Der Fiaker erhielt drei Franken und verschwand an der Ecke der Rue de Varennes.

Morgan richtete die Blicke auf die Fassade des Hauses: man hätte glauben sollen, er habe sich in der Türe getäuscht, so dunkel und still war die Facade.

Morgan zögerte indeß nicht: er pochte auf eine bestimmte Weise an die Türe. Diese öffnete sich alsbald.

Im Hintergrund des Hofes lag ein großes hell erleuchtetes Gebäude.

Der junge Mann richtete seine Schritte nach dem Gebäude: je näher er kam, desto deutlicher vernahm er Musikklänge.

Er stieg eine Treppe hinauf und befand sich in der Garderobe.

Er gab dem mit der Besorgung der Überkleider beauftragten Kontrolleur seinen Mantel.

»Hier eine Nummer«, sagte der Kontrolleur zu ihm, »legen Sie die Waffen in dem Gange nieder, doch so, daß Sie sie wieder erkennen.«

Morgan steckte die Nummer in die Tasche seines Beinkleids und trat in einen großen Gang, der in ein Arsenal umgewandelt war.

Es befand sich hier eine wahre Waffensammlung von allen Arten von Pistolen, Donnerbüchsen, Karabinern, Degen, Dolchen.

Da der Ball plötzlich durch einen Überfall der Polizei unterbrochen werden konnte, war es nötig, daß jeder Tänzer augenblicklich sich in einen Streiter verwandeln konnte.

Seiner Waffen entledigt, trat Morgan in den Ballsaal.

Wir zweifeln, daß die Feder im Stande wäre, unsern Lesern eine Idee von dem Anblick zu geben, den dieser Ball bot.

Im Allgemeinen wurde man, wie dies schon sein Name andeutet, auf diesem Ball nur Kraft des seltsamen Rechtes zugelassen, das den Eintretenden die von dem Konvent oder der Gemeinde von Paris auf das Schafott geschickten, von Collot d'Herbois niedergeschossenen, von Carrier ertränkten Verwandten gaben; da jedoch im Ganzen genommen die während der drei letzten Jahre Guillotinierten die anderen Opfer an Zahl überwogen, so war auch die Tracht, welche die Majorität bildete, die Tracht der Opfer des Schafotts.

So trug der größte Teil der jungen Mädchen, deren Mütter und Schwestern unter der Hand des Henkers gefallen waren, die Kleidung, welche ihre Mütter oder Schwestern bei dem Gang zum Tode getragen, das heißt, einen weißen Rock, ein rotes Halstuch und die Haare rund am Halse abgeschnitten.

Einige hatten, um dieser bereits sehr charakteristischen Kleidung noch eine bezeichnendere Einzelheit hinzuzufügen, einen Faden von roter Seide, sein wie die Schneide eines Rasiermessers, um den Hals geschlungen, welcher wie bei Gretchen im Faust am Sabbat die Stelle bezeichnete, wo das Messer zwischen der Beugemuskel und dem Schlüsselbein durchschnitt.

Die Männer, die sich im gleichen Falle befanden, hatten den Kragen ihres Frackes zurückgeschlagen, ihren Hemdkragen frei herabfallen lassen und trugen den Hals nackt, die Haare kurz abgeschnitten.

Aber viele hatten andere Rechte, den Ballsaal zu betreten, als daß sie Opfer in ihrer Familie besaßen, viele hatten selbst Opfer gemacht.

Diese machten mehrere Rechtsansprüche geltend. Es waren Männer von vierzig bis fünfundvierzig Jahren zugegen, welche in den Boudoirs der schönen Courtisanen des achtzehnten

Jahrhunderts erzogen worden, die Madame Dubarry in den Mansarden von Versailles, Sophie Arnault bei Herrn von Lauraguais, die Duthé bei dem Grafen Artois gekannt und der Feinheit des Lasters den Firnis ausgetragen, mit dem sie ihr Ungestüm bedeckten. Sie waren noch jung und schön: sie traten, die duftenden Haare und die parfümierten Taschentücher schüttelnd, in den Salon und es war dies keine unnötige Vorsicht, denn wenn sie nicht Ambra oder Epheukraut gerochen, so würden sie Blut gerochen haben.

Es waren Männer von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren zugegen, welche zu der Brüderschaft der »Rächer« gehörten, die von der Monomanie des Meuchelmords, der Wut des Erdrosselns beherrscht schienen, die lauter Blutdurst waren und diesen Durst nicht löschen konnten: die, wenn ihnen der Befehl gegeben war, zu morden, den mordeten, der ihnen bezeichnet worden, mochte er Freund sein oder Feind: die den Mord wie ein Rechenschaft abmachten: die die blutige Tratte, welche den Kopf dieses oder jenes Jakobiners verlangte, akzeptierten und ihn nach Sicht bezahlten.

Es waren junge Männer von achtzehn bis zwanzig Jahren zugegen, beinahe noch Kinder: aber wie Achilles mit dem Marke wilder Tiere, wie Pyrrhus mit Bärenfleisch ausgezogen: es waren Banditenzöglinge Schillers, Vehmrichterlehrlinge, es war jene seltsame Generation, welche auf die großen politischen Konvulsionen folgt, wie die Titanen dem Chaos, die Hydern der Sündflut, wie endlich die Geier und Raben einem Gemetzel.

Es war das eherne, teilnahmslose, unversöhnliche, unbeugsame Gespenst, das man die Vergeltung nennt.

Und dieses Gespenst verkehrte unter den Lebenden, es trat in ihre vergoldeten Salons, es machte ein Zeichen mit dem Blicke, eine Gebärde mit der Hand, eine Bewegung mit dem Kopfe und man folgte ihm.

Man spielte, sagt der Schriftsteller, dem wir diese so unbekanntes und doch so wahren Einzelheiten entnehmen, man spielte Bouillote um eine Ausrottungspartie.

Die Schreckenszeit hatte einen großen Zynismus in ihrer Kleidung, eine lacedämonische Strenge in ihren Mahlen, die tiefste Verachtung eines wilden Volkes gegen alles, was Kunst

und Schauspiel heißt, affektiert.

Die thermidorische Reaktion dagegen war elegant, putzsüchtig und üppig: sie erschöpfte allen Luxus und alle Genüsse, wie unter der Regierung Ludwig XV., nur fügte sie den Luxus der Rache, den Genuß des Blutes hinzu.

Freron gab seinen Namen dieser ganzen Jugend, die man die Jugend Frerons oder die goldene Jugend nannte.

Warum hatte Freron mehr als ein anderer diese seltsame unglückselige Ehre?

Ich kann es nicht auf mich nehmen, dies zu sagen: meine Nachforschungen, — und wenn ich zu einem Zwecke gelangen will, das werden die, welche mich kennen, mir gerne bezeugen, ist mir keine Mühe zu teuer — meine Nachforschungen haben mich nicht darüber belehrt.

Es war eine Laune der Mode; die Mode ist eine noch launenhaftere Göttin, als das Glück.

Unsere Leser wissen heutzutage kaum, wer dieser Freron war; und der, welcher die Zielscheibe von Voltaires Spott war, ist bekannter, als der, welcher der Patron jener eleganten Meuchelmörder.

Der Eine war der Sohn des Andern. Louis Stanislas war der Sohn von Elise Catherine; der Vater starb vor Zorn, als er sein Journal durch den Siegelbewahrer Miromesnil unterdrückt sah.

Der Andere, gereizt durch die Ungerechtigkeiten, deren Opfer sein Vater geworden, hatte anfangs mit Eifer sich zu den revolutionären Prinzipien bekannt und an die Stelle des *Annéelittéraire*, das im Jahre 1775 aufgehoben und stranguliert worden, hatte er 1789 den *Orateur du peuple* gegründet. Er ward als außerordentlicher Agent nach dem Süden geschickt und Toulon und Marseille bewahren noch das Andenken an seine Grausamkeiten. Alles wurde jedoch vergessen, als er sich am 9. Thermidor gegen Robespierre erklärte und den Coloß, der sich von Apostel zum Gott gemacht, von dem Altar des göttlichen Wesens stürzen half. Freron, vom Berg verstoßen, der ihn den plumpen Kinnbacken Mose Bayles überwies; Freron, mit Verachtung von de Gironde zurückgestoßen, die ihn dem Fluche Isnard auslieferte; Freron, wie der furchtbare und malerische

Redner du Var sagte, Freron, ganz nackt und überzogen mit dem Aussatz des Verbrechens, wurde durch die Thermidorianer aufgenommen, geliebkost und gehegt; von dem Lager dieser ging er in das Lager der Royalisten und sah sich plötzlich, ohne einen Grund zu dieser traurigen Ehre, an die Spitze einer durch Jugend, Energie und Rachsucht mächtigen Partei zwischen die Leidenschaften der Zeit, welche zu Allem führten, und die Unmacht der Gesetze gestellt, welche Alles duldeten.

Unter diese goldene Jugend, diese Jugend Frerons, welche mit der Zunge anstieß, J und G wie Z aussprach und bei jeder Gelegenheit ihr Ehrenwort gab, trat Morgan.

All' diese Jugend war, das muß man eingestehen, trotz der Kleidung, die sie trug und trotz der Erinnerungen, welche diese Kleidung hervorrief, ausgelassen heiter.

Es mag unbegreiflich scheinen, aber es war so. Man erkläre, wenn man kann, jenen Totentanz, der, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, mit der Wildheit eines von Musard dirigierten Galopps seine Reigen sogar auf dem Kirchhof der Unschuldigen entfaltend, fünfzigtausend seiner Totentänzer mitten unter den Gräbern zu Boden fallen ließ.

Morgan suchte offenbar Jemanden.

Ein junger Elegant, der seine Finger in eine Bonbonniere von Perlmutter tauchte, die ihm ein reizendes Opfer darbot, mit einem von Blut geröteten Finger, dem einzigen Teil seiner zarten Hand, der von keiner Mandelseife berührt wurde, wollte ihn anhalten, um ihm Einzelheiten über die Expedition mitzuteilen, von der er diese blutige Trophäe zurückgebracht; aber Morgan lachte, drückte diejenige seiner beiden Hände, welche einen Handschuh trug und begnügte sich, zu ihm zu sagen:

»Ich suche Jemanden.«

»Wichtige Sache?«

»Genossenschaft Jehus.«

Der junge Mann mit dem blutigen Finger ließ ihn vorüber.

Eine anbetungswürdige Furie, wie Corneille gesagt hätte, die ihre Haare mit einem Dolche zusammengehalten, dessen Spitze mehr als nadelfein war, versperrte ihm den Weg, indem sie zu ihm sagte:

»Morgan, Sie sind der schönste, der tapferste und der Liebe aller Anwesenden würdigste Mann. Was haben Sie der Frau zu antworten, die Ihnen dies sagt?«

»Ich habe ihr zu antworten, daß ich liebe«, sagte Morgan, »und daß mein Herz zu eng ist für meinen Haß und zweierlei Liebe.«

Und er setzte seinen Weg fort.

Zwei junge Leute, welche sich stritten, indem der eine sagte: »Es ist ein Deutscher,« und der andere: »Es ist ein Engländer,« hielten Morgan an.

»Ah! ja«, sagte der Eine, »das ist der Mann, der uns aus der Verlegenheit helfen kann.«

»Nein«, antwortete Morgan, indem er die Barriere zu durchbrechen suchte, welche sich vor ihm gebildet.

»Nur ein Wort sollst Du uns antworten«, sagte der Andere. »Wir haben so eben gewettet, Saint Amand und ich, daß der in der Karthause von Seillon Verurteilte und Hingerichtete ein Deutscher sei, so behauptete er; ein Engländer, so behauptete ich.«

»Ich weiß nicht«, antwortete Morgan; »ich war nicht dabei; wendet euch an Hector, der an jenem Abende präsierte.«

»So sage uns, wo ist Hector?«

»Sage mir vielmehr, wo ist Tiffanges; ich suche ihn.«

»Dort unten im Hintergrund«, sagte der junge Mann, auf einen Punkt des Saales deutend, wo der Contretanz am heitersten und lebhaftesten hüpfte.

»Du wirst ihn an seiner Weste erkennen; auch sein Beinkleid ist nicht zu verachten, ich werde mir ein gleiches von der Haut des ersten Matharon machen lassen, mit dem ich zu tun habe.«

Morgan nahm sich nicht die Zeit zu fragen, was die Weste von Tiffanges Bemerkenswertes habe, und durch welchen bizarren Schnitt oder kostbaren Stoff sie sich die Anerkennung eines in dergleichen Dingen so erfahrenen Menschen verdient, als der war, welcher mit ihm sprach. Er ging gerade auf den ihm von dem jungen Manne angedeuteten Punkt zu und sah den, welchen er suchte, einen Pas d'été tanzen, der nach seiner Leichtigkeit und seiner »Tricotage«, man verzeihe mir diesen technischen Ausdruck, aus den Salons von Vestris selbst hervorgegangen zu sein schien.

Morgan machte dem Tänzer ein Zeichen.

Tiffanges blieb augenblicklich stehen, verbeugte sich vor seiner Tänzerin, führte sie an ihren Platz zurück, entschuldigte sich mit dem Drängenden der Angelegenheit, die ihn rufe, und nahm den Arm Morgans.

Es ist unnütz, wenn wir sagen, daß der Name Tiffanges, den ein altes Schloß in Bocage trägt, wie alle Namen der verbündeten Royalisten, die wir in diesem Buche austreten sehen werden, ein falscher Name ist, der den ächten Namen zu verdecken dient.

Die beiden jungen Leute traten in ein Kabinett, das für Konferenzen von der Art vorbehalten schien, wie diejenige war, zu der sie die Einsamkeit aufsuchten.

»Haben Sie ihn gesehen«, fragte Tiffanges Morgan.

»Ich verlasse ihn so eben«, antwortete dieser.

»Und Sie haben ihm den Brief des Königs übergeben?«

»Ihm selbst.«

»Hat er ihn gelesen?«

»Er hat ihn augenblicklich gelesen.«

»Und er gab eine Antwort?«

»Zwei, eine mündliche und eine schriftliche, die letztere macht die erstere überflüssig.«

»Und Sie haben sie?«

»Hier ist sie.«

»Wissen Sie den Inhalt?«

»Es ist eine abschlägige Antwort.«

»Positiv?«

»So positiv als nur möglich.«

»Weiß er, daß von dem Augenblick, wo er uns jede Hoffnung nimmt, wir ihn als Feind behandeln werden?«

»Ich habe es ihm gesagt.«

»Und er antwortete?«

»Er hat nicht geantwortet, sondern die Achseln gezuckt.«

»Welche Absicht schreiben Sie ihm zu?«

»Das ist nicht leicht zu ahnen.«

»Sollte er die Absicht haben, die Macht in Händen zu behalten?«

»Das scheint mir der Fall zu sein.«

»Die Macht, aber nicht den Thron.«

»Warum nicht den Thron?«

»Er würde sich doch nicht zum König machen wollen.«

»O! ich kann Ihnen nicht antworten, daß er sich gerade zum König machen will: aber ich antworte Ihnen, daß er sich zu Etwas machen wird.«

»Er ist freilich ein Soldat, der Glück hat.«

»Mein Lieber, es gilt in diesem Augenblick mehr, der Sohn seiner Taten, als der Enkel eines Königs zu sein.«

Der junge Mann blieb nachdenklich stehen.

»Ich werde Alles an Cadoudal berichten«, machte er.

»Und fügen Sie hinzu, daß der erste Konsul selbst die Worte ausgesprochen: ›Ich halte die Vendée in meiner Hand, und wenn ich will, wird in drei Monaten dort keine Lunte mehr brennen.««

»Das ist gut, daß wir das wissen.«

»Sie wissen es, damit Cadoudal es wisse, und suchen Sie die Sache in Ihrem Interesse zu benützen.«

In diesem Momente hörte die Musik plötzlich auf: das Geräusch der Tänzer erstarb: es entstand eine große Pause, und inmitten dieser wurden von einer sonoren und deutlichen Stimme vier Namen ausgesprochen.

Diese vier Namen waren Morgan, Guyon, Amiet und Leprêtre.

»Verzeihung«, sagte Morgan zu Tissanges, »es bereitet sich wahrscheinlich ein Unternehmen vor, zu dem ich gehöre; ich muß Ihnen deshalb zu meinem großen Bedauern Lebewohl sagen: nur lassen Sie mich, ehe ich Sie verlasse, Ihre Weste und Ihre Beinkleider, von denen man mir gesprochen, genau ansehen; es ist eine Liebhaberneugierde, die Sie hoffentlich entschuldigen werden.«

»Wie so«, machte der junge Vendéer, »mit dem größten Vergnügen.«

Und er näherte sich den Kandelabern, welche auf dem Kamine brannten, mit einer Eile und Zuvorkommenheit, die seiner Höflichkeit alle Ehre machten.

Weste und Beinkleider schienen vom selben Stoffe zu sein;

aber welcher Art war dieser Stoff? Diese Frage mußte selbst den geübtesten Kenner in Verlegenheit setzen.

Das Beinkleid war ein gewöhnliches festanliegendes Beinkleid von zarter Farbe, welche zwischen Chamois und Fleischfarbe spielte; sie hatte nichts Bemerkenswerthes, als daß sie ohne Naht war und doch fest anschoß.

Die Weste hatte dagegen zweierlei charakteristische Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit mehr auf sie zogen: sie hatte drei Löcher von Kugeln, welche man nicht zugenäht, sondern durch einen Karmin noch gehoben, der das Blut täuschend nachahmte.

Außerdem war auf die linke Seite das blutende Herz gemalt, das den Vendéern als Erkennungszeichen diente.

Morgan betrachtete die beiden Gegenstände mit der größten Aufmerksamkeit, aber die Untersuchung war fruchtlos.

»Wenn ich nicht so große Eile hätte«, sagte er, »so müßte ich die Sache genau wissen und diese Wissenschaft mir verdanken, aber Sie haben gehört, es sind ohne Zweifel Mitteilungen an das Comité gekommen: Sie können Cadoudal Geld anzeigen, aber man muß es holen. Ich befehle gewöhnlich diese Art von Expeditionen, und wenn ich zögerte, würde ein Anderer an meine Stelle treten. Sagen Sie mir doch, von was ist das Zeug, in das Sie gekleidet sind?«

»Mein lieber Morgan«, sagte der Vendéer, »Sie haben vielleicht gehört, daß mein Bruder in Bressuire gefangen genommen und durch die Blauen erschossen wurde⁶?«

»Ja, ich weiß es.«

»Die Blauen waren auf dem Rückzuge Begriffen: sie ließen die Leiche an der Ecke einer Hecke zurück: wir gingen ihnen scharf zu Leibe und kamen ihnen auf die Fersen.«

»Ich fand die Leiche meines Bruders noch warm.«

»In eine seiner Wunden war ein Baumast mit der Inschrift gesteckt:

›Erschossen als Räuber von mir Claude Flageolet, Korporal im 3. Bataillon von Paris.«

»Ich nahm die Leiche meines Bruders auf: ich ließ ihr die Haut von der Brust abziehen, diese Haut, die, von drei Löchern

durchbohrt, ewig vor meinen Augen um Rache schreien sollte und ließ mir meine Kriegsweste daraus machen.«

»Ah, so!« machte Morgan mit einem gewissen Erstaunen, in welches sich zum ersten Male etwas wie Schrecken mischte; »ah! diese Weste ist von der Haut Ihres Bruders gemacht! Und das Beinkleid?«

»Ah!« antwortete der Vendéer: »das Beinkleid, das ist etwas Anderes, denn es ist von der Haut des Citoyen Claude Flageolet, Korporal im 3. Bataillon von Paris.«

In diesem Augenblicke erscholl dieselbe Stimme, welche zum zweiten Male und in derselben Ordnung die Namen Morgan, Guyon, Amiet und Leprêtre ausrief.

Morgan stürzte aus dem Kabinett.

XIII.

Guyon, Amiet und Leprêtre.

Morgan durchschritt den Saal in seiner ganzen Länge und begab sich nach einem kleinen Salon, der sich aus der andern Seite des Garderobenzimmers befand.

Seine drei Genossen Leprêtre, Amiet und Guyon erwarteten ihn bereits.

Bei ihnen befand sich ein junger Mann, welcher die Tracht eines Kabinettskouriers trug, wie sie die der Regierung hatten, nämlich von Grün und Gold.

Er trug schwere staubige Stiefel, eine Mütze mit Schild und die Depeschentasche, welche die Ausrüstung eines Kabinettskouriers bilden.

Eine Karte von Cassini, auf welcher man die kleinsten Unebenheiten des Terrains angegeben fand, lag auf einem Tische.

Ehe wir sagen, was der Courier hier tat und zu welchem Zwecke die Karte ausgelegt war, wollen wir einen Blick auf die drei neuen Persönlichkeiten werfen, deren Namen so eben in dem Ballsaal erschollen waren, und die im Verlauf dieser Geschichte eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt sind.

Der Leser kennt bereits Morgan, den Achilles und Paris dieser seltsamen Verbindung. Morgan mit seinen blauen Augen, seinen schwarzen Haaren, seiner hohen und edel gebauten Gestalt, seiner anmutigen, lebhaften und geschmeidigen Tournüre, seinem Auge, das man nie ohne einen belebten Blick gesehen, und seinem Munde mit frischen Lippen und weißen Zähnen, den man nie ohne ein Lächeln erblickt, seiner Physiognomie, die man nie vergessen konnte, wenn man sie einmal gesehen, die aus einer Mischung von Elementen bestand, welche einander fremd zu sein schienen, und aus der zu gleicher Zeit Kraft und Zartheit, Weichheit und Energie sprach, und all' dies gemischt zum befremdlichen Ausdruck einer Heiterkeit, welche bisweilen erschreckend wirkte, wenn man bedachte, daß dieser Mensch

immer dem Tode ins Auge sah und zwar dem schrecklichsten Tode, dem auf dem Schafott.

Leprêtre war ein Mann von achtundvierzig Jahren mit dichtem, gräulichem Haare, dabei aber einem Backenbart und Brauen von der Schwärze des Ebenholzes; die Augen waren von jener bewundernswerten Eigentümlichkeit der indianischen Augen, wenn sie auf den Marronneger zielen. Er war ein ehemaliger Dragonercapitän, herrlich gebaut für den physischen und moralischen Kampf; seine Muskeln deuteten auf große Kraft, seine Physiognomie auf Beharrlichkeit. Im Übrigen besaß er eine edle Tournüre, große Eleganz der Manieren, war wie ein Petit-maitre parfümiert und roch aus Manier oder aus üppiger Gewohnheit an einem Fläschchen mit englischen Salzen oder an einer Riechbüchse von vergoldetem Silber, welche die feinste Parfüme enthielt.

Guyon und Amiet, deren wahre Namen man so wenig kannte, als die von Leprêtre und Morgan, hießen gewöhnlich unter den Genossen »die Unzertrennlichen«. Man denke sich Damon und Pithyas, Euryalus und Nisus, Orest und Pylades mit zweiundzwanzig Jahren; der Eine heiter, gesprächig, lärmend; der Andere traurig und schweigsam, träumerisch und Alles teilend, die Gefahr, das Geld, die Geliebte; Beide sich durch einander ergänzend, in sich die Grenzen aller Extreme erreichend, Jeder in, der Gefahr sich selbst vergessend; um den Andern zu beschützen, wie die jungen Spartiaten von der heiligen Schaar, — und man hat eine Idee von Guyon und Amiet.

Es versteht sich von selbst, daß alle drei Genossen Jehus waren.

Sie waren, wie Morgan vermutet, in Sachen der Genossenschaft zusammenberufen.

Morgan ging bei seinem Eintreten gerade auf den falschen Courier zu und schüttelte ihm die Hand.

»Ah! lieber Freund«, sagte dieser mit einer Bewegung der Sitzteile, womit er andeutete, daß man nicht ungestraft, wenn man auch ein noch so guter Reiter ist, fünfzig Meilen auf Postkleppern macht, »Ihr führt ein hübsches Leben, Ihr Pariser, und im Vergleich mit Euch saß Hannibal in Capua auf Stacheln und Dornen: ich warf nur im Vorbeigehen einen Blick über den

Ballsaal, wie es sich ein armer Kabinettscourier etwa erlauben darf, der Depeschen des Generals Masséna für den ersten Konsul hat. Ihr habt da, wie mir scheint, eine vortreffliche Auswahl von Opfern: aber Ihr müßt vor der Hand, meine armen Freunde, auf alles das verzichten: es ist unangenehm, es ist traurig, es ist zum Verzweifeln, aber das Haus Jehu vor allem.«

»Mein lieber Hastier«, sagte Morgan.

»Holla!« sagte Hastier, »keine Familiennamen, wenn's gefällig, meine Herren. Die Familie Hastier ist eine ehrenwerte Familie in Lyon, welche aus dem Place des Terreaux vom Vater auf den Sohn Geschäfte macht und die sich sehr gedemütigt fühlen würde, wenn sie erführe, daß ihr Erbe Kabinettscourier geworden und sich mit dem Nationalquersack auf der Landstraße umhertreibe: Lecoq, so viel Ihr wollt, aber keinen Hastier: ich kenne keinen Hastier. Und Sie, meine Herren«, fuhr der junge Mann fort, indem er sich an Guyon, Amiet und Leprêtre wandte, »kennen Sie ihn?«

»Nein«, antworteten diese drei jungen Leute, »und wir bitten für Morgan, der sich irrte, um Entschuldigung.«

»Mein lieber Lecoq«, machte Morgan.

»Nun gut«, unterbrach ihn Hastier, »auf diesen Namen höre ich. Was wolltest Du mir sagen?«

»Ich will Dir sagen, daß wenn Du nicht der Antipode vom Gotte Harpokrates wärest, den die Alten mit einem Finger auf dem Munde darstellten, so wüßten wir, warum Du Dich in mehr oder minder blühenden Ergüssen gefällst: wozu dieser Auszug, und wozu diese Karte?«

»Nun bei Gott! Wenn Du es noch nicht weißt, junger Mann, so ist das Deine Schuld und nicht die meine. Wenn man Dich nicht hätte zweimal rufen müssen, weil Du ohne Zweifel Dich mit einer schönen Eumenide verloren hattest, welche von einem schönen, jungen, lebenden Manne Rache für alle verstorbenen Verwandten verlangte, so wärest Du bereits ebenso weit, als diese Herren, und ich sähe mich nicht genötigt, meine Cavatine noch einmal zu singen. So höre denn: es handelt sich nämlich um einen Rest des Schatzes der Bären von Bern, welchen auf Befehl des Generals Masséna der General Lecourbe an den Citoyen ersten Konsul

abgesandt. Lumpige hunderttausend Franken, welche man nicht durch den Jura gehen lassen will, und zwar wegen der Partisane des Herrn von Teyssonnet, die, wie man behauptet, im Stande wären, sich derselben zu bemächtigen, und die man über Gens, Bourg, Massen, Dijon und Troyes expediert: eine weit sicherere Route, wie man sich überzeugen wird.«

»Sehr gut!«

»Die Sache wurde uns von Renard avisirt, der alsbald von Gex aufbrach, die Nachricht an Hironnelle beförderte, welcher augenblicklich in Chalonssur-Marne stationirt, und der oder die sie mir in Auxerre mittheilte, und ich, Lecoq, habe so eben fünfundvierzig Meilen zurückgelegt, um sie Euch mitzutheilen. Die sekundären Einzelheiten sind folgende. Der Schatz ging von Bern am letzten Octodi, dem 28. Nivose des Jahres VIII der dreifachen und teilbaren Republik ab. Er muß heute am Duodi in Genf ankommen: morgen am Dridi geht er mit der Diligence von Gens nach Bourg, so daß, wenn meine lieben Söhne Israels noch heute Nacht abreisen, sie übermorgen, am Quintidi, auf den Schatz der Herren Bären zwischen Dijon und Troyes gegen Barsur-Seine stoßen können. Was sagen Sie davon, meine Herren?«

»Verzeihung«, machte Morgan, »was wir davon sagen — darüber kann, glaube ich, kein Zweifel sein — wir sagen, wir würden uns nie erlaubt haben, das Geld der Herren Bären von Bern anzurühren, so lange es in den Kisten der Herren geblieben, aber von dem Augenblicke, da es einmal seine Bestimmung gewechselt, sehe ich keinen Grund, warum es dieselbe nicht auch zum zweiten Male wechseln sollte: aber wie werden wir von hier abreisen?«

»Haben Sie denn die Postchaise nicht?«

»Doch, sie ist hier in der Remise.«

»Haben Sie nicht zwei Pferde, um Sie bis zur nächsten Station zu bringen?«

»Sie stehen im Stall.«

»Hat nicht Jeder seinen Paß?«

»Jeder hat vier Pässe.«

»Nun gut!«

»Gut, aber wir können doch nicht die Diligence in der

Postchaise anpacken: wir genieren uns durchaus nicht, aber wir treiben die Bequemlichkeit doch nicht bis auf diesen Punkt?«

»Gut, warum nicht?« sagte Guyon, »das wäre originell. Ich sehe keinen Grund ein, wenn, man ein Schiff mit einer Barke entert, warum man nicht eine Diligence mit einer Postchaise entern sollte: das fehlt uns gerade, wie die Phantasie: versuchen wir es, Amiet?«

»Ich bin sehr gerne bereit«, antwortete dieser: »aber der Postillion, was wirst Du mit ihm machen?«

»Das ist wahr!« antwortete Guyon.

»Der Fall ist vorgesehen, meine Kinder«, sagte der Courier: »man hat eine Stafette nach Troyes expediert, Sie lassen Ihre Postchaise bei Delbauce, Sie finden dort vier vollständig gesattelte Pferde, welche strotzen von Haber: Sie werden Ihre Zeit berechnen und übermorgen oder vielmehr morgen, denn Mitternacht ist vorüber, morgen zwischen sieben und acht Uhr Morgens wird das Geld der Herren Bären eine schlimme Viertelstunde haben.«

»Ändern wir unsere Kleidung?« fragte Leprêtre.

»Warum das?« sagte Morgan: »es scheint mir, daß wir, wie wir sind, uns wohl zeigen dürfen: nie wird eine Diligence durch besser gekleidete Leute von ihrer unbequemen Last befreit worden sein. Laßt uns einen letzten Blick auf die Karte werfen, dann wollen wir uns von Buffet eine Pastete, ein kaltes Geflügel und ein Dutzend Flaschen Champagner in die Truhen des Wagens bringen lassen, uns im Arsenal bewaffnen, in gute Mäntel hüllen und auf und davon.«

»Ja.« sagte Guyon, »das läßt sich hören.«

»Ich glaube«, fuhr Morgan fort, »wir werden die Pferde zu Tode hetzen, wenn es sein muß. Wir werden um sieben Uhr Abends wieder hier sein und uns in der Oper zeigen.«

»Was ein Alibi nachweisen kann«, sagte Leprêtre.

»Allerdings«, fuhr Morgan mit seiner unveränderlichen Heiterkeit fort, »es ist das Mittel, die Leute einräumen zu lassen, daß Menschen, welche alle Clothilde und Herrn Vestris um acht Uhr Abends applaudieren, nicht Morgens damit beschäftigt sein konnten, ihre Rechnung mit dem Conducteur einer Diligence

zwischen Bar und Chatillon zu ordnen. Werfen wir, meine Kinder, einen Blick auf die Karte, um unsern Ort zu wählen.«

Die vier jungen Leute beugten sich über das Werk Cassinis herab.

»Wenn ich Ihnen einen topographischen Rat zu geben hätte«, sagte der Courier, »so wäre es der, daß Sie sich etwas diesseits von Mussu in den Hinterhalt legen; gegenüber von Riceys ist eine Furt, sehen Sie, hier«, — und der junge Mann deutete auf den genannten Punkt — »ich möchte wetten, Chaource ist hier; von Chaource haben Sie einen Departementalweg, gerade wie ein lateinisches I, der Sie nach Troyes führt; in Troyes werden Sie Ihren Wagen wieder finden, Sie schlagen den Weg nach Sens statt nach Coulommiers ein; die Maulaffen — es gibt solche auch in der Provinz, — die Sie am Tage vorher haben kommen sehen, werden nicht erstaunt sein, daß Sie am andern Tage denselben Weg zurückkommen; Sie sind um zehn Uhr in der Oper, statt um acht Uhr, was weit feinerer Ton ist, und was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß.«

»Meinerseits angenommen«, sagte Morgan.

»Angenommen«, wiederholten die drei andern jungen Leute im Chorus.

Morgan zog eine der beiden Uhren heraus, deren Ketten tief herabhingen; es war ein Meisterwerk von Petitot, was die Emaille betrifft, und aus dem doppelten Gehäuse, welches die Malerei schützte, befand sich eine Chiffre in Diamanten. Die Abstammung dieses wundervollen Juwels war wie die eines arabischen Pferdes genau nachgewiesen: es war für Marie Antoinette gemacht, die es der Herzogin von Polastron geschenkt, welche es der Mutter Morgans gegeben.

»Ein Uhr früh«, sagte Morgan; »auf, meine Herren, wir müssen um drei Uhr in Lagny umspannen.«

Von diesem Augenblick hatte die Expedition begonnen und Morgan leitete sie; er beriet nicht mehr, er befahl.

Eins halbe Stunde später wurde ein Wagen mit vier fest in ihre Mäntel gehüllten jungen Leuten an der Barriere Fontainebleau durch den ersten Postbeamten angehalten, der sie nach den Pässen befragte.

»O der hübsche Scherz«, machte einer derselben, indem er den Kopf zum Schlag hinaussteckte, und den Ton, der damals in der Mode war, nachahmte, »man braucht also jetzt Pässe, um nach Grosbois zum Citoyen Baas zu gehen? Ma paole d'honneur! Sie sind ein Narr, mon che hami! Fort, Kutscher, fort!«

Der Kutscher peitschte und der Wagen fuhr ohne weitere Schwierigkeit davon.



Bonaparte 1800.

XIV.

En Famille.

Lassen wir unsere vier Jäger auf dem Wege nach Lagny, wo sie, Dank den Pässen, die sie der Güte der Beamten des Citoyen Fouché verdankten, ihre Privatpferde mit Postpferden und ihren Kutscher mit einem Postillion vertauschten und sehen wir, warum der erste Konsul Roland hatte rufen lassen.

Roland hatte sich beeilt, indem er Morgan verließ, sich zu den Befehlen seines Generals zu verfügen.

Er hatte diesen nachdenklich vor dem Kamine stehend gefunden.

Bei dem Geräusch, das sein Eintritt verursachte, hatte der General Bonaparte seinen Kopf erhoben.

»Was habt Ihr beide Euch gesagt?« fragte Bonaparte ohne Einleitung, indem er sich auf die Gewohnheit verließ, welche Roland hatte, auf seine Gedanken zu antworten.

»Nun«, sagte Roland, »wir haben uns alle Arten von Artigkeiten gesagt, und schieden als die besten Freunde von der Welt.«

»Welchen Eindruck macht er auf Dich?«

»Nun, den Eindruck eines wohlerzogenen Menschen.«

»Für wie alt hältst Du ihn?«

»Höchstens so alt wie ich.«

»Ja, das ist wohl das Richtige: die Stimme ist jung. Ach! Roland, sollte ich mich täuschen? sollte es eine junge royalistische Partei geben?«

»Nun, mein General«, antwortete Roland mit einer Bewegung der Schultern, »es ist ein Rest der alten.«

»Gut, Roland, so muß man eine neue daraus machen, welche meinem Sohne ergeben ist, wenn ich je einen Sohn habe.«

Roland machte eine Bewegung, welche sich so übersetzen ließ:

»Ich widersetze mich nicht.«

Bonaparte verstand diese Gebärde wohl.

»Es ist nicht genug, daß Du Dich nicht widersetzest«, sagte er, »Du mußt dazu beitragen.«

Ein nervöses Zittern lief über Rolands Körper hin.

»Und wie das, General?« fragte er.

»Indem Du Dich verheiratest.«

Roland lachte laut auf.

»Ich, mit meiner Pulsadergeschwulst!« sagte er.

Bonaparte sah ihn an.

»Mein lieber Roland«, sagte er, »Deine Pulsadergeschwulst hat mir ganz das Aussehen, als ob sie ein Vorwand wäre, ledig zu bleiben.«

»Sie glauben?«

»Ja: und da ich ein moralischer Mensch bin, so will ich, daß

man heiratet.«

»Das heißt so viel, als, ich sei unmoralisch«, antwortete Roland, »und verursache Skandal mit meinen Liebschaften.«

»Augustus«, sagte Bonaparte, »hat Gesetze gegen die Ehelosen gegeben: er nahm ihnen ihre Rechte als römische Bürger.«

»Augustus.«

»Nun!«

»Ich will so lange warten, bis Sie Augustus sind: bis jetzt sind Sie nur Cäsar.«

Bonaparte näherte sich dem jungen Manne und sagte zu ihm, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte: »Es gibt Namen, lieber Roland, die ich nicht aussterben sehen möchte und der Name Montrevel gehört zu diesen.«

»Nun, General, ist in Ermanglung meiner und vorausgesetzt, daß ich wegen einer Laune, einer Phantasie, eines Starrsinns mich weigere, ihn fortzupflanzen, nicht mein Bruder da?«

»Wie, Dein Bruder, hast Du denn einen Bruder?«

»Allerdings habe ich einen Bruder: warum soll ich keinen Bruder haben?«

»Wie alt ist er?«

»Elf bis zwölf Jahre.«

»Warum hast Du mir nie von ihm gesprochen?«

»Weil ich dachte, das Thun und Treiben eines Gamin dieses Alters werde Sie nicht sehr interessieren.«

»Du täuschst Dich, Roland, ich interessiere mich für alles, was meine Freunde berührt: Du hättest mich um Etwas für Deinen Bruder bitten sollen.«

»Was General?«

»Seine Ausnahme in ein College von Paris.«

»O, Sie haben genug Bittsteller um sich, daß ich nicht auch noch die Zahl derselben vermehren will.«

»Du hörst, er muß in ein Pariser College eintreten: wenn er das Alter hat, werde ich ihn in die Militärschule oder eine andere Schule, die ich bis dahin gründe, schicken.«

»Meiner Treu, General«, antwortete Roland: »eben jetzt, als

hätte ich Ihre guten Absichten in Beziehung auf ihn geahnt, ist er auf dem Wege oder bereit, sich auf den Weg zu machen.«

»Wie das?«

»Ich schrieb vor drei Tagen meiner Mutter, daß sie den Knaben nach Paris bringe: ich wollte ihm ein College wählen, ohne Ihnen etwas davon zu sagen, und wenn er das Alter hätte, Ihnen von ihm sprechen, vorausgesetzt, daß meine Pulsadergeschwulst mich noch nicht von der Erde genommen.

Aber in diesem Falle . . . In diesem Falle hätte ich Ihnen ein Testament hinterlassen, das Ihnen die Mutter, den Sohn und die Tochter, kurz den ganzen Anhang, empfohlen.«

»Wie, die Tochter?«

»Ja, meine Schwester.«

»Du hast also auch eine Schwester?«

»Gewiß.«

»Wie alt?«

»Siebzehn Jahre.«

»Hübsch?«

»Reizend.«

»Ich werde mich mit Ihrer Versorgung beschäftigen.«

Roland lachte.

»Was hast Du?« fragte ihn der erste Konsul.

»Ich sage, General, daß ich über das große Thor des Luxembourg eine Inschrift setzen werde.«

»Und diese Inschrift lautet?«

»Heiratsbureau.«

»Nun, nun, wenn Du nicht heiraten willst, so ist das noch kein Grund, daß Deine Schwester ledig bleibe. Ich mag die alten Jungfern so wenig, als die Hagestolzen.«

»Ich sage Ihnen ja nicht, General, daß meine Schwester eine alte Jungfer bleiben werde; es ist genug, daß ein Glied der Familie Montrevel Ihre Unzufriedenheit sich zuzieht.«

»Nun, also, was sagst Du mir denn anders?«

»Ich sage, daß, wenn Sie wollen, wir sie darüber zu Rate ziehen, da die Sache sie betrifft.«

»Ach! sollte eine Leidenschaft in der Provinz sie fesseln?«

»Ich werde nicht nein sagen! Ich hatte die arme Amelie frisch und lächelnd verlassen, ich fand sie blaß und traurig wieder.

Ich werde das mit ihr ins' Reine bringen und da Sie wollen, daß ich Ihnen wieder davon spreche, nun gut, so werde ich Ihnen wieder davon sprechen.«

»Ja, bei Deiner Rückkehr von der Vendée; das ist recht.«

»Ah, ich gehe also nach der Vendée?«

»Hast Du dagegen auch Einwände zu machen, wie gegen das Heiraten?«

»Keineswegs.«

»Nun, dann gehst Du also nach der Vendée!«

»Wann das?«

»Es hat keine Eile und wenn Du nur morgen früh gehst . . . «

»Gut: früher, wenn Sie wollen: sagen Sie mir, was ich dort tun soll.«

»Etwas von der höchsten Wichtigkeit, Roland.«

»Teufel! es ist doch hoffentlich keine diplomatische Mission.«

»Allerdings, es ist eine diplomatische Mission, für welche ich einen Menschen brauche, der kein Diplomat ist.«

»O General, ich stehe ganz zu Diensten. Nur, begreifen Sie, je weniger ich Diplomat bin, desto mehr brauche ich genaue Instruktionen.«

»Ich werde sie Dir auch geben. Sieh, diese Karte.«

Dabei zeigte er dem jungen Manne eine große Karte von Piemont, welche auf dem Boden ausgebreitet lag und von einer am Plafond hängenden Lampe erhellt war.

»Ja, ich sehe sie«, antwortete Roland, gewöhnt, dem General in allen unerwarteten Sprüngen seines Genies zu folgen: »das ist eine Karte von Piemont.«

»Ja, das ist eine Karte von Piemont.«

»Es handelt sich also um Italien.«

»Es handelt sich immer um Italien.«

»Ich glaubte, es handle sich um die Vendée.«

»In zweiter Linie.«

»So, General, Sie wollen mich nach der Vendée schicken und gehen selbst nach Italien.«

»Nein, sei ruhig.«

»Gut, ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich in solchem Falle desertiere und zu Ihnen stoße.«

»Ich erlaube es Dir: aber wir wollen auf Melas zurückkommen.«

»Verzeihung, General, aber wir sprechen zum ersten Male davon.«

»Ja, aber ich denke schon lange daran. Weißt Du, wo ich Melas schlage.«

»Zum Teufel, ja!«

»Wo?«

»Wo Sie ihn treffen.«

Bonaparte begann zu lachen.

»Pinsel!« sagte er im Ton der intimsten Vertraulichkeit.

Dann auf die Karte niederkniend, sagte er zu Roland: »Komme hierher.«

Roland kniete neben ihn.

»Sieh«, sagte er, »hier schlage ich ihn.«

»Bei Alexandrien?«

»Zwei bis drei Meilen davon. Er hat bei Alessandria seine Magazine, seine Hospitäler, seine Artillerie, seine Reserven: er wird sich nicht entfernen. Ich muß einen großen Schlag tun, sonst bekomme ich keinen Frieden. Ich gehe über die Alpen, — er stieg den großen St. Bernhard hinauf — ich überfalle Melas in dem Augenblick, wo er es am wenigsten erwartet und schlage ihn aufs Haupt.«

»O, ich verlasse mich darin ganz auf Sie.«

»Aber Du begreifst, damit ich mich ruhig entfernen kann, Roland, darf keine Entzündung der Eingeweide vorhanden sein, das heißt, ich darf keine Vendée hinter mir haben.«

»Ach! das ist die Geschichte, keine Vendée und Sie schicken mich nach der Vendée, daß ich sie unterdrücke.«

»Der junge Mann hat mir von der Vendée sehr ernste Dinge gesagt. Diese Vendéer, welche ein Mann von Kopf führt, sind tapfere Soldaten, namentlich Georges Cadoudal. Ich habe ihm ein Regiment anbieten lassen, das er jedoch aufschlug.«

»Pest! Er ist sehr klug.«

»Aber eines ahnt er nicht.«

»Wer, Cadoudal?«

»Cadoudal. Daß der Abbé Bernier Friedenspräliminarien mit mir eröffnet.«

»Der Abbé Bernier?«

»Ja.«

»Wer ist das, der Abbé Bernier?«

»Das ist der Sohn eines Bauern von Anjou, dir gegenwärtig dreiunddreißig bis vierunddreißig Jahre zählen mag, bei der Insurrektion Pfarrer von Saint-Claud in Angers war, den Schwur zurückwies und sich unter die Vendéer warf. Zwei bis dreimal wurde die Vendée pacificirt, ein oder zweimal glaubte man sie vernichtet. Man täuschte sich, die Vendée war pacificirt, aber der Abbé Bernier hatte den Frieden nicht unterzeichnet; die Vendée war tot, aber der Abbé Bernier lebte.«

»Eines Tages war die Vendée undankbar gegen ihn: er wollte zum Generalagenten aller royalistischen Armeen im Innern ernannt werden; Stofflet gab den Ausschlag bei der Entscheidung und ließ den Grafen Colbert von Maulevrier, seinen ehemaligen Herrn, ernennen.«

»Um zwei Uhr Morgens trennte sich der Rat, der Abbé Bernier war verschwunden.«

»Was er in jener Nacht tat, wissen Gott und er allein; um vier Uhr Morgens umzingelte ein republikanisches Detachement die Meierei, wo Stofflet wehr- und waffenlos schlief.«

»Um vier ein halb Uhr war Stofflet festgenommen, acht Stunden später in Angers hingerichtet.«

»Am andern Tage übernahm d'Autichamp das Oberkommando und am selben Tage, um nicht in den gleichen Fehler zu verfallen, wie sein Vorgänger Stofflet, ernannte er den Abbé Bernier zum Generalagenten: begreifst Du?«

»Gewiß.«

»Nun gut! Der Abbé Bernier, der Generalagent der kriegführenden Mächte, und mit der Vollmacht des Grafen von Artois ausgerüstet, ließ Friedenspräliminarien mit mir eröffnen.«

»Sie! den General Bonaparte, den ersten Consul, würdigt er . . . Wissen Sie, daß das sehr gescheit ist von diesem Abbé

Bernier? Und Sie nehmen diese Friedenspräliminarien des Abbé Bernier an?«

»Ja, Roland, wenn die Vendée mir den Frieden gibt, so öffne ich ihre Kirchen und gebe ihr die Priester wieder.«

»Und wenn sie das *domine salvum fac regem* singen?«

»Das ist besser, als gar nichts zu singen. Gott ist der Allmächtige und wird entscheiden. Ist Dir dieser Auftrag genehm, nachdem ich Dir ihn auseinandergesetzt.«

»Allerdings!«

»Gut denn, hier ist ein Brief an den General Hedouville. Er wird mit dem Abbé Bernier als General der Westarmee unterhandeln: aber Du wirst allen Konferenzen anwohnen, er hat nur das Wort: Du, Du bist mein Gedanke.

Jetzt gehe, sobald als möglich: je früher Du zurückkommst, desto früher wird Melas geschlagen sein.«

»General, ich bitte Sie um so viel Zeit, daß ich an meine Mutter schreiben kann.«

»Wo soll sie absteigen?«

»Hotel des Ambassadeurs.«

»Wann glaubst Du, daß sie ankommt?«

»Wir sind jetzt in der Nacht vom 21. auf den 22. Januar: sie wird am 23. Abends oder 24. Morgens ankommen.«

»Und sie steigt im Hotel des Ambassadeurs ab?«

»Ja, General.«

»Ich werde alles besorgen.«

»Wie, Sie werden alles besorgen?«

»Gewiß! Deine Mutter kann nicht im Hotel bleiben.«

»Wo soll sie denn bleiben?«

»Bei einem Freunde.«

»Sie kennt Niemand in Paris.«

»Bitte um Entschuldigung, Herr Roland, sie kennt den Citoyen Bonaparte, den ersten Konsul, und die Citoyenne Josephine, seine Frau.«

»Sie werden doch meine Mutter nicht im Luxembourg einlogiren wollen: ich sage Ihnen zum Voraus, daß sie das sehr genießen würde.«

»Nein, aber ich werde ihr in der Rue de la Victoire eine Wohnung geben.«

»O General!«

»Fort, fort, es ist abgemacht, gehe und kehre so bald als möglich zurück.«

Roland nahm die Hand des ersten Konsuls, um sie zu küssen, aber Bonaparte, welcher ihn lebhaft an sich zog, sagte: »Umarme mich, mein lieber Roland, auf gutes Glück!«

Zwei Stunden später fuhr Roland im Postwagen auf der Route von Orleans.

Am andern Tage, um neun Uhr Morgens, kam er nach einer dreiunddreißigstündigen Reise in Nantes an.

XV.

Die Diligence von Genf.

Ungefähr um die Stunde, als Roland nach Nantes kam, hielt eine schwer beladene Diligence an dem Gasthof zum goldenen Kreuz in der Mitte der Hauptstraße von Chatillon-sur-Seine an.

Die Diligencen bestanden damals aus nur zwei Abteilungen, dem Coupe und dem Interieur.

Die Rotonde ist ein Anhängsel neuerer Erfindung.

Kaum hatte die Diligence angehalten, so sprang der Postillion ab und öffnete den Schlag.

Die geöffnete Diligence ließ ihre Insassen heraus.

Diese Insassen, Insassinnen mit eingerechnet, waren zusammen sieben Personen.

Im Interieur drei Männer, zwei Frauen und ein Säugling.

Im Coupe eine Mutter und ihr Sohn.

Die drei Männer im Interieur waren ein Arzt von Troyes, ein Uhrmacher aus Genf und ein Architekt aus Bourg.

Die beiden Frauen waren eine Kammerfrau, welche sich nach Paris zu ihrer Herrschaft begab, und eine Amme.

Das Kind war der Säugling der Letzteren: sie brachte ihn seinen Eltern.

Die Mutter im Coupé war eine Frau von vierzig Jahren, welche noch Züge von großer Schönheit besaß, und der Sohn ein Knabe von elf bis zwölf Jahren.

Den dritten Platz im Coupe halte der Conducteur besetzt.

Das Dejeuner war wie gewöhnlich im großen Saale des Hotels ausgestellt, eines jener Dejeuners, welche der Conducteur, ohne Zweifel im Einverständnis, mit dem Wirt, den Gästen nie die Zeit ließ, zu essen.

Die Frau und die Amme stiegen aus, um zum Bäcker zu gehen und sich ein warmes Brod zu kaufen, zu welchem die Amme eine Knoblauchwurst fügte, worauf beide wieder in den Wagen stiegen, wo sie sich ruhig zurechtsetzten, um zu frühstücken und sich

dadurch die ohne Zweifel für ihr Budget zu beträchtlichen Kosten des Frühstücks im Hotel zu ersparen.

Der Arzt, der Architekt, der Uhrmacher, die Mutter und ihr Sohn traten in den Gasthof und nachdem sie sich rasch im Vorbeigehen an dem großen Kamine der Küche gewärmt, traten sie in den Speisesaal und setzten sich zu Tische.

Die Mutter begnügte sich mit einer Tasse Rahmkaffee und einigem Obst.

Der Knabe, entzückt, daß er wenigstens durch den Appetit sich als Mann erweisen könne, machte einen tüchtigen Angriff auf das Gabelfrühstück.

Der erste Augenblick galt natürlich, wie immer, der Stillung des Hungers.

Der Uhrmacher von Genf nahm dann zuerst das Wort.

»Wahrhaftig, Citoyen«, sagte er, (an öffentlichen Orten nannte man sich noch Citoyen) »ich gestehe Ihnen offen, daß ich durchaus nicht unangenehm überrascht war, als ich den Tag anbrechen sah.«

»Schläft der Herr nicht im Wagen?« fragte der Arzt.

»Doch, mein Herr«, antwortete der Landsmann Jean Jacques': »gewöhnlich schlummere Ich: aber die Unruhe war größer, als die Müdigkeit.«

»Sie fürchteten umgeworfen zu werden?« fragte der Architekt.

»Nein, ich habe in dieser Beziehung Glück und ich glaube, daß es genügt, wenn ich darin bin, daß ein Wagen nie umfällt: nein, das ist es nicht.«

»Was war es denn?« fragte der Arzt.

»Man sagte in Genf, die Wege in Frankreich seien nicht sicher.«

»O, das hängt von den Umständen ab«, sagte der Architekt.

»Ah! das hängt von den Umständen ab«, machte der Genfer.

»Ja«, fuhr der Architekt fort, »so, zum Beispiel, wenn wir Geld bei uns führen würden, das der Regierung gehörte, so wären wir sicherer, angefallen zu werden, oder vielmehr es wäre bereits geschehen.«

»Sie glauben?« sagte der Genfer.

»Ja, das fehlt sich nicht: ich weiß nicht, wie diese verdammten

Genossen Jehus es machen, um so gut unterrichtet zu sein: aber es entgeht ihnen nichts.«

Der Arzt machte ein bestätigendes Zeichen.

»Ah! so«, fragte der Genfer den Arzt, »auch Sie sind der Ansicht dieses Herrn?«

»Ja, ganz und gar.«

»Und wenn Sie wüßten, daß Geld, der Regierung in der Diligence ist, würden Sie wohl die Unklugheit begangen haben, mit ihr zu fahren?«

»Ich gestehe Ihnen, daß ich mich wohl gehütet haben würde«, sagte der Arzt.

»Und Sie, mein Herr?« fragte der Genfer den Architekten.

»Ach«, sagte dieser, »mich ruft ein dringendes Geschäft und ich wäre deshalb dennoch mitgereist.«

»Ich hätte große Lust«, sagte der Genfer, »mein Gepäck und meine Kisten abladen zu lassen und die nächste Diligence zu erwarten, da ich für zwanzigtausend Franken Uhren in meinen Kisten habe: wir hatten bis heute Glück, aber man muß Gott nicht versuchen.«

»Haben Sie nicht gehört, mein Herr«, sagte die Mutter, indem sie sich in das Gespräch mischte, »daß wir keine Gefahr lausen, angefallen zu werden (diese Herren sagen es wenigstens), wenn wir kein Geld der Regierung bei uns haben.«

»Nun, das ist es ja gerade«, versetzte der Uhrmacher, indem er sich unruhig umsah: »wir haben welches bei uns.«

Die Mutter erblaßte leicht, indem sie ihren Sohn ansah: ehe sie für sich fürchtet, fürchtet jede Mutter für ihr Kind.

»Wie, wir haben solches bei uns?« versetzten der Arzt und der Architekt zu gleicher Zeit, aber mit verschiedenartig bewegtem Tone: »sind Sie dessen sicher, was Sie da sagen?«

»Vollkommen sicher, mein Herr.«

»Dann hätten Sie es uns früher sagen sollen, oder wenn jetzt, wenigstens ganz leise.«

»Aber«, meinte der Arzt, »vielleicht ist der Herr dessen, was er sagt, nicht ganz sicher?«

»Oder macht sich der Herr vielleicht über uns lustig?« sagte der

Architekt.

»Gott soll mich bewahren!«

»Die Genfer lachen gern«, versetzte der Arzt.

»Mein Herr«, sagte der Genfer, sehr verletzt durch die Vermutung, daß er gerne lache, »mein Herr, ich habe es vor meinen Augen aufladen sehen.«

»Was?«

»Das Geld.«

»Und es ist dessen viel?«

»Ich sah eine ziemliche Anzahl Stücke.«

»Aber woher kommt dieses Geld?«

»Es kommt aus dem Schatz der Bären von Bern. Sie wissen doch ohne Zweifel, meine Herren, daß die Bären von Bern bis zu fünfzig- oder sechzigtausend Livres Einkommen hatten?«

Der Arzt lachte laut.

»Sicher«, sagte er, »macht der Herr uns Angst.«

»Meine Herren«, sagte der Uhrmacher, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«

»Einsteigen, wenn's gefällig, meine Herren«, sagte der Conducteur, die Türe öffnend, »einsteigen, wir sind um drei Viertelstunden zurück.«

»Einen Augenblick, Conducteur, einen Augenblick«, sagte der Architekt, »wir beraten uns.«

»Worüber?«

»Schließen Sie doch die Türe, Conducteur, und kommen Sie hierher.«

»Trinken Sie ein Glas Wein mit uns, Conducteur.«

»Mit Vergnügen, meine Herren«, sagte der Conducteur, »ein Glas Wein schlägt man nicht aus.«

Der Conducteur hielt ein Glas hin, die drei Reisenden stießen mit ihm an.

In dem Augenblicke, als er das Glas an den Mund setzen wollte, hielt der Arzt ihn am Arme.

»Nun, Conducteur, ehrlich und offen, ist das wahr?«

»Was?«

»Was uns dieser Herr sagt?«

Er deutete auf den Genfer.

»Herr Feraud?«

»Ich weiß nicht, ob der Herr Feraud heißt.«

»Ja, mein Herr, so heißt er, Ihnen zu dienen«, sagte der Genfer, sich verbeugend,

»Feraud und Compagnie, Uhrmacher, Rue du Rempart Nr.6, in Genf.«

»Meine Herren«, sagte der Conducteur, »steigen Sie ein.«

»Aber Sie antworten ja nicht?«

»Was zum Teufel soll ich denn antworten: Sie fragen mich ja nichts.«

»Doch, wir fragen Sie, ob es wahr ist, daß Sie in Ihrem Wagen eine bedeutende Summe haben, die der französischen Regierung gehört?«

»Schwätzer«, sagte der Conducteur zum Uhrmacher:

»Sie haben es gesagt?«

»Allerdings, mein lieber Herr.«

»Nun, meine Herren, steigen Sie ein.«

»Aber ehe wir einsteigen, möchten wir wissen . . . «

»Was? Ob ich Geld für die Regierung habe? Ja, ich habe welches: wenn wir aber angehalten werden, lassen Sie kein Sterbenswörtchen davon verlauten und Alles wird gut gehen.«

»Sind Sie dessen gewiß?«

»Lassen Sie mich die Sache mit diesen Herren arrangieren.«

»Was werden Sie tun, wenn man uns anhält?« fragte der Arzt den Architekten.

»Nun, ich werde dem Rat des Conducteurs folgen.«

»Das ist das Beste, was Sie tun können:« versetzte dieser.

»Und ich auch«, sagte der Arzt.

»Und ich auch«, sagte der Uhrmacher.

»Nun, meine Herren, steigen Sie ein, beeilen wir uns.«

Der Knabe hatte die ganze Verhandlung mit zusammengezogenen Augenbrauen und geschlossenen Zähnen angehört.

»Nun«, sagte er zu seiner Mutter, »ich weiß, was ich tun werde.«

»Und was wirst Du tun«, fragte diese.

»Du sollst es sehen.«

»Was sagt dieser kleine Knabe?« fragte der Uhrmacher.

»Ich sage, daß Sie lauter Poltrons sind«, antwortete der Knabe unverzagt.

»Nun, Edouard?« machte die Mutter, »was soll das?«

»Ich wollte, man hielte die Diligence an«, sagte der Knabe mit vor Begierde strahlendem Blicke.

»Auf, auf, in's Himmels Namen, meine Herren! steigen Sie ein«, rief der Conducteur zum letzten Male.

»Conducteur«, sagte der Arzt, »ich setze voraus, daß Sie keine Waffen haben.«

»Doch, ich habe Pistolen.«

»Unglücklicher!«

Der Conducteur beugte sich zu ihm hin und sagte leise:

»Seien Sie ruhig, Doktor, sie sind nur mit Pulver geladen.«

»Das ist gut.«

Und er schloß die Türe des Interieurs der Diligence.

»Vorwärts, Postillion.«

Und während der Postillion seine Pferde peitschte und die schwerfällige Maschine sich in Gang setzte, schloß er die Türe des Coups.

»Steigen Sie nicht zu uns ein, Conducteur?« fragte die Mutter.

»Ich danke, Frau von Montrevel«, antwortete der Conducteur, »ich habe auf der Imperiale zu tun.«

Dann sagte er, indem er an der Öffnung vorüberging:

»Geben Sie Acht, daß Herr Edouard nicht die Pistolen anrührt, die in der Seitentasche sind: er könnte sich verwunden.«

»So«, sagte der Knabe, »als wenn man nicht wüßte, was Pistolen sind: ich habe schönere, als die Ihrigen: mein Freund, Sir John ließ sie mir aus England kommen, nicht wahr, Mama?«

»Tut nichts«, sagte Frau von Montrevel, »ich bitte Dich, Edouard, rühre nichts an.«

»O sei ruhig, Mütterchen.«

Er wiederholte jedoch leise: »Das ist eins, wenn die Genossen Jehus uns anhalten, so weiß ich schon, was ich tue.«

Der Wagen hatte seinen schwerfälligen Trab wieder begonnen und rollte nach Paris.

Es war einer jener schönen Wintertage, welche denjenigen, die die Natur tot glauben, zeigt, daß die Natur nicht stirbt, sondern nur schläft. Der Mensch, der siebzig oder achtzig Jahre lebt, hat in seinen langen Jahren Nächte von zehn bis zwölf Stunden, und beklagt sich, daß die Länge seiner Nächte die Kürze seiner Tage noch verringert: die Natur, die ein unendliches Dasein hat, die Bäume, die tausend Jahre leben, haben Schläfe von vier oder fünf Monaten, welche für uns Winter und für sie nur Nächte sind. Die Poeten besingen in ihren neidischen Versen die Unsterblichkeit der Natur, welche jeden Herbst stirbt und jeden Frühling wieder auslebt; die Poeten täuschen, sich, die Natur stirbt nicht im Herbst, sie schläft nur ein; sie lebt nicht wieder auf im Frühling, sondern sie erwacht. An dem Tage, an dem unser Erdball wirklich stirbt, wird er auch tot sein und in den unendlichen Raum rollen oder in den Abgrund des Chaos fallen, untätig, stumm, einsam, ohne Bäume, ohne Blumen, ohne Grün, ohne Poeten.

An diesem schönen Tage des 23. Februar 1800 nun schien die eingeschlummerte Natur vom Frühling zu träumen; eine glänzende, beinahe heitere Sonne ließ aus dem Grase des Grabens, der an beiden Seiten des Weges hinlief, jene trügerischen Perlen des Rauhreifes funkeln, die an den Fingern der Kinder zerfließen und das Auge des Landmannes erfreuen, wenn sie an den Spitzen seines kräftig auf der Erde hervorsprossenden Kornes zittern. Man hatte die Fenster der Diligence geöffnet, um jenem vorzeitigen Lächeln Gottes ins Auge zu schauen, und rief dem so lange vermissten Strahle zu: »Sei willkommen, Wanderer, den wir in den Wäldern des Westens oder den stürmischen Wogen des Ozeans verirrt glaubten!«

Plötzlich, nachdem man ungefähr eine Viertelstunde von Chatillon abgefahren und an eine Krümmung des Flusses gekommen war, hielt der Wagen ohne ein scheinbares Hindernis; vier Reiter kamen ruhig auf ihn zugeritten und Einer derselben, welcher den Andern um zwei oder drei Schritte voran war, hatte dem Postillion mit der Hand ein Zeichen gegeben, er solle halten.

Der Postillion hatte gehorcht.

»O Mama«, sagte der kleine Edouard, der trotz der

Ermahnungen der Frau von Montrevel ausgestanden war und zum Fenster des Wagens hinauf sah: »o, Mama, die schönen Pferde! Aber Weshalb sind denn die Reiter maskiert? Wir befinden uns ja doch nicht im Karneval.«

Frau von Montrevel träumte: eine Frau träumt immer ein wenig: eine junge von der Zukunft, eine alte von der Vergangenheit.

Sie erwachte aus ihrer Träumerei, steckte den Kopf zum Wagen hinaus und stieß einen Schrei aus.

Edouard kehrte sich lebhaft um.

»Was hast Du denn, Mutter?« fragte er.

Diese faßte ihn erblassend am Arme, ohne ihm zu antworten.

Man hörte Angstgeschrei im Innern des Wagens.

»Aber was gibt es denn? was gibt es denn?« fragte der kleine Edouard, indem er sich auf dem um seinen Hals geschlungenen Arm der Mutter loszureißen suchte.

»Mein kleiner Freund«, sagte mit außerordentlich weicher Stimme einer der maskierten Männer, indem er den Kopf in das Coupe steckte, »wir haben mit dem Conducteur etwas ins Reine zu bringen, was die Reisenden in keiner Weise berührt: sagen Sie deshalb zu Ihrer Frau Mutter, sie könne sich unseres Respektes versichert halten und möge nicht mehr auf uns achten, als wenn wir gar nicht da wären.«

Dann in das Interieur hineinblickend, sagte er:

»Meine Herren, Ihr Diener: fürchten Sie nichts für Ihre Börse oder Ihre Juwelen und beruhigen Sie die Amme: wir haben nicht die Absicht, ihre Milch sauer zu machen.«

Darauf sagte er zu dem Conducteur:

»Nun, Vater Jerome, wir haben ungefähr hunderttausend Franken aus der Imperiale und in den Truhen, nicht wahr?«

»Meine Herren, ich versichere Sie . . . «

»Das Geld gehört der Regierung, es gehört zum Schatz der Bären von Bern: siebzigtausend Franken in Gold, das Übrige in Silber: das Silber ist auf dem Wagen, das Gold in den Truhen des Coups: nicht wahr, und sind wir gut unterrichtet?«

Bei den Worten: in den *Truhen des Coupe*, stieß Frau von Montrevel einen zweiten Schreckenschrei aus: sie sollte also in unmittelbare Berührung mit diesen Menschen kommen, die trotz

ihrer Höflichkeit ihr große Furcht einflößten.

»Aber was hasst Du denn, Mutter? was hast Du denn?« fragte der Knabe ungeduldig.

»Schweige, Edouard, schweige.«

»Weshalb schweigen?«

»Begreifst Du nicht?«

»Nein.«

»Die Diligence ist angefallen.«

»Warum? Sage mir doch, warum? Ah! Mutter, ich begreife.«

»Nein, nein!« sagte Frau von Montrevel, »Du begreifst nicht.«

»Diese Herren sind Diebe.«

»Hüte Dich, das laut zu sagen.«

»Wie, das wären keine Diebe? Sie nehmen ja dem Conducteur das Geld.«

In der Tat legte auch wirklich einer auf dem Kreuze seines Pferdes die Geldsäcke zurecht, welche ihm der Conducteur von der Imperiale herabwarf.

»Nein«, sagte Frau von Montrevel, »nein, es sind keine Diebe.«

Dann die Stimme dämpfend, fügte sie hinzu:

»Es sind *Genossen Jehus*.«

»Ah!« sagte der Knabe, »das sind also die, welche meinen Freund Sir John meuchlings ermorden wollten.«

Und der Knabe wurde nun ebenfalls leichenblaß und sein Atem begann zwischen den festgeschlossenen Zähnen zu pfeifen.

In diesem Augenblicke öffnete einer der maskierten Männer den Schlag des Coups und sagte mit der ausgesuchtesten Höflichkeit:

»Frau Gräfin, zu unserem großen Bedauern sind wir genötigt, Sie zu derangieren: aber wir oder vielmehr der Conducteur hat in den Truhen seines Coupe zu tun: haben Sie daher die Güte, einen Augenblick auszusteigen: Jerome wird die Sache so rasch als möglich besorgen.«

Dann sagte er mit einem heiteren Tone, der sich bei dieser lächelnden Stimme nie ganz verwischte:

»Nicht wahr, Jerome?«

Jerome antwortete von der Decke der Diligence herab und

bestätigte die Worte seines Mitunterredners.

Einem Instinkte folgend und um sich zwischen die Gefahr und ihren Sohn zu stellen, wenn eine Gefahr vorhanden wäre, hatte Frau von Montrevel, indem sie der Aufforderung Folge leistete, Edouard hinter sich aussteigen lassen.

Dieser Augenblick hatte dem Knaben genügt, sich der Pistolen des Conducteurs zu bemächtigen.

Der junge Mann mit der lachenden Stimme half Frau von Montrevel mit der größten Rücksicht aufsteigen, gab einem seiner Genossen ein Zeichen, ihr den Arm anzubieten, und wandte sich nach dem Wagen um.

In diesem Augenblicke jedoch ließ sich ein doppelter Schuß hören: Edouard hatte mit seinen beiden Händen auf den Genossen Jehus Feuer gegeben, der in einer Rauchwolke verschwand.

Frau von Montrevel stieß einen Schrei aus und sank in Ohnmacht.

Mehrere Schreie, der Ausdruck verschiedener Gefühle, antworteten auf den mütterlichen Schrei.

Im Interieur war es ein Angstschrei: man war übereingekommen, keinen Widerstand zu leisten, und nun hatte doch Jemand Widerstand geleistet.

Bei den drei andern jungen Leuten war es ein Schrei der Überraschung: es war zum ersten Male, daß etwas Derartiges vorkam.

Sie stürzten auf ihren Kameraden, den sie tot glaubten.

Sie fanden ihn stehend, wohl und gesund. Er lachte laut, während der Conducteur mit gefalteten Händen rief:

»Mein Herr, ich schwöre Ihnen, daß keine Kugeln in den Pistolen waren: mein Herr, ich beteure, daß sie nur mit Pulver geladen waren.«

»Nun ja!« machte der junge Mann, »ich sehe es wohl, daß sie nur mit Pulver geladen waren: aber die gute Absicht war wenigstens vorhanden, nicht wahr, mein kleiner Edouard?«

Dann sich an seine Genossen wendend, sagte er: »Gestehen Sie, meine Herren, daß das ein reizender Knabe ist, der ächte Sohn seines Vaters und der ächte Bruder seines Bruders. Bravo,

Edouard, Du wirst ein Mann werden!«

Und den Knaben in seine Arme nehmend, küßte er ihn trotz seines Sträubens auf die beiden Wangen.

Edouard wehrte sich wie ein Teufel, da er es ohne Zweifel demütigend fand, von einem Manne geküßt zu werden, auf welchen er so eben zweimal geschossen.

Inzwischen hatte einer der drei Genossen die Mutter Edouards einige Schritte von der Diligence weggetragen und sie auf einen Mantel am Rande des Grabens gelegt.

Der, welcher Edouard so eben mit so viel Liebe und Hartnäckigkeit geküßt, suchte sie einen Augenblick mit den Blicken und sagte, als er sie gewahrte:

»Mit alle dem kommt Frau von Montrevel nicht zu sich: wir können eine Frau nicht in diesem Zustande lassen, meine Heuen: Conducteur, sorgen Sie für Edouard.« Er übergab den Knaben seinen Armen und, sich an einen der Genossen wendend, sagte er:

»Ah, Du Mann der Vorsicht, hast Du nicht ein Riechbüchchen oder ein Fläschchen Melissenwasser bei Dir?«

»Doch, hier!« antwortete der, an welchen diese Frage gerichtet war.

Und er zog aus seiner Tasche ein Essigfläschchen hervor.

»Hier, mache Du die Sache mit Meister Jerome vollends ab«, sagte der junge Mann, welcher der Anführer der Bande zu sein schien: »ich übernehme es, Frau von Montrevel Beistand zu leisten.«

Es war in der Tat Zeit: die Ohnmacht der Frau von Montrevel nahm nach und nach den Charakter eines Nervenzufalls an: heftige Zuckungen erschütterten ihren Körper und dumpfe Schreie drangen aus ihrer Brust.

Der junge Mann beugte sich zu ihr hinab und ließ sie die Salze einatmen. Frau von Montrevel öffnete die erschrockenen Augen und riß, indem sie »Edouard! Edouard!« rief, mit einer unwillkürlichen Bewegung die Maske des Mannes ab, der ihr Hilfe brachte.

Das Gesicht des jungen Mannes war entblößt.

Der höfliche und lächelnde junge Mann — unsere Leser haben

ihn bereits erkannt — war Morgan.

Frau von Montrevel war bestürzt bei dem Anblick dieser schönen blauen Augen, dieser hohen Stirne, dieser anmutigen Lippen, dieser von einem Lächeln halbgeöffneten weißen Zähne.

Sie begriff, daß sie in den Händen eines solchen Mannes keine Gefahr lief und daß Edouard nichts Übles hätte zustoßen können.

Und Morgan nicht wie den Banditen behandelnd, der die Ursache der Ohnmacht ist, sondern wie den Mann von Welt, der einer ohnmächtigen Frau Beistand leistet, sagte sie:

»O mein Herr, wie gut Sie sind!«

Und es lag in diesen Worten und dem Tone, mit welchem sie ausgesprochen wurden, eine ganze Welt von Dank, nicht bloß für sie, sondern auch für den Knaben.

Mit einer seltsamen Koketterie, die ganz in seinem ritterlichen Charakter lag, antwortete Morgan, statt rasch seine Maske wieder auszunehmen und sein Gesicht so schnell damit zu bedecken, daß Frau von Montrevel nur eine flüchtige und unklare Erinnerung von ihm zu bewahren im Stande gewesen wäre, antwortete er mit einer Verbeugung auf dieses Kompliment, ließ seiner Physiognomie reichlich Zeit, ihre Wirkung zu tun, und band erst, nachdem er das Flacon Leprêtres Frau von Montrevel übergeben, die Schnüre seiner Maske wieder fest.

Frau von Montrevel verstand diese Zartheit des jungen Mannes.

»O mein Herr!« sagte sie, »seien Sie ruhig, wo und in welcher Lage ich Sie wieder finde, Sie sind mir unbekannt.«

»Dann, gnädige Frau«, sagte Morgan, »ist es an mir, Ihnen zu danken und Ihnen zu sagen, daß Sie gut sind.«

»Nun, meine Herren Reisenden, eingestiegen«, sagte der Conducteur mit seiner gewöhnlichen Betonung, als wenn nichts Außerordentliches vorgefallen wäre.

»Haben Sie sich vollkommen erholt oder haben Sie noch einige Augenblicke nötig? Die Diligence würde warten«, fragte Morgan.

»Nein, mein Herr, es ist unnötig, ich danke Ihnen und fühle mich vollkommen wohl.«

Morgan bot Frau von Montrevel seinen Arm, die sich darauf stützte, um über den Weg zu gehen und wieder in den Wagen zu steigen.

Der Conducteur hatte den kleinen Edouard bereits hineingehoben.

Als Frau von Montrevel ihren Sitz wieder eingenommen, wollte Morgan, der bereits mit der Mutter Friede geschlossen, solchen nun auch mit dem Sohne schließen.

»Ohne Groll, mein junger Held!« sagte er, indem er ihm die Hand bot.

Aber der Knabe weigerte sich.

»Ich gebe keinem Straßenräuber die Hand«, sagte er.

Frau von Montrevel machte eine Bewegung des Schreckens.

»Sie haben einen reizenden Knaben, Madame«, sagte Morgan, »nur hat er Vorurteile.«

Und indem er mit der größten Höflichkeit grüßte, sagte er, den Wagen schließend:

»Glückliche Reise.«

»Vorwärts!« rief der Conducteur.

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

»O Verzeihung, mein Herr«, rief Frau von Montrevel, »Ihr Flacon, Ihr Flacon!«

»Behalten Sie es, Madame«, sagte Morgan, »obgleich ich hoffe, Sie werden sich so gut erholt haben, um es nicht mehr zu bedürfen.«

Aber der Knabe riß es aus den Händen seiner Mutter und sagte:

»Mama, nimm keine Geschenke von einem Dieb.«

Dabei warf er es zum Schlag hinaus.

»Teufel!« murmelte Morgan, mit dem ersten Seufzer, den seine Genossen je von ihm gehört, »ich glaube, ich tue wohl daran, wenn ich nicht um die Hand meiner armen Amelie bitte.«

Dann sagte er zu seinen Kameraden:

»Nun, meine Herren, ist alles fertig?«

»Ja«, antworteten sie einstimmig.

»Auf denn, zu Pferde und vorwärts, wir wollen nicht vergessen, daß wir heute Abend um neun Uhr in der Oper sein müssen.«

Und sich in den Sattel schwingend, sprengte er zuerst über den Graben, ritt zum Flusse hin und ohne zu zögern in die von dem

falschen Courier auf der Karte von Cassini bezeichnete Furt.

Als sie am andern User angekommen waren, fragte Leprêtre, während die Übrigen sich sammelten: »Morgan, sage doch, ist Dir nicht die Maske heruntergefallen?«

»Ja, aber nur Frau von Montrevel hat mich gesehen.«

»Hm!« machte Leprêtre, »es wäre besser, es hätte Dich Niemand gesehen.«

Und alle vier, ihren Pferden die Sporen gebend, verschwanden durch die Felder nach der Seite von Chaource hin.

Dritter Teil.

I.

Der Rapport des Citoyen Fouché.

A >Als Frau von Montrevel andern Tages gegen elf Uhr Morgens am Hotel des Ambassadeurs ankam, war sie höchst erstaunt, statt Rolands einen Fremden zu finden, der sie erwartete.



Dieser Fremde näherte sich ihr.

»Sie sind die Witwe des Generals von Montrevel, Madame?«

fragte er sie.

»Ja, mein Herr«, antwortete Frau von Montrevel, ziemlich erstaunt.

»Und Sie suchen Ihren Sohn?«

»In der Tat, ich begreife nicht, nach dem Brief, den er mir geschrieben . . . «

»Der Mensch denkt und der erste Konsul lenkt«, antwortete der Fremde lachend, »der erste Konsul hat für einige Tage über Ihren Sohn verfügt und mich abgesandt, um Sie an seiner Stelle zu empfangen.«

Frau von Montrevel verbeugte sich.

»Und mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?« fragte sie.

»Mit dem Citoyen Fauvelet de Bourrienne, seinem ersten Sekretär«, antwortete der Fremde.

»Sie werden dem ersten Konsul in meinem Namen danken«, versetzte Frau von Montrevel, »und die Güte haben, ihm auszudrücken, wie sehr ich bedauere, ihm nicht persönlich danken, zu können.«

»Aber nichts wird für Sie leichter sein, Madame.«

»Wie das?«

»Der erste Konsul hat mir befohlen, Sie nach dem Luxembourg zu führen.«

»Mich?«

»Sie und Ihren Herrn Sohn.«

»O, ich werde den General Bonaparte sehen, o ich werde den General Bonaparte sehen«, rief der Knabe, »welches Glück!«

Und er sprang, vor Freude in die Hände klatschend, in die Höhe.

»Nun, nun, Edouard!« machte Frau von Montrevel.

Dann sich an Bourrienne wendend, sagte sie:

»Entschuldigen Sie, mein Herr, er ist ein Wilder aus den Bergen des Jura.«

Bourrienne gab dem Knaben die Hand.

»Ich bin ein Freund Ihres Bruders«, sagte er zu ihm, »wollen Sie mich umarmen?«

»Sehr gerne, mein Herr«, antwortete Edouard, »Sie sind kein

Dieb, Sie.«

»Nein, ich hoffe nicht«, antwortete der Sekretär lachend.

»Noch einmal, entschuldigen Sie ihn, mein Herr: wir wurden auf der Straße angefallen.«

»Wie, angefallen?«

»Ja.«

»Von Räubern?«

»Nicht gerade das.«

»Mein Herr«, sagte Edouard, »sind Leute, die Geld stehlen, keine Räuber?«

»Im Allgemeinen nennt man sie so.«

»Da siehst Du, Mutter.«

»Nun, Edouard, schweige, ich bitte Dich!«

Bourrienne warf einen Blick auf Frau von Montrevel und sah klar an dem Ausdruck ihres Gesichtes, daß dieser Gegenstand des Gespräches ihr unangenehm war, er beharrte deshalb auch nicht darauf.

»Madame«, sagte er, »dürfte ich Sie daran erinnern, daß ich den Befehl erhalten, Sie nach dem Luxembourg zu führen, wie ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, und hinzuzufügen, daß Madame Bonaparte Sie dort erwartet!«

»Mein Herr, gönnen Sie mir soviel Zeit, die Kleider zu wechseln, und Edouard anzukleiden.«

»Und wie lange wird das dauern, Madame?«

»Ist es zuviel, Sie um eine halbe Stunde zu bitten?«

»O nein, und wenn eine halbe Stunde Ihnen genügte, würde ich die Bitte sehr natürlich finden.«



Josephine.

»Seien Sie ruhig, sie wird mir genügen.«

»Nun denn, Madame«, sagte der Sekretär, indem er sich verbeugte, »ich mache einen Gang und in einer halben Stunde werde ich mich zu Ihren Befehlen stellen.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr.«

»Entschuldigen Sie mich, wenn ich pünktlich bin.«

»Ich werde Sie nicht warten lassen.«

Bourrienne ging: Frau von Montrevel kleidete zuerst Edouard, dann sich an: als Bourrienne wieder erschien, war sie schon zehn Minuten bereit.

»Nehmen Sie sich in Acht, Madame«, sagte Bourrienne lachend, »daß ich nicht dem ersten Konsul Mitteilung von Ihrer Pünktlichkeit mache . . . «

»Und was würde ich dabei zu fürchten haben?«

»Daß er Sie bei sich behielte, um Madame Bonaparte Unterricht in der Pünktlichkeit zu geben.«

»O!« machte Frau von Montrevel . . . »man muß den Creolinnen etwas zu Gute halten.«

»Sie sind ja auch Creolin, Madame, so viel ich weiß.«

»Madame Bonaparte«, sagte Frau von Montrevel lachend, »sieht ihren Gemahl alle Tage, während ich zum ersten Mal den ersten Konsul sehen soll.«

»Fort, fort, Mutter«, sagte Edouard.

Der Sekretär trat zurück, um Frau von Montrevel an sich vorüber zu lassen.

Eine Viertelstunde später war man im Luxembourg.

Bonaparte bewohnte im Luxembourg das Zimmer im linken Parterre, Josephine hatte ihr Zimmer und ihr Boudoir im ersten Stock, eine Wendeltreppe führte von dem Kabinett des ersten Konsuls in ihre Gemächer.

Sie war vorbereitet, denn als sie Frau von Montrevel gewährte, öffnete sie ihr die Arme wie einer Freundin.

Frau von Montrevel war respektvoll an der Türe stehen geblieben.

»O kommen Sie, kommen Sie doch! Madame«, sagte Josephine, »ich kenne Sie nicht von heute, sondern von dem Tage an, da ich Ihren würdigen und ausgezeichneten Roland kennen lernte; wissen Sie, was mich beruhigt, wenn Bonaparte fort ist? daß Roland ihm folgt, und wenn ich Roland bei ihm weiß, glaube ich, es könne ihm kein Unglück begegnen. Nun, Sie wollen mich nicht umarmen?«

Frau von Montrevel war verlegen durch so viel Güte.

»Wir sind Landsmänninnen, nicht wahr?« fuhr sie fort. »O, ich erinnere mich wohl noch der Frau von La Clemenciére, die einen so schönen Garten und prachtvolles Obst hatte! Ich erinnere mich wohl noch, daß mich mein Vater als Kind in diesen Garten führte, um das Obst zu kosten, und daß ich dabei ein junges hübsches Mädchen sah, oder vielmehr begegnete, das die Königin desselben zu sein schien; Sie haben sich sehr jung verheiratet, Madame?«

»Im vierzehnten Jahre.«

»Das muß wohl sein, um einen Sohn von dem Alter Rolands zu haben: aber setzen Sie sich doch! Sie gab das Beispiel, indem sie Frau von Montrevel aufforderte, sich neben sie zu setzen.«

»Und dieser reizende Knabe«, fuhr sie fort, in dem sie auf Edouard deutete, »ist das auch Ihr, Sohn?« Sie stieß einen Seufzer aus. »Gott war verschwenderisch gegen Sie, Madame«, sagte sie »und da er alles tut, was Sie wünschen, so sollten Sie ihn bitten, mir auch einen zu schicken.«

Sie drückte neidisch einen Kuß auf die Stirne Edouards.

»Mein Mann wird sehr glücklich sein, Sie zu sehen, Madame. Er liebt Ihren Sohn so sehr! Man würde Sie auch nicht zu mir zuerst geführt haben, wenn er nicht mit dem Polizeiminister beschäftigt wäre. Sie kommen übrigens in einem schlimmen Augenblick«, fügte sie hinzu, »er ist wütend.«

»O!« rief Frau von Montrevel beinahe erschrocken, »wenn dem so ist, würde ich lieber warten.«

»Nein, nein! im Gegenteil, Ihr Anblick wird ihn besänftigen: ich weiß nicht, was geschehen ist: man überfällt, wie es scheint, die Diligencen wie im Schwarzwald beim hellen Tage, auf offener Straße. Fouché muß sehr auf der Hut sein, wenn es noch einmal geschieht.«

Frau von Montrevel wollte antworten, aber in diesem Augenblicke öffnete sich die Türe und ein Huissier meldete:

»Der erste Konsul erwartet die Frau von Montrevel.«

»Gehen Sie, gehen Sie«, sagte Josephine, »die Zeit ist so kostbar für Bonaparte, daß er beinahe ebenso ungeduldig ist, als Ludwig XIV., der nichts zu tun hatte. Er wartet nicht gerne.«

Frau von Montrevel stand rasch auf und wollte ihren Sohn mit sich nehmen.

»Nein«, sagte Josephine, »lassen Sie mir den schönen Knaben: wir behalten Sie beim Essen, Bonaparte wird ihn um sechs Uhr sehen: überdies wenn er ihn früher will, wird er ihn rufen lassen, für jetzt bin ich seine zweite Mutter. Womit werden wir Sie unterhalten?«

»Der erste Konsul muß sehr schöne Waffen haben, Madame?« sagte der Knabe.

»Ja, sehr schöne, nun, man wird Ihnen die Waffen des ersten Konsuls zeigen.«

Josephine ging zur einen Türe hinaus, indem sie den Knaben mit sich nahm, und Frau von Montrevel zur andern, indem sie dem Huissier folgte.

Auf dem Wege begegnete sie einem blonden Mann, mit blassem Gesichte und mattem Blicke, den sie mit einer Unruhe ansah, die ihm eigen zu sein schien.

Sie trat etwas auf die Seite, um ihn vorüber zulassen.

Der Huissier sah die Bewegung.

»Es ist der Polizeipräfekt«, sagte er leise zu ihr. Frau von Montrevel sah ihn mit einer gewissen Neugierde sich entfernen; Fouché hatte zu jener Zeit schon eine fatale Berühmtheit.

In diesem Momente öffnete sich die Türe vor Bonapartes Kabinett, und man sah seinen Kopf in der halben Öffnung.

Er gewahrte Frau von Montrevel.

»Frau von Montrevel«, sagte er, »treten ein, treten Sie ein!«

Frau von Montrevel beeilte sich und trat ein.

»Kommen Sie«, sagte Bonaparte, indem er die Türe hinter sich schloß. »Ich ließ Sie warten, das ist ganz gegen meinen Wunsch: ich war im Zuge, Fouché den Kopf zu waschen: Sie wissen, daß ich mit Roland sehr zufrieden bin und daß ich ihn ehestens zum General zu ernennen beabsichtige. Um welche Stunde sind Sie angekommen?«

»So eben, General.«

»Woher kommen Sie? Roland hat es mir gesagt. Aber ich habe es vergessen.«

»Von Bourg.«

»Auf welchem Wege?«

»Auf dem Wege durch die Champagne.«

»Auf dem Wege durch die Champagne! Also waren Sie in Chatillon, als . . . «

»Gestern Morgen, um neun Uhr.«

»In diesem Falle mußten Sie von dem Überfall einer Diligence hören.«

»General . . . «

»Ja, eine Diligence wurde um zehn Uhr Morgens zwischen Chatillon und Bar-sur-Seine angefallen.«

»General, das war die unsrige.«

»Wie, das war die Ihre?«

»Ja.«

»Sie befanden sich in dem Wagen, der angefallen wurde?«

»Allerdings.«

»Ah! Ich werde also genaue Details erfahren. Entschuldigen Sie mich, Sie begreifen mein Verlangen, unterrichtet zu sein, nicht wahr? In einem zivilisierten Lande, dessen oberste Behörde der General Bonaparte ist, fällt man nicht ungestraft bei hellem Tage eine Diligence auf der Landstraße an, oder . . . «

»General, ich kann Ihnen nichts sagen, als daß diejenigen, welche den Wagen anfielen, zu Pferde und maskiert waren.«

»Wie viele waren ihrer?«

»Vier.«

»Wie viele Personen waren im Wagen?«

»Vier, den Conducteur mit eingerechnet.«

»Und man hat sich nicht verteidigt?«

»Nein, General.«

»Der Polizeirapport spricht von zwei Schüssen, welche abgefeuert worden.«

»Ja, General; aber diese beiden Schüsse . . . «

»Nun?«

»Kamen von meinem Edouard.«

»Ihrem Sohne! Aber Ihr Sohn ist in der Vendée.«

»Roland, ja; aber Edouard war bei mir.«

»Edouard! Wer ist dieser Edouard?«

»Der Bruder Rolands.«

»Er sprach mir von ihm; aber der ist ja ein Knabe.«

»Er ist noch nicht zwölf Jahre alt, General.«

»Und er hat zweimal geschossen?«

»Ja, General.«

»Warum haben Sie mir ihn nicht gebracht?«

»Er ist bei mir.«

»Wo denn?«

»Ich ließ ihn bei Madame Bonaparte.«

Bonaparte läutete, ein Huissier erschien.

»Sagen Sie Josephine, sie möge mit dem Knaben kommen.«

Dann im Zimmer auf- und abgehend, murmelte er:

»Vier Männer! und dazu ein Knabe, der ihnen ein Beispiel von Mut gibt; und nicht einer der Banditen wurde verwundet?«

»Es waren keine Kugeln in den Pistolen.«

»Wie, es waren keine Kugeln in den Pistolen?«

»Nein, es waren die des Conducteurs, und der Conducteur hatte die Vorsicht, sie nur mit Pulver zu laden.«

»Es ist gut, man wird seinen Namen erfahren.«

In diesem Augenblick ging die Türe auf und Madame Bonaparte erschien mit dem Knaben an der Hand.

»Komm hierher«, sagte Bonaparte zu dem Knaben.

Edouard trat ohne Zögern näher und machte den militärischen Gruß.

»Du also schießt mit Pistolen auf Räuber?«

»Siehst Du, Mama, daß es Räuber sind?« unterbrach ihn der Knabe.

»Gewiß sind es Räuber, ich wollte, man sagte mir das Gegenteil! Du hast also auf die Räuber geschossen, als die Männer Furcht hatten?«

»Ja, ich, General; aber der Poltron von Conducteur hatte die Pistolen nur mit Pulver geladen, ohne dies hätte ich ihren Anführer getötet.«

»Du hattest also keine Furcht?«

»Ich? Nein!« sagte der Knabe, »ich habe niemals Furcht.«

»Sie haben einer Löwenrace das Leben gegeben, Madame«, machte Bonaparte, indem er sich nach Frau von Montrevel umwandte, welche auf den Arm von Josephine gestützt war.

Dann fügte er, an den Knaben gewandt, hinzu, indem er ihn dabei umarmte: »Es ist gut, man wird für Dich sorgen: was willst Du werden?«

»Zuerst Soldat.«

»Wie, zuerst?«

»Ja, und dann Oberst wie mein Bruder und General wie mein Vater.«

»Es wird nicht meine Schuld sein, wenn Du es nicht wirst«, antwortete der erste Konsul.

»Auch nicht die meine«, versetzte der Knabe.

»Edouard!« machte Frau von Montrevel ängstlich.

»Nun! Sie werden ihn doch nicht tadeln wollen, weil er gut geantwortet?«

Er nahm den Knaben, hob ihn zu sich in die Höhe und umarmte ihn.

»Sie speisen mit uns«, sagte er, »und diesen Abend wird Sie Bourrienne, der Sie im Hotel aufsuchte, nach der Rue de la Victoire bringen und daselbst einlogiren: Sie bleiben dort bis zur Rückkehr Rolands, der Ihnen nach seinem Sinn eine Wohnung sucht. Edouard tritt ins Prytaneum und ich verheirate Ihre Tochter.«

»General!«

»Das ist mit Roland abgemacht.«

Dann sich an Josephinen wendend, fügte er hinzu:

»Führe Frau von Montrevel wieder in Deine Zimmer und Sorge, daß sie sich nicht zu sehr langweilt. Frau von Montrevel, wenn Ihre *Freundin*, — Bonaparte legte einen Nachdruck auf dieses Wort, — zu einer Modistin gehen will, so hindern Sie sie daran: es kann ihr nicht an Hüten fehlen, sie hat im letzten Monate achtunddreißig gekauft.«

Und mit einem kleinen freundlichen Klapps auf Edouards Wangen verabschiedete er die beiden Frauen.

II.

Der Sohn des Müllers von Kerleano.

Wir sagten, daß im selben Augenblick, in welchem Morgan und seine drei Genossen die Diligence von Genf zwischen Bar-sur-Seine und Chatillon anhielten, Roland in Nantes anlangte.

Wenn wir das Resultat seiner Mission wissen wollen, dürfen wir ihm nicht Schritt für Schritt durch die Kreuz - und Querzüge folgen, durch welche der Abbé Bernier seine ehrgeizigen Wünsche zu verdecken suchte, sondern müssen ihn im Flecken Muzillac, zwischen Ambon und Le Guerno aufsuchen, zwei Meilen unterhalb des kleinen Golfs, in welchen sich die Vilaine ergießt.

Dort sind wir mitten im Morbihan, das heißt an dem Orte, wo der Chouanskrieg begonnen, nämlich bei Laval, auf der Meierei der Poiviers, welche von Pierre, Cotterau, Jeanne und Moyne, den vier Chouansbrüdern, abstammen. Einer ihrer Ahnen, ein misanthropischer Holzhacker und moroser Bauer, hielt sich von den andern Bauern entfernt, wie das Käuzchen von den übrigen Vögeln.

Daher durch Verketzerung der Name Chouan⁷?.«

Dieser Name wurde der Name einer ganzen Partei; am rechten Ufer der Loire sprach man von den Chouans, um damit die Bretagner zu bezeichnen, wie man auf dem linken Ufer von den Brigands sprach, um die Vendéer zu bezeichnen.

Es ist hier nicht unsere Ausgabe, den Tod und den Untergang dieser heroischen Familie zu erzählen, den beiden Schwestern und dem einen Bruder aufs Schafott, Jean und René aufs Schlachtfeld zu folgen, wo sie als Märtyrer ihres Glaubens ruhen. Seit den Hinrichtungen Perrines, Renés und Pierres, seit dem Tode Jeans sind viele Jahre verflossen, und die Hinrichtung der Schwestern und die Taten der Brüder sind zur Legende geworden.

Wir haben es mit ihren Nachfolgern zu tun.

Diese Bursche sind der Tradition treu geblieben: so sah man sie an der Seite La Rouerief, Bois-Hardys und Bernards von

Villeneuve kämpfen, so kämpfen sie an der Seite Bourmonts, Frottés und Georges Cadoudals: es ist noch immer derselbe Mut, dieselbe Ergebenheit; es sind noch immer die christlichen Soldaten und exaltierten Royalisten; ihr Anblick ist noch immer derselbe, rau und wild; ihre Waffen sind noch immer dieselben; ihre Flinte und der einfache Stock, den man in jenem Lande eine Ferte heißt; noch immer dieselbe Tracht, das heißt die Mütze von brauner Wolle oder der Hut mit breiten Rändern, der mit Mühe die langen platten Haare bedeckt, die unordentlich auf die Schultern herabfallen; es sind die alten *Aulerci Cenomani*, wie zu den Zeiten Cäsars, *promisso capillo*; es sind noch immer die Bretagner mit den weiten kurzen Hosen, von denen Martial sagt:

Tam laxa est . . .
Quam veteris braciae Bretonis pauperis.^{8?}

Um sich gegen den Regen und die Kälte zu schützen, tragen sie den Mantel von Ziegenfell, mit langen Haaren umsäumt; und als Zeichen der Verbindung auf der Brust bald ein Weihgehänge und einen Rosenkranz, bald ein Herz, das Herz Jesu, als besonderes Zeichen einer Bruderschaft, die sich zu regelmäßigem täglichem Gebete verbindlich macht.

Das sind die Menschen, die in dem Augenblick, da wir die Grenze überschreiten, welche die Unterloire vom Morbihan scheidet, ringsumher von La Roche-Bernard bis Vannes, und von Quertemberg bis Billiers zerstreut liegen, und damit auch den Flecken Muzillac einschließen.

Man braucht nur das Auge des Adlers, der in den Lüften schwebt, oder des Käuzchens, das durch die Finsternis sieht, um sie unter dem Ginster, dem Haidekraut und in den Gebüsch, in denen sie liegen, zu unterscheiden.

Schreiten wir durch dieses Netz von unsichtbaren Wachen, um, nachdem wir an einer Furt zwei Zuflüsse des Stromes ohne Namen, der sich bei Billiers zwischen Arzal und Damgan ins Meer ergießt, durchschnitten, keck das Dorf Muzillac zu betreten.

Alles ist dunkel und ruhig, ein einziges Licht glänzt durch die Spalten der Fensterladen eines Hauses oder vielmehr einer Hütte, welche nichts im Übrigen von den andern unterscheidet.

Es ist die vierte zur Rechten vom Eingang.

Nähern wir unser Auge einem der Fenster dieses Taubenschlags und sehen wir hinein.

Wir sehen einen Mann in der Tracht der reichen Bauern des Morbihan: nur eine goldene Borde von der Breite eines Fingers umsäumt das Wamms, die Knopflöcher seines Rockes und den Rand seines Hutes.

Die übrige Tracht besteht aus einer ledernen Hose und Stulpstiefeln.

Auf einem Stuhle liegt sein Säbel.

Ein Paar Pistolen liegt dicht bei ihm.

Am Kamine spiegeln die Läufe von zwei oder drei Karabinern ein helles Feuer.

Er sitzt vor einem Tische: eine Lampe erleuchtet Papiere, die er mit der größten Aufmerksamkeit liest, und zu gleicher Zeit auch sein Gesicht.

Dieses Gesicht ist das eines Mannes von dreißig Jahren: wenn die Sorgen eines Parteigängerkriegs es nicht verdüstert, so sieht man, daß sein Ausdruck offen und heiter wäre: hübsche blonde Haare umsäumen es, große blaue Augen beleben es, der Kopf hat eine den Bretagnern eigentümliche Form, die sie, wenn man dem System Galls Glauben schenkt, der starken Entwicklung der Organe der Beharrlichkeit verdanken.

deshalb hatte dieser Mann auch zwei Namen.

Seinen vertraulichen Namen, mit welchem ihn die Soldaten bezeichnen: der *Rundkopf*.

Und dann seinen Namen, welchen er von seinen braven Eltern erhalten, Georges Cadoudal, oder vielmehr Georges Cadoudal, da die Tradition die Orthographie seines historisch gewordenen Namens geändert hat.

Georges war der Sohn eines Bauern der Gemeinde Kerleano, in der Parochie Brech. Die Sage will, daß dieser Bauer zu gleicher Zeit Müller war. Der Sohn kam nach dem College von Vannes, das nur wenige Meilen von Brech entfernt ist, um hier eine gute und solide Erziehung zu genießen, als der erste Ausruf der royalistischen Insurrektion in der Vendée erscholl: Cadoudal hörte ihn, versammelte einige Jagt- und Lustgenossen, ging an ihrer Spitze über die Loire und bot Stofflet seine Dienste an: aber

Stofflet verlangte, ihn zuerst handeln zu sehen, ehe er ihn an sich fesselte: das war es, was auch Georges wünschte. Man brauchte in der Vendéer Armee nicht lange auf solche Gelegenheiten zu warten und schon am andern Tage fand ein Kampf statt, Georges Cadoudal machte sich ans Werk und verbiß sich so wild darein, daß der alte Wildmeister des Herrn von Maulevrier, als er ihn die Blauen angreifen sah, nicht umhin konnte, laut zu Bonchamp zu sagen, der neben ihm stand:

»Wenn nicht eine Kanonenkugel diesen *dicken* Rundkopf fortreißt, so wird er weit gehen, das prophezeie ich.«

Der Name blieb Cadoudal.

So hatten fünf Jahrhunderte vorher die Herren von Malestroit, Penhoet, Beaumanoir und Rochefort den großen Connetable genannt, dessen Lösegeld die Frauen der Bretagne spannen.

»Seht den dicken Rundkopf«, sagten sie, »wir wollen tüchtige Säbelhiebe mit den Engländern austauschen.«

Unglücklicherweise waren es jetzt nicht mehr Engländer, mit welchen die Bretagner tüchtige Säbelhiebe austauschten.

Es waren Franzosen gegen Franzosen.

Georges blieb bis zur Niederlage von Savenay in der Vendée.

Die ganze Vendéer Armee blieb auf dem Schlachtfelde oder verschwand wie ein Rauch.

Georges hatte während beinahe drei Jahren Wunder von Mut, Gewandtheit und Kraft getan: er ging über die Loire zurück und kehrte nach dem Morbihan mit einem einzigen von denen, die ihm gefolgt waren, heim.

Dieser wird sein Adjutant oder vielmehr sein Kriegsgenosse: er wird ihn nicht verlassen, und für den rauen Krieg, den sie zusammen machen, wird er seinen Namen Lemercier mit Tiffanges vertauschen! Wir sahen ihn auf dem Ball der Opfer, mit einer Sendung an Morgan betraut.

In seine Heimat zurückgekehrt, unterhält Cadoudal dort auf eigene Hand von nun ab die Insurrektion: die Kugeln haben den dicken Rundkopf respektiert und der dicke Rundkopf, die Prophezeiung Stofflets rechtfertigend, wird als Nachfolger der La Rochejaquelin, Elbée, Bonchamp, Lescure, und Stofflet selbst, ihr Rival an Ruhm, und überragt sie sogar an Macht. Denn es war so

weit gekommen, daß er — was uns einen Maßstab für seine Macht geben wird — beinahe allein gegen die Regierung Bonapartes kämpfte, welcher seit drei Monaten zum ersten Konsul ernannt war.

Die beiden der bourbonischen Dynastie mit ihm treu gebliebenen Anführer waren Frotté und Bourmont.

In dem Augenblick, bis zu welchem wir gekommen sind, das heißt dem 26. Januar 1800, kommandiert Cadoudal drei bis viertausend Mann, mit denen er den General Harty in Vannes zu blockieren sich rüstet.

So lange er die Antwort des ersten Konsuls auf den Brief Ludwigs XVIII. erwartet, hat er die Feindseligkeiten eingestellt: aber seit zwei Tagen ist Tiffanges angekommen und hat ihm die Antwort überbracht.

Sie ist bereits nach England expediert, von wo sie nach Mittau gebracht werden wird, und da der erste Konsul den Frieden nicht unter den von Ludwig XVIII. diktierten Bedingungen will, so wird Cadoudal, der Obergeneral Ludwigs XVIII. im Westen, den Krieg gegen Bonaparte fortsetzen und müßte er ihn auch allein mit seinem Freunde Tiffanges machen, während in Pouancé die Konferenzen zwischen Chatillon, d'Autichamp, dem Abbé Bernier und dem General Hedouville stattfinden.

Er war in diesem Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken: dieser letzte Überlebende der großen Kämpfer des Bürgerkriegs, und die Nachrichten, die er soeben erhalten, sind auch wirklich Grund zu ernstem Nachdenken.

Der General Brune, der Sieger von Bergen und Castricum, der Retter Hollands, ist soeben zum Obergeneral der republikanischen Armeen im Westen ernannt worden und in Nantes angekommen.

Er soll um jeden Preis Cadoudal und seine Chouans vernichten.

Er sinnt nach, denn es gilt, dem neuen Obergeneral um jeden Preis zu beweisen, daß man sich nicht fürchtet und daß er von der Einschüchterung nichts zu erwarten hat.

In diesem Augenblick hört man den Galopp eines Pferdes; ohne Zweifel weiß der Reiter die Parole, denn er reitet ohne Schwierigkeit durch die auf dem Wege von La Roche-Bernard

ausgestellten Patrouillen und ohne Schwierigkeit ist er in das Dorf Muzillac hineingeritten.

Er hält vor der Türe der Hütte, wo sich Georges befindet.

Georges erhebt den Kopf und horcht; er legt für jeden Fall die Hand an die Pistolen, obgleich es wahrscheinlich ist, daß er es mit einem Freunde zu tun haben wird.

Der Reiter springt vom Pferde, tritt in den Gang, und öffnet die Türe des Zimmers, in welchem sich Georges befindet.

»Ah! Du bist es Coeux-de-Roi!« sagte Cadoudal, »woher kommst Du?«

»Von Pouancé, General!«

»Welche Neuigkeiten?«

»Einen Brief von Tiffanges.«

»Gib.«

Georges nahm den Brief lebhaft aus den Händen Coeux-de-Rois und las ihn.

»Ah!« machte er.

Und er las ihn zum zweiten Male.

»Hast Du den gesehen, dessen Ankunft er mir meldet?« fragte Cadoudal.

»Ja, General«, antwortete der Courier.

»Was ist das für ein Mensch?«

»Ein hübscher junger Mann von sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahren.«

»Sein Aussehen?«

»Entschlossen!«

»Gut, wann kommt er?«

»Wahrscheinlich heute Abend.«

»Hast Du ihn auf dem ganzen Wege empfohlen?«

»Ja, er wird überall frei passieren.«

»Empfehle ihn noch einmal, es soll ihm kein Leid geschehen, er ist von Morgan geschützt.«

»Soll geschehen, General.«

»Hast Du mir noch etwas anderes zu sagen?«

»Die Vorhut der Republikaner ist in La Roche-Bernard.«

»Wie viel Mann?«

»Ungefähr tausend Mann: sie haben eine Guillotine bei sich und den Commissär der Executivgewalt, Milliére.«

»Du weißt das gewiß?«

»Ich habe sie unterwegs begegnet; der Commissär war zu Pferde mit dem Oberst, ich habe sie wohl erkannt.

Er ließ meinen Bruder hinrichten und ich habe geschworen, er solle nur von meiner Hand fallen.«

»Und Du wirst Dein Leben wagen, um Deinen Schwur zu halten?«

»Bei der ersten Gelegenheit.«

»Vielleicht wird sie nicht aus sich warten lassen.«

In diesem Augenblick hörte man den Galopp eines Pferdes in der Straße.

»Ah!« sagte Coeux-de-Roi, »das ist wahrscheinlich der, den Sie erwarten.«

»Nein«, sagte er, »der Reiter, den wir hören, kommt von Vannes.«

In der Tat konnte man, als das Geräusch deutlicher wurde, erkennen, daß Cadoudal Recht hatte.

Wie der erste Reiter, hielt auch der zweite vor der Türe, wie der erste sprang er vom Pferde, wie der erste trat er ein.

Georges erkannte ihn auf den ersten Blick, trotz des Mantels, in welchen er gehüllt war.

»Du bist es, Benedicite«, sagte er.

»Ja, mein General.«

»Woher kommst Du?«

»Von Vannes, wohin Sie mich geschickt, um die Blauen zu beobachten.«

»Nun, was machen die Blauen?«

»Sie fürchten vor Hunger zu sterben, wenn Sie die Stadt blockieren, und um sich Lebensmittel zu verschaffen, hat der General Harty den Plan, heute Nacht die Magazine von Grandchamps wegzuführen: der General wird die Expedition in Person kommandieren, und damit sie leichter vor sich geht, wird die Kolonne nur auf sechzig Mann bestehen.«

»Bist Du müde, Benedicite?«

»Niemals, General.«

»Und Dein Pferd?«

»Es ist sehr rasch gelaufen, aber es kann noch vier bis fünf Meilen im selben Trabe machen, ohne zu krepieren.«

»Gib ihm zwei Stunden Ruhe, die doppelte Ration Haber und es wird zehn Meilen machen.«

»Unter solchen Bedingungen allerdings.«

»In zwei Stunden wirst Du gehen. Du wirst bei Tagesanbruch in Grandchamps sein, in meinem Namen Befehl geben, das Dorf zu räumen; den General Harty und seine Kolonne nehme ich auf mich: hast Du mir sonst noch etwas zu sagen?«

»Ja; ich habe Ihnen noch eine Neuigkeit mitzuteilen.«

»Was?«

»Daß Vannes einen neuen Bischof hat.«

»Ah! man gibt uns also unsere Bischöfe wieder?«

»Es scheint; aber wenn sie alle sind, wie dieser, mögen sie sie nur behalten.«

»Und wer ist dieser?«

»Audrein.«

»Der Königsmörder?«

»Audrein, der Renegat.«

»Und wann kommt er?«

»Heute Nacht oder morgen.«

»Ich werde ihm nicht entgegengehen, aber daß er nur nicht in die Hände meiner Leute fällt.«

Benedicite und Coeux-de-Roi stießen ein lautes Gelächter aus, welches Georges' Gedanken ergänzte.

»Scht!« machte Cadoudal.

Die drei Männer horchten.

»Diesmal ist er es wahrscheinlich«, sagte Georges.

Man hörte den Galopp eines Pferdes, das auf der Richtung von La Roche-Bernard kam.

»Das ist er gewiß«, wiederholte Coeux-de-Roi.

»Gut, meine Freunde, laßt mich allein: Du, Benedicite, gehst

sobald als möglich nach Grandchamps, Du, Coeux-de-Roi, in den Hof mit dreißig Mann; ich kann Boten nach verschiedenen Richtungen zu senden haben; apropos, Sorge, daß man mir das Beste bringt, was im Dorfe zum Abendessen auszutreiben ist.«

»Für wie viele Personen, General?«

»O, für zwei Personen.«

»Sie wollen fortgehen?«

»Nein, ich gehe dem entgegen, der kommt.«

Zwei bis drei Bursche hatten bereits die Pferde der beiden Boten in den Hof geführt.

Die Boten wichen dem Fremden aus.

Georges kam an die Straßentüre, gerade in dem Augenblicke, als ein Reiter, sein Pferd anhaltend und nach allen Seiten um sich blickend, zu zögern schien.

»Hier, mein Herr«, sagte Georges.

»Wer ist hier?« fragte der Reiter.

»Der, den Sie suchen.«

»Woher wissen Sie, wer der ist, den ich suche?«

»Ich setze voraus, daß es Georges Cadoudal ist, sonst der dicke Rundkopf genannt.«

»Allerdings.«

»So seien Sie mir willkommen, Herr Roland von Montrevel, denn ich bin der, den Sie suchen.«

»Ah, ah!« machte der junge Mann erstaunt, indem er vom Pferde sprang. Er schien mit den Blicken Jemand zu suchen, dem er sein Pferd anvertrauen könnte.«

»Werfen Sie den Zügel über den Hals Ihres Pferdes und kümmern Sie sich nicht weiter um dasselbe, Sie werden es wiederfinden, wenn Sie sein bedürfen: man verliert nichts in der Bretagne: Sie sind hier auf loyalen Boden.«

Der junge Mann machte keine Bemerkung, warf den Zügel über den Hals seines Pferdes, wie er aufgefordert worden, und folgte Cadoudal, der vor ihm herging.

»Ich will Ihnen den Weg zeigen, Oberst«, sagte der Anführer der Chouans.

Und beide traten in die Hütte, deren Feuer eine unsichtbare

Hand wieder angefacht.



III.

Die Diplomatie Cadoudals.

Roland trat, wie wir gesagt, hinter Georges ein und warf, während er dies tat, einen Blick flüchtiger Neugierde um sich.

Dieser Blick genügte ihm, zu sehen, daß sie ganz allein seien.

»Das ist Ihr Generalquartier?« fragte Roland mit einem Lächeln, indem er die Sohlen seiner Stiefel an das Feuer hielt.

»Ja, Oberst.«

»Es ist eigentümlich bewacht.«

Georges lachte nun seinerseits und sagte:

»Sie meinen das, weil Sie von La Roche-Bernard bis hierher den Weg frei fanden.«

»Das heißt, weil ich nicht eine Seele begegnete.«

»Das beweist keineswegs, daß der Weg nicht bewacht war.«

»Wofern es nicht durch die Nachtenten und Käuzchen geschah, die von Baum zu Baum zu fliegen schienen, um mich zu begleiten, General: in diesem Fall ziehe ich meine Behauptung zurück.«

»Allerdings«, antwortete Cadoudal, »diese Nachtenten und Käuzchen sind meine Wachen, Wachen mit guten Augen, denn ihre Augen haben vor denen der Menschen den Vorteil, daß sie durch die Nacht sehen.«

»Es ist nicht minder wahr, daß ich mich zum Glücke in La Roche-Bernard nach dem Wege erkundigte, denn ohne das hätte ich keine Katze gefunden, die mir hätte sagen können, wo ich Sie finden würde.«

»An jedem Orte des Weges, wo Sie laut gefragt: *wo finde ich Georges Cadoudal?* hätte Ihnen eine Stimme geantwortet: *Im Dorfe Muzillac, im vierten Hause rechts.* Sie haben Niemanden gesehen, Oberst: in diesem Augenblicke wissen ungefähr fünfzehnhundert Menschen, daß der Oberst Roland, der Adjutant des ersten Konsuls, mit dem Sohne des Müllers von Kerleano verhandelt.«

»Wenn sie jedoch wissen, daß ich Oberst im Dienste der

Republik und Adjutant des ersten Konsuls bin, wie kam es, daß sie mich vorüberließen?»

»Weil sie dazu Befehl erhalten hatten.«

»Sie wußten also, daß ich kam?»

»Ich wußte nicht allein, daß Sie kommen, sondern auch, Weshalb Sie kommen.«

Roland sah seinen Mitunterredner fest an.

»So ist es also unnötig, daß ich es Ihnen sage und Sie würden mir antworten, auch wenn ich schwiege?»

»Ungefähr, ja.«

»Nun, ich wäre wahrhaftig neugierig, diese Überlegenheit Ihrer Polizei über die unsrige kennen zu lernen.«

»Ich werde Ihnen den Beweis davon geben, Oberst.«

»Ich höre und dies mit um so größerer Befriedigung, als ich mich dabei an diesem ausgezeichneten Feuer wärmen kann, das ebenfalls auf mich gewartet zu haben schien.«

»Sie glauben nicht, wie hübsch Sie sprechen, Oberst, und alles bis auf das Feuer herab tut sein Bestes, um Sie willkommen zu heißen.«

»Aber nicht mehr als Sie, es sagt mir nicht den Zweck meiner Sendung.«

»Ihre Sendung, die Sie mir die Ehre erweisen, auf mich auszudehnen, Oberst, galt anfangs dem Abbé Bernier allein. Unglücklicherweise hat der Abbé Bernier in dem Briefe, den er seinem Freunde Martin Duboys sandte, seine Kräfte etwas überschätzt: er bot dem ersten Konsul seine Vermittlung an.«

»Entschuldigen Sie«, unterbrach ihn Roland, »aber Sie teilen mir da etwas mit, was ich nicht wußte, daß nämlich der Abbé Bernier an den General Bonaparte geschrieben.«

»Ich sage, er habe an seinen Freund Martin Duboys geschrieben, was ein großer Unterschied ist; meine Leute haben seinen Brief aufgefangen und mir ihn gebracht; ich ließ ihn copiren und schickte ihn ab: ich bin überzeugt, daß er in die rechten Hände gekommen'; Ihr Besuch beim General Hedouville ist ein Beweis davon.«

»Sie wissen, daß nicht mehr der General Hedouville, sondern der General Brune in Nantes kommandiert.«

»Sie können sogar sagen, in La Roche-Bernard kommandiert, denn tausend republikanische Soldaten sind diesen Abend gegen sechs Uhr in dieser Stadt eingezogen, und zwar in Begleitung einer Guillotine und des Citoyen Generalcommissär Thomas Milliére. Da man das Instrument hatte, brauchte man auch einen Henker.«

»Sie sagen also, General, daß ich zum Abbé Bernier gekommen sei?«

»Ja, der Abbé Bernier hatte seine Vermittlung angeboten, aber er vergaß, daß es heutzutage zweierlei Vendée gibt, die Vendée auf dem linken Ufer und die Vendée auf dem rechten Ufer; daß, wenn man mit d'Autichamp, Chatillon und Souzannet in Pouancé unterhandeln kann, immer noch mit Frotté, Bourmont und Cadoudal zu unterhandeln übrig bleibt; aber wo das, das ist, was Niemand sagen kann.«

»Als Sie, General.«

»Ferner haben Sie mit der Ritterlichkeit, welche das Wesen Ihres Charakters bildet, es übernommen, mir den am 25. unterzeichneten Vertrag zu überbringen. Abbé Bernier, d'Autichamp, Chatillon und Souzannet haben Ihnen einen Durchlaßschein unterzeichnet und so sind Sie hier.«

»Wahrhaftig, General, ich muß sagen, daß Sie vollkommen unterrichtet sind: der erste Konsul wünscht von ganzem Herzen den Frieden: er weiß, daß er in Ihnen einen tapferen und loyalen Gegner hat, und da er Sie nicht sprechen kann, da Sie vermutlich nicht nach Paris kommen, so hat er mich zu Ihnen abgesandt.«

»Das heißt zum Abbé Bernier.«

»General, es kann Ihnen wenig daran liegen, ob ich mich anheischig mache, was wir unter uns abgemacht, durch den ersten Konsul ratifizieren zu lassen. Wie lauten Ihre Friedensbedingungen?«

»O! sie sind sehr einfach: der erste Konsul gibt Ludwig XVIII. den Thron zurück, wird sein Connetable, sein Generallieutenant, der Chef seiner Armeen zu Land und zu Wasser und ich werde sein erster Soldat.«

»Der erste Konsul hat bereits auf dieses Verlangen geantwortet.«

»Dies ist der Grund, Weshalb ich entschlossen bin, auf diese Antwort wieder zu antworten.«

»Wann?«

»Diese Nacht noch, wenn sich die Gelegenheit bietet.«

»Auf welche Weise?«

»Indem ich die Feindseligkeiten wieder aufnehme.«

»Aber Sie wissen, daß Chatillon, d'Autichamp und Souzannet die Waffen niedergelegt?«

»Sie sind die Anführer der Vendéer und im Namen der Vendéer können sie tun, was sie wollen: ich bin der Anführer der Chouans und im Namen der Chouans werde ich tun, was mir beliebt.«

»So verurteilen Sie dieses unglückliche Land also zu einem Vertilgungskrieg, General?«

»Es ist ein Martyrthum, zu dem ich Christen und Royalisten auffordere.«

»Der General Brune ist in Nantes mit den achttausend Gefangenen, welche die Engländer uns nach ihrer Niederlage bei Bergen und Castricum zurückgegeben.«

»Es ist das letzte Mal, daß sie dieses Glück gehabt haben werden: die Blauen haben uns die schlechte Gewohnheit gelehrt, keine Gefangenen zu machen: was die Zahl unserer Feinde betrifft, so kümmern wir uns nicht darum, das ist eine Detailangelegenheit.«

»Wenn der General Brune und seine achttausend Gefangenen in Verbindung mit den zwanzigtausend Soldaten, die er aus den Händen des Generals Hedouville empfängt, nicht genügen, so ist der erste Konsul entschlossen, selbst gegen Sie zu marschieren und zwar mit hunderttausend Mann.«

Cadoudal lächelte.

»Wir werden ihm zu beweisen suchen«, sagte er, »daß wir würdig sind, ihn zu bekämpfen.«

»Er wird Ihre Städte anzünden!«

»Wir werden uns in unsere Hütten zurückziehen.«

»Er wird Ihre Hütten verbrennen.«

»Wir werden in unsern Wäldern leben.«

»Sie werden sich besinnen, General.«

»Geben Sie mir die Ehre, achtundvierzig Stunden bei mir zu bleiben, Oberst, und Sie sollen sehen, daß ich mich besonnen habe.«

»Ich habe große Lust, anzunehmen.«

»Nur, Oberst, verlangen Sie nicht mehr, als ich Ihnen geben kann, den Schlaf unter einem Strohdach, oder in einem Mantel, unter den Ästen einer Eiche: eines meiner Pferde, um mir zu folgen, einen Geleitbrief, um mich zu verlassen.«

»Ich nehme an.«

»Ihr Wort, Oberst, sich in nichts den Befehlen zu widersetzen, die ich geben werde, die Überraschungen nicht zu vereiteln, die ich Ihnen bereiten werde.«

»Ich bin zu neugierig, Sie handeln zu sehen, um Sie zu hindern: Sie haben mein Wort, General.«

»Etwas, was unter ihren Augen geschieht?«

»Etwas, was unter meinen Augen geschieht: ich verzichte auf die Rolle des Schauspielers, um mich ganz in die des Zuschauers zurückzuziehen: ich will zum ersten Konsul sagen können: Ich habe gesehen!«

Cadoudal lächelte.

»Nun gut, Sie sollen sehen«, sagte er.

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und zwei Bauern trugen einen völlig gedeckten Tisch herein, auf dem eine Kohlsuppe und ein Stück Schinken dufteten: ein ungeheurer Krug Most, der eben abgezapft worden, schäumte und moussierte zwischen zwei Gläsern.

Einige Buchweizenkuchen sollten das Dessert dieses einfachen Mahles bilden.

Der Tisch trug zwei Couverts.

»Sie sehen, Herr von Montrevel«, sagte Cadoudal, »meine Bursche hoffen, Sie werden mir die Ehre erzeigen, mit mir zu Nacht zu speisen.«

»Und wahrhaftig, sie haben nicht Unrecht; ich würde Sie darum gebeten haben, wenn Sie mich nicht eingeladen, und ich würde versuchen, Ihnen mit Gewalt meinen Teil zu entreißen, wenn Sie mich nicht einluden.«

»Dann zu Tische!«

Der junge Oberst setzte sich heiter.

»Verzeihung für das Mahl, das ich Ihnen anbiete«, sagte Cadoudal, »ich habe keinen Feldsold, wie Ihre Generale, meine Soldaten erhalten mich. Was hast Du uns außerdem noch zu geben, Brise-Bleu?«

»Ein Fricasse von Huhn, General.«

»Da haben Sie den Küchenzettel Ihres Diners, Herr von Montrevel.«

»Das ist ja ein Fest. Ich habe jetzt nur eine Sorge, General.«

»Welche?«

»Es wird sehr gut gehen, so lange wir essen, aber wenn es sich um das Trinken handelt?«

»Sie lieben den Most nicht? Ah! verdammt, Sie setzen mich in Verlegenheit, Most oder Wasser, das ist alles, was mein Keller vermag.«

»Das ist es nicht; auf wessen Gesundheit werden wir trinken?«

»Ist es nur das, mein Herr?« sagte Cadoudal mit großer Würde, »so trinken wir auf das Wohl unserer gemeinsamen Mutter, auf Frankreichs Wohl; wir dienen ihr beide, in verschiedenem Geiste, aber ich hoffe mit demselben Herzen. Auf Frankreich, mein Herr«, sagte Cadoudal, indem er die beiden Gläser füllte.

»Auf Frankreich! General!« antwortete Roland, indem er sein Glas an das von Georges stieß.

Und beide setzten sich heiter, und nachdem sie ihrem Gewissen Genüge getan, fielen sie mit Appetiten, von denen der älteste nicht dreißig Jahre zählte, über die Suppe her.

IV.

Die Diplomatie Georges Cadoudals.

»Jetzt, General«, sagte Roland, nachdem das Essen beendet war, und die beiden jungen Leute, die Ellbogen auf dem Tische, vor einem großen Feuer ausgestreckt, jenes Wohlbehagen zu empfinden schienen, welches die gewöhnliche Folge eines Mahles ist, dessen Würze der Appetit und die Jugend sind, »Sie haben mir versprochen, mich Dinge sehen zu lassen, die ich dem ersten Konsul berichten könnte.«

»Und Sie haben versprochen, sich ihnen nicht zu widersetzen.«

»Aber ich behalte mir vor, wenn, was ich sähe, mein Gewissen verletzte, mich zurückzuziehen.«

»Man braucht dann nur den Sattel auf den Rücken Ihres Pferdes zu werfen, Oberst, oder auf den Rücken des meinigen, falls das Ihre zu sehr ermüdet wäre, und Sie sind frei.«

»Ganz wohl.«

»Wahrhaftig«, sagte Cadoudal, »die Ereignisse werden Ihnen dienen: ich bin hier nicht allein General, sondern auch Gerichtsherr und es ist lange her, seitdem ich Recht zu sprechen hatte. Sie sagten mir, Oberst, daß der General Brune in Nantes sei: ich wußte es: Sie sagten mir, daß seine Vorhut vier Meilen von hier in La Roche-Bernard liege, ich wußte es ebenfalls: aber eins, was Sie vielleicht nicht wußten, ist, daß diese Vorhut nicht von einem Soldaten, wie Sie und ich, kommandiert wird, sondern von dem Citoyen Thomas Millitzre, dem Commissär der Executivgewalt. Etwas anderes, was Sie vielleicht nicht wissen, ist das, daß der Citoyen Thomas Milliére sich nicht schlägt wie wir, mit Kanonen, Flinten, Bajonetten, Pistolen und Säbeln, sondern mit einem Instrumente, das einer von Ihren republikanischen Philanthropen erfunden und das man Guillotine nennt.«

»Es ist unmöglich, mein Herr«, rief Roland, »daß man unter dem ersten Konsul diese Art von Krieg führt.«

»Ah! verstehen wir uns recht, Oberst: ich sage nicht, daß es der erste Konsul ist, der solchen Krieg führt, ich sage, daß man ihn in

seinem Namen führt.«

»Und wer ist der Elende, der auf solche Weise die Autorität mißbraucht, die ihm anvertraut ist, um mit einem Generalstab von Henkern Krieg zu führen?«

»Ich sagte Ihnen, er nennt sich Citoyen Thomas Milliére: erkundigen Sie sich, und in der ganzen Vendée und in der ganzen Bretagne wird nur *eine* Stimme über diesen Menschen herrschen.

Seit dem Tag des ersten Ausstandes in der Vendée und Bretagne, also seit sechs Jahren war dieser Milliére immer und überall einer der tätigsten Agenten der Schreckensherrschaft; für ihn hat diese mit Robespierre nicht aufgehört. Indem er sich selbst zum Denunzianten bei den höheren Behörden machte oder Denunziationen annahm, ließ er die bretagner und vendéer Soldaten, ihre Eltern, ihre Freunde, ihre Brüder, ihre Schwestern, ihre Frauen, ihre Töchter, bis herab zu den Verwundeten und Sterbenden, alle ohne Urteil erschießen und guillotinierten. In Daumeray zum Beispiel hinterließ er eine Blutspur, die noch nicht verwischt ist und niemals verwischt werden wird; mehr als achtzig Bewohner wurden vor seinen Augen erwürgt, Söhne in den Armen ihrer Mütter erschlagen, die bis jetzt vergeblich ihre blutigen Arme zum Himmel gehoben. Die Pacifikationen der Vendée und der Bretagne haben diesen Morddurst, der in seinen Eingeweiden glüht, noch nicht gelöscht. Im Jahre 1800 ist er derselbe noch wie 1793. Und diesen Menschen . . . «

Roland betrachtete den General.

»Diesen Menschen«, fuhr Georges mit der größten Ruhe fort, »habe ich verurteilt, da ich sah, daß die Gesellschaft ihn nicht verurteilte; dieser Mensch muß sterben.«

»Wie, er wird sterben, in La Roche-Bernard, inmitten der Republikaner, trotz seiner Wache von Meuchelmördern, trotz seiner Eskorte von Henkern?«

»Seine Stunde hat geschlagen, er muß sterben.«

Cadoudal sprach diese Worte mit einer solchen Feierlichkeit, daß Roland kein Zweifel blieb, sowohl über dies ausgesprochene Urteil, als auch über den Vollzug desselben.

Er blieb einen Augenblick in Nachdenken versunken.

»Und Sie glauben das Recht zu haben, diesen Menschen zu

richten und zu verurteilen, sei er nun schuldig oder nicht?«

»Ja, denn dieser Mensch hat nicht nur Schuldige, sondern auch Unschuldige gerichtet und verurteilt.«

»Wenn ich Ihnen sagte: Ich werde bei meiner Zurückkunft nach Paris verlangen, daß dieser Mensch in Anklagestand versetzt und gerichtet werde, schenken Sie in solchem Falle meinen Worten Glauben?«

»Ich würde Ihren Worten Glauben schenken; aber ich würde Ihnen auch sagen: ›Ein wütendes Tier, bricht aus seinem Käfig, ein Mörder bricht aus seinem Gefängnis, die Menschen sind Menschen, dem Irrtum unterworfen. Sie haben bisweilen Unschuldige verurteilt, sie können einen Schuldigen schonen. Meine Justiz ist sicherer als die Ihrige, Oberst; denn es ist die Justiz Gottes. Dieser Mensch wird sterben.«

»Und mit welchem Rechte sagen Sie, Ihre Justiz, die Justiz eines Menschen, der wie alle Übrigen dem Irrtum unterworfen ist, sei die Justiz Gottes?«

»Weil ich Gott bei meinem Urteile zugezogen. O, er ist nicht erst seit gestern verurteilt.«

»Wie das?«

»Inmitten eines Sturmes, als der Donner unaufhörlich grollte und die Blitze von Minute zu Minute leuchteten, hob ich die Hände zum Himmel empor und sagte zu Gott: Mein Gott, Du dessen Blick dieser Blitz und dessen Stimme dieser Donner ist, laß, wenn dieser Mensch sterben soll, Deine Donner und Deine Blitze zehn Minuten lang aufhören; die Stille der Lüfte und die Dunkelheit des Himmels werden Deine Antwort sein; und meine Uhr in der Hand zählte ich elf Minuten ohne Blitze und ohne Donner. Ich sah auf dem Gipfel des großen Berges bei einem furchtbaren Sturme eine Barke, in der ein einziger Mensch saß und die jeden Augenblick unterzugehen drohte; eine Welle hob sie, wie der Hauch eines Kindes eine Feder und ließ sie auf einen Felsen herabfallen. Die Barke flog in Stücke, der Mensch klammerte sich an einen Felsen an; die ganze Welt rief: ›Dieser Mensch ist verloren!‹ Sein Vater war da, seine beiden Brüder waren da, und weder Brüder noch Vater wagten ihm Hilfe zu bringen. Ich hob die Arme zum Herrn empor und sagte: ›Wenn Milliére verdammt ist, mein Gott, von Dir,

wie von mir, so werde ich diesen Menschen retten und ohne andere Hilfe als die meine, werde ich mich selbst retten.« Ich entkleidete mich, band das Ende eines Strickes um meinen Arm und schwamm bis zum Felsen. Es war, als wenn das Meer unter meiner Brust sich glättete; ich erreichte den Menschen. Sein Vater und seine Brüder hielten das andere Ende des Stricks. Er erreichte das Ufer. Ich konnte wie er dahin zurückkommen, indem ich meinen Strick an den Felsen band. Ich warf ihn weit von mir und vertraute mich Gott und den Wellen an; die Wellen trugen mich so sanft und sicher an das Ufer, als die Wasser des Nil die Wiege Mosis zu der Tochter des Pharaos. Eine feindliche Wache stand vor dem Dorfe Saint Nolf und ich war in dem Walde von Grandchamp mit fünfzig Mann verborgen. Ich trat allein aus dem Walde hervor, indem ich Gott meine Seele mit den Worten befahl: »Herr, wenn Du den Tod Milliéres beschloss, so wird diese Wache auf mich schießen und mich fehlen, und ich werde zu den Meinigen zurückkehren, ohne dieser Wache etwas anzuhaben; denn Du warst einen Augenblick bei ihr. Ich ging auf den Republikaner los; als ich ihm bis auf zwanzig Schritte nahe gekommen, gab er Feuer auf mich und fehlte. Hier ist das Loch seiner Kugel in meinem Hut, einen Zoll von meinem Kopfe; Gottes eigene Hand hat die Waffe in die Höhe gehoben. Gestern ist die Sache geschehen. Ich glaubte Milliére in Nantes. Diesen Abend meldete man mir, daß Milliére und seine Guillotine in La Roche-Bernard seien. Ich sagte: »Gott führt ihn mir in die Hände; er soll sterben.««

Roland hatte mit einem gewissen Respekt die abergläubische Erzählung des bretagnischen Anführers angehört. Er begriff diesen Glauben und diese Poesie bei einem Manne, der gewöhnt war, im Angesicht des wilden Meeres und inmitten der Dolmen von Karnac zu leben. Er begriff, daß Milliére wirklich verurteilt war, und der Gott, der dreimal sein Urteil gebilligt hatte, allein ihn retten konnte.

Nur eine Frage blieb ihm noch übrig.

»Wie werden Sie ihn treffen?« fragte er.

»O«, sagte Georges, »das beunruhigt mich nicht, ich werde ihn treffen.«

Einer der Männer, welcher den Tisch mit dem Nachtessen

hereingebracht, trat in diesem Augenblicke ein.

»Brise-Bleu«, sagte Cadoudal zu ihm, »benachrichtige Coeux-de-Roi, daß ich ihm etwas zu sagen habe.«

Zwei Minuten später stand der Bretoner vor seinem General.

»Coeux-de-Roi«, fragte ihn Cadoudal, »hast Du mir nicht gesagt, daß der Meuchelmörder Thomas Milliére in La Roche-Bernard sei?«

»Ich sah ihn dort neben dem republikanischen Obersten einziehen, der sogar durch diese Nähe geschmeichelt zu sein schien.«

»Hast Du nicht hinzugefügt, daß er die Guillotine mit sich führe?«

»Ich sagte Ihnen, daß die Guillotine ihm zwischen zwei Kanonen folgte, und ich glaube, wenn die Kanonen sich von ihr hätten los machen können, sie sie ruhig ihres Weges hätten ziehen lassen.«

»Welche Vorsichtsmaßregeln trifft Mittlere in den Städten, die er bewohnt?«

»Er hat eine besondere Wache um sich, läßt die Straßen, die zu seinem Hause führen, barrikadieren, und hat immer ein Paar Pistolen in seiner Nähe?«

»Trotz dieser Wache, trotz dieser Barrikade, trotz dieser Pistolen willst Du es wagen, bis zu ihm zu dringen?«

»Ja, General.«

»Ich habe diesen Menschen wegen seiner Verbrechen verurteilt, er muß sterben.«

»Ah!« rief Coeux-de-Roi, »der Tag der Gerechtigkeit ist also erschienen?«

»Willst Du mein Urteil vollziehen, Coeux-de-Roi?«

»Ja, General!«

»So geh', Coeux-de-Roi, nimm so viele Leute mit Dir, als Du willst; aber dringe bis zu ihm und töte ihn!«

»Wenn ich sterbe, General?«

»Sei ruhig, der Pfarrer von Guehenno soll so viel Messen für Dich lesen, daß Deine Seele nicht im Fegefeuer bleibt; aber Du wirst nicht sterben, Coeux-de-Roi.«

»Gut, gut, General, sobald man weiß, daß Messen gelesen werden, verlangt man nichts weiteres; ich habe meinen Plan.«

»Wann gehst Du?«

»Diese Nacht.«

»Wann wird er tot sein?«

»Morgen.«

»Geh', und dreihundert Mann sollen bereit sein, mir in einer halben Stunde zu folgen.«

Coeux-de-Roi ging ebenso einfach, als er gekommen war.

»Sie sehen«, sagte Cadoudal, »das sind die Menschen, die ich kommandiere; wird Ihrem ersten Konsul ebenso gut gehorcht, als mir, Herr von Montrevel?«

»Von Einzelnen, ja.«

»Mir jedoch gehorchen nicht Einzelne so, sondern Alle.«

Benedicite trat ein und richtete einen fragenden Blick auf Georges.

»Ja«, antwortete Georges zu gleicher Zeit mit der Stimme, wie mit dem Kopf.

Benedicite ging.

»Sie haben Niemanden gesehen, als Sie hierher kamen?« sagte Georges.

»Niemanden.«

»Ich habe dreihundert Mann in einer halben Stunde verlangt, und in einer halben Stunde werden sie da sein; hätte ich fünfhundert verlangt, tausend, zweitausend, sie wären ebenso bald bereit gewesen.«

»Aber«, sagte Roland, »Sie haben, wenigstens was die Zahl betrifft, gewisse Grenzen, die Sie nicht überschreiten dürfen.«

»Sie wollen den Bestand meiner Streitkräfte wissen, das ist ganz einfach, ich werde es Ihnen nicht selbst sagen, Sie würden es mir nicht glauben, aber warten Sie, ich werde es Ihnen sagen lassen.«

Er öffnete die Türe und rief:

»Branche-d'or.«

Zwei Sekunden später erschien Branche-d'or.

»Das ist mein Generalmajor«, sagte Cadoudal lächelnd, »er

versieht bei mir die Funktionen, welche General Berthier beim ersten Konsul versieht. Branche-d'or?«

»Mein General!«

»Wie viel Mann stehen von La Roche-Bernard bis hierher, das heißt auf dem Wege, den dieser Herr machte, um zu mir zu gelangen.«

»Sechshundert in den Steppen von Arzal, sechshundert in den Haiden von Marzan, dreihundert in Peaule, dreihundert in Billier.«

»Im Ganzen achtzehnhundert; wie viel zwischen Noyal und Muzillac?«

»Vierhundert.«

»Zweitausend zweihundert; wie viel von hier bis Vannes?«

»Fünfzig in Thei, dreihundert in La Trinité, sechshundert zwischen La Trinité und Muzillac.«

»Dreitausend zweihundert; wie viele von Ambon bis Leguerno?«

»Zweihundert.«

»Viertausend vierhundert; und in dem Flecken rings um mich her in den Häusern, den Gärten, den Kellern?«

»Fünf- bis sechshundert, General.«

»Danke, Benedicite.«

Er machte ein Zeichen mit dem Kopfe und Benedicite ging.

»Sie sehen«, sagte Cadoudal einfach; »ungefähr fünftausend. Nun gut, mit diesen fünftausend Landeskindern, die jeden Baum, jeden Stein, jedes Gebüsch kennen, kann ich ruhig gegen die hunderttausend Mann ins Feld ziehen, die der erste Konsul gegen mich zu schicken droht.«

Roland lächelte.

»Ja, das ist stark, nicht wahr?«

»Ich glaube, daß Sie sich etwas zu sehr herausstreichen, General, oder vielmehr, daß Sie Ihre Leute zu sehr herausstreichen.«

»Nein, denn ich habe die ganze Bevölkerung zu meinen Hilfstruppen; keiner von Ihren Generalen kann einen Schritt tun, ohne daß ich ihn erfahre, er kann keinen Zufluchtsort auffinden, wohin ich ihn nicht zu verfolgen vermag: der Boden sogar ist

royalistisch und christlich: er würde in Ermanglung der Bewohner mir sagen: ›Die Blauen sind hier vorübergekommen, die Würger sind dort verborgen:‹ Sie sollen übrigens selbst urteilen.«

»Wie das?«

»Wir werden eine Expedition nach einem Orte sechs Meilen von hier unternehmen. Wie viel Uhr ist es?«

Die beiden jungen Leute zogen ihre Uhren zu gleicher Zeit heraus.

»Eine Viertelstunde vor Mitternacht«, sagten sie.

»Gut«, machte Georges, »unsere Uhren gehen gleich: das ist ein gutes Zeichen: vielleicht werden unsere Herzen einst auch gleich wie unsere Uhren schlagen.«

»Sie sagten, General? . . . «

»Ich sagte, es sei ein Viertel vor Mitternacht, Oberst, sechs Uhr, vor Tag, müssen wir sieben Meilen von hier sein: haben Sie der Ruhe nötig?«

»Ich?«

»Ja, Sie können eine Stunde Schlafen.«

»Ich danke.«

»Dann werden wir ausbrechen, sobald Sie wollen.«

»Und Ihre Leute?«

»O, meine Leute sind bereit.«

»Wo?«

»Überall.«

»Ich möchte sie sehen.«

»Das soll geschehen.«

»Wann?«

»Wann es Ihnen angenehm sein wird; o meine Leute sind sehr diskrete Leute und zeigen sich nur, wenn ich ihnen ein Zeichen gebe, daß sie sich zeigen sollen.«

»So, daß, wenn ich sie zu sehen wünsche? . . . «

»Sie es nur sagen werden und sie sich zeigen sollen.«

»Auf denn, General.«

»Auf!«

Die beiden jungen Leute hüllten sich in ihre Mäntel und gingen.

An der Türe stieß Roland auf eine kleine Gruppe von fünf Männern.

Diese fünf Männer trugen die republikanische Uniform; der Eine hatte an seinen Ärmeln Sergeantenborden.

»Was soll das?« fragte Roland.

»Nichts«, antwortete Cadoudal lachend.

»Aber, wer sind diese Menschen?«

»Coeux-de-Roi und seine Leute, welche zur besprochenen Expedition ausbrechen.«

»Sie gelten wohl mittelst dieser Uniform? . . . «

»O, Sie sollen alles wissen, Oberst, ich habe kein Geheimnis für Sie.«

Und sich nach der Gruppe hinwendend, sagte Cadoudal:

»Coeux-de-Roi!«

Der Mann, dessen Ärmel mit zwei Borden geschmückt waren, trat aus der Gruppe auf Cadoudal zu.

»Sie haben mich gerufen, General?« fragte der falsche Sergeant.

»Ja, ich will Deinen Plan wissen.«

»O, General, er ist sehr einfach.«

»Laß hören! Ich werde urteilen.«

»Ich stecke diesen Ladestock in mein Gewehr (Coeux-de-Roi zeigte eine große, rot versiegelte Enveloppe, die wahrscheinlich eine von den Chouans aufgefangene republikanische Depesche enthalten hatte), und gebe mich bei den Schildwachen für eine Ordonnanz des Divisionsgenerals aus! Ich gehe an dem ersten Posten vorüber, ich frage nach dem Hause des Citoyen Commissär, man zeigt es mir, ich danke: man muß immer höflich sein: ich komme nach dem Hause, ich finde dort eine zweite Wache, ich mache ihr dasselbe glauben, wie der ersten, ich steige zum Citoyen Milliére hinaus oder hinunter, je nachdem er unter dem Dach oder im Keller wohnt, ich trete ohne irgend eine Schwierigkeit ein: Sie begreifen: *Ordonnanz des Divisionsgenerals!* Ich finde ihn in seinem Kabinett oder anderswo, ich präsentiere ihm mein Papier und während er es entsiegelt, töte ich ihn mit diesem in meinem Ärmel verborgenen Dolche.«

»Wohl, aber Du und Deine Leute?«

»Nun, meiner Treu, dafür lasse ich Gott sorgen: wir verteidigen seine Sache, es ist an ihm, sich um uns zu kümmern.«

»Gut, Sie sehen, Oberst«, sagte Cadoudal, »das ist nicht schwer, das. Zu Pferde, Oberst. Gut Glück, Coeux-de-Roi.«

»Welches von den beiden Pferden soll ich nehmen?« fragte Roland.

»Nehmen Sie, welches Sie wollen: eines ist so gut, wie das andere, und jedes hat in seinen Halftern ein ausgezeichnetes Paar Pistolen von englischer Fabrikation.«

»Alles geladen?«

»Und gut geladen, Oberst, das ist etwas, was ich Niemanden anvertraue.«

»Dann zu Pferde.«

Die beiden jungen Männer warfen sich in den Sattel und schlugen den Weg ein, der nach Vannes führte: Cadoudal diente Roland als Führer und Branche-d'or, der Generalmajor der Armee, wie ihn Georges genannt hatte, ritt zwanzig Schritte hinter drein.

Als sie ans Ende des Dorfes gelangt waren, ließ Roland seinen Blick über die Straße hinschweifen, die sich beinahe in gerader, nach der Schnur gezogener Linie von Muzillac nach La Trinité erstreckte.

Die vollständig offene Straße war öde und leer. Man machte auf diese Weise ungefähr eine halbe Meile.

Am Ende dieser halben Meile sagte Roland:

»Aber wo zum Teufel sind denn Ihre Leute?«

»Zu unserer Rechten, zu unserer Linken, vor uns, hinter uns.«

»Machen Sie keinen Scherz«, sagte Roland.

»Es ist kein Scherz, Oberst: glauben Sie, daß ich so unklug wäre, mich ohne Vortruppen so weit zu wagen?«

»Ich glaube, Sie sagten mir, daß, wenn ich Ihre Leute sehen wollte, ich es nur zu sagen brauchte.«

»Ich habe Ihnen das allerdings gesagt.«

»Nun gut, ich wünsche sie zu sehen.«

»Im Ganzen oder in Teilen?«

»Wie viele haben Sie gesagt, daß Sie mit sich nehmen würden?«

»Dreihundert.«

»Nun gut, ich wünsche hundertfünfzig zu sehen.«

»Halt.«

Indem er seine Hände an seinen Mund legte, ließ er das Krächzen eines Käuzchens und den Schrei einer Nachteule hören: das Krächzen machte er nach der Rechten, den Schrei nach der Linken.

Beinahe im selben Augenblicke sah man zu beiden Seiten des Weges sich menschliche Gestalten bewegen, welche, über den Graben setzend, der den Weg vom Gehölze schied, sich zu den beiden Seiten der Pferde aufstellten.

»Wer kommandiert zur Rechten?« fragte Cadoudal.

»Ich, Moustache«, antwortete ein Bauer, welcher näher trat.

»Wer kommandiert zur Linken?« wiederholte der General.

»Ich, Chante-en-hiver:« antwortete ein anderer Bauer, welcher näher trat.

»Wie viele Leute hast Du bei Dir, Moustache?«

»Hundert.«

»Wie viele Leute hast Du bei Dir, Chante-en-hiver?«

»Fünfzig.«

»Im Ganzen also hundertfünfzig?« fragte Georges.

»Ja«, antworteten die beiden bretagnischen Anführer.

»Haben Sie, was Sie wünschen, Oberst?« fragte Cadoudal lachend.

»Sie sind ein Zauberer, General.«

»Nein, ich bin ein armer Bauer, wie sie, nur befehlige ich eine Truppe, wo jeder Kopf sich Rechenschaft gibt, was er tut, wo jedes Herz für die beiden großen Prinzipien dieser Welt, die Religion und das Königtum, sich schlägt!«

Dann sich nach seinen Leuten umwendend, fragte Cadoudal:

»Wer befehligt die Vorhut?«

»Fend-l'air«, antworteten die beiden Chouans.

»Und die Nachhut?«

»La Giberne.«

Die zweite Antwort wurde wie die erste von beiden gleichzeitig gegeben.

»So können wir ruhig unsern Weg fortsetzen?«

»Ja General, als wenn Sie in die Messe in unserer Dorfkirche gingen.«

»Dann wollen wir unsern Weg fortsetzen, Oberst«, sagte Cadoudal zu Roland.

Und sich nach seinen Leuten umwendend, rief er ihnen zu:

»Seid lustig, meine Jungen.«

Im selben Augenblick setzten alle über den Graben und verschwanden.

Man hörte einige Sekunden lang das Rascheln in dem Gehölz und das Geräusch der Schritte in dem Gestrüpp.

Dann hörte man nichts mehr.

»Nun«, fragte Cadoudal, »glauben Sie, daß ich mit solchen Menschen etwas von Ihren Blauen zu fürchten haben sollte, diese mögen noch so tapfer sein, als sie wollen?«

Roland stieß einen Seufzer aus: er war ganz Cadoudals Ansicht.

Sie ritten weiter.

Eine Meile ungefähr von La Trinité sah man auf dem Wege einen schwarzen Punkt erscheinen, der rasch größer wurde.

Als er noch sichtbarer geworden, hielt dieser Punkt an und schien zu zögern.

»Was ist das?« fragte Roland.

»Sie sehen wohl«, antwortete Cadoudal, »es ist ein Mensch.«

»Gewiß: aber wer ist dieser Mensch?«

»Sie konnten aus seinem raschen Marsche urteilen, daß er ein Bote sein muß.«

»Warum bleibt er stehen?«

»Weil er uns gewahrt hat, und nicht weiß, ob er vor oder zurückgehen soll.«

»Was will er tun?«

»Er erwartet, um sich zu entscheiden . . . «

»Was?«

»Ein Signal.«

»Und auf dieses Signal wird er antworten?«

»Er wird nicht nur antworten, sondern gehorchen. Wollen Sie, daß er zurückgehen soll? Wollen Sie, daß er auf die Seite gehe?«

»Ich wünsche, daß er vorgehe: das ist das Mittel, um zu erfahren, was er bringt.«

Cadoudal ahmte den Ruf des Kuckucks mit solcher Vollkommenheit nach, daß Roland sich rings umsah.

»Ich bin es«, sagte Cadoudal, »suchen Sie nicht.«

»So wird nun der Bote kommen?«

»Er wird nicht kommen, er kommt.«

In der Tat hatte der-Bote seinen Weg wieder fortgesetzt und ging rasch voran; in einigen Augenblicken war er bei seinem General.

»Ah!« sagte dieser, »Du bist es, Monte-á-l'Assaut!«

Der General beugte sich vor.

Monte-á-l'Assaut sagte ihm einige Worte ins Ohr.

»Ich war schon durch Benedicite davon in Kenntnis gesetzt«, sagte Georges.

Dann sich an Roland wendend, rief er:

»Es wird in einer Viertelstunde im Dorfe La Trinité etwas Wichtiges geschehen, was Sie sehen müssen; im Galopp vorwärts!«

Und das Beispiel gebend, setzte er sein Pferd in Galopp.

Roland folgte ihm.

Als sie nach dem Dorfe kamen, konnten sie aus der Ferne eine Masse gewahren, die beim Schein von harzigen Fackeln sich auf dem Platze umtrieb.

Das Geschrei und die Bewegungen dieser Masse deuteten allerdings auf ein wichtiges Ereignis.

»Die Sporen, die Sporen!« rief Cadoudal.

Das war, was Roland wollte, er gab seinem Tiere die Sporen.

Beim Geräusch des Galopps der Pferde traten die Bauern auseinander: es waren ihrer fünf- bis sechshundert, alle bewaffnet.

Cadoudal und Roland befanden sich plötzlich mitten in dem Kreise und der geräuschvollen Aufregung.

Der Tumult wurde immer größer, namentlich drängte man sich am Eingang der Straße, welche nach dem Dorfe Tridon führte.

Eine Diligence kam von zwölf Chouans begleitet die Straße heraus; zwei befanden sich auf jeder Seite des Postillions, die zehn andern hüteten den Wagenschlag.

In der Mitte des Platzes hielt der Wagen.

Alle Welt war so mit der Diligence, beschäftigt, daß man Cadoudal gar nicht beachtete.

»Holla!« rief Georges, »was gibt es hier?«

Bei dem Tone dieser bekannten Stimme drehten sich Alle um und die Köpfe entblößten sich.

»Der dicke Rundkopf?« murmelten Alle.

»Ja!« sagte Cadoudal.

Ein Mann näherte sich Georges:

»Waren Sie nicht durch Benedicite, wie durch Monte-à-l'Assaut davon in Kenntniss gesetzt?« fragte er.

»Doch: ist das die Diligence, welche von Ploermel nach Vannes fährt, die Ihr da bringt?«

»Ja, mein General: sie wurde zwischen Trefleon und Saint Nolf angehalten.«

»Ist er darin?«

»Man glaubt.«

»Tut nach Eurem Gewissen: wenn es ein Verbrechen gegen Gott ist, so nehmt es auf Euch: ich übernehme nur die Verantwortlichkeit gegenüber von Menschen: ich werde dem, was geschieht, anwohnen, jedoch ohne daran Teil zu nehmen, weder hindernd, noch fördernd.«

»Nun«, fragten hundert Stimmen, »was hat er gesagt, Sabretout?«

»Er hat gesagt, wir könnten nach unserm Gewissen handeln und er wasche sich die Hände.«

»Es lebe der dicke Rundkopf!« riefen alle Umstehenden, indem sie sich auf die Diligence stürzten.

Cadoudal blieb unbeweglich inmitten dieses Sturmes.

Roland saß aufrecht neben ihm im Sattel, unbeweglich wie er, voll Neugierde, denn er wußte durchaus nicht, um wen und um

was es sich handelte.

Derjenige, welcher mit Cadoudal gesprochen, und den seine Kameraden mit dem Namen Sabre-tout genannt hatten, öffnete den Schlag.

Man sah die Reisenden sich zitternd im Innern des Wagens aneinander drängen.

»Wenn Sie sich nichts vorzuwerfen haben, was gegen den König und die Religion ist«, sagte Sabre-tout mit voller und sonorer Stimme, »so steigen sie ohne Furcht aus: wir sind keine Räuber, sondern Christen und Royalisten.«

Ohne Zweifel beruhigte diese Erklärung die Reisenden: denn es zeigte sich ein Mann am Schlage und stieg aus, dann zwei Frauen, dann eine Mutter, welche ihr Kind mit den Armen umschlang, dann ein junges Mädchen und noch ein Mann.

Die Chouans empfingen sie am Fuß des Trittes, nahmen sie aufmerksam in Augenschein, und da sie den nicht erkannten, den sie suchten, sagten sie:

»Passiert.«

Ein einziger Mann blieb im Nagen.

Ein Chouan hielt die Flamme einer Fackel hinein und man sah, daß dieser Mann ein Geistlicher war.

»Diener des Herrn«, sagte Sabre-tout, »warum steigst Du nicht mit den Andern aus? Hast Du nicht gehört, daß ich sagte, wir seien nur Royalisten und Christen?«

Der Geistliche bewegte sich nicht von der Stelle: aber seine Zähne klapperten.

»Warum diesen Schreck«, fuhr Sabre-tout fort: »spricht Dein Kleid nicht für Dich? Der Mann, der eine Soutane trägt, kann nichts gegen das Königtum oder die Religion getan haben.«

Der Geistliche raffte sich auf und murmelte:

»Gnade! Gnade!«

»Weshalb Gnade?« fragte Sabre-tout: »Du fühlst Dich also schuldig, Elender?«

»O! o!« machte Roland: »meine Herren Royalisten und Christen, so sprecht Ihr mit den Männern Gottes?«

»Dieser Mann«, antwortete Cadoudal, »ist nicht der Mann

Gottes, sondern der Mann der Teufels!«

»Wer ist es denn?«

»Das ist ein Atheist und ein Königsmörder zu gleicher Zeit: er hat seinen Gott verleugnet und für den Tod seines Königs gestimmt: es ist das Konventsmitglied Audrein.«

Roland schauerte.

»Was wollen sie ihm tun?« fragte er.

»Er hat den Tod gegeben, er soll den Tod empfangen«, antwortete Cadoudal.

Während dieser Zeit hatten die Royalisten Audrein aus der Diligence gezogen.

»Ah! Du bist es also wirklich, Bischof von Vannes«, sagte Sabre-tout.

»Gnade!« rief der Bischof.

»Wir waren von Deiner Reise unterrichtet, und Du bist es, den wir erwarteten.«

»Gnade!« wiederholte der Bischof zum dritten Male.

»Hast Du Deine Priesterlichen Gewänder bei Dir?«

»Ja, meine Freunde, ich habe sie bei mir.«

»Gut, so kleide Dich als Prälaten, es ist lange her, daß wir keinen solchen mehr gesehen.«

Man brachte für den Prälaten einen Koffer auf der Diligence: man öffnete, zog einen vollständigen bischöflichen Ornat heraus und bot ihn Audrein, daß er sich darein kleide.

Als er den vollständigen bischöflichen Ornat anhatte, reihten sich die Bauern im Kreise um ihn her, jeder mit seiner Flinte in der Hand.

Der Glanz der Fackeln spiegelte sich in den Läufen, welche unheimliche Blitze sprühten.

Zwei Männer nahmen den Bischof und führten ihn in den Kreis, indem sie ihn unter dem Arme stützten.

Er war blaß, wie ein Toter.

Es trat ein Augenblick finsternen Schweigens ein.

Eine Stimme unterbrach diese Pause: es war die von Sabre-tout.

»Wir werden nun zum Spruch über Dich schreiten«, sagte der

Chouan: »Priester Gottes, Du hast die Kirche verraten: Sohn Frankreichs, Du hast Deinen König verurteilt.«

»Leider, leider!« stotterte der Geistliche.

»Ist es wahr?«

»Ich leugne es nicht.«

»Weil es unmöglich zu leugnen ist.

Was hast Du zu Deiner Rechtfertigung zu sagen?«

»Citoyen . . . «

»Wir sind keine Citoyens«, sagte Sabre-tout mit einer Donnerstimme, »wir sind Royalisten.«

»Meine Herren . . . «

»Wir sind keine Herren, wir sind Chouans.«

»Meine Freunde . . . «

»Wir sind nicht Deine Freunde, wir sind Deine Richter: Deine Richter fragen Dich, antworte.«

»Ich bereue, was ich getan, und bitte Gott und die Menschen um Vergebung.«

»Die Menschen können Dir nicht vergeben«, antwortete dieselbe unversöhnliche Stimme, »denn wenn man Dir heute vergäbe, würdest Du morgen auf's Neue beginnen: Du kannst die Haut ändern, nicht das Herz. Du hast nur noch den Tod von den Menschen zu erwarten: was Gott betrifft, so bitte ihn um seine Gnade.«

Der Königsmörder senkte das Haupt, der Renegat beugte die Knie.

Aber plötzlich sich ausrichtend, sagte er:

»Ich habe für den Tod des Königs gestimmt, das ist wahr: aber mit einem Vorbehalt . . . «

»Welchem Vorbehalt?«

»Dem Vorbehalt der Zeit, wann die Hinrichtung stattfinden sollte.«

»Nah oder fern, Du hast einmal für den Tod gestimmt und der König war unschuldig.«

»Das ist wahr, das ist wahr«, sagte der Geistliche, »aber ich hatte Furcht.«

»Dann bist Du nicht nur ein Königsmörder, nicht nur ein

Apostat, sondern auch ein Feigling: wir sind keine Geistlichen, aber wir werden gerechter sein, als Du: Du hast für den Tod eines Unschuldigen gestimmt. Wir stimmen für den Tod eines Schuldigen. Du hast zehn Minuten um Dich vorzubereiten, vor Gott zu erscheinen.«

Der Geistliche stieß einen Schrei aus und sank auf seine Kniee nieder: die Glocken der Kirche ertönten, als wenn sie sich von selbst bewegten, und zwei von diesen Männern, welche die Kirchengesänge zu singen gewöhnt waren, begannen die Gebete der Sterbenden anzustimmen.

Der Bischof brauchte einige Zeit, bis er die Worte fand, mit welchen er darauf antworten mußte.

Er richtete auf seine Richter erschrockene Blicke, die sich bittend vom einen zum andern wandten: aber auf keinem Gesichte hatte er den Trost, den sanften Ausdruck des Mitleids zu gewahren.

Die Fackeln, welche im Winde zitterten, verliehen im Gegenteil allen Gesichtern einen wilden und furchtbaren Ausdruck.

Dann entschloß er sich, seine Stimme mit den Stimmen zu mischen, welche für ihn beteten.

Die Richter ließen sie das Totengebet bis zu Ende beten.

Während dieser Zeit errichteten einige Männer einen Scheiterhaufen.

»O!« rief der Geistliche, der diese Vorbereitungen mit wachsendem Schrecken sah, »solltet ihr die Grausamkeit haben, mir einen solchen Tod zu bereiten?«

»Nein«, antwortete der unerbittliche Ankläger, »das Feuer ist der Tod der Märtyrer und Du bist eines solchen Todes nicht wert. Auf, Apostat, die Stunde ist gekommen.«

»O mein Gott, mein Gott«, rief der Geistliche, indem er die Arme zum Himmel erhob.

»Steh auf!« sagte der Chouan.

Der Bischof suchte zu gehorchen, aber die Kräfte mangelten ihm und er sank auf seine Kniee.

»Lassen Sie denn diesen Meuchelmord unter ihren Augen geschehen?« sagte Roland zu Cadoudal.

»Ich habe gesagt, daß ich meine Hände wasche«, antwortete

dieser.

»Das ist das Wort des Pilatus und die Hände des Pilatus sind rot von dem Blute Jesu Christi geblieben.«

»Weil Jesus Christus ein Gerechter war, aber dieser Mensch ist nicht Jesus Christus, sondern Barrabas.«

»Senke Dein Kreuz, senke dein Kreuz!« rief Sabre-tout.

Der Prälat sah ihn mit erschrockener Miene an, ohne jedoch zu gehorchen: offenbar sah er bereits nicht mehr und hörte nicht mehr.

»O!« rief Roland, indem er eine Bewegung machte, um vom Pferde zu steigen: »man soll nicht sagen, daß man einen Mann vor mir gemordet hat, dem ich nicht Hilfe gebracht.«

Ein drohendes Gemurmel erhob sich rings um Roland: die Worte, welche er soeben gesprochen, waren gehört worden.

Das war gerade, was nötig war, um den ungestümen jungen Mann zu reizen.

»Ah! so steht es?« sagte er.

Und er legte die rechte Hand an eines seiner Pistolenholster.

Aber mit einer Bewegung, rasch wie der Gedanke, ergriff Cadoudal seine Hand, und während er vergeblich versuchte, sie von der Umfassung des Eisens loszumachen, sagte Cadoudal:

»Feuer!«

Zwanzig Gewehre wurden zu gleicher Zeit abgefeuert und wie eine träge Masse sank der Bischof getroffen nieder.

»Ha!« rief Roland, »was haben Sie getan?«

»Ich zwang Sie, Ihren Schwur zu halten«, antwortete Cadoudal.

»Sie hatten versprochen, Alles zu sehen und Alles zu hören, ohne sich irgend etwas zu widersetzen.«

»So soll jeder Feind Gottes und des Königs umkommen«, sagte Sabre-tout mit feierlicher Stimme.

»Amen«, antworteten alle Umstehenden wie mit *einer* Stimme und mit unheimlicher Einmütigkeit.

Dann entkleideten sie die Leiche des Priesterlichen Ornates, den sie in die Flamme des Scheiterhaufens warfen, ließen die andern Reisenden wieder in den Wagen steigen, setzten den Postillion auf sein Pferd und sagten, indem sie auseinander

traten, um die Diligence durch zu lassen:

»Geh' mit Gott!«

Der Wagen entfernte sich rasch.

»Vorwärts, vorwärts«, sagte Cadoudal, »wir haben noch vier Meilen zu machen und haben hier eine Stunde verloren.«

Dann sich an die Henker wendend, fuhr er fort:

»Dieser Mensch war schuldig, dieser Mensch wurde bestraft, der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit ist Genüge geschehen.

Man spreche die Totengebete über seiner Leiche und gebe ihm ein christlich Begräbnis Ihr hört?«

Und sicher, daß man ihm gehorche, setzte Cadoudal sein Pferd in Galopp.

Roland schien einen Augenblick zu zögern, ob er ihm folgen sollte, dann, als ob er einer Pflicht gehorchte, sagte er:

»Wir wollen Alles sehen.«

Und seinem Pferde in der gleichen Richtung die Sporen gebend, welche Cadoudal eingeschlagen, hatte er ihn mit wenigen Sätzen eingeholt.

Beide verschwanden bald in der Dunkelheit, welche immer größer wurde, je weiter man sich von dem Platze entfernte, wo die Fackeln den toten Prälaten beleuchteten und das Feuer seine Gewänder verzehrte.

V.

Die Diplomatie Georges Cadoudals.

Das Gefühl, mit welchem Roland Georges Cadoudal folgte, glich dem eines halbwachen Mannes, der sich unter der Herrschaft eines Traumes fühlt, und sich nach und nach den Grenzen nähert, die für ihn die Nacht vom Tage scheiden: er sucht sich Rechenschaft zu geben, ob er auf dem Boden der Phantasie oder der Wirklichkeit geht, und je mehr er in die Finsternis seines Gehirnes dringt, desto mehr vertieft er sich in den Zweifel.

Es existierte ein Mann, für welchen Roland eine beinahe göttliche Verehrung besaß: gewöhnt, in der glorreichen Atmosphäre zu leben, die diesen Mann umgab, gewöhnt, die Andern seinem Befehle gehorchen zu sehen und ihnen selbst mit einer beinahe orientalischen Dienstfertigkeit und Selbstverleugnung zu gehorchen, schien es ihm befremdend, an den beiden äußersten Enden Frankreichs zwei Mächte zu sehen, welche jener Macht feindlich waren, und gegen sie zu kämpfen bereit standen. Man denke sich einen jener Juden von Judas Maccabäus, einen Verehrer Jehovas, den er seit frühester Kindheit den König der Könige, den starken Gott, den Gott der Rache, den Gott der Heerschaaren, den Ewigen hatte nennen hören, und der nun plötzlich auf den geheimnisvollen Osiris der Ägypter oder den blitzeschleudernden Jupiter der Griechen stieß.

Seine Abenteuer in Avignon und Bourg mit Morgan und seinen Genossen Jehu, seine Abenteuer im Flecken Muzillac und dem Dorfe La Trinité mit Cadoudal und seinen Chouans erschienen ihm wie eine seltsame Einweihung in eine unbekannte Religion: aber wie jene mutigen Neubekehrten, welche den Tod wagten, um das Geheimnis der Einweihung kennen zu lernen, war er entschlossen, das Äußerste zu wagen.

Überdies besaß er eine gewisse Bewunderung für jene Ausnahmecharaktere: nicht ohne Staunen maß er die Größe jener empörten Titanen, die gegen seinen Gott kämpften: er fühlte wohl, daß es keine gewöhnlichen Menschen seien, die, welche Sir John in der Karthause von Seillon erdolcht und den Bischof von Vannes

im Dorfe La Trinité erschossen.

Aber was sollte er jetzt sehen? das mußte er bald erfahren: man war seit fünf und einer halben Stunde unterwegs und der Tag brach an. Jenseits des Dorfes Tridon hatten sie querfeldein einen Weg eingeschlagen, und waren, indem sie Bannes zur Linken liegen ließen, nach Trefleon gekommen: in Trefleon hatte Cadoudal, dem sein Generalmajor Branche d'or gefolgt war, Monte-à-l'Assaut und Chante-en-hiver getroffen, ihnen seine Befehle gegeben, und seinen Weg fortgesetzt, indem er sich zur Linken hielt, worauf er endlich den Saum des kleinen Waldes erreichte, der sich von Grandchamp nach Larré ausdehnt.

Dort machte Cadoudal Halt, ahmte dreimal hintereinander den Schrei der Nachteule nach und sah sich nach einem Augenblick von dreihundert Mann umgeben.

Ein graulicher heller Streif war auf der Seite von Trefleon und Saint-Nolff zu bemerken: es waren nicht die ersten Sonnenstrahlen, sondern das erste Leuchten des Tages.

Ein dichter Dunst stieg aus der Erde aus, welcher hinderte, daß man fünfzig Schritte vor sich sah.

Ehe man sich weiter wagte, schien Cadoudal Nachrichten zu erwarten.

Plötzlich hörte man ungefähr in einer Entfernung von fünfhundert Schritten das Krähen des Hahns.

Cadoudal lauschte, seine Leute sahen sich lachend an.

Das Krähen ließ sich zum zweiten Male, aber diesmal näher hören.

»Er ist es«, sagte Cadoudal, »antwortet.«

Das Geheul eines Hundes ließ sich drei Schritte von Roland hören: es war so täuschend ähnlich nachgeahmt, daß der junge Mann das Tier mit seinen Blicken suchte, das dieses Totengeheul aufstieß.

Beinahe im selben Augenblicke sah man sich inmitten des Nebels einen Mann bewegen, der rasch näher kam und dessen Gestalt immer deutlicher sich abhob.

Er sah zwei Männer zu Pferde und näherte sich ihnen.

Cadoudal machte einige Schritte vorwärts, indem er dem, welcher herankam, mit dem Finger ein Zeichen gab, daß er leise

sprechen solle.

Dieser blieb deshalb erst ganz dicht bei dem General stehen.

»Nun, Fleur-d'épine«, fragte Georges, »haben wir sie?«

»Wie die Maus in der Mausefalle: und nicht einer wird nach Vannes zurückkehren, wenn Sie wollen.«

»Das ist meine Absicht. Wie viel sind ihrer?«

»Hundert Mann, von dem General in Person befehligt.«

»Wie viel Wagen?«

»Siebenzehn.«

»Wann werden sie sich auf den Marsch machen?«

»Sie müssen drei Viertelstunden von hier sein.«

»Welchen Weg haben Sie eingeschlagen?«

»Den von Grandchamp nach Vannes.«

»So daß, wenn ich mich von Mencon nach Plescop ausdehne —«

»Sie ihnen den Weg versperren.«

»Das ist's, was wir brauchen.«

Cadoudal rief seine vier Lieutenants Chante-en-hiver, Monte-à-l'Assaut, Fend-l'air und La Giberne zu sich.

Als sie bei ihm waren, gab er jedem seine Ordres.

Jeder ließ seinerseits den Schrei des Käuzchens hören und verschwand mit fünfzig Mann.

Der Nebel war noch immer so dicht, daß die fünfzig Mann, welche je eine Truppe bildeten, wie Schatten verschwanden, als sie hundert Schritte entfernt waren.

Cadoudal blieb mit hundert Mann Branche d'Or und Fleur d'épine zurück.

Er kam zu Roland geritten.

»Nun, General«, fragte ihn dieser, »geht alles nach Ihrem Wunsche?«

»O ja, so ziemlich, Oberst«, antwortete der Chouan, »und in einer halben Stunde werden Sie selbst urteilen.«

»Es wird schwer sein, bei diesem Nebel etwas zu beurteilen.«

Hadoudal warf einen Blick um sich her.

»In einer halben Stunde«, sagte er, »wird er sich verzogen

haben. Wollen Sie diese halbe Stunde benützen, ein Stück zu essen und einen Schluck zu trinken?«

»Wahrhaftig«, sagte der junge Mann, »ich gestehe, daß mich der Ritt etwas angestrengt hat.«

»Und ich«, sagte Georges, »habe die Gewohnheit, ehe ich mich schlage, so gut als möglich zu frühstücken.«

»Sie werden sich also schlagen?«

»Ich glaube es.«

»Gegen wen?«

»Nun, gegen die Republikaner, und da wir es mit dem General Harty in Person zu tun haben, so zweifle ich, daß er sich widerstandslos ergeben werde.«

»Und wissen die Republikaner, daß sie sich mit Ihnen schlagen werden?«

»Sie denken nicht daran.«

»So ist es also ein Überfall?«

»Keineswegs; vorausgesetzt, daß der Nebel in die Höhe geht; sie werden uns dann so gut sehen, als wir sie sehen.«

Dann wandte sich Cadoudal nach dem um, der das Departement der Lebensmittel zu versehen hatte und fragte:

»Brise-Bleu hast Du uns etwas zum Frühstück zu geben?«

Brise-Bleu machte ein bejahendes Zeichen, trat in den Wald und zog einen Esel daraus hervor, welcher mit zwei Körben beladen war.

Einen Augenblick später war ein Mantel aus einem Erdhügel ausgebreitet und auf dem Mantel ein gebratenes Huhn, ein Stück kaltes Pöckelfleisch, Brod und Buchwaizenkuchen ausgestellt.

Diesmal hatte Brise-Bleu einen gewissen Luxus entwickelt: er hatte sich eine Flasche Wein und ein Glas verschafft.

Cadoudal zeigte Roland die gedeckte Tafel und das improvisierte Mahl.

Roland sprang von seinem Pferde und gab einem Chouan seinen Zügel.

Cadoudal tat desgleichen.

»Jetzt«, sagte dieser, indem er sich an seine Leute wandte, »habt Ihr eine halbe Stunde, um dasselbe zu tun, wie wir: die,

welche nicht in einer halben Stunde gefrühstückt haben, mögen wissen, daß sie sich mit leerem Magen schlagen werden.«

Die Aufforderung schien einem Befehl so ähnlich, daß sie mit größter Eile und Pünktlichkeit befolgt wurde.

Jeder zog ein Stück Brod oder einen Weizenkuchen aus seinem Sack und ahmte das Beispiel seines Generals nach, der bereits das Huhn für sich und Roland verschnitten hatte.

Da nur ein Glas vorhanden war, so tranken beide aus demselben.

Während sie neben einander tranken, wie zwei Freunde, die einen Halt auf der Jagt machen, brach der Tag an und wie Cadoudal es vorausgesagt, wurde der Nebel immer lichter.

Bald begann man die nächsten Bäume zu unterscheiden, dann erkannte man den, Saum des Waldes, welcher sich zur Rechten von Menyon nach Grandchamp hinzieht, während zur Linken die Ebene von Plescop, von einem Bache abgeschnitten, sich bis Bannes hinabsenkte.

Man fühlte dieses natürliche Absenken des Bodens, je mehr man sich dem Ozean näherte.

Auf dem Wege von Grandchamp nach Plescop unterschied man bald eine Reihe von Wagen, deren Ende sich in dem Walde verlor.

Diese Reihe von Wagen war unbeweglich: man konnte leicht sehen, daß ein unvorhergesehenes Hindernis die Wagen im Gange unterbrach.

Man konnte auch wirklich eine Viertelstunde vor dem ersten Wagen die zweihundert Mann von Monte-à-l'Assaut, Chante-en-hiver und La Giberne unterscheiden, welche den Weg versperrten.

Die Republikaner, welche geringer an Zahl waren, — wir sagten, daß sie nur hundert zählten — hatten Halt gemacht und erwarteten das gänzliche Verziehen des Nebels, um der Zahl ihrer Feinde und der Leute, mit denen sie es zu tun hatten, gewiß zu sein. Menschen und Wagen bildeten ein Dreieck, von welchem Cadoudal mit seinen hundert Mann eine der Spitzen ausmachten.

Bei dem Anblick dieser kleinen von dreifachen Streitkräften umzingelten Zahl, beim Anblick dieser Uniform, deren Farbe den

Republikanern den Namen die Blauen gegeben, stand Roland rasch auf.

Cadoudal blieb nachlässig ausgestreckt liegen und vollendete sein Mahl.

Von den hundert Mann, die den General umgaben, schien nicht einer mit dem Schauspieler beschäftigt zu sein, das sie vor Augen hatten, man hätte vielmehr glauben können, sie erwarten erst den Befehl Cadoudals, um ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten.

Roland brauchte nur einen Blick auf die Republikaner zu werfen, um zu sehen, daß sie verloren sein mußten.

Cadoudal folgte auf dem Gesichte des jungen Mannes den verschiedenen Gefühlen, die sich darin spiegelten.

»Nun«, fragte ihn der Chouan nach einer Pause, »finden Sie meine Anordnungen gut getroffen, Oberst?«

»Sie könnten sogar sagen Ihre Vorsichtsmaßregeln, General«, antwortete Roland mit einem spöttischen Lächeln.

»Hat der erste Konsul nicht die Gewohnheit, die Vorteile zu benützen, auf die er stößt?« fragte Cadoudal.

Roland biß sich auf die Lippen und statt auf die Frage des royalistischen Anführers zu antworten, sagte er:

»General, ich habe Sie um eine Gunst zu bitten, die Sie mir, hoffe ich, nicht versagen werden.«

»Welche?«

»Die Erlaubnis, mich mit meinen Genossen töten zu lassen.«

Cadoudal stand auf.

»Ich erwartete diese Bitte«, sagte er.

»So gewähren Sie sie mir also«, sagte Roland, dessen Augen vor Freude strahlten.

»Ja, aber vorher muß ich Sie wegen eines Dienstes in Anspruch nehmen«, sagte der royalistische Anführer mit der größten Würde.

»Sprechen Sie, mein Herr.«

»Daß Sie mein Parlamentär bei dem General Harty sein wollen.«

»Zu welchem Zwecke.«

»Ich habe ihm mehrere Vorschläge zu machen, ehe der Kampf

beginnt.«

»Ich setze voraus, daß unter diesen Vorschlägen, mit denen Sie mich beehren wollen, nicht der sei, die Waffen niederzulegen?«

»Sie können sich im Gegenteile denken, Oberst, daß dieser an der Spitze steht.«

»Der General Harty wird ihn zurückweisen.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Und dann?«

»Dann werde ich ihm die Wahl zwischen zwei andern lassen, die er, wie ich glaube, unbeschadet seiner Ehre annehmen kann.«

»Welche?«

»Ich werde sie Ihnen zu rechter Zeit sagen: beginnen Sie mit dem ersten.«

»Formulieren Sie ihn.«

»Hören Sie denn. Der General Harty und seine hundert Leute sind von dreifachen Streitkräften umzingelt: ich sichere ihnen das Leben, aber sie legen ihre Waffen nieder und schwören, innerhalb der nächsten fünf Jahre nicht wieder in der Vendée zu dienen.«

Roland schüttelte den Kopf.

»Das wäre doch besser, als die Menschen zu vernichten?«

»Wohl, aber er wird sie lieber mit sich zu Grunde gehen lassen.«

»Glauben Sie nicht jedenfalls«, sagte Cadoudal lachend, »daß es gut wäre, ihn vor Allem darum zu befragen?«

»Allerdings«, sagte Roland.

»Nun, Oberst, haben Sie die Güte, zu Pferde zu steigen, sich dem General zu erkennen zu geben und ihm meine Vorschläge zu überbringen.«

»Es sei«, sagte Roland.

»Das Pferd des Obersten«, sagte Cadoudal, indem er dem Chouan, der es hielt, ein Zeichen gab.

Man brachte Rolands Pferd herbei.

Der junge Mann schwang sich hinauf und man sah ihn rasch den Raum durchmessen, welcher ihn von dem Konvoi trennte, der angehalten hatte.

Auf den Seiten des Konvoi hatte sich eine Gruppe gebildet: sie

bestand offenbar aus dem General Harty und seinen Offizieren.

Roland ritt auf diese Gruppe zu, welche ungefähr drei Flintenschüsse von den Chouans entfernt war.

Das Erstaunen auf Seiten des General Harty war groß, als er einen Offizier in der Uniform eines republikanischen Obersten auf sich zureiten sah.

Er trat auf der Gruppe hervor und ging dem Abgesandten drei Schritte entgegen.

Roland gab sich zu erkennen, erzählte, wie es komme, daß er sich bei den Weißen befinde, und teilte dem General Harty den Vorschlag Cadoudals mit.

Wie es der junge Mann vorhergesehen, wies der General den Vorschlag zurück.

Roland kam, das Herz voll Freude und Stolz, wieder zu Cadoudal.

»Er weist den Vorschlag zurück«, rief er aus so großer Ferne, als man ihn nur hören konnte.

Cadoudal machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches sagen wollte, er sei keineswegs erstaunt über diese abschlägige Antwort.

»Nun gut, so bringen Sie ihm meinen zweiten Vorschlag«, sagte er: »ich will mir nichts vorzuwerfen haben, da ich einem Ehrenrichter wie Sie verantwortlich bin.«

Roland verbeugte sich.

»Wie lautet der zweite Vorschlag?« sagte er.

»Hören Sie: der General Harty kommt mir auf dem freien Platz zwischen unseren beiderseitigen Truppen entgegen: er wird dieselben Waffen führen, wie ich: nämlich seinen Säbel und zwei Pistolen, und die Sache soll unter uns beiden abgemacht werden: wenn ich ihn töte, so sind seine Soldaten unter der bereits angegebenen Bedingung unsere Gefangenen: tötet er mich, so sollen seine Leute frei ausgehen und Vannes, ohne von uns weiter beunruhigt zu werden, erreichen können.

Das, hoffe ich, wird ein Vorschlag sein, den Sie annehmen, Oberst!«

»Ich nehme ihn auch für mich an«, sagte Roland.

»Ja«, machte Cadoudal, »aber Sie sind nicht der General

Harty: begnügen Sie sich, vor der Hand sein Parlamentär zu sein, und wenn dieser Vorschlag, den ich mir an seiner Stelle nicht entgehen ließe, ihm noch nicht angenehm ist, nun, ich bin eine gute Haut! so werden Sie zurückkommen und ich werde ihm einen neuen Vorschlag machen.«

Roland entfernte sich zum zweiten mal: er wurde von Seiten der Republikaner mit, sichtbarer Ungeduld erwartet.

Er überbrachte dem General Harty seine Botschaft.

»Citoyen«, antwortete der General, »ich bin dem ersten Konsul von meinem Thun und Lassen Rechenschaft schuldig und ich beauftrage Sie, ihm von meinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben, wenn Sie nach Paris kommen. Was würden Sie an meiner Stelle tun? Was Sie tun würden, werde ich tun.«

Roland zitterte: sein Gesicht nahm den ernstesten Ausdruck des Mannes an, der über eine Ehrensache mit sich zu Rate geht.

Nach Verfluß von einigen Minuten sagte er:

»General, ich würde das Anerbieten zurückweisen.«

»Ihre Gründe, Citoyen?« fragte der General.

»Weil die Chancen eines Zweikampfs rein zufällig sind, weil Sie das Schicksal von hundert Tapfern nicht diesen Chouans überlassen dürfen: weil in einer Sache, wie diese, wo Jeder für sich steht, Jeder seine Haut, so gut er kann, verteidigen soll.«

»Das ist Ihre Ansicht, Oberst?«

»Bei meiner Ehre!«

»Es ist auch die meinige: bringen Sie dem royalistischen General meine Antwort.«

Roland kam im Galopp wieder zu Cadoudal zurück und überbrachte ihm die Antwort des Generals Harty.

Cadoudal lächelte.

»Ich wußte es zum Voraus«, sagte er.

»Sie konnten es nicht zum Voraus wissen, denn ich habe ihm diesen Rat gegeben.«

»Sie waren doch noch so eben ganz entgegengesetzter Ansicht?«

»Ja, aber Sie erinnerten mich, daß ich nicht der General Harty sei.«

Cadoudal lächelte.

»Nun lassen Sie Ihren dritten Vorschlag hören?« fragte Roland mit Ungeduld: denn er begann gewahr zu werden, oder vielmehr, er war von Anfang an gewahr, daß der royalistische General die großmütige Rolle in der Sache spielte.

»Mein dritter Vorschlag«, sagte Cadoudal, »ist nicht ein Vorschlag, sondern ein Befehl, der Befehl, welchen ich zweihundert von meinen Leuten gebe, sich zurückzuziehen. Der General Harty hat hundert Mann, ich behalte hundert Mann zurück: meine bretagnischen Vorahnen waren gewohnt, zu Fuß, Brust an Brust, Mann gegen Mann zu kämpfen und häufiger einer gegen drei, als drei gegen einen: wenn der General Harty Sieger bleibt, wird er über unsere Leichen hinschreiten und nach Vannes zurückkehren: wenn er besiegt ist, wird er nicht sagen, daß es durch die Überzahl geschah: gehen Sie, Herr von Montrevel, und bleiben Sie bei Ihren Freunden: Sie wiegen allein zehn auf.«

Roland lüftete seinen Hut.

»Was tun Sie, mein Herr?« fragte Cadoudal.

»Ich habe die Gewohnheit, Allem, was mir groß erscheint, zu huldigen, mein Herr, und ich grüße Sie.«

»Dann, Oberst«, sagte Cadoudal, »ein letztes Glas Wein: jeder von uns trinkt auf das, was er liebt, was er bedauert, auf Erden zurücklassen zu müssen, was er hofft, im Himmel wiederzusehen.«

Dann nahm er die Flasche und das einzige Glas, leerte es zur Hälfte und bot es Roland.

»Wir haben nur ein Glas, Herr von Montrevel, trinken Sie zuerst.«

»Warum zuerst?«

»Weil Sie erstens mein Gast sind, und dann, weil es ein Sprichwort gibt, welches sagt, daß der, welcher nach einem Andern trinkt, seine Gedanken weiß.«

Dann fügte er lachend hinzu:

»Ich möchte Ihre Gedanken wissen, Herr von Montrevel.«

Roland leerte das Glas und gab das leere Glas Cadoudal zurück.

Cadoudal goß das Glas, wie er für Roland getan, halb voll und

leerte es wieder.

»Nun«, fragte Roland, »wissen Sie meine Gedanken, General?«

»Nein«, sagte dieser, »das Sprichwort ist falsch.«

»Gut«, sagte Roland mit seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit, »mein Gedanke ist, daß Sie ein tapferer Mann sind, General, und daß ich mich geehrt fühlen werde, wenn Sie mir im Augenblick, wo Einer gegen den Andern kämpft, die Hand reichen wollen.«

Die beiden jungen Männer reichten und drückten sich die Hand weit mehr wie zwei Freunde, die für lange Zeit von einander scheiden, als wie zwei Feinde, die sich auf dem Schlachtfelde wieder finden wollen.

Es lag etwas einfach Großes und doch Majestätisches in dem, was hier vorging.

Jeder von ihnen lüftete seinen Hut.

»Viel Glück«, sagte Roland zu Cadoudal, »erlauben Sie mir jedoch, daran zu zweifeln, daß mein Wunsch sich realisiert: ich muß Ihnen freilich gestehen, daß dieser Wunsch mir von den Lippen, aber nicht von dem Herzen kommt.«

»Gott schütze Sie, mein Herr«, sagte Cadoudal zu Roland, »und ich hoffe, daß mein Wunsch sich erfüllen wird, denn es ist der volle Ausdruck meines Gedankens.«

»Worin wird das Signal bestehen, das mir Ihre Bereitschaft ankündigt?« fragte Roland.

»Ein in die Lust abgeschossenes Gewehr, auf welches Sie mit einem ähnlichen Schuß antworten.«

»Gut, General«, antwortete Roland.

Und sein Pferd in Galopp setzend, durchritt er zum dritten Male den Raum zwischen dem royalistischen General und dem republikanischen General.

Dann seine Hand nach Roland ausstreckend, sagte Cadoudal:

»Meine Freunde, seht Ihr diesen jungen Mann?«

Alle Blicke richteten sich auf Roland, alle Köpfe antworteten mit einem bejahenden Zeichen, aller Mund murmelte das Wort: »Ja.«

»Nun denn, er ist uns von unsern Brüdern im Süden empfohlen, sein Leben soll Euch heilig sein: man kann ihn festnehmen, aber

lebendig und ohne daß ein Haar von seinem Haupte fällt.«

»Ganz wohl, General«, antworteten die Chouans.

»Und nun, meine Freunde, erinnert Euch, daß Ihr die Söhne jener dreißig Bretagner seid, die sich mit dreißig Engländern zwischen Ploermel und Josselin, zehn Meilen von hier, schlugen und Sieger blieben.«

Dann fügte er mit einem Seufzer und halber Stimme hinzu:

»Unglücklicherweise haben wir es diesmal nicht mit Engländern zu tun.«

VI.

Die Diplomatie Georges Cadoudals.

Der Nebel hatte sich plötzlich verzogen und, wie es beinahe immer in solchen Fällen geschieht, färbten einige Strahlen einer Wintersonne die Ebene von Plescop mit einer gelblichen Tinte.

Man konnte jetzt alle Bewegungen erkennen, welche in den beiden Truppcorps vor sich gingen.

Zu gleicher Zeit, während Roland zu den Republikanern ritt, sprengte Branche-d'or im Galopp zu den zweihundert Mann hin, welche ihnen den Weg abschnitten.

Kaum hatte Branche-d'or mit den vier Lieutenants von Cadoudal gesprochen, als man hundert Mann sich absondern und rechtsumkehrt machen sah, während hundert weitere Mann linksumkehrt machten.

Die beiden Truppenabteilungen entfernten sich jede nach ihrer Richtung.

Die Eine marschierte nach Plumeret, die Andere nach Saint-Ave und räumten dadurch den Weg.

Jede machte eine Viertelmeile von dem Wege Halt, setzte das Gewehr bei Fuß und blieb unbeweglich stehen.

Branche-d'or kam zu Cadoudal zurück:

»Haben Sie mir noch besondere Befehle zu geben, General?« sagte er.

»Einen einzigen«, antwortete Cadoudal, »nimm acht Mann mit Dir und folge mir: wenn Du den jungen Mann, mit dem ich gefrühstückt, vom Pferde stürzen siehst, wirst Du Dich auf ihn werfen, ehe er Zeit hat, sich wieder aufzuraffen und ihn mit Deinen acht Mann zum Gefangenen machen.«

»Ganz wohl, General.«

»Du weißt, daß ich ihn mit heiler Haut wieder sehen will.«

»Soll geschehen, General.«

»Wähle Deine acht Mann: ist Herr von Montrevel Gefangener und hat er sein Wort gegeben, so könnt Ihr tun, was Euch beliebt.«

»Wenn er aber sein Wort nicht geben will?«

»So umgebt Ihr ihn auf eine Weise, daß er nicht entfliehen kann und bewacht ihn, bis der Kampf beendigt ist.«

»Gut!« sagte Branche-d'or, indem er einen Seufzer aufstieß, »nur wird es etwas traurig sein, mit gekreuzten Armen da zu stehen, während die Andern sich aufheitern.«

»Bah, wer weiß!« sagte Cadoudal, »es wird wahrscheinlich für Alle etwas zu tun geben.«

Dann warf er einen Blick über die Ebene und sagte, als er sah, daß seine Leute sich zurückgezogen und die Republikaner sich in Schlachtordnung ausgestellt hatten:

»Ein Gewehr!« Man brachte ihm ein Gewehr.

Cadoudal hob es in die Höhe und schoß es in die Luft ab.

Beinahe im selben Augenblick antwortete ein ähnlicher Schuß aus der Mitte der Republikaner wie ein Echo auf den Schuß Cadoudals.

Man hörte zwei Tambours, welche zum Angriff schlugen: eine Trompete begleitete sie.

Cadoudal richtete sich in den Bügeln auf.

»Kinder!« fragte er, »hat Jeder sein Morgengebet verrichtet?«

»Ja, ja!« antworteten beinahe alle Stimmen.

»Wenn Einer unter Euch es vergessen oder nicht die Zeit dazu gehabt, so tue er es jetzt.«

Fünf bis sechs Bauern warfen sich augenblicklich auf die Kniee und beteten.

Man hörte die Tambours und die Trompeter sich nähern.

»General! General!« sagten mehrere Stimmen mit Ungeduld, »Sie sehen, daß sie sich nähern.«

Der General deutete mit einer Handbewegung auf die knieenden Chouans.

»Das ist richtig!« sagten die Ungeduldigen.

Die Betenden standen nach und nach wieder aus, je nachdem ihr Gebet kurz oder lang gewesen.

Als der Letzte sich erhob, hatten die Republikaner beinahe den dritten, Teil des Weges gemacht.

Sie marschierten mit gefälltem Bajonette in drei Linien, jede drei

Mann hoch.

Roland ritt an der Spitze der ersten Linie.

Der General Harty zwischen der ersten und zweiten.

Sie waren beide leicht zu erkennen, da sie die einzigen, die zu Pferde waren.

Unter den Chouans war Cadoudal der einzige Reiter.

Branche-d'or war abgestiegen, als er den Befehl über die acht Mann übernommen, welche Georges folgen sollten.

»General«, sagte eine Stimme, »das Gebet ist verrichtet und Alle stehen bereit.«

Cadoudal vergewisserte sich von der Wahrheit dieser Worte.

Dann rief er mit starker Stimme: »Auf, seid lustig meine Jungen.«

Diese Erlaubnis, welche für die Chouans und die Vendéer so viel wie ein Trommel- oder Trompetenzeichen zum Angriff bedeutete, war kaum gegeben, als die Chouans sich mit dem Rufe: »Es lebe der König!« in die Ebene ausbreiteten, indem sie mit der einen Hand ihren Hut, mit der andern ihr Gewehr schwangen.

Nur, statt in geschlossener Linie zu bleiben, wie die Republikaner, zerstreuten sie sich wie Plänkler, indem sie dadurch die Form eines ungeheuren Halbmondes bildeten, dessen Mittelpunkt Georges und sein Pferd waren.

In einem Augenblicke waren die Republikaner angelangt und das Gewehrfeuer begann.

Beinahe alle Leute Cadoudals waren Wilderer, das heißt ausgezeichnete Schützen, mit englischen Karabinern bewaffnet, die doppelt so weit als die gewöhnlichen Gewehre trugen.

Obgleich die, welche zuerst geschossen, außerhalb der Schußweite gestanden zu haben schienen, drangen noch einige Todesgeschosse in die Reihen der Republikaner und drei bis vier Mann fielen.

»Vorwärts!« rief der General.

Die Soldaten marschierten mit gefälltem Bajonette dem Feinde entgegen.

Aber nach einigen Sekunden hatten sie nichts mehr vor sich.

Die hundert Mann Cadoudals waren Plänkler geworden und als Truppe verschwunden.

Der General befahl rechtsum und linksum.

Dann hörte man das Kommando:

»Feuer!«

Zwei Salven erschollen mit jener Regelmäßigkeit und dem Ensemble einer gut exerzierten Truppe; aber sie waren beinahe ohne Erfolg, da die Republikaner auf Vereinzelte schossen.

Dagegen schossen die Chouans auf eine Masse; jeder Schuß traf.

Roland sah und begriff das Nachteilige der Lage.

Er schaute um sich und sah mitten im Rauche Cadoudal aufrecht und unbeweglich, wie eine Reiterstatue auf seinem Pferde sitzen.

Er begriff, daß der royalistische Anführer ihn erwartete.

Er stieß einen Schrei auf und sprengte gerade auf ihn zu.

Cadoudal setzte sein Pferd in Galopp, um ihm einen Teil des Weges zu ersparen.

Aber hundert Schritte von Roland hielt er an.

»Achtung!« sagte er zu Branche-d'or und seinen Leuten.

»Seien Sie ruhig, General, wir sind zur Hand«, sagte Branche-d'or.

Cadoudal zog ein Pistol aus seinen Halftern und lud es.

Roland hatte den Säbel gezogen und ritt, auf den Hals des Pferdes herabgebeugt, auf den Feind los.

Als er nur noch zwanzig Schritte von ihm entfernt war, hob Cadoudal langsam die Hand in der Richtung Rolands.

auf zehn Schritte gab er Feuer.

Das Pferd, welches Roland ritt, hatte einen weißen Stern in der Mitte der Stirne.

Die Kugel traf in die Mitte des Sternes.

Das Pferd stürzte tödlich getroffen mit seinem Reiter vor Cadoudals Füßen zusammen.

Cadoudal drückte seine Sporen in die Weichen seines Tieres und setzte über Pferd und Reiter.

Branche-d'or und seine Leute hielten sich in der Nähe.

Sie stürzten wie ein Rudel Jaguars auf Roland, der unter seinem Tiere lag.

Der junge Mann ließ seinen Säbel los und wollte seine Pistolen ergreifen: aber ehe er die Hand an die Halfter gebracht, hatten sich zwei Mann jedes seiner Arme bemächtigt, während die andern ihm das Tier zwischen den Beinen hervorzogen.

Dies alles war so gleichzeitig geschehen, daß man wohl sah, es war ein zuvor verabredetes Manöver.

Roland errötete vor Wut.

Branche-d'or näherte sich ihm und nahm den Hut ab.

»Ich ergebe mich nicht«, rief Roland.

»Es ist unnötig, daß Sie sich ergeben, Herr von Montrevel«, antwortete Branche-d'or mit der größten Höflichkeit.

»Und warum das?« fragte Roland, seine Kräfte in einem ebenso verzweifelten als unnützen Kampfe erschöpfend.

»Weil Sie gefangen sind, mein Herr.«

Die Sache war so vollkommen wahr, daß sich nichts darauf antworten ließ.

»Nun gut, so tötet mich«, rief Roland.

»Wir wollen Sie nicht töten, mein Herr«, antwortete Branche-d'or.

»Was wollt Ihr denn?«

»Daß Sie uns Ihr Wort geben, keinen Teil mehr am Kampfe zu nehmen: um diesen Preis lassen wir Sie los und Sie sind frei.«

»Nie!« sagte Roland.

»Entschuldigen Sie, Herr von Montrevel«, sagte Branche-d'or, »aber was Sie da tun, ist nicht loyal.«

»Wie!« rief Roland außer sich vor Wut, »nicht loyal: Du verhöhnst mich, Elender, weil Du weißt, daß ich mich nicht wehren, noch Dich züchtigen kann.«

»Ich bin kein Elender und ich verhöhne Sie nicht, Herr von Montrevel: ich sage nur, Sie berauben, indem Sie uns Ihr Wort nicht geben, den General der Unterstützung von neun Mann, die ihm nützlich sein könnten und die gezwungen werden, hier zu bleiben, um Sie zu bewachen: das ist nicht die Art, wie der dicke Rundkopf gegenüber von Ihnen gehandelt: er hatte zweihundert

Mann mehr als Sie, und er schickte sie weg: nun sind wir nur noch einundneunzig gegen Hundert.«

Eine Flamme fuhr über Rolands Gesicht hin, dann wurde er plötzlich wieder blaß wie der Tod.

»Du hast Recht, Branche-d'or«, antwortete er ihm, »Unterstützung oder nicht, ich ergebe mich: Du magst mit Deinen Genossen in den Kampf gehen.«

Die Chouans stießen einen Freudenschrei aus und stürzten sich auf die Republikaner, indem sie ihre Hüte und ihre Flinten schwangen und »Es lebe der König!« riefen.

Roland, welcher nun von ihren fesselnden Händen frei, aber materiell durch den Sturz, moralisch durch sein Wort entwaffnet war, setzte sich auf den kleinen Vorsprung, der noch immer mit dem Mantel bedeckt war, welcher als Tischtuch für das Frühstück gedient.

Von hier überschaute er den Kampf und verlor keine Einzelheit.

Cadoudal saß aufrecht in seinem Sattel inmitten des Feuers und des Rauches gleich dem Kriegsdämon, unverwundbar und blutgierig wie dieser.

Da und dort sah man die Leichen eines Dutzend Chouans zerstreut auf der Erde liegen.

Aber die Republikaner, welche noch immer in geschlossenen Reihen kämpften, hatten offenbar schon mehr als das Doppelte verloren.

Verwundete schleppten sich am Boden hin, stießen zusammen, richteten sich wie getretene Schlangen auf und kämpften, die Republikaner mit ihren Bajonetten, die Chouans mit ihren Messern.

Diejenigen verwundeten Chouans, welche zu entfernt waren, um sich Mann gegen Mann mit andern Verwundeten zu schlagen, luden ihre Flinten wieder, erhoben sich auf ein Knie, gaben Feuer und fielen wieder zu Boden.

Der Kampf war auf beiden Seiten ein erbitterter, heißer und blutiger Kampf: man fühlte, daß der Bürgerkrieg, das heißt der Mitleid- und erbarmungslose Krieg seine Fackel über dem Schlachtfelde schwang.

Cadoudal ritt mit seinem Pferde um die ganze lebendige

Schreckschance, gab auf zwanzig Schritte bald mit seinen Pistolen, bald mit einer doppelläufigen Flinte Feuer, die er jedes mal, wenn er sie abgeschossen, wegwarf und geladen im Vorüberreiten wieder ausnahm.

Jeder seiner Schüsse kostete einem Feinde das Leben.

Als er zum dritten Male dieses Manoeuvre erneuerte empfing ihn ein Pelotonfeuer: der General Harty beehrte seine Person ganz allein damit.

Er verschwand in der Flamme und dem Rauche und Roland sah ihn und sein Pferd umsinken, als wenn beide tödlich getroffen wären.

Zehn bis zwölf Republikaner stürzten aus den Reihen hervor und eben so viele Chouans.

Es war ein furchtbares Zusammentreffen.

Mann an Mann, in welchem die Chouans mit ihren Messern das Übergewicht haben mußten.

Plötzlich stand Cadoudal wieder, ein Pistol in jeder Hand; es war der Tod für zwei Mann.

Zwei Mann fielen.

Dann stürzte er mit Dreißig von den Seinen durch die offene Bresche, welche die zehn bis zwölf Mann gemacht.

Er hatte ein Gewehr aufgerafft und bediente sich desselben wie einer Keule; mit jedem Hieb schlug er einen Mann nieder.

Er durchbrach das Bataillon und erschien auf der andern Seite wieder.

Wie ein Bacher, der auf einen über den Haufen geworfenen Jäger losstürzt und ihm die Eingeweide ausreißt, drang er dann in die offene Wunde und riß sie noch weiter aus.

Von da an war alles zu Ende.

Der General Harty sammelte zwanzig Mann um sich und rückte mit gefälltem Bajonette, zu Fuß, denn sein Pferd war unter ihm erschossen worden, auf den Kreis los, der ihn umzingelte.

Zehn Mann fielen, ehe sie diesen Kreis durchbrochen hatten.

Der General befand sich nun außerhalb des Kreises.

Die Chouans wollten ihn verfolgen.

Aber Cadoudal rief ihnen mit einer Donnerstimme zu:

»Man durfte ihn nicht durchbrechen lassen, aber nachdem er mal durchgebrochen, mag er sich frei zurückziehen.«

Die Chouans gehorchten mit der Pietät, die sie für die Worte ihres Anführers besaßen.

»Und nun«, rief Cadoudal, »laßt das Feuer aufhören: keine Toten, keine Gefangenen mehr.«

Die Chouans scharten sich zusammen, indem sie den Haufen Toter und die wenigen Lebenden, die mehr oder minder verwundet sich unter den Leichen umher schleppten, umringten.

Sich ergeben hieß in diesem Kriege so viel als sich schlagen, denn man erschöß auf beiden Seiten die Gefangenen; auf der einen, weil man die Chouans und Vendéer als Räuber betrachtete, auf der andern, weil man nicht wußte, was mit ihnen beginnen.

Die Republikaner warfen ihre Gewehre weit von sich, um sie nicht zu übergeben.

Als man sich ihnen näherte, hatten alle die Patronentasche offen.

Sie hatten ihre Patronen bis auf die letzte verbrannt.

Cadoudal rief:

»Der Titan ist auf einen Titan gestoßen, Enkelados focht mit Briareus.«

Der royalistische Anführer gab Branche-d'or, der sich gerade den Arm von einem Kameraden mit einem Tuch umwickeln ließ, einen Befehl.

Sein Arm war von einer Kugel durchbohrt worden.

Rasch verbunden, nahm Branche-d'or vier Mann mit sich und eilte nach dem Orte, wo die Wagen standen.

Cadoudal ging zu Roland.

Während des ganzen heftigen Kampfes hatte der junge Mann, die Augen auf das Gewirre geheftet, die Haare vom Schweiß gefeuchtet, und tief Atemholen, zugewartet.

Als er sah, daß der Kampf eine schlimme Wendung für die Seinen annahm, hatte er sein Haupt in seine Hände sinken lassen und saß mit zur Erde gebeugter Stirne da.

Cadoudal kam bis in seine Nähe, ohne daß Roland seine Schritte zu hören schien: er berührte seine Schulter: der junge

Mann hob langsam den Kopf, ohne zwei Tränen zu verbergen, die über seine Wangen rollten.

»General!« sagte Roland, »verfügen Sie über mich, ich bin Ihr Gefangener.«

»Man macht einen Gesandten des ersten Konsuls nicht zum Gefangenen«, antwortete Cadoudal lachend, »aber man bittet ihn um einen Dienst.«

»Befehlen Sie, General.«

»Ich habe kein Feldlazarett, für die Verwundeten, kein Gefängnis für die Gefangenen: übernehmen Sie es, die gefangenen oder verwundeten republikanischen Soldaten nach Vannes zu bringen.«

»Wie, General!« rief Roland.

»Ihnen übergebe ich sie, oder vielmehr Ihnen vertraue ich sie an: ich bedauere, daß Ihr Pferd tot ist, ich bedauere, daß das meine erschossen wurde: aber es bleibt Ihnen das von Branche-d'or, nehmen Sie dies an.«

Der junge Mann machte eine Bewegung.

Wenigstens bis Sie sich werden ein anderes verschaffen können«, machte Cadoudal mit einer Verbeugung.

Roland sah ein, daß er wenigstens durch die Einfachheit sich auf die Höhe desjenigen stellen müsse, mit dem er es zu tun hatte.

»Werde ich Sie wiedersehen, General?« fragte er, indem er aufstand.

»Ich zweifle, mein Herr, meine Operationen rufen mich nach Port-Louis, Ihre Pflicht ruft Sie nach dem Luxembourg.«

»Was soll ich dem ersten Konsul sagen, General?«

»Was Sie gesehen haben, mein Herr; er wird entscheiden zwischen der Diplomatie des Abbé Bermer und der Georges Cadoudals.«

»Nach dem, was ich gesehen habe, mein Herr, zweifle ich, daß Sie jemals meiner bedürfen werden«, sagte Roland; »jedenfalls erinnern Sie sich, wenn sie es nötig haben sollten, daß Sie einen Freund bei dem ersten Konsul besitzen.«

Und er gab Cadoudal zum zweiten Male die Hand.

Der royalistische Anführer ergriff sie ebenso offen und zutrauensvoll, wie das letzte Mal.

»Leben Sie wohl, Herr von Montrevel«, sagte er zu ihm; »ich brauche Ihnen nichts zu sagen, nicht wahr, um den General Harty zu rechtfertigen? Eine solche Niederlage ist ebenso ehrenvoll, als ein Sieg.«

Inzwischen hatte man dem republikanischen Oberst das Pferd von Branche-d'or gebracht.

Er schwang sich in den Sattel.

»Apropos«, sagte Cadoudal zu ihm, »suchen Sie doch im Vorbeigehen in La Roche-Bernard zu erfahren, was aus dem Citoyen Thomas Milliére geworden.«

»Er ist tot«, antwortete eine Stimme.

Coeux-de-Roi und seine vier Mann, mit Schweiß und Kot bedeckt, waren eben angekommen, jedoch zu spät, um noch am Kampfe Teil nehmen zu können.

Roland warf einen letzten Blick auf das Schlachtfeld, stieß einen Seufzer aus und sprengte, mit einem letzten Abschiedswort an Cadoudal, im Galopp querfeldein, um auf dem Wege von Vannes den Wagen der Verwundeten und Gefangenen zu erwarten, welchen er zu General Harty bringen sollte.

Cadoudal hatte jedem Mann einen Sechslivresthaler geben lassen.

Roland konnte nicht anders denken, als daß der royalistische Anführer mit dem Gelde des Direktoriums, das Morgan und seine Genossen nach dem Westen geschickt, diese Freigebigkeit übe.

VII.

Der Heiratsantrag.

Der erste Besuch, als Roland nach Paris kam, galt dem ersten Konsul, er brachte ihm die doppelte Nachricht von der Pacification der Vendée, und der Insurrektion der Bretagne, welche heftiger sei, denn je.

Bonaparte kannte Roland; die dreifache Erzählung von dem Meuchelmorde Thomas Millières, der Hinrichtung Andrews und dem Kampfe von Grandchamp machten deshalb einen tiefen Eindruck auf ihn; es lag überdies in der Erzählung des jungen Mannes eine Art von düsterer Verzweiflung, über die man sich nicht täuschen konnte.

Roland war verzweifelt darüber, daß auch diese Hoffnung, getötet zu werden, fehlgeschlagen.

Es war ihm, als ob eine unbekannte Macht über ihm wachte, da er sicher und ungefährdet auf Gefahren hervorgehe, wo Andere das Leben lassen mußten; wo Sir John zwölf Richter und ein Todesurteil gefunden, hatte er nichts als ein Phantom gesehen, das freilich unverletzbar, aber auch ungefährlich war.

Er machte sich den bitteren Vorwurf, einen Einzelkampf mit Georges Cadoudal gesucht zu haben, welchen dieser vorausgesehen, statt sich in das allgemeine Gewirre zu werfen, wo er Hoffnung gehabt, zu töten oder getötet zu werden.

Der erste Konsul betrachtete ihn mit Ungeduld, während er sprach; er sah noch immer die Sehnsucht nach dem Tode in ihm vorwalten, die er durch die Berührung mit dem heimatlichen Boden, durch die Umarmungen der Familie heilen zu können gehofft.

Er klagte sich an, um den General Harty rein zu waschen und zu rühmen; aber gerecht und unparteiisch wie ein Soldat, hob er auch den Mut und die Großmut Cadoudals hervor, wie es der royalistische Anführer verdiente.

Bonaparte hörte ihn ernst, beinahe traurig an; so erpicht er war auf den auswärtigen Krieg, der ihm die glorreichsten Siege

versprach, so sehr wider strebte ihm dieser Krieg im Innern, in dem das Land sein eigenes Blut vergießt, sein eigenes Herz zerreißt.

In solchem Falle schien ihm die Unterhandlung an die Stelle des Krieges treten zu müssen.

Aber wie mit einem Manne wie Cadoudal unterhandeln?

Bonaparte wußte, welche bezaubernde Kraft in ihm wohnte, wenn er sich die Mühe nehmen wollte: er faßte daher den Entschluß, Cadoudal zu sehen, und ohne Roland etwas davon zu sagen, zählte er auf ihn, wenn die Stunde dazu gekommen wäre.

Indessen wollte er wissen, ob Brune, auf dessen militärische Talente er großes Vertrauen setzte, glücklicher wäre, als seine Vorgänger.

Er verabschiedete Roland, nachdem er ihm die Ankunft seiner Mutter angekündigt und ihm mitgeteilt, daß sie in dem kleinen Hause der Rue de la Victoire wohne.

Roland sprang in einen Wagen und ließ sich nach dem Hotel fahren.

Dort fand er Frau von Montrevel glücklich und stolz, wie es nur eine Frau und eine Mutter sein kann.

Edouard war seit dem vorhergehenden Tage im französischen Prytaneum.

Frau von Montrevel rstete sich, Paris zu verlassen, um zu Amelie zurückzukehren, deren Gesundheit ihr fortwährend Besorgnisse einflößte.

Sir John war nicht nur außer Gefahr, sondern auch beinahe geheilt: er befand sich in Paris, um Frau von Montrevel einen Besuch abzustatten, hatte sie ausgegangen gesunden, um Edouard nach dem Prytaneum zu bringen, und eine Karte zurückgelassen.

auf dieser Karte befand sich seine Adresse.

Sir John wohnte Rue de Richelieu, Hotel Mirabeau.

Es war elf Uhr Morgens, die Stunde, zu welcher Sir John frühstückte; Roland hatte also alle Hoffnung, ihn zu Hause zu treffen.

Er stieg wieder in den Wagen und befahl dem Kutscher, ihn nach dem Hotel Mirabeau zu bringen.

Er fand auch wirklich Sir John vor einem englisch servierten Tisch, einer zu jener Zeit seltenen Sache; er trank große Tassen Tee und aß blutige Cotelettes.

Sir John stieß einen Freudenschrei aus, als er Roland sah, stand auf und eilte ihm entgegen.

Roland hatte zu dieser exzeptionellen Natur, in der die guten Eigenschaften des Herzens sich unter den nationalen Wunderlichkeiten zu verbergen suchten, eine tiefe Zuneigung gefaßt.

Sir John war blaß und abgemagert, befand sich im Übrigen jedoch ganz wohl.

Die Wunde war vollkommen vernarbt und abgesehen von einem Druck, der mit jedem Tage abnahm, und der bald ganz verschwinden sollte, hatte er Hoffnung, ehestens wieder im vollen Besitze seiner Gesundheit zu sein.

Er überhäufte Roland mit Zärtlichkeiten, die man bei dieser verschlossenen Natur hätte gar nicht erwarten sollen, und behauptete, daß die Freude, die ihm dies Wiedersehen bereitete, ihm wieder jene volle Gesundheit schenke, die ihm gefehlt.

Jetzt erst bot er Roland an, sein Frühstück zu teilen, indem er sich anheischig machte, auf französische Weise servieren zu lassen.

Roland nahm an; aber wie alle Soldaten, welche jene rauen Kriege der Revolution mitgemacht, wo so oft das Brod gefehlt, war Roland ein geringer Feinschmecker, und hatte sich daran gewöhnt, von allen Küchen zu essen, in der Voraufsicht auf die Tage, wo er von gar keiner Küche zu essen haben würde.

Die Aufmerksamkeit, welche Sir John hatte, ihm französisch servieren zu lassen, war deshalb beinahe eine verlorene.

Aber was nicht unbeachtet blieb, was Roland bemerkte, war die Zerstretheit Sir Johns, der von ganz andern Dingen den Kopf voll zu haben schien.

Offenbar hatte sein Freund ein Geheimnis auf den Lippen, das nicht darüber hinwegkommen konnte.

Roland dachte, man müsse ihm helfen.

Als deshalb das Frühstück beinahe zu Ende war, sagte Roland mit jener Offenheit, die bei ihm beinahe bis zur Barschheit ging,

indem er seine Ellbogen auf den Tisch stemmte und das Gesicht in seinen Händen hielt: »Nun, mein lieber Lord, Sie haben Ihrem Freunde Roland etwas zu sagen, was Ihnen nicht über die Lippen will?«

Sir John zitterte und vertauschte seine Blässe mit Purpurrot.

»Verteufelt«, fuhr Roland fort, »das muß sehr schwierig sein: Sie haben mich also um etwas zu bitten, Sir John, und ich wüßte wenig, was ich Ihnen abschlagen dürfte. Sprechen Sie doch, ich höre.«

Und Roland schloß die Augen, als wollte er seine Aufmerksamkeit auf das concentriren, was Sir John zu sagen im Begriffe war.

Aber es mußte von Lord Tannlays Standpunkt sehr schwer auszusprechen sein: denn nach Verfluß von zehn Sekunden öffnete Roland, als er bemerkte, daß Sir John stumm blieb, die Augen wieder.

Sir John war blaß geworden: nur noch blasser, als er gewesen, ehe er rot geworden.

Roland bot ihm die Hand.

»Nun«, sagte er, »ich sehe, Sie wollen sich über die Art beklagen, wie Sie im Schlosse Noires-Fontaines behandelt wurden.«

»Allerdings, mein Freund: sofern von meinem Aufenthalt in diesem Schlosse das Glück oder Unglück meines Lebens datieren wird.«

Roland sah Sir John fest an.

»Ah! wahrhaftig«, sagte er, »sollte ich so glücklich sein . . . «

Und er hielt inne, da er begriff, daß er, vom gewöhnlichen Gesichtspunkte der Gesellschaft, einen Convenienzfehler zu begehen im Begriffe war.

»O, vollenden Sie, mein lieber Roland«, sagte Sir John.

»Sie wollen es?«

»Ich bitte darum.«

»Und wenn ich mich täusche, wenn ich albernes Zeug spreche?«

»Mein Freund, mein Freund, vollenden Sie.«

»Nun gut, ich sagte, Mylord, sollte ich so glücklich sein, daß Ihre Herrlichkeit meiner Schwester die Ehre erweisen, in sie verliebt zu sein?«

Sir John stieß einen Freudenschrei aus und mit einer so raschen Bewegung, wie man diesen phlegmatischen Menschen ihrer gar nicht für fähig gehalten, stürzte er in die Arme Rolands.

»Ihre Schwester ist ein Engel, mein lieber Roland«, rief er, »und ich liebe sie von ganzer Seele!«

»Sie, sind vollkommen frei, Mylord?«

»Vollkommen; seit zwölf Jahren, wie ich Ihnen sagte, bin ich im Besitze meines Vermögens und dieses Vermögen besteht in fünfundzwanzigtausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte.«

»Das ist viel zu viel, mein Lieber, für meine Familie, die Ihnen nur fünfzigtausend Franken zu bieten hat.«

»O«, machte der Engländer, mit jenem nationalen Accente, den er bisweilen in großen Aufregungen traf, »wenn man sich des Vermögens entschlagen muß, wird man es tun.«

»Nein«, sagte Roland lachend, »das ist um nötig; Sie sind reich, das ist ein Unglück; aber was da machen? Nein, davon ist nicht die Frage. Sie lieben meine Schwester?«

»Ich bete sie an.«

»Aber sie«, versetzte Roland, »liebt Sie meine Schwester?«

»Sie begreifen wohl«, versetzte Sir John, »daß ich sie nicht gefragt; ich mußte mich, mein lieber Roland, vor allen Dingen an Sie wenden, und wenn die Sache Ihnen genehm war, Sie bitten, meine Sache bei ihrer Mutter zu vertreten: hatte ich Ihre beiderseitige Zustimmung, dann wollte ich mich erklären, oder vielmehr, mein lieber Roland, sollten Sie mich erklären, denn ich würde es niemals wagen.«

»Also ich empfangen Ihr erstes Geständnis,?«

»Sie sind mein bester Freund, das ist nicht mehr als billig.«

»Nun gut, mein Lieber, was mich betrifft, so begreifen Sie wohl, daß Ihr Prozess gewonnen ist.«

»Bleiben noch Ihre Mutter und Ihre Schwester.«

»Das ist eine Person, meine Mutter wird Amelie ganz ihren freien Willen lassen und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß, wenn diese Wahl auf Sie fällt, sie vollkommen glücklich darüber

sein wird: aber es bleibt noch Jemand, den Sie vergessen.«

»Wer ist das?« fragte Sir John wie Jemand, der das für und wider schon lange hin und her bei sich erwogen, und glaubt, alle Fälle vollständig geprüft zu haben, dem man aber plötzlich ein neues Hindernis zeigt, auf das er nicht gefaßt war.

»Der erste Konsul«, machte Roland.

»God . . . « ließ sich der Engländer entschlüpfen, verschluckte jedoch die zweite Hälfte dieses nationalen Fluchs.

»Er hat mir gerade vor meiner Abreise nach der Vendée«, fuhr Roland fort, »von der Verbindung meiner Schwester gesprochen, indem er sagte, das gehe uns nicht weiter an, weder meine Mutter, noch mich, er werde die Sache übernehmen.«

»Dann«, sagte Sir John, »bin ich verloren.«

»Warum das?«

»Der erste Konsul liebt die Engländer nicht.«

»Sagen Sie, die Engländer lieben den ersten Konsul nicht.«

»Aber wer wird dem ersten Konsul von meinem Verlangen sprechen?«

»Ich.«

»Und Sie werden ihm von diesem Verlangen als von einer Sache sprechen, die Ihnen angenehm ist?«

»Ich werde aus Ihnen eine Friedenstaube zwischen den beiden Nationen machen.«

»O Dank!« rief Sir John, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff.

Dann setzte er mit schmerzlichem Bedauern hinzu:

»Und Sie verlassen mich?«

Lieber Freund, ich habe nur wenige Stunden Urlaub: ich widmete eine Stunde meiner Mutter, zwei Ihnen, eine gehört Ihrem Freunde Edouard.. Ich will ihn umarmen, und seinen Lehrern empfehlen, daß sie ihn sich ganz nach Belieben mit seinen Kameraden herumtollen lassen: dann kehre ich nach dem Luxembourg zurück.«

»Gut, bringen Sie ihm meine Grüße und sagen Sie ihm, daß ich ein Paar Pistolen habe für ihn kommen lassen, damit er nicht mehr, wenn er von Banditen angefallen wird, sich der des

Conducteurs bedienen müsse.«

Roland sah Sir John an.

»Was heißt das?« fragte er.

»Wie! Sie wissen nicht?«

»Nein: was weiß ich nicht?«

»Etwas, worüber unsere arme Amelie beinahe vor Schrecken gestorben wäre.«

»Was?«

»Den Überfall der Diligence.«

»Welcher Diligence?«

»Der, in welcher sich Ihre Mutter befand.«

»Der Diligence, in welcher sich meine Mutter befand?«

»Die Diligence, in der sich meine Mutter befand, wurde angegriffen?«

»Sie haben Frau von Montrevel gesehen und sie hat Ihnen nichts gesagt?«

»Nicht ein Wort darüber.«

»Nun gut, mein lieber Edouard war ein Held: während Niemand sich wehrte, hat er sich gewehrt.

Er nahm die Pistolen des Conducteurs und gab Feuer.«

»Braver Knabe!« rief Roland.

»Ja, aber zum Unglücke, oder zum Glücke, hatte der Conducteur die Vorsicht gehabt, die Kugeln herauszunehmen: und der arme Edouard wurde von den Genossen Jehus als der Tapfere der Tapfern geküßt und geliebkost, hat jedoch Niemanden getötet oder verwundet.«

»Und Sie wissen das gewiß, was Sie mir da sagen?«

»Ich wiederhole Ihnen, daß Ihre Schwester glaubte vor Schrecken sterben zu müssen.«

»Das ist gut«, sagte Roland.

»Wie, das ist gut?« machte Sir John.

»Ja, ein Grund mehr, daß ich Edouard besuche.«

»Was haben Sie noch?«

»Einen Plan.«

»Sie werden mir ihn mitteilen?«

»Wahrhaftig, nein: meine Pläne schlagen nicht sonderlich gut für Sie aus.«

»Indessen begreifen Sie, lieber Roland, wenn es eine Revanche zu nehmen gälte?«

»Nun, so werde ich sie für uns beide nehmen: Sie sind verliebt, mein lieber Lord, leben Sie in Ihrer Liebe.«

»Sie versprechen mir also Ihre Unterstützung?«

»Das ist abgemacht: ich habe das größte Verlangen, Sie meinen Bruder zu nennen.«

»Sind Sie müde, mich Ihren Freund zu heißen?«

»Wahrlich, ja: es ist zu wenig.«

»Ich danke.«

Und beide schüttelten sich die Hände und schieden.

Eine Viertelstunde später war Roland im französischen Prytaneum, welches sich da befand, wo jetzt das Lyceum Ludwigs des Großen liegt, das heißt oben an der Rue Saint Jacques, hinter der Sorbonne.

Beim ersten Wort, das ihm der Direktor des Instituts gesagt, sah Roland, daß sein jüngerer Bruder ganz besonders empfohlen worden.

Man ließ den Knaben kommen.

Edouard warf sich mit jener anbetenden Verehrung, die er für seinen größeren Bruder besaß, in die Arme desselben.

Roland brachte nach den ersten Umarmungen das Gespräch auf den Überfall der Diligence.

Wenn Frau von Montrevel nichts gesagt, wenn Lord Tannlay nur dürftige Details mitgeteilt, so war das mit Edouard ganz anders.

Dieser Überfall der Diligence war seine Iliade.

Er erzählte Roland die Sache in ihren geringsten Einzelheiten, die Gefälligkeit Jeromes gegen die Banditen, die geladenen Pistolen, aus denen die Kugeln gezogen waren, die Ohnmacht seiner Mutter, die Unterstützung, welche ihr von denen selbst zu Teil wurde, welche Schuld daran waren, die Bekanntschaft der Angreifenden mit seinem Taufnamen, endlich die Maske, welche einen Augenblick von dem Gesichte desjenigen gefallen, der Frau von Montrevel beigesprungen, wodurch Frau von Montrevel das

Gesicht dieses Mannes hatte sehen müssen.

Roland verweilte länger bei diesem letzten Punkte.

Dann kam in der Erzählung des Kindes die Audienz beim ersten Konsul an die Reihe, wie dieser ihn umarmt, geliebkost, gehätschelt und ihn endlich dem Direktor des französischen Prytaneums empfohlen.

Roland erfuhr von dem Knaben Alles, was er wissen wollte, und da die Rue Saint Jacques nur fünf Minuten vom Luxembourg entfernt war, so befand er sich fünf Minuten später im Luxembourg.

VIII.

Bildhauerei und Malerei.

Es war ein Viertel auf zwei, als Roland wieder im Luxembourg eintraf. Der Erste Konsul arbeitete mit Bourrienne.

Bonaparte pflegte zwischen sieben und acht Uhr aufzustehen. Dann rief er sogleich einen seiner Sekretäre, vorzugsweise Bourrienne, und arbeitete mit ihm bis zehn Uhr. Dann wurde gemeldet, daß das Frühstück bereit sei. Josephine, Hortensia und Eugen warteten, bis er erschien. Dann nahm die Familie nebst Bourrienne und den diensttuenden Adjutanten am Tische Platz. Nach dem Frühstück wurde mit den Tischgenossen und Gästen geplaudert. Diesem Gespräch, an welchem gemeiniglich seine beiden Brüder Lurian und Joseph, Regnault de St. Jean d'Angely, Boulay de la Meurthe, Mange, Berthollet, Laplace, Arnault teilnahmen, war eine Stunde gewidmet. Gegen Mittag kam Cambacérès; im Allgemeinen widmete der Erste Konsul seinem Kanzler eine halbe Stunde; dann stand er plötzlich auf und sagte: »Adieu, Josephine . . . auf Wiedersehen, Hortensia . . . Kommen Sie, Bourrienne, wir wollen arbeiten.«

Diese Worte wiederholten sich täglich um dieselbe Stunde. Bonaparte verließ dann den Salon und begab sich wieder in sein Kabinett.

Die Arbeiten wurden keineswegs methodisch betrieben. Man arbeitete wie es die Notwendigkeit mit sich brachte oder die Laune eingab, oder Bourrienne las etwas vor, oder Bonaparte diktierte; an gewissen Tagen begab er sich in den Staatsrat, um den Sitzungen beizuwohnen.

In der ersten Zeit mußte der Erste Konsul, um sich in den Sitzungssaal zu begeben, über den Hof des kleinen Luxembourg gehen, was ihm bei schlechtem Wetter die Laune verdarb; aber seit dem 28. Dezember war der Hof mit einem Glasdach versehen. Seit jener Zeit kam er fast immer singend in sein Kabinett zurück. Er sang übrigens fast eben so falsch wie Ludwig XV.

Im Staatsrahe prüfte er die angeordneten Arbeiten, unterzeichnete einige Briefe und streckte sich in seinem Armsessel aus, den er, immerfort sprechend, mit seinem Federmesser zu zerschneiden pflegte. Wenn er nicht zum Sprechen aufgelegt war, so las er die eingelaufenen Briefe oder die neuesten Broschüren, lachte von Zeit zu Zeit wie ein großes Kind, dann richtete er sich plötzlich auf, als ob er aus einem Traum erwachte, und sagte: »Schreiben Sie, Bourrienne!«

Dann bezeichnete er den Platz eines zu errichtenden Monumentes, oder diktierte einen jener Riesenplane, welche die Welt in Erstaunen gesetzt, ja zuweilen mit Schrecken erfüllt haben.

Um fünf Uhr wurde gespeist. Nach der Tafel begab sich der Erste Konsul zu Josephine, wo er den Besuch der Minister und insbesondere des Herrn von Talleyrand zu empfangen pflegte. Um Mitternacht, zuweilen früher, aber nie später verließ er den Salon, um sich zur Ruhe zu begeben.

Am andern Morgen um sieben Uhr begann dasselbe Leben wieder; nur durch unvorhergesehene Zwischenfälle erhielt es einige Abwechslung.

Der Erste Konsul Bonaparte hat weniger Abbildungen seiner Person hinterlassen, als der Kaiser Napoleon; da nun der Erste Konsul von achtzehnhundert mit dem Kaiser von achtzehnhundert und zwölf gar keine Ähnlichkeit hat, so wollen wir versuchen, die Züge, welche weder der Pinsel des Malers noch der Marmor des Bildhauers darstellen kann, mit der Feder zu zeichnen.

Die meisten der damaligen berühmten Maler und Bildhauer: Gros, David, Brudon, Girodet, Bosio, haben versucht, die Züge des großen Mannes zu verschiedenen Zeiten der Nachwelt zu überliefern. So besitzen wir Portraits des Obergenerals Bonaparte, des Ersten Konsuls und des Kaisers Napoleon. Die Maler und Bildhauer haben allerdings den Charakter seines Gesichts mehr oder weniger glücklich aufgefaßt, aber man kann doch sagen, daß weder von dem General noch von dem Ersten Konsul, noch vom Kaiser ein vollkommen ähnliches Bild vorhanden ist. Es ist selbst dem Genie nicht gegeben, das Unmögliche möglich zu machen. In der ersten Periode seines Lebens konnten die Künstler wohl die stark ausgeprägte Form

seines Schädels, seine gedankenvolle Stirn, sein blasses schmales Gesicht darstellen; in der zweiten Periode konnte man seine breitere Stirn, seine schön gezeichneten Augenbrauen, seine gerade Nase, seine festgeschlossenen Lippen, sein schön geformtes Kinn, kurz, sein ganzes regelmäßiges Gesicht malen oder modellieren; aber die Beweglichkeit seines Blickes konnte weder in einem Portrait noch in einer Büste wieder gegeben werden.

Der Blick Bonaparte's gehorchte seinem Willen mit Blitzesschnelle; in einer Minute blitzte und leuchtete er, wie die Klinge eines rasch aus der Scheide gezogenen Dolches, und gleich darauf wurde er sanft und wohltuend, wie ein heiterer Sonnenstrahl, und dann wieder ernst, wie ein peinliches Verhör, oder furchtbar wie ein drohendes Ungewitter. Bonaparte hatte einen Blick für jeden Gedanken, der seine Seele bewegte.

Bei Napoleon verliert dieser Blick seine Beweglichkeit, ausgenommen bei wichtigen Anlässen; aber auch dieser feste, scharfe, durchdringende Blick ist unmöglich wieder zu geben; er dringt wie ein Bohrer in das Herz dessen, den er ansieht, und scheint bestimmt zu sein, die tiefsten, geheimsten Gedanken durch magnetische Kraft herauszuholen. Diese Fertigkeit und Schärfe des Blickes haben die Künstler wohl wiedergegeben, aber das eigentümliche innere Leben dieses Blickes sucht man auf allen Bildern und Büsten vergebens. Wer befangen ist, hat kein klares Auge.

Bonaparte hatte sogar zur Zeit seiner Magerkeit sehr schöne Hände, die er gern mit einer gewissen Selbstgefälligkeit zeigte und mit besonderer Sorgfalt pflegte. Auch seine Zähne waren schön und ebenfalls Gegenstand besonderer Sorgfalt.

Wenn er allein oder in Begleitung in seinen Gemächern oder in einem Garten auf und ab ging, so hatte er immer eine etwas gebückte Stellung; die Hände hielt er dann immer auf dem Rücken und mit der rechten Schulter machte er von Zeit zu Zeit eine unwillkürliche Bewegung, als ob er Nervenzucken gehabt hätte: zugleich machte sein Mund eine Bewegung nach der rechten Seite. Diese Bewegungen hatten übrigens durchaus nichts krampfhaftes, wie man damals behauptete, es war nur eine Angewöhnung, welche ein Zeichen von grober Geistestätigkeit

war; sie zeigte sich daher am häufigsten in Zeiten, wo der General, der Erste Konsul oder der Kaiser über einen großen Plan nachsann. Nach solchen Zimmer- oder Gartenpromenaden, welche von dieser Bewegung der Schulter und des Mundes begleitet waren, pflegte er seine wichtigsten Notizen zu diktieren. Im Felde, bei der Armee, zu Pferde war er unermüdlich, und fast eben so unermüdlich im gewöhnlichen Leben, wo er zuweilen, ohne es zu bemerken, fünf bis sechs Stunden unaufhörlich ging.

Wenn er mit einer vertrauten Person auf und ab ging, pflegte er den Arm derselben zu nehmen und sich nachlässig darauf zu stützen.

Zu der Zeit, wo wir ihn unseren Lesern schildern, war er noch ganz mager, aber schon damals begann er seine künftige Beileibtheit zu fürchten, und er sprach sich insbesondere gegen Bourrienne zuweilen darüber aus.

»Sie sehen, Bourrienne, wie mäßig ich lebe und wie mager ich bin; aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich mit vierzig Jahren ein starker Esser und sehr beileibt sein werde; ich sehe voraus, daß meine Körperbeschaffenheit anders werden wird, und gleichwohl mache ich mir ziemlich viel Bewegung; aber ich kann mich dieses Gedankens nicht erwehren, ich halte es für unausbleiblich.«

Es ist bekannt, wie beileibt der Gefangene auf St. Helena wurde.

Für Bäder hatte er eine leidenschaftliche Vorliebe, welche wahrscheinlich zu seiner Beileibtheit nicht wenig beitrug. Die Bäder wurden ihm zum Bedürfnis, er pflegte alle zwei Tage ein Bad zu nehmen und zwei Stunden darin zu bleiben. Unterdessen ließ er sich die Zeitungen und neue Flugschriften vorlesen, und während er zuhörte, ließ er jede Minute warmes Wasser nachlaufen, so das er die Temperatur seines Bades auf einen Grad brachte, welche dem Vorleser unerträglich wurde und demselben das Weiterlesen unmöglich machte, da sich das Badezimmer mit Wasserdampf füllte. Erst dann gestattete er das Öffnen der Türe.

Man hat behauptet, er habe seit dem ersten italienischen Feldzuge an epileptischen Zufällen gelitten; aber Bourrienne, der elf Jahre bei ihm war, hat nie einen solchen Anfall bemerkt.

Da er den ganzen Tag rastlos tätig war, so fühlte er in der Nacht das Bedürfnis des Schlafs, zumal in der Periode, wo wir ihn zu einer der Hauptpersonen dieser Erzählung machen. Als General und Erster Konsul pflegte Bonaparte sehr gut zu schlafen und Andere wachen zu lassen. Er begab sich, wie schon erwähnt, um Mitternacht, zuweilen noch früher zur Ruhe, und wenn man um sieben Uhr früh in sein Schlafzimmer kam, um ihn zu wecken, fand man ihn immer noch schlafend. Gemeiniglich stand er sogleich auf, aber zuweilen stammelte er ganz schlaftrunken: »Bourrienne, ich bitte Sie, lassen Sie mich noch ein Bisschen schlafen.«

Wenn keine dringende Arbeit zu erledigen war, so kam Bourrienne um acht Uhr wieder, sonst wiederholte er seine Aufforderung, und Bonaparte stand murrend auf.

Er hatte für die Nacht besondere Weisungen gegeben. »in der Nacht«, sagte er, »kommen Sie so wenig als möglich in mein Zimmer; wecken Sie mich nie, und wenn Sie mir eine gute Nachricht zu bringen haben, so hat es damit keine Eile; wenn hingegen eine Hiobspost angekommen ist, so wecken Sie mich auf der Stelle, denn in solchen Fällen ist kein Augenblick zu verlieren, um dem unglücklichen Ereignis die Spitze zu bieten.«

Sobald Bonaparte aufgestanden war und sich angekleidet hatte, kam sein Kammerdiener, um ihn zu rasieren und seine Haare zu kämmen. Während des Rasierens las ihm ein Sekretär oder Adjutant die Zeitungen vor. Mit dem »Moniteur« wurde immer der Anfang gemacht. Übrigens widmete er nur den englischen und deutschen Zeitungen große Aufmerksamkeit. »Weiter, weiter!« pflegte er beim Lesen der französischen Zeitungen zu sagen; »ich weiß, was darin steht, denn sie schreiben ja nur, was ich will.«

Nach beendeter Toilette begab er sich in sein Arbeitszimmer; wir haben bereits gesehen, was er darin zu tun pflegte.

Um zehn Uhr erschien der Haushofmeister mit der unabänderlichen Meldung; »La général est servi!« — Er ließ sich keinen andern Titel geben.

Das Frühstück war immer frugal. Von seiner Lieblingsspeise, welche in einem mit Öl und Knoblauch gebackenen Huhn bestand, aß er fast jeden Tag. In den Gasthäusern figurierte das

so zubereitete Geflügel später unter dem Namen Poulet à la Marengo.

Bonaparte trank wenig: er trank nur Burgunder oder Bordeaux. Nach dem Frühstück, wie nach dem Diner trank er eine Tasse schwarzen Kaffee; nie zwischen den Mahlzeiten. Wenn er ausnahmsweise bis spät in der Nacht arbeitete, so brachte man ihm nicht Kaffee, sondern Chocolate. Wer mit ihm arbeitete, bekam ebenfalls eine Tasse Chocolate.

Die meisten Historiker, Chronisten und Biographen behaupten, er habe übermäßig stark geschnupft. Dies ist nicht wahr. Bonaparte schnupfte seit seinem vierundzwanzigsten Jahre nur so viel, daß er seinen Geist wach und tätig erhielt. Er pflegte den Schnupftabak nicht, wie man vergibt, in der Westentasche, sondern in einer Dose, die er fast täglich wechselte, zu tragen. Er hatte in dieser Beziehung einige Ähnlichkeit mit Friedrich dem Großen. In der Schlacht nahm er wohl aus der Westentasche eine Prise, weil er beim schnellen Reiten nicht zugleich den Zügel und die Dose halten konnte. Für solche Tage hatte er Westen, an denen die rechte Tasche mit parfümiertem Leder gefüttert war.

Als General und Erster Konsul trug er nie Handschuhe; er pflegte sie in der linken Hand zu halten und zusammen zu drücken. Als Kaiser pflegte er einen Handschuh anzuziehen, und da er täglich und sogar zwei bis dreimal an einem Tage die Handschuhe zu wechseln pflegte, so ließ sein Kammerdiener nur einen Handschuh neu anfertigen, denn der nicht angezogene wurde mehrere Tage benutzt.

Bonaparte hatte zwei Leidenschaften, die auch auf Napoleon übergingen: den Krieg und die Monumente. Im Lager war er heiter, oft recht spaßhaft, aber in der Ruhe wurde er nachdenkend und düster. Um sich dieser trüben Stimmung zu entreißen, nahm er seine Zuflucht zu dem Zauber der Kunst und entwarf die Plane zu jenen großartigen Monumenten, deren er viele unternommen, einige vollendet hat. Er wußte, daß die Monumente der deutlichste, dauerndste Ausdruck der Kultur der Völker, gleichsam deren in Riesenbuchstaben geschriebene Geschichte sind; er wußte, daß diese Zeugen der Macht und Größe noch bleiben, wenn Generationen von der Erde verschwunden sind; er wußte, dass Rom in seinen Trümmern fortlebt, daß Griechenland in

seinen Denkmälern spricht, daß Ägyptens Vorzeit ohne die unvergänglichen Bauwerke, die das Altertum uns überliefert, in tiefes Dunkel gehüllt sein würde. Aber das Höchste, Schätzbarste für ihn war der Ruhm, der glänzende, Aufsehen machende Name, und daher kam sein Tatendurst, sein rastloses Streben nach Macht und Ansehen. Oft sagte er: »Ein großer Ruhm ist ein großer Lärm, je mehr man macht, desto weiter vernimmt man ihn. Gesetze, Staatseinrichtungen, Monumente, Nationen verschwinden; aber der Ruhm bleibt und findet seinen Nachhall noch in späten Geschlechtern. Babylon und Alexandrien sind gefallen, Semiramis und Alexander leben noch fort, sie sind vielleicht größer durch den von Zeitalter zu Zeitalter wiederholten und verstärkten Widerhall ihres Ruhmes, als sie in der Wirklichkeit waren.« Dann wandte er seine großen Ideen auf sich selbst an. »Meine Macht«, sagte er, »wird durch meinen Ruhm und mein Ruhm durch die errungenen Siege bedingt. Die Eroberung hat mich zu dem gemacht, was ich bin, die Eroberung allein kann mich aufrecht halten. Eine neugeborne Regierung muß in Erstaunen sehen, blenden; sobald sie nicht mehr leuchtet, erlischt sie; sobald sie aufhört, größer zu werden, fällt sie.«

Lange war er ein patriotischer Korse und über die Unterjochung seines Heimatlandes entrüstet gewesen; aber nach dem 13. Vendémiaire war er wirklich Franzose geworden; sein Wonnetraum, sein höchstes Ziel war die Größe, die Macht, das Glück Frankreichs. Freilich erhob er sich selbst zugleich mit und verband seinen Namen unzertrennlich mit der Größe der Nation. Für ihn ging die Gegenwart in der Zukunft auf; überall, wohin ihn der Kriegsturm trug, hatte er immer nur Frankreich vor Augen. »Was werden die Athener denken?« sagte Alexander nach den Schlachten von Issus und Arabela. — »Ich hoffe, daß die Franzosen mit mir zufrieden sein werden«, sagte Bonaparte, als er bei Rivoli und an den Pyramiden gesiegt hatte.

Vor der Schlacht dachte der moderne Alexander wenig an das, was er im Fall des Sieges tun würde, aber desto mehr war er auf den möglichen Fall eines unglücklichen Ausganges bedacht. Er war mehr als irgend Jemand überzeugt, daß die unbedeutendsten Ursachen oft die größten Wirkungen, die wichtigsten Ereignisse hervorbringen; er beobachtete die Entwicklung dieser

Ereignisse, er sah sie heranreifen, und wenn der Augenblick gekommen war, trat er rasch hervor und händigte und lenkte sie, wie ein geschickter Reiter ein wildes Roß bändigt und lenkt.

Seine mitten in den Revolutionen so schnell errungene Macht und Größe, die politischen Umgestaltungen, die er beobachtet oder herbeigeführt, die von ihm beherrschten Ereignisse machten ihn gleichgültig gegen die Menschen, die er überdies nie sehr hoch geschätzt hatte. Er führte daher oft den traurigen, aber leider wahren Grundsatz im Munde: Es gibt zwei Hebel, mit denen man die Menschen leiten kann: die Furcht und den Vortheil.

Bei solchen Grundsätzen konnte Bonaparte nicht an Freundschaft glauben. Bourrienne erzählt, daß er oft zu ihm sagte: »Die Freundschaft ist mir ein leeres Wort; ich habe zu keinem Menschen« nicht einmal zu meinen Brüdern eine wahre Zuneigung, und vielleicht am ersten noch zu Joseph. Ich liebe ihn aus Gewohnheit und weil er älter ist als ich. Auch Duroc ist mir lieb und wert, weil mir sein ernster, kalter, zurückhaltender Charakter gefällt. Duroc vergießt nie Tränen. Warum sollte ich die Menschen auch lieben? Glauben Sie denn, ich hätte wahre, aufrichtige Freunde? So lange ich bleibe, was ich bin, werde ich mir wenigstens dem Anschein nach Freunde erwerben; aber Sie werden sehen, daß es anders kommt, wenn mein Glück aufhört. Die Bäume haben im Winter kein Laub. Die Empfindsamkeit muß man den Weibern überlassen, ich hingegen brauche eine starke Hand und ein entschlossenes Herz, ich wäre sonst für den Krieg eben so untauglich wie für die Regierung.«

Im vertrauten Umgange war Bonaparte etwas eigensinnig, aber sein Eigensinn war frei von Bosheit, und er machte sich fast nie einer Unart schuldig, sein leicht zu erregender Unmut zog wie eine vom Winde getriebene Wolke vorüber und machte sich in heftigen, zuweilen harten Worten Luft; er gab einen tüchtigen Keulenschlag, unter welchem man sich beugen mußte. Von dieser Art waren die Auftritte mit Jomini, mit dem Herzog von Belluno.

Bonaparte hatte zwei Arten von Feinden: die Jakobiner und die Royalisten. Die Ersten verabscheute er, die Letzteren fürchtete er. Die Jakobiner nannte er nicht anders als die Mörder Ludwigs XVI. Mit den Royalisten war es anders, es war, als ob er die Restauration vorhergesehen hätte.

Er hatte in seiner nächsten Umgebung zwei Männer, die für den Tod des Königs gestimmt hatten: Fouché und Cambacérès. Fouché wurde aus seiner Nähe verbannt und Cambacérès blieb nur bei ihm wegen der großen Dienste, welche der ausgezeichnete Rechtskenner leisten konnte. Zuweilen konnte er sich aber nicht halten, er nahm seinen Kollegen, den zweiten Konsul, beim Ohr und sagte: »Armer Cambacérès, wenn die Bourbons wieder kommen, so werden Sie gehenkt.«

Eines Tages wurde Cambacérès ungeduldig und entzog sein Ohr durch die rasche Kopfbewegung der lebenden Kneipzange. »Lassen Sie doch Ihre schlechten Späße!«

So oft Bonaparte einer Gefahr entging, pflegte er mit dem Daumen auf der Brust das Zeichen des Kreuzes zu machen; eine Gewohnheit, die er aus seiner Kindheit hatte.

Wenn er verdrießlich war, pflegte er irgend eine unbekannte oder sehr entstellte Melodie zu trällern; dabei setzte er sich an seinen Schreibtisch, streckte sich in seinem Armsessel aus und zerschnitt den letzteren mit einem Federmesser, welches für ihn sonst gar keinen Nutzen hatte, da er nie selbst eine Feder schnitt; sein Sekretär war damit beauftragt und verwendete die größte Sorgfalt darauf, da ihm darum zu tun sein mußte, daß die abscheuliche Schrift nicht ganz unleserlich sei.

Es ist bekannt, welchen Eindruck das Glockengeläute auf ihn machte. Es war die einzige Musik, die er verstand und die ihm zum Herzen drang. Sobald die Glockentöne sich hören ließen, gab er den anwesenden Personen einen Wink« zu schweigen, und begann mit großer Aufmerksamkeit zu lauschen; wenn er ging, blieb er stehen und ging erst weiter, wenn das Geläute aufhörte. Wenn man ihn um die Erklärung dieser seltsamen Vorliebe für die Glockentöne ersuchte, so antwortete er: »Es erinnert mich an die ersten Jahre, welche ich zu Brienne verlebte; ich war damals glücklich!«

In der Zeit, wo er Erster Konsul geworden war, beschäftigte er sich sehr viel mit der eben eingekauften Besitzung Malmaison. Er begab sich jeden Sonnabend Nachmittag in dieses Landhaus und blieb daselbst, wie ein Schüler, der Ferien hat, den Sonntag und zuweilen den Montag. In Malmaison arbeitete er wenig, er ging viel spazieren und überwachte die Verschönerungen, welche er

ausführen ließ. Auf diesen Spaziergängen entfernte er sich, zumal im Anfange, manchmal ziemlich weit von dem Landhause, aber später sah er sich durch die Verschwörung Arena's und die Höllenmaschine genötigt, diese Ausflüge zu unterlassen.

Die von Bonaparte selbst berechneten Einkünfte des Gutes Malmaison konnten sich auf achttausend Francs belaufen, vorausgesetzt, daß der Eigenthümer Obst und Gemüse verkaufen ließ.

»Es ist nicht übel«, sagte er zu Bourrienne; »aber man müßte außerdem noch dreißigtausend Livres Renten haben, um hier leben zu können.«

Bonaparte mischte eine gewisse Poesie in sein Landleben; er sah unter den dunklen Laubgängen des Parkes gern eine schlanke, weibliche Gestalt; aber sie mußte weiß gekleidet sein, die dunklen Frauenkleider konnte er nicht leiden, und dicke Frauenzimmer waren ihm ein Gräuel. Auch gegen schwangere Frauen hatte er einen so großen Widerwillen, daß er sie sehr selten zu seinen Soiréen oder Festlichkeiten einlud. Er war übrigens nicht sehr galant gegen Damen und nur selten konnte er es über sich gewinnen, den liebenswürdigsten Frauen etwas Angenehmes zu sagen: oft sogar war man ganz erstaunt über die schlechten Komplimente, welche er den besten Freundinnen Josephinen's machte. So sagte er zu einer Dame: »O wie rot sind Ihre Arme!« zu einer Andern: »Ihr Kopfputz ist abscheulich!« Eine Dame redete er mit den Worten an: »Ihr Kleid ist sehr schmutzig, ich habe Sie schon zwanzigmal darin gesehen!« Zu einer Andern sagt er: »Sie sollten eine andere Kleidermacherin nehmen, denn Sie haben sich sonderbar ausgemustert.« Eines Tages sagte er zu der Herzogin von Chevreuse, einer reizenden Blondine, deren Haar allgemein bewundert wurde: »Es ist sonderbar, aber wie können Sie so rote Haare haben!« — »Es ist möglich«, antwortete sie, »aber es ist das erste mal, daß ich es von einem Manne höre.«

Bonaparte war kein Freund vom Spiel und wenn er dann und wann einmal spielte, so mußte es Bingtun sein. Er hatte dabei die Schwäche Heinrich IV., er betrog beim Spiel; aber wenn er vom Tisch aufstand, ließ er alles Gold und Papiergeld liegen und sagte: »Ihr seid Einfaltspinsel, ich habe immerfort falsch gespielt

und Ihr habt es nicht bemerkt, wer verloren hat, nehme das Verlorene wieder zurück.«

Bonaparte war in der katholischen Religion geboren und erzogen, aber er gab keinem Dogma den Vorzug, die von ihm durchgeführte Wiederherstellung des Kultus war ein politischer, aber kein religiöser Akt. Er lenkte das Gespräch gern auf diesen Gegenstand« aber er bestimmte selbst im Voraus den Anteil, den er an der Erörterung nehmen wollte. »Meine Vernunft«, sagte er, »erhält in mir viele Zweifel, aber meine frühen Jugenderinnerungen machen mir doch manche Bedenken.«

Vom Materialismus wollte er indes nichts hören; das Dogma war ihm ziemlich gleichgültig, wenn es nur einen Schöpfer anerkannte. An einem schönen Sommerabende, als sein Schiff zwischen dem doppelten Blau des Meeres und des Himmels dahin glitt, behaupteten die Mathematiker, es gebe nur ein belebtes Naturprinzip. Bonaparte betrachtete das Himmelsgewölbe, welches zwischen Malta und Alexandrien bei weitem glänzender strahlt, als in unserem Europa und während man glaubte, er denke an ganz andere Dinge, sagte er, auf die Sterne deutend: »Ihr möget sagen, was Ihr wollt, alle diese Welten hat ein Gott geschaffen!«

Bonaparte war in seinen Privatausgaben sehr sparsam. Aber im Staatshaushalt nahm er es nicht so genau; er war überzeugt, daß bei allen mit Lieferanten abgeschlossenen Verträgen entweder der betreffende Minister oder der Staat übervorteilt wurde; daher verschob er die Zahlungen so lange, als irgend tunlich; er machte alle möglichen Schwierigkeiten und wendete alle möglichen Ränke an; er hatte einmal den Grundsatz, jeder Lieferant sei ein Betrüger.

Bonaparte nahm selten eine Entscheidung zurück, wenn er sie auch für ungerecht erkannte; nie sagte er: »Ich habe unrecht gehabt;« im Gegenteile sein Lieblingspruch war: »Ich denke anfangs immer das schlimmste von den Menschen.« Aber trotzdem merkte man wohl, daß er sich nur das Ansehen geben wollte, als ob er die Menschen verachtete, ohne daß er wirklich Verachtung gegen sie hegte.

Er war weder gehässig noch rachsüchtig, er glaubte nur zuweilen allzusehr an die Notwendigkeit. Im geselligen Umgange

war er sogar wohlwollend, gemütlich, dabei ein großer Kinderfreund, wie Heinrich IV.

Wir schreiben keine Geschichte Bonaparte's, wir würden sonst noch viel über ihn zu sagen haben, und überdies würde Napoleon unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Aber wir schreiben eine einfache Chronik, in welcher Bonaparte seine Rolle spielt, übrigens wird er überall, wo er sich zeigt, eine Hauptperson.

Wir kehren jetzt zu unserer Erzählung zurück.

IX.

Der Gesandte.

Als Roland zurückkehrte, fragte er nach dem ersten Konsul und man antwortete ihm, der erste Konsul arbeite mit dem Polizeiminister.

Roland war der Vertraute des Hauses: wer auch der Beamte sein mochte, mit welchem Bonaparte arbeitete, er hatte die Gewohnheit, mochte er nun von einer Reise oder von einem einfachen Ausgang zurückkehren, die Türe des Kabinetts halb zu öffnen und den Kopf hineinzustecken.

Häufig war der erste Konsul so beschäftigt, daß er gar nicht auf diesen Kopf achtete, der hereingesteckt wurde.

Dann sagte Roland das einzige Wort:

»General!«

Was in dieser intimen Sprache, welche die bei den Mitschüler zu reden fortgefahren, so viel heiße wollte, als:

»General, ich bin da: brauchen Sie mich: erwarte warte Ihre Befehle.«

Wenn der erste Konsul Roland nicht braucht antwortete er:

»Schon gut.«

Brauchte er ihn dagegen', so sagte er das einzige Wort:

»Trete ein.«

Roland trat dann ein und wartete in einer Fenstervertiefung, bis ihm sein General sagte, warum er ihn hatte eintreten lassen.

Wie gewöhnlich, steckte Roland den Kopf herein und sagte:

»General!«

»Trete ein«, antwortete der erste Konsul mit sichtlicher Zufriedenheit.

»Trete ein, trete ein.«

Roland trat ein.

Wie man ihm gesagt, arbeitete Bonaparte mit dem Polizeiminister.

Die Sache, mit der sich der erste Konsul beschäftigte, und die

ihm sehr wichtig zu sein schien, hatte auch für Roland ihr besonderes Interesse.

Es handelte sich um neue Überfälle von Diligencen durch die Genossen Jehus.

Auf dem Tische lagen drei Protokolle, welche den Überfall einer Diligence und zweier Malleposten konstatierten.

In einer der Malleposten befand sich der Kassier der italienischen Armee, Tribier.

Die Überfälle hatten an verschiedenen Orten stattgefunden: der erste auf der Landstraße zwischen Merimieur und Montluel.

Der zweite am Ende des Silansee auf der Seite von Nantua.

Der dritte auf der Landstraße von Saint-Etienne nach Bourg, an dem Orte, den man die Carronnière nennt.

Eine Tatsache knüpfte sich an einen dieser Überfälle.

Eine Summe von viertausend Franken und ein Kästchen mit Bijouterien waren mit den Geldkisten der Regierung verwechselt und den Reisenden genommen worden.

Die Reisenden glaubten sie verloren, als der Friedensrichter von Nantua einen Brief ohne Unterschrift erhielt, der ihm den Ort anzeigte, wo diese Gegenstände vergraben waren, mit der Bitte, sie ihren Eigentümern wieder zuzustellen, da die Genossen Jehus mit der Regierung, nicht mit Einzelnen Krieg führen.

Dagegen bei dem Überfalle der Carronnière, wo die Diebe, um die Mallepost anzufallen, die trotz ihres Befehles, zu halten, doppelt rasch fuhr, gezwungen gewesen, auf ein Pferd zu schießen, glaubten die Genossen Jehu, dem Postmeister eine Entschädigung schuldig zu sein, Weshalb dieser fünfhundert Franken für sein getötetes Pferd erhalten.

Dies war gerade die Summe, welche das Pferd acht Tage vorher gekostet hatte, und diese Schätzung bewies, daß man es mit Leuten zu tun hatte, welche sich auf Pferde verstanden.

Diese Protokolle waren von Erklärungen der Reisenden begleitet.

Bonaparte sang jenes unbekanntes Lied, von dem wir gesprochen, halblaut vor sich hin, was bewies, daß er wütend war.

Da er neue Erkundigungen von Roland einziehen konnte, hatte

er deshalb dreimal wiederholt, Roland solle eintreten.

»Nun«, sagte er, »Dein Departement ist offenbar in der Empörung gegen mich begriffen.«

Roland warf einen Blick auf die Papiere und verstand.

»Ich kam gerade«, sagte er, »um mit Ihnen davon zu sprechen.«

»Gut, wir wollen davon sprechen, aber bitte Bourrienne zuerst um den Departementalatlant.«

Roland holte den Atlas und, die Absicht Bonaparte's erratend, schlug er das Ain - Departement auf.

»Das ist's«, sagte Bonaparte, »zeige mir, wo die Sachen geschehen sind.«

Roland deutete mit dem Finger ans Ende der Karte, gegen Lyon hin.

»Sehen Sie, mein General«, sagte er, »das ist genau der Ort des ersten Überfalls, hier gegenüber von dem Dorfe Beligneux.«

»Und der zweite?«

»Fand hier statt«, sagte Roland, indem er mit dem Finger nach der andern Seite des Departements gegen Genf streifte: »das ist der Nantuasee und hier der Silansee.«

»Jetzt der dritte?« Roland ging mit dem Finger nach der Mitte.

»General, hier ist der Ort, die Carronnières sind nicht auf der Karte angedeutet, weil sie sehr unbedeutend sind.«

»Was sind die Carronnières?« fragte der erste Konsul.

»General, man nennt bei uns die Ziegelbrennereien Carronnières: sie gehören dem Citoyen Terrier: hier der Platz, den sie einnehmen müßten.«

Und Roland deutete mit der Spitze eines Bleistiftes, welches eine Spur auf dem Papier zurückließ, auf den Ort, wo der Überfall stattgefunden haben mußte.

»Wie«, sagte Bonaparte, »die Sache ist kaum eine halbe Meile von Bourg geschehen!«

»Kaum, ja, General; das erklärt, wie das verwundete Pferd nach Bourg zurückgeführt werden konnte und erst in den Ställen der Belle - Alliance gefallen ist.«

»Sie hören all' diese Details, mein Herr«, sagte Bonaparte,

indem er sich an den Polizeipräfekten wandte.

»Ja, Citoyen erster Konsul«, antwortete dieser.

»Sie wissen, daß ich will, daß diese Räubereien aufhören.«

»Ich werde mein Möglichstes tun.«

»Es gilt nicht, Ihr Möglichstes zu tun, sondern zu reüssieren.«

Der Präfekt verbeugte sich.

»Nur unter dieser Bedingung«, fuhr Bonaparte fort, »werde ich anerkennen, daß Sie wirklich der gewandte Mann sind, für den Sie sich ausgeben.«

»Ich werde Sie unterstützen, Citoyen«, sagte Roland.

»Ich wagte nicht, Sie um Ihre Unterstützung zu bitten«, sagte der Präfekt.

»Wohl, aber ich biete sie Ihnen an; tun Sie nichts, worüber wir uns nicht zuvor beraten.«

Der Präfekt sah Bonaparte an.

»Das ist recht«, sagte Bonaparte, »gehen Sie, Roland wird nach der Präfektur kommen.«

Der Präfekt verbeugte sich und ging.

»Wirklich«, fuhr der erste Konsul fort, »es gilt Deine Ehre, diese Banditen auszurotten, Roland: erstens geht die Sache in Deinem Departement vor sich, und dann scheinen sie es besonders auf Dich und Deine Familie abgesehen zu haben.«

»Im Gegenteil«, sagte Roland, »das ist's eben, was mich wütend macht, daß sie mich und meine Familie verschonen.«

»Wir wollen darauf zurückkommen, Roland, jedes Detail hat seine Wichtigkeit: es ist der Beduinenkrieg, den wir wieder beginnen.«

»Bemerken Sie mal, General: ich bringe eine Nacht in der Karthause von Seillon zu, weil, wie man mir gesagt, dort Gespenster hausen. Es erscheint auch wirklich ein Gespenst, aber ohne mir das Geringste anzuhaben: ich schieße beide Pistolen auf dasselbe ab, es kehrt sich jedoch nicht mal um. Meine Mutter befindet sich in einer angefallenen Diligence, sie fällt in Ohnmacht: einer der Diebe widmet ihr die zarteste Aufmerksamkeit, frottiert ihr die Schläfe mit Essig und läßt sie Salze einatmen. Mein Bruder Edouard verteidigt sich, soviel in

seinen Kräften steht, man ergreift ihn, man küßt ihn, man macht ihm alle Arten von Komplimenten über seinen Mut: es fehlte wenig, so hätte man ihm Bonbons für sein gutes Benehmen gegeben. Mein Freund Sir John dagegen ahmt mir nach, geht dahin, wo ich war, man behandelt ihn als Spion und erdolcht ihn.«

»Aber er ist nicht tot.«

»Im Gegenteil, er befindet so wohl, daß er meine Schwester heiraten will.«

»Ah, er hat um sie angehalten?«

»Offiziell.«

»Und Du hast geantwortet? . . . «

»Ich habe geantwortet, daß meine Schwester von zwei Personen abhängt.«

»Deiner Mutter und Dir, das ist nicht mehr als billig.«

»Nein, von ihr und Ihnen.«

»Ihr, das begreife ich, aber von mir?«

»Sagten Sie nicht, General, daß Sie sie verheiraten wollten?« Bonaparte ging einen Augenblick mit gekreuzten Armen und nachdenklich auf und ab; dann blieb er plötzlich vor Roland stehen und sagte:

»Was ist Dein Engländer für ein Mann?«

»Sie haben ihn gesehen, General.«

»Ich spreche nicht von seinen physischen Eigenschaften, alle Engländer sehen sich ähnlich: blaue Augen, rote Haare, weißer Teint und verlängerte Kinnlade.«

»Daran ist das *the* schuldig«, sagte Roland ernst.

»Wie das *the*?«

»Ja; Sie haben das Englische gelernt, General.«

»Das heißt, ich versuchte es zu lernen.«

»Ihr Sprachlehrer mußte Ihnen sagen, daß das *the* ausgesprochen werde, indem man die Zunge an die Zähne halte, und indem nun die Engländer ihre Zähne mit der Zunge zurückstoßen, bekommen sie zuletzt dieses verlängerte Kinn, das, wie Sie so eben sagten, eines der charakteristischen Merkmale ihrer Physiognomie ist.«

Bonaparte sah Roland an, um zu wissen, ob der beständige

Spötter lache, oder im Ernste spreche.

Rolands Physiognomie veränderte sich nicht.

»Das ist Deine Ansicht?« sagte Bonaparte.

»Ja, General, und ich glaube, daß sie in physiologischer Beziehung soviel wert ist, als jede andere: ich habe eine Menge Ansichten wie diese, die ich zum Besten gebe, je nachdem sich die Gelegenheit bietet.«

»Wir wollen auf Deinen Engländer zurückkommen.«

»Sehr gerne, General.«

»Ich fragte Dich, was für ein Mann er sei.«

»General, er ist ein ausgezeichnete Gentleman, sehr tapfer, sehr ruhig, sehr kaltblütig, sehr vornehm, sehr reich, und außerdem, was bei Ihnen nicht gerade als Empfehlung dienen wird, ein Neffe von Lord Greenville, dem ersten Minister Seiner britischen Majestät.«

»Du sagst? . . . «

»Ich sage, dem ersten Minister Seiner britischen Majestät.«

Bonaparte ging wieder auf und nieder und sagte, zu Roland zurückkommend:

»Kann ich Deinen Engländer sehen?«

»Sie wissen wohl, General, daß Sie alles können.«

»Wo ist er?«

»In Paris.«

»Hole ihn und bringe ihn zu mir.«

Roland hatte die Gewohnheit, ohne Widerrede zu gehorchen: er nahm seinen Hut und ging nach der Türe.

»Schicke mir Bourrienne«, sagte der erste Konsul in dem Augenblick, als Roland in das Kabinett des ersten Sekretärs trat.

Fünf Minuten, nachdem Roland verschwunden, trat Bourrienne ein.

»Setzen Sie sich hier, Bourrienne«, sagte der erste Konsul, »und schreiben Sie.«

Bourrienne setzte sich, legte sein Papier zurecht, tauchte seine Feder in die Tinte und wartete.

»Sind Sie bereit?« fragte Bonaparte, indem er sich an denselben Schreibtisch setzte, an welchem Bourrienne schrieb,

was ebenfalls eine Gewohnheit von ihm war, eine Gewohnheit, die seinen Sekretär zur Verzweiflung brachte, da Bonaparte während der ganzen Zeit, so lange er diktierte, sich wiegte und durch dieses Wiegen den Schreibtisch ungefähr auf die gleiche Weise bewegte, als wenn er mitten auf einem hochgehenden Meere sich befände.

»Ich bin bereit«, antwortete Bourrienne, der sich zuletzt an alle Exzentrizitäten des ersten Konsuls so viel als möglich gewöhnt.

»Dann schreiben Sie.«

Und er diktierte:

»Bonaparte, erster Konsul der Republik an Seine Majestät den König von Großbritannien und Irland.

»Durch den Willen der französischen Nation berufen, das oberste Amt der Republik zu verwalten, halte ich es für geziemend, Eure Majestät direkt davon in Kenntnis zu setzen.

»Soll der Krieg, der seit acht Jahren die vier Teile der Erde verwüstet, ewig fortdauern? Gibt es kein Mittel sich zu verstehen?

»Wie können die beiden aufgeklärtesten Nationen Europas, beide mächtiger und stärker, als es ihre Sicherheit und Unabhängigkeit heischt, Ideen eitler Größe oder schlecht verstandener Antipathien, das Wohl des Handels, die innere Wohlfahrt, das Glück der Familien opfern. Wie sollten sie nicht fühlen, daß der Frieden das erste Bedürfnis, wie der höchste Ruhm ist?

»Diese Gefühle sollten dem Herzen Eurer Majestät fremd sein, die eine freie Nation mit dem einzigen Wunsche beherrscht, sie glücklich zu machen?

»Eure Majestät wird in dieser Eröffnung nur meinen aufrichtigen Wunsch sehen, wirksam zum zweiten Male zur allgemeinen Pacificirung durch ein rasches Vorgehen beizutragen, das sich voll Vertrauen gibt und sich jener Formen entschlägt, die vielleicht für die Unabhängigkeit schwacher Staaten nötig, in starken Staaten nur das gegenseitige

Verlangen, sich zu täuschen, verrät.

»Frankreich und England können noch lange, zum Unglück ihrer Völker, im Mißbrauch ihrer Kräfte die Erschöpfung derselben verzögern; aber ich wage es zu sagen, das Schicksal aller zivilisierten Nationen hängt an einem Kriege, der die ganze Welt in Brand steckt.«

Bonaparte hielt inne.

»Ich glaube, es ist so gut«, sagte er; »lesen Sie es mir noch einmal, Bourrienne.«

Bourrienne las den Brief, den er so eben geschrieben.

Nach jedem Abschnitt gab Bonaparte durch ein Nicken des Kopfes seine Billigung zu erkennen, indem er sagte:

»Weiter.«

Ehe noch die letzten Worte gelesen waren, nahm er den Brief aus den Händen Bourriennes und unterzeichnete mit einer neuen Feder.

Es war seine Gewohnheit, sich nur einmal derselben Feder zu bedienen, nichts war ihm unangenehmer, als ein Tintenfleck am Finger.

»Gut«, sagte er; »siegeln Sie den Brief und adressieren Sie ihn: An Lord Greenville.«

Bourrienne tat, wie ihm befohlen war.

In diesem Momente hörte man das Geräusch eines Wagens, der im Hofe des Luxembourg hielt.

Einen Augenblick später öffnete sich die Türe und Roland trat ein.

»Nun?« fragte Bonaparte.

»Ich sagte Ihnen ja, daß Sie alles können, was Sie wollen, General.«

»Du hast Deinen Engländer?«

»Ich begegnete ihn an der Ecke der Rue Bessey und da ich weiß, daß Sie nicht gerne warten, nahm ich ihn wie er war und zwang ihn in den Wagen zu steigen; wahrhaftig einen Augenblick glaubte ich ihn durch den Posten der Rue Mazarine hierher führen lassen zu müssen; er ist in Stiefeln und im Rocke.«

»Er soll eintreten«, sagte Bonaparte.

»Treten Sie ein, Mylord«, machte Roland, indem er sich umwandte.

Lord Tannlay erschien auf der Schwelle der Türe.

Bonaparte brauchte nur einen Blick auf ihn zu werfen, um den vollkommenen Gentleman zu erkennen.

Etwas Magerkeit, ein Rest von Blässe gaben Sir John alle Merkmale vornehmen Wesens.

Er verbeugte sich und wartete als echter Engländer auf die Vorstellung.

»General«, sagte Roland, »ich habe die Ehre Ihnen Sir John vorzustellen, der, um die Ehre zu haben Sie zu sehen, bis zum dritten Katarracte gehen wollte, und den ich heute am Ohre ziehen mußte, um ihn nach dem Luxembourg zu bringen.«

»Kommen Sie, Mylord, kommen Sie«, sagte Bonaparte, »es ist weder das erste Mal, daß wir uns sehen, noch das erste Mal, daß ich den Wunsch ausspreche, Sie kennen zu lernen: es war beinahe Undankbarkeit von Ihnen, meinen Wunsch auszuschlagen.«

»Wenn ich gezögert, General«, antwortete Sir John, wie gewöhnlich in ausgezeichnetem Französisch, »so geschah es, weil ich nicht an die Ehre glauben konnte, die Sie mir erwiesen.«

»Und dann verabscheuen Sie mich, wie alle Ihre Landsleute von Hause aus und aus Nationalgefühl?«

»Ich muß gestehen, General«, antwortete Sir John, »daß sie erst bei der Bewunderung angekommen sind.«

»Und teilen Sie dieses abgeschmackte Vorurteil zu glauben, daß die Nationalehre verlange, man solle den Feind hassen, der morgen unser Freund werden kann?«

»Frankreich war für mich beinahe ein zweites Vaterland, General, und mein Freund Roland wird Ihnen sagen, daß ich den Augenblick herbeisehne, wo von meinem doppelten Vaterlande Frankreich das sein wird, dem ich am meisten verdanke.«

»Sie würden also ohne Widerstreben Frankreich und England sich die Hand bieten sehen, um das Glück der Welt zu begründen?«

»Der Tag, an welchem ich das sähe, wäre für mich ein

glücklicher Tag.«

»Und wenn Sie dazu beitragen könnten, dieses Ziel zu fördern, würden Sie die Hand dazu bieten?«

»Ich würde mein Leben diesem Zwecke weihen.«

»Roland sagte mir, daß Sie ein Verwandter des Lords Greenville seien.«

»Ich bin sein Neffe.«

»Stehen Sie auf gutem Fuße mit ihm?«

»Er liebte meine Mutter sehr, welche seine ältere Schwester war.«

»Haben Sie von der Zärtlichkeit geerbt, die er für Ihre Mutter besaß.«

»Ja, nur glaube ich, daß er damit bis zu dem Tage zurückhält, wo ich nach England zurückkehre.«

»Würden Sie es übernehmen, ihm einen Brief von mir zu überbringen?«

»An wen adressiert?«

»An König Georg III.«

»Das wäre eine große Ehre für mich.«

»Würden Sie es übernehmen, Ihrem Oheim mündlich zu sagen, was man nicht in einem Briefe schreiben kann?«

»Ohne ein Wort daran zu ändern: die Worte des Generals Bonaparte gehören der Geschichte an.«

»Nun, so sagen Sie ihm . . . «

Aber sich unterbrechend und an Bourrienne wendend, sagte er:

»Bourrienne, suchen Sie mir den letzten Brief des Kaisers von Russland.«

Bourrienne öffnete einen Carton und ohne zu suchen, ergriff er den Brief, den er Bonaparte gab.

Bonaparte warf einen Blick auf den Brief und sagte, indem er ihn Lord Tannlay übergab:

»Sagen Sie ihm zuerst und vor Allem, daß Sie diesen Brief gelesen.«

Sir John verbeugte sich und las:

»Citoyen erster Consul.

»Ich habe die neuntausend Russen, welche in Holland zu Gefangenen gemacht wurden, und die Sie mir ohne Lösegeld, ohne Austausch, ohne irgend welche Bedingung gesandt, in voller und neuer Ausrüstung, jeden in der Uniform seines Corps zurück erhalten.

»Das ist ein Zeugnis echter Ritterlichkeit und ich maße mir an, ein Ritter zu sein.

»Ich glaube, Citoyen erster Consul, das Beste, was ich Ihnen für dieses prachtvolle Geschenk anbieten kann, ist meine Freundschaft.

»Wollen Sie diese?

»Als Angeld dieser Freundschaft sende ich Lord Withworth, dem englischen Gesandten in St. Petersburg, seine Pässe.

»Außerdem, wenn Sie, ich will nicht sagen mein Sekundant, sondern mein Zeuge sein wollen, fordere ich alle Könige zum Duell heraus, welche nicht Partei gegen England ergreifen und ihm nicht ihre Häfen schließen.

»Ich beginne mit meinem Nachbar, dem Könige von Dänemark, und Sie können in der Hofzeitung den Cartel lesen, den ich ihm sende.

»Habe ich Ihnen noch etwas zu sagen?

»Nein.

»Wenn es nur von uns beiden abhängt, können wir der Welt Gesetze vorschreiben.

»Und zum Schlusse sage ich Ihnen, daß ich Ihr Bewunderer und aufrichtiger Freund bin.

»Paul.«

Lord Tannlay wandte sich nach dem ersten Consul um.

Sein Gesicht sagte deutlich, daß trotz der Verbindung mit

Russland sein Nationalstolz ihn über den Ausgang eines Kampfes zwischen Frankreich und England beruhigte.

»Aber«, versetzte Bonaparte, »es handelt sich heute nicht darum: alles geschieht zu seiner Zeit.«

»Ja«, murmelte Sir John, »wir sind noch zu nahe bei Abukir.«

»O, ich werde Sie nicht auf dem Meere schlagen«, sagte Bonaparte, »ich brauchte fünfzig Jahre, um aus Frankreich eine Seemacht zu schaffen: sondern hier!« und er deutete mit der Hand auf den Orient. »Aber für den Augenblick wiederhole ich Ihnen, es handelt sich nicht um Krieg, sondern um Frieden: ich bedarf des Friedens, um meinen Traum zu verwirklichen, und namentlich des Friedens mit England: Sie sehen, daß ich offenes Spiel spiele, ich bin stark genug, um offen zu sein: an dem Tage, an welchem ein Diplomat die Wahrheit sagen wird, wird er auch der erste Diplomat sein, vorausgesetzt, daß ihm niemand glaubt, wodurch er ohne Hindernis zu seinem Ziele kommt.«

»Ich müßte also zu meinem Oheim sagen, daß Sie den Frieden wollen?«

»Hier ist der Brief, durch welchen ich ihn von Ihrem Könige verlange; er ist ganz in diesem Sinne diktiert, und um sicher zu sein, daß er in die Hände Seiner Majestät gelange, bitte ich den Neffen des Lord Greenville, mein Bote zu sein.«

»Ihr Verlangen soll erfüllt werden, Citoyen, und wenn ich der Oheim wäre, statt der Neffe, so würde ich zum Voraus versprechen.«

»Wann können Sie gehen?«

»In einer Stunde werde ich fort sein.«

»Sie haben mir vor Ihrer Abreise keinen Wunsch auszusprechen?«

»Keinen. Jedenfalls wenn ich einen hätte, gebe ich meinem Freunde Roland unbeschränkte Vollmacht . . . «

»Geben Sie mir die Hand, Mylord; es wird von guter Vorbedeutung sein, da Sie England und ich Frankreich repräsentiere.«

Sir John nahm die Ehre, welche ihm der erste Konsul erwies, mit jener strengen Gemessenheit an, welche zu gleicher Zeit seine Sympathie für Frankreich und seine Zurückhaltung im

Interesse der Nationalehre betätigte.

Nachdem er Rolands Hand mit echt brüderlicher Liebe gedrückt, grüßte er noch einmal den ersten Konsul und ging.

Bonaparte folgte ihm mit dem Blicke, schien zu einen Augenblick nachzusinnen und sagte dann plötzlich:

»Roland ich gebe nicht nur meine Zustimmung zu der Verbindung Deiner Schwester mit Lord Tannlay, sondern ich wünsche sie sogar, Du verstehst, ich wünsche sie.«

Und er legte auf jedes der drei Worte einen solchen Nachdruck, daß sie für den, der den ersten Konsul kannte, nicht nur besagen wollten, ich *wünsche* sie, sondern ich *will* sie.

Diese Tyrannei war süß für Roland, er nahm sie deshalb auch mit innigem Danke auf.

X.

Die beiden Signale!

Erzählen wir, was im Schlosse Noires-Fontaines, drei Tage nach den Ereignissen in Paris, die wir so eben berichtet, vorgegangen.

Seitdem nach einander Roland, Frau von Montrevel und ihr Sohn, zuletzt Sir John nach Paris abgereist waren, Roland um sich zu seinem General zu begeben, Frau von Montrevel um Edouard nach dem College zu bringen, und Sir John um Roland seine Heiratspläne zu eröffnen, war Amelie allein mit Charlotten auf dem Schlosse der Montrevel geblieben.

Wir sagen allein, weil Michel und sein Sohn Jacques nicht im Schlosse selbst, sondern in einem Pavillon an dem Gitter wohnten, da Michel mit den Funktionen eines Gärtners die eines Türhüters verband.

Daher kam es, daß am Abend mit Ausnahme des Zimmers von Amelie, das, wie wir gesagt, im ersten Stock auf den Garten hinaus lag, und des Zimmers von Charlotten, das sich in den Mansarden des dritten Stockes befand, die drei Reihen Fenster, deren wir zwölf gezählt, dunkel blieben.

Frau von Montrevel hatte die zweite Kammerfrau mit sich genommen.

Die beiden jungen Mädchen waren allerdings sehr isoliert in diesem Teil des Gebäudes, der aus einem Dutzend Zimmer und drei Stockwerken bestand, namentlich in dem Augenblick, wo das Gerücht von so vielen Angriffen auf der Landstraße sprach, auch hatte Michel seiner jungen Herrin das Anerbieten gemacht, in dem Mittelgebäude Schlafen zu wollen, um ihr im Falle der Not beispringen zu können, aber diese hatte mit fester Stimme erklärt, daß sie keine Furcht habe und wünsche, daß nichts in den gewöhnlichen Dispositionen des Schlosses geändert werde.

Diese Runden Michels hatten anfangs Amelie zu beunruhigen geschienen, sie erkannte jedoch bald, daß die angeblichen Runden Michels sich darauf beschränkten, daß er sich mit Jacques nach dem Saume des Waldes von Seillon auf den

Anstand begab, und das häufige Erscheinen eines Hasenziemers oder eines Rehschlegels auf der Mittagstafel bewies, daß Michel in Bezug auf die versprochenen Runden sein Wort hielt.

Amelie beunruhigte sich deshalb nicht mehr über die Runden Michels, die dieser gerade auf der entgegengesetzten Seite von derjenigen machte, wo sie sie anfangs vermutet.

Drei Tage nach den Ereignissen, welche wir so eben erzählt oder, um genauer zu berichten, in der Nacht, welche dem dritten Tage folgte, hätten diejenigen, welche nur zwei Fenster im Schlosse Noires-Fontaines erhellt zu sehen gewöhnt waren, das heißt das Fenster Amelies im ersten Stock, und das Fenster Charlottens im dritten, mit Erstaunen bemerken können, daß von elf Uhr Abends bis Mitternacht die vier Fenster des ersten Stocks erleuchtet waren.

Freilich war jedes derselben nur durch ein einziges Licht erleuchtet.

Man hätte weiter die Gestalt eines jungen Mädchens sehen können, das durch den Vorhang die Blicke nach dem Dorfe Ceyzériat gerichtet hatte.

Dieses junge Mädchen war Amelie.

Amelie schien blaß, mit bang pochendem Herzen, ängstlich ein Signal zu erwarten.

Nach Verfluß von einigen Minuten trocknete sie die Stirne und atmete beinahe heiter.

Ein Feuer flammte in der Richtung empor, wo sich ihr Blick verlor.

Augenblicklich ging sie in einem Zimmer nach dem andern, löschte ein Licht nach dem andern aus, und ließ nur das Eine brennen, das sich in ihrem Zimmer befand.

Als wenn das Feuer nur diese Dunkelheit erwartet hätte, erlosch es ebenfalls.

Amelie setzte sich an das Fenster und blieb unbeweglich, die Blicke auf den Garten geheftet.

Es war eine dunkle und mondlose Nacht, und doch sah sie, nach Verfluß von einer Viertelstunde, oder vielmehr ahnte sie einen Schatten, der über den kleinen Grasplatz ging und sich dem Schlosse näherte.

Sie stellte ihr einziges Licht in den fernsten Winkel ihres Zimmers und öffnete dann das Fenster.

Der, welchen sie erwartete, war bereits auf dem Balkon.

Wie in der ersten Nacht, wo wir ihn hier hatten heraufsteigen sehen, umschlang er mit seinem Arm die Hüfte des jungen Mädchens und zog sie in das Zimmer.

Aber diese leistete einen leichten Widerstand: sie suchte mit der Hand die Schnur der Jalousie, löste sie von dem Nagel, der sie festhielt, und die Jalousie fiel mit mehr Geräusch, als die Klugheit es vielleicht gewollt.

Hinter der Jalousie schloß sie das Fenster.

Dann holte sie das Licht aus dem Winkel, in dem sie es verborgen.

Das Licht beleuchtete, während sie es zurücktrug, ihr Gesicht.

Der junge Mann stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Das Gesicht Amelies war mit Tränen bedeckt.

»Was ist geschehen?« fragte er.

»Ein großes Unglück«, sagte diese.

»O! ich zweifelte nicht daran, als ich das Signal sah, durch welches Du mich herbeiriefst, nachdem Du mich in letzter Nacht bei Dir gesehen: aber sprich, läßt sich dies Unglück nicht wieder gut machen?«

»Vielleicht«, versetzte Amelie.

»Wenigstens, hoffe ich, bedroht es nur mich.«

»Es bedroht uns alle beide.«

Der junge Mann fuhr mit der Hand über die Stirne, um den Schweiß abzutrocknen.

»Sprich«, machte er, »ich habe Kraft.«

»Wenn Du auch die Kraft hast, Alles zu hören, so habe ich doch nicht die Kraft, Alles zu sagen.«

Dann einen Brief vom Kamine nehmend, sagte sie:

»Lies, das habe ich heute Abend durch den Courier erhalten.«

Der junge Mann nahm den Brief und sah, ihn überfliegend, nach der Unterschrift.

»Er ist von Frau von Montrevel«, sagte er.

»Ja, mit einer Nachschrift von Roland.«

Der junge Mann las:

»Meine vielgeliebte Tochter.

»Ich wünsche, daß die Neuigkeit, die ich Dir mitteile, Dir eine ähnliche Freude bereite, wie mir und unserem lieben Roland. Sir John, dem Du das Herz absprachst, und von dem Du behauptetest, er sei eine Maschine aus den Werkstätten von Vaucanson, anerkennt, daß Du vollkommen Recht hattest bis zu dem Tage, wo er Dich sah, aber seit diesem Tage behauptet er, daß er wirklich ein Herz habe und daß dieses Herz Dich anbete.

»Solltest Du es, meine liebe Amelie, aus seinem aristokratisch höflichen Benehmen erkannt haben, in dem selbst Deine Mutter nichts Zärtliches finden konnte? Diesen Morgen, als er mit Deinem Bruder frühstückte, hat er ihn förmlich um Deine Hand gebeten. Dein Bruder hat diese Eröffnung mit Freuden vernommen, aber für den ersten Augenblick nichts versprochen. Der erste Konsul hatte bereits ehe er nach der Vendée abging, davon gesprochen, daß er für Deine Verheiratung Sorge tragen werde: aber der erste Konsul wünschte Lord Tannlay zu sehen: er sah ihn. Lord Tannlay gewann, trotz seiner nationalen Zurückhaltung, auf den ersten Schlag die Gnade des ersten Konsuls in solchem Grade, daß dieser ihn stehenden Fußes mit einer Mission an seinen Oheim Lord Greenville beauftragte. Lord Tannlay ging augenblicklich nach England ab.

»Ich weiß nicht, wie viele Tage Sir John abwesend bleiben wird, aber sicher wird er bei seiner Rückkehr um die Erlaubnis bitten, sich bei Dir als Dein Bräutigam vorstellen zu dürfen.

»Lord Tannlay ist noch jung, von angenehmem Äußern, ungeheuer reich: er hat die glänzendste Verwandtschaft in England: er ist der Freund Rolands. Ich kenne keinen Mann, der mehr Rechte, ich sage nicht auf Deine Liebe, teure Amelie, aber auf Deine tiefe Achtung hätte.

»Alles Übrige noch in zwei Worten: der erste Konsul ist

immer sehr gut gegen mich und Deine beiden Brüder, und Madame Bonaparte ließ mich wissen, daß sie nur Deine Verbindung erwarte, um Dich zu sich zu rufen.

»Es ist davon die Rede, daß sie den Luxembourg verlassen und in die Tuileries ziehen. Begreifst Du die Tragweite dieses Wechsels?«

»Deine Dich liebende Mutter

»Clothilde von Montrevel.«

Ohne innezuhalten ging der junge Mann zu der Nachschrift Rolands über.

Sie lautete folgendermaßen:

»Du hast gelesen, liebe kleine Schwester, was Dir unsere gute Mutter schrieb. Diese Heirat ist in jeder Beziehung eine passende. Der erste Konsul wünscht, daß Du Lady Tannlay werdest, das heißt er will es.

»Ich verlasse Paris für einige Tage, aber wenn ich Dich auch nicht sehe, wirst Du von mir hören. Ich küsse Dich.

»Roland.«

»Nun, Charles«, fragte Amelie, als der junge Mann seine Lektüre beendet hatte, »was sagst Du davon?«

»Daß es etwas ist, worauf wir von einem Tage zum andern gefaßt sein mußten, mein armer Engel, was deshalb aber nicht minder schrecklich ist.«

»Was tun?«

»Man kann dreierlei tun.«

»Sprich.«

»Vor Allem widerstehe, wenn Du die Kraft hast; es ist das kürzeste und sicherste.«

Amelie senkte den Kopf.

»Du wirst es nie wagen, nicht wahr?«

»Nie.«

»Und doch bist Du meine Frau, Amelie. Ein Priester hat unsere

Verbindung geweiht.«

»Aber man sagt, diese Verbindung sei null und nichtig vor dem Gesetze, weil sie nur von einem Priester gesegnet wurde.«

»Und Dir«, sagte der Fremde, »Dir, der Gattin eines Proscribirten, genügt das nicht?«

Indem er so sprach, zitterte seine Stimme.

Amelie warf sich in einem Anflug von Reue in seine Arme.

»Aber meine Mutter!« sagte sie, »meine Mutter war nicht zugegen, sie segnete unseren Bund nicht.«

»Weil Gefahr dabei war und wir der Gefahr allein trotzen wollten.«

»Und dann dieser Mann. Hast Du nicht gehört, daß mein Bruder sagt, er *will*?«

»O, wenn Du mich liebtest, Amelie, würde dieser Mann sehen, daß er das Aussehen eines Staates verändern, den Krieg von einem Ende der Welt an das andere tragen, eine Gesetzgebung gründen, einen Thron bauen, aber einen Mund nicht ja zu sagen zwingen kann, wo das Herz nein sagt.«

»Wenn ich Dich liebte!« sagte Amelie mit dem Tone sanften Vorwurfs. »Es ist Mitternacht, Du bist in meinem Zimmer, ich weine in Deinen Armen, ich bin die Tochter des Generals von Montrevel, die Schwester Rolands, und Du sagst: ›Wenn Du mich liebtest!‹«

»Ich habe Unrecht, ich habe Unrecht, meine angebetete Amelie: ja ich weiß, daß Du in der Verehrung dieses Mannes ausgewachsen bist: Du begreifst nicht, daß man sich ihm widersetzen kann und hältst jeden, der sich ihm widersetzt, für einen Rebellen.«

»Charles, Du sagtest, daß wir dreierlei tun können: was ist das zweite?«

»Scheinbar in die Verbindung einzuwilligen, die man Dir vorschlägt, aber Zeit gewinnen, indem man sie unter allerlei Arten von Vorwänden hinaufschiebt. Der Mensch ist nicht unsterblich.«

»Nein, aber er ist noch zu jung, als daß wir auf seinen Tod zählen könnten. Das Dritte, mein Freund ist?«

»Fliehen: aber diesem Auskunftsmitel, Amelie, stehen zwei Hindernisse im Wege: erstens Dein Widerwille.«

»Ich bin Dein, Charles: ich werde diesen Widerwillen überwinden.«

»Dann«, fügte der junge Mann hinzu, »meine Verpflichtungen!«

»Deine Verpflichtungen!«

»Meine Genossen sind an mich gebunden, Amelie: aber ich bin auch an sie gebunden, auch wir haben einen Mann, zu dem wir aufsehen, einen Mann, dem wir Gehorsam geschworen. Dieser Mann ist der künftige König von Frankreich. Wenn Du die Ergebenheit Deines Bruders gegen Bonaparte gelten lassest, so mußt Du auch die unsrige gegen Ludwig XVIII. gelten lassen.«

Amelie ließ ihren Kopf in ihre Hände sinken und stieß, einen Seufzer aus.

»Dann«, sagte sie, »sind wir verloren.«

»Warum das? Unter verschiedenen Vorwänden, unter dem der Gesundheit namentlich kannst Du ein Jahr gewinnen: ehe ein Jahr um ist, wird er genötigt sein, einen Krieg, in Italien wahrscheinlich, zu beginnen: eine einzige Niederlage nimmt ihm allen Zauber, auch kann in einem Jahre viel geschehen.«

»Du hast also die Nachschrift Rolands nicht gelesen, Charles?«

»Doch, aber ich finde darin nicht mehr als in dem Briefe Deiner Mutter.«

»Lies die letzte Phrase noch einmal.«

Und Amelie bot den Brief noch einmal dem jungen Manne.

Er las:

»Ich verlasse Paris für einige Tage, aber wenn ich Dich auch nicht sehe, wirst Du von mir hören.«

»Nun?«

»Weißt Du, was das heißen will?«

»Nein.«

»Das will heißen, daß Roland Dich verfolgt.«

»Was tut es, da er nicht von der Hand eines von den Unsrigen sterben kann?«

»Aber Du, Unglücklicher, Du kannst von der seinen sterben!«

»Glaubst Du, daß ich ihm darob sehr grollen müßte, wenn er mich tötete, Amelie?«

»O, der Gedanke war Mir selbst in meinen düstersten

Befürchtungen noch nicht gekommen?«

»Du glaubst also, Dein Bruder macht Jagt auf uns?«

»Ich bin dessen gewiß.«

»Woher kommt Dir diese Gewißheit?«

»Als er Sir John tot glaubte, schwor er ihn zu rächen.«

»Wenn er gestorben wäre, statt nur mit dem Tode zu ringen«, machte der junge Mann mit Bitterkeit, »so waren wir jetzt nicht, wo wir sind, Amelie.«

»Gott hat ihn gerettet, Charles: es war deshalb gut, daß er nicht starb.«

»Für uns? . . . «

»Ich untersuche die Ratschlüsse Gottes nicht. Ich sage Dir, mein vielgeliebter Charles, hüte Dich vor Roland: Roland ist in der Nähe.«

Charles lächelte mit einer Miene voll Zweifel.

»Ich sage Dir, daß er nicht nur in der Nähe, sondern sogar hier ist; man hat ihn gesehen.«

»Man hat ihn gesehen? wo? wer?«

»Wer ihn gesehen?«

»Ja.«

»Charlotte, die Kammerfrau, die Tochter des Gefängniswärters: sie bat mich gestern am Sonntag um Erlaubnis, ihre Eltern besuchen zu dürfen: ich mußte Dich sehen und gab ihr Urlaub bis diesen Morgen.«

»Nun?«

»Sie brachte die Nacht bei ihren Eltern zu. Um elf Uhr kam der Hauptmann der Gendarmerie, um Gefangene zu bringen. Während man sie durchsuchte, kam ein Mann in einen Mantel gehüllt und fragte nach dem Hauptmann. Charlotte glaubte die Stimme des Fremden zu erkennen: sie beobachtete ihn aufmerksam und in einem Augenblicke, wo der Mantel sich vom Gesichte schob, erkannte sie meinen Bruder.«

Der junge Mann machte eine Bewegung.

»Begreifst Du, Charles, mein Bruder, der hier her nach Bourg kommt, der in einen Mantel eingehüllt erscheint, ohne mir zuvor Nachricht davon zu geben: mein Bruder, der nach dem

Hauptmann der Gendarmerie fragt, der ihm in das Gefängnis folgt, der nur mit ihm spricht und verschwindet? Ist das nicht eine furchtbare Drohung für meine Liebe, sprich?«

Wirklich, je länger Amelie sprach, eine desto düsterere Wolke überschattete die Stirne ihres Geliebten.

»Amelie«, sagte er, »als wir uns zu dem machten, was wir sind, hat sich keines von uns die Gefahren, die es lief, verheimlicht.«

»Aber Du hast doch wenigstens das Asyl vertauscht, Du hast die Karthause von Seillon verlassen?« fragte Amelie.

»Unsere Toten allein sind dort geblieben und bewohnen sie zu dieser Stunde.«

»Ist die Grotte von Ceyzériat ein sicheres Asyl?«

»So sicher als jedes Asyl, das zwei Ausgänge hat.«

»Die Karthause von Seillon hatte auch zwei Ausgänge und doch, sagtest Du, habt Ihr Tote dort gelassen.«

»Die Toten sind in größerer Sicherheit, als die Lebendigen: sie sind gewiß, nicht auf dem Schafott zu sterben.«

Amelie fühlte einen Schauer über den ganzen Körper hinrieseln.

»Charles!« murmelte sie.

»Höre«, sagte der junge Mann, »Gott ist mein Zeuge und auch Du, daß ich stets bei unsern Zusammenkünften mit meinem Lächeln und meiner Heiterkeit Deine Ahnungen und Befürchtungen zu verscheuchen suchte; aber heute, Amelie, haben die Dinge ein anderes Aussehen; wir stehen im Angesicht des Kampfes. Was auch geschehen mag, die Entwicklung naht; ich verlange von Dir, Amelie, nicht jene törichten und egoistischen Dinge, welche die Liebenden, die von einer großen Gefahr bedroht sind, von der Geliebten fordern, ich verlange nicht, daß Du Dein Herz dem Toten, Deine Liebe der Leiche bewahren sollst.«

»Freund«, machte das junge Mädchen, indem sie ihm die Hand auf den Arm legte, »hüte Dich, Du wirst am Ende gar an mir zweifeln.«

»Nein, ich mache Dein Verdienst größer, indem ich Dich aus freiem Willen das Opfer in seiner ganzen Ausdehnung bringen lasse; ich will Dich durch keinen Schwur binden, durch keine

Fessel binden.«

»Gut«, sagte Amelie.

»Aber, was ich von Dir verlange«, fuhr der junge Mann fort, »was Du mir auf unsere für Dich so unheilvolle Liebe schwören sollst, das ist, daß, wenn ich festgenommen werde . . . ich hoffe, daß man mich nicht lebendig in die Gewalt bekommen wird; doch wer weiß, ich kann in eine Falle geraten . . . wenn ich festgenommen, entwaffnet, ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt werde, um was ich Dich bitte, was ich von Dir verlange, Amelie, ist, daß Du mir durch alle möglichen Mittel Waffen zukommen lassest und zwar nicht bloß für mich, sondern auch für meine Genossen, damit wir immer Herr über unser Leben seien.«

»Aber, Charles, wirst Du mir dann nicht gestatten, Alles zu sagen, an die zärtliche Liebe meines Bruders, an die Großmut des ersten Konsuls zu appellieren?«

Das junge Mädchen vollendete nicht, ihr Geliebter ergriff heftig ihre Hand:

»Amelie«, sagte er, »nicht einen Schwur, sondern zwei fordere ich von Dir. Du wirst mir zuerst und vor Allem schwören, nicht um meine Begnadigung nachzusuchen. Schwöre, Amelie, schwöre.«

»Muß ich schwören, Freund?« sagte das junge Mädchen in Schluchzen ausbrechend: »ich verspreche es Dir.«

»Auf den Augenblick, wo ich Dir sagte, daß ich Dich liebe, auf den Augenblick, wo Du mir sagtest, daß Du mich liebst.«

»Auf Dein Leben, auf das meine, auf die Vergangenheit, auf die Zukunft, auf unser Lächeln, auf unsere Tränen!«

»Siehst Du, Amelie, ich würde dennoch sterben, und wenn ich mir auch den Kopf an der Mauer zerschmettern müßte: nur würde ich entehrt sterben.«

»Ich verspreche es Dir, Charles.«

»Nun bleibt noch meine zweite Bitte, Amelie: wenn wir gefangen genommen und verurteilt sind, werden mir Waffen oder Gift, kurz welches Mittel es sei, um mich zu töten, wenn es von Dir kommt, den Tod zu einem Glücke machen.«

»Nah oder fern, frei oder gefangen, lebend oder tot, bin ich Deine Sklavin, befehl und ich gehorche.«

»Das ist alles, Amelie: Du siehst, es ist einfach und klar: keine Gnade und Waffen.«

»Einfach und klar, aber furchtbar.«

»Und so wird es sein, nicht wahr?«

»Du willst es?«

»Ich bitte Dich darum.«

»Befehl oder Bitte, mein Charles, Dein Wille wird geschehen.«

»Der junge Mann stützte mit seinem linken Arme das junge Mädchen, das einer Ohnmacht nahe war, und näherte seinen Mund dem ihrigen.«

Aber im selben Augenblicke, als ihre Lippen sich berühren wollten, hörte man den Schrei des Käuzchens so nahe am Fenster, daß Amelie zitterte und Charles den Kopf erhob.

Man hörte den Schrei noch einmal, dann zum dritten Male.

»Ach!« murmelte Amelie, »erkennst Du den Schrei des unheil kündenden Vogels? wir sind verurteilt, mein Freund.«

Aber Charles schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht der Schrei des Käuzchens, Amelie«, sagte er: »es ist das Signal eines meiner Genossen: lösche das Licht aus.«

Amelie blies das Licht aus, während ihr Geliebter das Fenster öffnete.

»Ach, bis hierher!« murmelte sie: »man sucht Dich hier.«

»O, das ist unser Freund, unser Vertrauter, der Graf von Jahia: niemand, außer ihm, weiß, wo ich bin.«

Dann fragte er vom Balkon herab:

»Bist Du es, Montbar?«

»Ja: bist Du es, Morgan?«

»Ja.«

Ein Mann trat aus einem Dickicht von Bäumen hervor.

»Nachrichten von Paris, kein Augenblick zu verlieren; es gilt unser aller Leben.«

»Du hörst, Amelie?«

Und das junge Mädchen in seine Arme schließend, preßte er sie konvulsivisch an sein Herz.

»Geh«, sagte sie mit erstickter Stimme.

»Geh; hast Du nicht gehört, daß es Euer aller Leben gilt?«

»Lebe wohl, meine innig geliebte Amelie, lebe wohl!«

»O, sage nicht Lebewohl!«

»Nein, nein, auf Wiedersehen.«

»Morgan! Morgan!« sagte die Stimme des Mannes, der unter dem Balkon stand.

Der junge Mann drückte zum letzten Male seine Lippen auf die von Amelie und nach dem Fenster eilend, schwang er sich über den Balkon und war mit einem Sprunge unten bei seinem Freunde.

Amelie stieß einen Schrei aus und trat bis an die Brustwehr vor; aber sie sah nur zwei Schatten, die sich in der Dunkelheit verloren, welche durch die Nachbarschaft der großen Bäume, die den Park bildeten, noch größer wurde.

XI.

Die Grotte von Ceyzériat.

Die beiden jungen Leute vertieften sich in den Schatten der großen Bäume; Morgan leitete seinen Genossen, der mit den Wegen des Parks weniger vertraut war, als er, und führte ihn gerade an den Ort, wo er gewöhnlich über die Mauer stieg.

Sie brauchten nur eine Sekunde, um dieses Manöver zu machen.

Einen Augenblick später befanden sie sich an den Ufern der Reyssousse.

Ein Boot wartete am Fuße einer Weide.

Sie stiegen beide hinein und mit drei Ruderschlägen hatten sie das andere Ufer erreicht.

Ein Pfad führte an dem steilen Ufer des Flusses hin und brachte sie nach einem kleinen Walde, der sich von Ceyzériat nach Etrez erstreckt, das heißt drei Meilen lang, und auf der andern Seite der Reyssousse das Gegenstück zu dem Walde von Seillon bildete.

Als sie an den Saum des Waldes kamen, hielten sie: bis dahin waren sie so rasch gegangen, als es möglich, ohne zu lausen, und weder der Eine noch der Andere hatte ein Wort gesprochen.

Der ganze Weg, den sie zurückgelegt, war menschenleer: es war deshalb auch wahrscheinlich, sogar gewiß, daß man von Niemand gesehen worden.

Man konnte endlich atmen.

»Wo sind die Genossen?« fragte Morgan.

»In der Grotte«, antwortete Montbar.

»Und warum gehen wir nicht alsbald dahin?«

»Weil wir am Fuße jener Rotbuche einen der Unsrigen finden müssen, der uns sagen wird, ob wir ohne Gefahr weiter gehen können.«

»Wen?«

»D'Assas.«

Ein Schatten erschien hinter dem Baume und löste sich von ihm

ab.

»Da bin ich«, sagte der Schatten.

»Ah! Du bist es«, machten die beiden jungen Leute.

»Was gibt es Neues?« fragte Montbar.

»Nichts: man erwartet uns, um einen Entschluß zu fassen.«

»In diesem Falle rasch vorwärts.«

Die drei jungen Leute setzten ihren Weg fort: nachdem sie dreihundert Schritte gemacht, blieb Montbar wieder stehen.

»Harmand!« machte er halblaut.

Bei diesem Rufe hörte man das Rauschen trockenen Laubs und ein vierter Schatten trat aus einer Dickung hervor und näherte sich den drei Genossen.

»Nichts Neues?« fragte Montbar.

»Doch, ein Abgesandter von Cadoudal.«

»Der, welcher bereits gekommen?«

»Wo ist er?«

»Bei den Brüdern in der Grotte.«

»Auf denn.«

Montbar eilte voran: der Pfad war so schmal geworden, daß die vier jungen Leute nur hinter einander zu gehen im Stande waren.

Der Weg stieg ungefähr fünfhundert Schritte lang ziemlich sanft hinan, machte, aber viele Krümmungen.

Als sie an eine Lichtung kamen, blieb Montbar stehen und ließ dreimal den Schrei des Käuzchens hören, der Morgan seine Gegenwart angekündigt.

Ein einzelnerachteulenschrei antwortete ihm.

Dann glitt ein Mann auf den Ästen einer dicht belaubten Eiche auf die Erde herab: es war die Wache, welche an dem Eingang der Grotte den Dienst hatte.

Dieser Eingang befand sich ungefähr zehn Schritte von der Eiche.

Das dichte Gehölz umgab den Eingang so üppig, daß man beinahe davor stehen mußte, um ihn zu sehen.

Die Wache wechselte einige Worte mit Montbar, der, indem er die Pflichten eines Anführers erfüllte, Morgan ganz seinen Gedanken überlassen zu wollen schien: der Bandit aber, da sein

Wachdienst ohne Zweifel noch nicht zu Ende war, stieg wieder in die Äste der Eiche hinaus und war nach einem Augenblick so gut in dem dichten Laubwerk versteckt, daß selbst diejenigen, deren Blick er sich so eben entzogen, ihn vergebens in seiner Luftbastei suchten.

Je mehr man sich dem Eingang der Grotte näherte, desto schmaler wurde der Hohlweg.

Montbar trat zuerst in die Grotte und nahm aus einer Vertiefung, wo er dies wußte, einen Stahl, Feuerstein, Zunder, Zündhölzer und eine Fackel.

Der Funke sprühte, der Zunder fing Feuer, das Zündhölzchen verbreitete eine bläuliche und flackernde Flamme, an welcher sich die knisternde und harzige Fackel entzündete.

Drei bis vier Wege boten sich dar, Montbar schlug ohne Zögern einen derselben ein.

Der Weg drehte sich nach der entgegengesetzten Seite, als sie sich in die Erde vertieften; man hätte sagen können, die jungen Leute gehen unter dem Boden wieder zurück und verfolgen die Gegenspür des Weges, der sie hergeführt.

Offenbar machte man die Kreuz- und Querwege eines alten Steinbruchs, vielleicht desjenigen, aus welchem vor neunzehnhundert Jahren die drei römischen Städte hervorgingen, welche heutzutage nur noch Dörfer sind, und das Lager des Cäsar, das sie überragt.

Von Zeit zu Zeit war der unterirdische Pfad, auf dem man ging, in seiner ganzen Breite durch einen großen Gräben abgeschnitten, über den man nur mittelst eines Brettes kommen konnte, das man mit einem Fußstoß wieder in den Graben hinabwarf.

Von Zeit zu Zeit sah man Schulterwehren, hinter denen man sich verschanzen und Feuer geben konnte, ohne dem Feinde irgend einen Teil des Körpers bloßzustellen.

Fünfhundert Schritte endlich von dem Eingang bot eine Barrikade von der Höhe eines Mannes ein letztes Hindernis für diejenigen, welche bis zu einer von den Rotunde hätten gelangen wollen, wo ungefähr zehn Menschen lagen oder saßen, die Einen mit Lesen, die Andern mit Spielen beschäftigt.

Keiner der Lesenden oder Spielenden ließ sich durch das Geräusch der Schritte der Neuankömmlinge oder den Anblick der Helle, die sich an den Wänden des Steinbruchs hinzog, auch nur im Geringsten stören, so sicher wußten sie, daß geschützt, wie sie waren, nur Freunde bis zu ihnen dringen könnten.

Das Schauspiel, das dieses Lager bot, war im Übrigen außerordentlich malerisch: die Wachskerzen, welche im Überflusse brannten, — die Genossen waren zu aristokratisch, um ein anderes Licht als Wachskerzen zu brennen — spiegelten sich in den Waffentrophäen aller Art, unter denen die doppeläufigen Flinten und Pistolen den ersten Rang einnahmen: Rapiere und Masken hingen dazwischen, einige musikalische Instrumente waren hin und wieder ausgestellt: ein bis zwei Spiegel in ihren goldenen Rahmen gaben zu erkennen, daß die Toilette nicht zu den geringsten Zeitvertreibern der fremden Bewohner dieser unterirdischen Wohnung gehörten.

Alle schienen so ruhig, als wenn die Nachricht, welche Morgan aus den Armen Amelies gerissen, ihnen unbekannt wäre oder von ihnen als unwichtig betrachtet würde.

Als man jedoch bei dem Nahen der kleinen Gruppe, welche von draußen kam, die Worte: »Der Hauptmann! der Hauptmann!« hörte, standen alle auf, nicht mit dem Servilismus des Soldaten, der seinen Vorgesetzten kommen sieht, sondern mit der liebevollen Ergebenheit intelligenter und starker Männer für einen noch stärkeren und intelligenteren als sie.

Morgan schüttelte den Kopf, hob die Stirne und trat, an Montbar vorübergehend, in die Mitte des Kreises, der sich bei seinem Anblicke gebildet.

»Nun, Freunde«, fragte er, »es gibt wohl Neuigkeiten?«

»Ja, Hauptmann«, sagte eine Stimme, »man versicherte, daß die Polizei des ersten Konsuls uns die Ehre erweist, sich mit uns zu beschäftigen.«

»Wo ist der Bote?« fragte Morgan.

»Hier«, sagte ein junger Mann in der Uniform der Kabinettskuriere, der noch ganz mit Staub und Kot bedeckt war.

»Haben Sie Depeschen?«

»Keine geschriebenen, aber mündliche.«

»Woher?«

»Aus dem geheimen Kabinett des Präfekten.«

»So kann man daran glauben?«

»Ich stehe dafür; sie sind so offiziell, als nur möglich.«

»Es ist gut, überall Freunde zu haben«, machte Montbar, diese Bemerkung als Paranthese einschiebend.

»Und namentlich bei Herrn Fouché«, versetzte Morgan; »wir wollen hören, was es Neues gibt.«

»Soll ich es laut sagen, oder Ihnen allein?«

»Da ich annehme, daß es uns Alle interessiert, so sagen Sie es laut.«

»Nun denn, der Citoyen erste Konsul ließ den Citoyen Fouché nach dem Luxembourgpalast kommen und hat ihm unsertwegen den Kopf gewaschen.«

»Gut! Weiter!«

»Der Citoyen Fouché hat geantwortet, wir seien schlaue Bursche, auf die man schwer Jagd machen könne, die aber, wenn man sie endlich eingeholt, noch schwieriger zu packen seien. Kurz, er hat uns die größten Elogen gemacht.«

Das ist sehr liebenswürdig von ihm. Weiter!«

»Der erste Konsul antwortete, das kümmere ihn wenig, wir seien Räuber und wir mit unseren Räubereien unterhielten den Krieg in der Vendée; sobald wir kein Geld mehr nach der Bretagne schafften, höre der Krieg auf und gebe es auch keine Chouannerie mehr.«

»Das scheint mir sehr klug ausgedacht.«

»Im Osten und im Süden müsse man den Westen schlagen.«

»Wie England in Indien.«

»Demzufolge gab er dem Citoyen Charte blanche und wenn es eine Million Franken und fünfhundert Menschenleben kostete, er müsse unsere Köpfe haben.«

»Nun, er weiß von wem er sie fordert, es bleibt ihm nur noch zu erfahren, ob wir sie uns nehmen lassen.«

»Der Citoyen Fouché kehrte wütend nach Hause zurück und hat erklärt, ehe acht Tage vergingen, dürfe nicht ein Genosse Jehus mehr in Frankreich existieren.«

»Der Termin ist kurz.«

»Am selben Tage gingen Couriere nach Lyon, Macon, Lons-le-Saulnier, Besancon und Genf mit dem Befehl an die Garnisonschefs ab, persönlich alles, was in ihren Kräften stünde, zu tun, um unsere Ausrottung zu bewerkstelligen, außerdem Herrn Roland von Montrevel, dem Adjutanten des ersten Konsuls, augenblicklichen und unbedingten Gehorsam zu leisten und so viele Truppen, als er brauchen würde, zu seiner Disposition zu stellen, um sie nach Belieben zu verwenden.«

»Ich kann hinzufügen«, sagte Morgan, »daß Herr Roland von Montrevel bereits in unserer Gegend ist: gestern hatte er im Gefängnis von Bourg eine Konferenz mit dem Hauptmann der Gendarmerie.«

»Weiß man, zu welchem Zweck?« fragte eine Stimme.

»Natürlich«, sagte eine andere, »um unsere Wohnungen in Stand zu setzen.«

»Wirst Du ihm jetzt noch immer Deinen Schutz angedeihen lassen?« fragte d'Assas.

»Mehr als je.«

»Ah! das ist zu stark!« murmelte eine Stimme.

»Warum das?« versetzte Morgan in herrischem Tone: »bin ich hier nicht in meinem einfachen Genossenrecht?«

»Gewiß«, sagten zwei andere Stimmen.

»Nun, so mache ich davon Gebrauch, als einfacher Genosse und als euer Hauptmann.«

»Wenn sich aber in dem Gewirre eine Kugel verirrt?« sagte eine Stimme.

»So ist es nicht ein Recht, das ich in Anspruch nehme, nicht ein Befehl, den ich gebe, sondern eine Bitte, die ich an euch richte: meine Freunde, versprecht mir auf eure Ehre, daß das Leben Rolands von Montrevel euch heilig sein soll.«

Einstimmig antworteten alle, welche zugegen waren, indem sie die Hand in die Höhe hoben:

»Auf Ehre, wir schwören es!«

»Nun«, fuhr Morgan fort, »gilt es unsere Lage von ihrem wahren Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, uns keine Illusionen zu machen: sobald eine gut organisierte Polizei uns zu verfolgen

beginnt und uns wirklich den Krieg macht, ist es unmöglich, daß wir Widerstand leisten: wir müssen deshalb listig sein wie der Fuchs, Auswege suchen wie das Wildschwein, über unsern Widerstand kann nur Zeit und Ort entscheiden. Das ist meine Ansicht wenigstens.«

Morgan fragte seine Genossen mit den Augen und fand allgemeine Zustimmung: nur mit einem Lächeln auf den Lippen anerkannten sie, daß ihr Untergang gewiß sei.

So war es zu jener seltsamen Zeit: man nahm den Tod ohne Furcht hin, wie man ihn ohne Empfindung gab.

»Und hast Du nichts mehr für den Augenblick hinzuzufügen?« fragte Montbar.

»Doch«, sagte Morgan, »ich habe hinzuzufügen, daß nichts leichter ist, als uns Pferde zu verschaffen, und sogar zu Fuß fortzukommen: wir sind lauter Jäger und mehr oder weniger Bergbewohner. Zu Pferd brauchen wir sechs Stunden, um außerhalb Frankreichs zu sein, zu Fuß zwölf: sind wir mal in der Schweiz, so spotten wir des Citoyen Fouché und seiner Polizei: das wollte ich hinzufügen.«

»Es ist sehr amüsan, des Citoyen Fouché zu spotten«, sagte Adler, »aber es ist sehr langweilig, Frankreich zu verlassen.«

»Ich werde deshalb auch diese äußerste Maßregel nicht in Vorschlag bringen, ehe wir den Boten von Cadoudal gehört.«

»Ja, das ist wahr«, sagten zwei bis drei Stimmen, »der Bretagner, wo ist der Bretagner?«

»Er schlief, als ich ging«, sagte Montbar.

»Und er schläft noch«, sagte Adler, mit dem Finger auf einen Mann deutend, der in einer Vertiefung der Grotte auf einem Lager von Stroh ruhte.

Man weckte den Bretagner, der sich auf seinen Knien aufrichtete, und sich, während er mit einer Hand die Augen rieb, mit der andern aus Gewohnheit nach seinem Gewehre griff.

»Ihr seid bei Freunden«, sagte eine Stimme, »habt deshalb keine Furcht.«

»Furcht!« sagte der Bretagner: »wer glaubt da, daß ich Furcht habe?«

»Einer, der vermutlich nicht weiß, was das ist, mein lieber

Rameau d'or«, sagte Morgan (denn er erkannte den Boten Cadoudals als denjenigen, der schon einmal dagewesen, und den man in der Karthause in jener Nacht empfangen, wo er selbst von Avignon angekommen war) »und in dessen Namen ich euch um Entschuldigung bitte.«

Rameau d'or betrachtete die Gruppe der jungen Leute, vor der er stand, mit einer Miene, die deutlich zu verstehen gab, wie sehr ihm eine gewisse Art von Scherzen zuwider war:, da diese Gruppe jedoch nichts Feindseliges hatte und ihre Heiterkeit offenbar kein Spott war, so fragte er mit ziemlich freundlicher Miene:

»Wer von Ihnen ist der Anführer? Ich habe ihm einen Brief von meinem General zu übergeben.«

Morgan machte einen Schritt vorwärts.

»Ich bin es«, sagte er.

»Ihr Name?«

»Ich habe zwei.«

»Ihr Kriegsname?«

»Morgan.«

»Ja, das ist der, welchen der General nannte: auch erkenne ich Sie wieder: Sie sind es, der am Abend, an welchem ich von den Mönchen empfangen wurde, mir einen Sack mit sechzigtausend Franken gab: ich habe einen Brief für Sie.«

»Gebt.«

Der Bauer nahm seinen Hut, zog das Futter heraus und holte zwischen dem Futter und dem Filz ein Stück Papier heraus, das wie ein doppeltes Futter aussah und auf den ersten Anblick unbeschrieben schien.

Dann übergab er Morgan das Papier mit einer militärischen Ehrenbezeugung.

Dieser drehte es zuerst hin und her: und sagte dann, als er sah, daß, wenigstens nichts Sichtbares darauf geschrieben stand:

»Ein Licht.«

Man brachte ein Licht: Morgan hielt das Papier in die Nähe der Flamme.

Nach und nach bedeckte sich das Papier mit Buchstaben und

die Schrift erschien an der Wärme.

Dieses Verfahren schien den jungen Leuten nicht fremd: nur der Bretoner sah mit einem gewissen Erstaunen zu.

Für diesen einfachen Sinn konnte in diesem Verfahren eine gewisse Zauberei liegen: aber von dem Augenblick, wo der Teufel der royalistischen Partei diente, war er nicht mehr fern, einen Pakt mit dem Teufel zu schließen.

»Meine Herren«, sagte Morgan, »wollen Sie wissen, was uns Cadoudal schreibt?«

Alle verbeugten sich und hörten.

Der junge Mann las.

»Mein lieber Morgan, wenn man Ihnen sagt, daß ich die Sache aufgegeben und mit der Regierung des ersten Konsuls zu gleicher Zeit wie die Vendéer Anführer in Unterhandlung getreten sei, so glauben Sie nicht ein Wort: ich bin die bretagnisirende Bretagne und folglich starrköpfig wie ein echter Bretoner. Der erste Konsul schickte mir einen seiner ersten Adjutanten, um mir vollkommene Amnestie für meine Leute und für mich den Grad eines Obersten anzubieten.

»Jetzt hängt Alles von Ihnen ab: da wir weder Geld, noch Unterstützung von Fürsten annehmen, so sind Sie unser Schatzmeister: schließen Sie uns Ihre Kasse oder vielmehr hören Sie auf, uns die der Regierung zu öffnen, und die royalistische Opposition, deren Herz nur noch in der Bretagne schlägt, wird immer schwächer und hört nach und nach ganz auf.

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wenn jenes Herz aufgehört zu schlagen, auch das meine zu schlagen aufhören wird.

»Unsere Mission ist gefährlich: es ist wahrscheinlich, daß wir unsern Kopf dabei verlieren werden: finden Sie jedoch nicht, daß es schön für uns sein wird, sagen zu hören, wenn wir tot sind, falls man jenseits des Grabes noch etwas hört: ›Alle verzweifelten, nur sie nicht!«

Einer von uns wird den andern überleben, aber um ebenfalls zu unterliegen: dieser möge im Sterben sagen: Etiamsi omnes, ego non.

»Zählen Sie auf mich, ich zähle auf Sie.

»Georges Cadoudal.«

N.S. »Sie wissen, daß Sie Rameau d'or alles geben können, was Sie von Geld für unsere Sache haben: er versprach, sich nicht fangen zu lassen und ich vertraue auf sein Wort.«

Ein enthusiastisches Gemurmel erhob sich unter den jungen Leuten, als Morgan die letzten Worte dieses Briefes gelesen hatte.

»Sie hörten, meine Herren?« sagte er.

»Ja, ja, ja«, wiederholten alle Stimmen.

»Fürs erste, welche Summe können wir Rameau d'or geben?«

»Dreizehntausend Franken vom Silansee: zweiundzwanzig tausend von der Carronnière, vierzehntausend von Meximieux, im Ganzen neunundvierzigtausend«, sagte Adler.

»Ihr hört, mein lieber Rameau d'or?« sagte Morgan: »es ist nicht viel, und wir sind um die Hälfte ärmer, als das letzte Mal, aber Ihr kennt das Sprichwort: ›Ein Schelm gibt mehr als er hat.«

»Der General weiß, welchen Gefahren Sie trotzen, um dies Geld auszutreiben, und er sagte, daß er es mit Dank nehmen würde, wie wenig Sie ihm auch schicken könnten.«

»Um so mehr, als die nächste Sendung besser sein wird«, sagte die Stimme eines jungen Mannes, der sich ungesehen unter die Gruppe mischte, so sehr war die Aufmerksamkeit auf den Brief Cadoudals und den, welcher, ihn las, concentrirt, »namentlich wenn wir nächsten Samstag ein Wort mit der Mallepost von Chambéry sprechen wollen.«

»Ah! Du bist es, Valensolle«, sagte Morgan.

»Keine Eigennamen, wenn's gefällig, Baron: wir wollen uns erschießen, guillotiniern, rädern, vierteilen lassen, aber die Ehre unserer Familie aufrecht erhalten. Ich nenne mich Adler und höre auf keinen andern Namen.«

»Verzeihung, ich hatte Unrecht: Du sagtest also . . . «

»Daß die Mallepost von Paris nach Chambéry Samstag zwischen der Kapelle von Grinchay und Belleville mit fünfzigtausend Franken der Regierung an die Mönche auf dem St. Bernhard durchkommen werde, wozu ich noch füge, daß zwischen diesen beiden Örtlichkeiten ein Punkt ist, welcher La Maison Blanche heißt und mir ausgezeichnet zu einem Hinterhalte geeignet scheint.«

»Was sagen Sie davon, meine Herren?« fragte Morgan: »wollen wir dem Citoyen Fouché die Ehre erweisen, uns mit seiner Polizei zu beschäftigen? Gehen wir? Verlassen wir Frankreich oder bleiben wir die treuen Genossen Jehus?«

Man hörte nur einen Ruf:

»Wir wollen bleiben.«

»Das ist schön!« sagte Morgan; »ich erkenne euch daran, meine Brüder. Cadoudal hat uns in dem bewunderungswürdigen Briefe, den wir so eben von ihm erhielten, den Weg angedeutet; machen wir seine heroische Devise zu der unsrigen: *Etiam si omnes, ego non.*«

Dann sich an den bretagnischen Bauern wendend, sagte er:

»Rameau d'or, die neunundvierzigtausend Franken stehen zu Deiner Verfügung; gehe, wann Du willst: versprich in unserem Namen etwas Besseres für das nächste Mal und sage dem General von mir, daß, wohin er auch gehen möge, selbst auf das Schafott, ich mir eine Ehre daraus machen werde, ihm zu folgen oder ihm voranzugehen: auf Wiedersehen, Rameau d'or!«

Dann wandte er sich an den jungen Mann, der so sehr zu wünschen schien, daß man sein Inkognito respektiere.

»Mein lieber Adler«, sagte er, wie Jemand, der seine einen Augenblick verschwundene Heiterkeit wiedergefunden, »ich übernehme es, für Dein Unterkommen und Dein Nachtessen zu sorgen, wenn Du mich überhaupt als Wirt annimmst.«

»Dankbar, mein Freund Morgan«, antwortete der Neuankömmling; »nur sage ich Dir zum Voraus, daß ich mich mit jeder Art von Bette begnügen werde, indem ich vor Müdigkeit sterbe; aber nicht mit jeder Art von Nachtessen, weil ich vor Hunger sterbe.«

»Du sollst ein gutes Bett und ein ausgezeichnetes Nachtessen

haben.«

»Was muß ich zu diesem Ende tun?«

»Mir folgen.«

»Ich bin bereit.«

»Dann komme: gute Nacht, meine Herren: Du wachst, Montbar?«

»Ja.«

»In diesem Falle können wir ruhig Schlafen.«

Darauf steckte Morgan einen seiner Arme durch den Arm seines Freundes, nahm mit der andern Hand eine Fackel, die man ihm darbot, und ging tiefer in die Grotte, wohin wir ihm folgen wollen, wenn der Leser von dieser langen Sitzung nicht zu sehr ermüdet ist.

Es war zum ersten Male, daß Valensolle, der, wie wir gesehen, aus der Gegend von Aix war, Gelegenheit hatte, die Grotte von Ceyzériat zu besuchen, welche die Genossen Jehu in jüngster Zeit zu ihrem Zufluchtsorte gewählt. Bei den vorhergehenden Zusammenkünften hatte er nur Gelegenheit gehabt, die Kreuz- und Quergänge der Karthause von Seilion so genau kennen zu lernen, daß man ihm zuletzt bei der mit Roland gespielten Komödie die Rolle des Gespenstes anvertraut hatte.

Alles war deshalb interessant und unbekannt für ihn an diesem neuen Domizil, wo er seinen ersten Schlaf machen wollte, und das für einige Tage wenigstens das Hauptquartier von Morgan zu sein schien.

Wie es mit allen verlassenen Steinbrüchen geht, die im ersten Augenblick einer unterirdischen Stadt gleichen, die verschiedenen zur Gewinnung des Steines ausgegrabenen Straßen liefen zuletzt immer in eine Sackgasse aus, das heißt an dem Punkte, wo die Arbeit unterbrochen war.

Eine einzige dieser Straßen schien sich ins Unendliche zu verlängern.

Aber es gab wohl einen Punkt, wo auch sie ihr Ende erreichen mußte: in dem Winkel des Engpasses war — zu welchem Zwecke, ist im Lande selbst noch ein Geheimnis — eine Öffnung durchgehauen, welche um zwei Drittel schmaler war als die, in welche sie führte, und nur zwei Menschen neben einander

durchließ.

Die beiden Freunde traten durch diese Öffnung. Die Luft drang so selten in diesen Raum, daß ihre Fackel jeden Augenblick auszulöschen drohte.

Valensolle fühlte eisige Wassertropfen auf seine Schultern und seine Hände tropfen.

»Nun«, sagte er, »regnet es hier?«

»Nein«, antwortete Morgan lachend: »wir gehen nur hier unter der Reyssousse durch.«

»So gehen wir also nach Bourg?«

»Beinahe.«

»Wohl: Du führst mich, Du versprichst mir ein Nachtessen und ein Lager! Ich brauche mich durch nichts beunruhigen zu lassen, als daß unsere Lampe erlöschen könnte: indeß . . . « fügte der junge Mann hinzu, indem er mit den Blicken dem erblassenden Lichte der Fackel folgte.

»Auch das wäre nicht beunruhigend, weil wir uns immer wiederfinden würden.«

»Und doch«, sagte Valensolle, »wenn man bedenkt, daß das alles für Fürsten geschieht, die nichts davon wissen, und die, wenn sie es eines Tages erführen, es andern Tages bereits vergessen hätten, daß wir um drei Uhr Morgens unter einer Grotte umherspazieren, unter Flüssen durch wandern, und uns, ich weiß nicht wo, niederlegen, mit der Aussicht, festgenommen, verurteilt und eines schönen Morgens guillotiniert zu werden: weißt Du, daß das sehr töricht ist, Morgan?«

»Mein Lieber«, antwortete Morgan, »was für töricht gilt, und was in einem solchen Falle nicht von der großen Masse begriffen wird, hat alle Aussicht erhaben zu sein.«

»Nun«, sagte Valensolle, »ich sehe, daß Du noch mehr bei dem Handwerk, das wir treiben, verlierst, als ich: ich setze nur Hingabe ein, Du aber Enthusiasmus.«

Morgan stieß einen Seufzer aus.

»Wir sind an Ort und Stelle«, sagte er, indem er die Konversation wie eine Last fallen ließ, die ihm zu schwer war, um sie länger zu tragen.

Er war auch wirklich auf den ersten Stufen einer Treppe

angekommen.

Morgan, welcher Valensolle leuchtete und voranging, stieg zehn Stufen hinab und stand vor einem Gitter.

Mit einem Schlüssel, den er aus seiner Tasche zog, wurde das Gitter geöffnet.

Man befand sich in einer Gruft.

Auf beiden Seiten der Gruft standen zwei Säрге auf eisernen Dreisüßen: herzogliche Kronen um das azurblaue Wappenschild mit dem silbernen Kreuze zeigten an, daß diese Säрге Glieder der Familie von Savoyen, ehe diese die königliche Krone trugen, umschlossen.

Im Hintergrunde der Gruft sah man eine Treppe, welche in ein höheres Stockwerk führte.

Valensolle warf einen neugierigen Blick um sich her und sah bei dem flackernden Lichte der Fackel, daß sie sich in einer Gruft befanden.

»Teufel!« machte er, »wir sind, wie es scheint, ganz das Gegenteil von den Spartanern.«

»Sofern sie Republikaner waren und wir Royalisten sind?« fragte Morgan.

»Nein: sondern sofern die Spartaner gegen das Ende ihres Mahles ein Skelett kommen ließen, während wir dies beim Anfang tun.«

»Weißt Du gewiß, daß es die Spartaner waren, die diesen Beweis von Philosophie gaben?« fragte Morgan, indem er die Türe schloß.

»Sie oder andere, das gilt mir gleich«, sagte Valensolle: »ich habe mal citirt: der Abbé Verlat nahm seine Belagerung nicht wieder auf, ich werde meine Zitation nicht wieder aufnehmen.«

»Nun gut, ein andermal magst Du sagen die Ägypter.«

»Gut«, antwortete Valensolle mit einer Gleichgültigkeit, in der sogar eine gewisse Melancholie lag, »ich werde wahrscheinlich selbst ein Skelett sein, ehe ich die Gelegenheit habe, meine Kenntnisse in dieser Richtung an den Tag zu legen. Aber was zum Teufel machst Du denn? und warum löschest Du denn die Fackel aus. Ich hoffe doch nicht, Du willst mich hier zu Nacht speisen und Schlafen lassen?«

Morgan hatte wirklich seine Fackel auf der ersten Stufe der Treppe, welche nach dem oberen Stockwerk führte, ausgelöscht.

»Gib mir die Hand«, antwortete der junge Mann.

Valensolle ergriff die Hand seines Freundes mit einem Ungestüm, welches deutlich bewies, wie wenig er Lust habe, sich lange in dieser Gruft der Herzoge von Savoyen auszuhalten, wie große Ehre es auch für einen Lebenden gewesen wäre, mit so erlauchten Toten zu verkehren.

Morgan stieg die Stufen hinan.

Dann merkte man an der starken Bewegung seiner Hand, daß er eine Anstrengung machte.

Wirklich hob sich auch eine Steinplatte weg, und durch die Öffnung zitterte eine matte Helle in die Augen Valensolles, während ein aromatischer Duft, der die mephitische Atmosphäre der Gruft verdrängte, seine Geruchsnerven angenehm berührte.

»Ah!« sagte er, »meiner Treu, wir sind in einer Scheune, das ist mir lieber.«

Morgan antwortete nicht, half ihm aus der Gruft heraus, und die Steinplatte trat wieder an ihre Stelle.

Valensolle sah rings um sich her: er stand in der Mitte eines großen Gebäudes voll Heu, in welches das Licht durch so bewundernswürdig gemeißelte Fenster drang, daß sie sich nicht in einer wirklichen Scheune befinden konnten.

Während dieser Untersuchung stieß Morgan fünf bis sechs Bündel Heu auf die Steinplatte, um diese aller Augen zu verbergen.

»Aber«, sagte Valensolle, »wir sind nicht in einer Scheune?«

»Klettere auf dies Heu hinaus und setze Dich in die Nähe jenes Fensters«, antwortete Morgan.

Valensolle gehorchte, kletterte auf das Heu wie ein Schulknabe in den Ferien, und setzte sich, wie ihm Morgan gesagt, neben das Fenster.

Einen Augenblick später legte Morgan zwischen die Beine seines Freundes eine Serviette mit einer Pastete, Brod, einer Flasche Wein, zwei Gläsern, zwei Messern und Gabeln.

»Wahrhaftig«, sagte Valensolle, »Lucullus speist bei Lucullus.«

Dann warf er einen Blick durch die Scheiben, auf einen Bau mit

einer Masse von Fenstern, der ein Flügel desjenigen zu sein schien, in welchem sich die beiden Freunde befanden, und vor welchem eine Schildwache auf und ab ging.

»Wahrhaftig«, machte er, »ich würde schlecht zu Nacht speisen, wenn ich nicht wüßte, wo wir sind: was ist dies für ein Gebäude? und warum geht die Schildwache vor dem Thore auf und ab?«

»Nun«, sagte Morgan: »da Du es absolut wissen willst, will ich es Dir sagen: wir sind in der Kirche von Brou, die ein Munizipaldekret in ein Futtermagazin verwandelt hat. Dies Gebäude, an das wir stoßen, ist die Gendarmerie-Kaserne, und diese Schildwache ist die Wache, welche den Auftrag hat, zu hindern, daß man uns während unseres Nachtessens störe oder uns während des Schlafes überrasche.«

»Brave Gendarmen«, sagte Valensolle, indem er sein Glas füllte: »auf ihre Gesundheit, Morgan!«

»Und auf die unsrige!« sagte der junge Mann lachend: »der Teufel soll mich holen, wenn man auf die Idee käme, uns hier zu suchen.«

Kaum hatte Morgan sein Glas geleert, als man, wie wenn der Teufel diese Herausforderung gehört, die durchdringende Stimme der Wache hörte, welche »Wer da!« rief.

»Nun?« machten die beiden jungen Leute, »was soll das beißen?« Wirklich kam auch eine Abteilung von dreißig Mann von der Seite von Pont d'Ain und nachdem man das Lösungswort ausgetauscht, löste sie sich in kleine Unterabteilungen aus: die beträchtlichste Abteilung, von zwei Offizieren, wie es schien, angeführt, kehrte in die Kaserne zurück: die andere verfolgte ihren Weg.

»Achtung!« machte Morgan.

Und beide lauschten auf den Knien liegend, mit wachsamen Ohren und das Auge an die Scheibe drückend.

Erklären wir dem Leser, was diese Unterbrechung in dem Mahle veranlaßte, das, trotzdem, daß es um drei Uhr Morgens eingenommen wurde, wie man sieht, doch nicht ruhig genossen werden konnte.

XII.

Das leere Nest.

Die Tochter des Schließers hatte sich nicht getäuscht: es war wirklich Roland, den sie in dem Kerker mit dem Hauptmann der Gendarmerie hatte sprechen sehen.

Amelie hatte nicht Unrecht, große Befürchtungen zu hegen: denn er verfolgte wirklich Morgan.

Wenn er sich nicht auf dem Schlosse Noires Fontanes gezeigt, so war dies nicht aus dem Grunde geschehen, weil er den geringsten Verdacht gehabt, daß seine Schwester ein Interesse für den Anführer der Genossen Jehus hege: aber er mißtraute der Indiskretion eines der Diener.

Er war von Charlotten bei ihrem Vater erkannt worden, da diese jedoch kein Erstaunen gezeigt, glaubte er sich auch nicht von ihr erkannt: um so mehr, als, nachdem er einige Worte mit dem Quartiermeister ausgetauscht, er, ihn auf dem Platz der Bastei zu erwarten gegangen, welcher zu einer solchen Stunde sehr öde war.

Nachdem der Eintrag in die Liste der Gefangenen gemacht war, kam der Hauptmann der Gendarmerie zu ihm.

Er hatte Roland auf und abgehend und ihn ungeduldig erwartend gefunden.

Bei dem Stockmeister hatte er sich einfach zu erkennen gegeben: hier konnte er auf die Sache eingehen.

Er teilte demzufolge dem Hauptmann der Gendarmerie den Zweck seiner Reise mit.

Wie man bei öffentlichen Versammlungen das Wort zu einer persönlichen Sache verlangt und es ohne Widerspruch erhält, so hatte Roland es von dem ersten Konsul verlangt und dies zu einer persönlichen Sache, nämlich, daß ihm die Verfolgung der Genossen Jehus anvertraut werde; und er hatte diese Gunst ohne Schwierigkeit erlangt.

Ein Befehl des Kriegsministers stellte die Garnisonen, nicht nur von Bourg, sondern auch von den umgebenden Städten zu seiner

Disposition.

Ein Befehl des Polizeipräfekten autorisierte alle Offiziere der Gendarmerie, ihm an die Hand zu gehen.

Er hatte natürlich daran gedacht, sich zuerst und vor allen andern sich an den Hauptmann der Gendarmie von Bourg zu wenden, den er von lange her kannte, und von dem er wußte, daß er ein Mann von Mut und Energie sei.

Er fand, was er suchte: der Hauptmann der Gendarmerie von Bourg war furchtbar ausgebracht gegen die Genossen Jehus, welche die Diligence eine Viertelstunde von der Stadt anfielen und die ihm nicht gelingen wollte, in seine Hand zu bekommen.

Er kannte die Rapporte, welche wegen der drei letzten Überfälle an den Polizeiminister geschickt worden waren, und er begriff die schlechte Stimmung des Letzteren.

Aber Roland steigerte sein Erstaunen aufs Höchste, indem er ihm erzählte, was ihm in der Karthause von Seillon während der Nacht begegnet, in der er gewacht und namentlich, was in derselben Karthause Sir John während der folgenden Nacht geschehen war.

Er hatte durch das allgemeine Gerücht wohl erfahren, daß der Gast der Frau von Montrevel einen Dolchstich erhalten; aber da Niemand Klage geführt, glaubte er nicht das Recht zu haben, in das Dunkel zu dringen, in welches Roland die Sache eingehüllt lassen zu wollen schien.

In dieser bewegten Zeit hatte die bewaffnete Macht eine Freiheit, wie sie sie nie zu andern Zeiten besessen.

Roland hatte nichts gesagt, weil er sich die Satisfaction der Verfolgung der Bewohner der Karthause, mochten diese nur ein Spiel treiben, oder wirklich Meuchelmörder sein, für den rechten Augenblick aufbewahren wollte.

Wir haben gesehen, wie er am ersten Tage seiner Ankunft in Paris mit Bonaparte davon gesprochen, wie ihn andere Ereignisse den Plan hinauszuschieben gezwungen, wie er ihn jedoch bei der ersten Gelegenheit wieder ausgenommen.

Diesmal kam er mit allen Mitteln, ihn durchzuführen und fest entschlossen, nicht früher zum ersten Konsul zurückzukehren, als bis er ihn ausgeführt.

Überdies war hier eines der Abenteuer, wie sie Roland suchte. War nicht Gefahr und Romantik dabei?

War es nicht eine Gelegenheit, sein Leben gegen Leute zu wagen, welche, das ihrige nicht schonend, wahrscheinlich auch das seinige nicht schonen würden.

Roland war weit entfernt, das Glück, mit welchem er sich in der Nacht, wo er in der Karthause gewacht und an dem Tage, wo er gegen Cadoudal gekämpft, aus der Gefahr gerettet, auf die wahre Ursache zurückzuführen, das heißt auf den Schutz, den ihm Morgan angedeihen ließ.

Wie sollte er auch auf den Gedanken kommen, daß ein einfaches Kreuz über seinen Namen gemacht worden war und daß in einer Entfernung von zweihundert fünfzig Meilen dieses Symbol der Erlösung ihn an den beiden Enden von Frankreich beschützt habe.

Die Nacht war jedoch zu weit vorgeschritten, um an diese Expedition vor Anbruch der nächsten Nacht denken zu können.

Indessen wollte Roland sich in der Kaserne der Gendarmerie verborgen halten und auf dem Zimmer des Hauptmanns bleiben, damit Niemand in Bourg seine Anwesenheit oder die Ursache, die ihn hierher führte, mutmaße.

Am andern Tage wollte er die Expedition leiten.

Im Verlauf des nächsten Tages sollte einer der Gendarmen, welcher Schneider war, ihm eine vollständige Quartiermeistersuniform fertigen.

Er wollte sich für den der Brigade von Lons de Saulnier beigegebenen Quartiermeister ausgeben und in dieser Uniform glaubte er, ohne erkannt zu werden, am andern Tage die strenge Durchsuchung der Karthause zu leiten.

Alles ging nach dem entworfenen Plan.

Gegen ein Uhr kehrte Roland mit dem Hauptmann nach der Kaserne zurück, begab sich in das Zimmer des letztem, machte sich dort ein Feldbett zurecht und schlief wie Jemand, der zwei Tage und zwei Nächte in dem Postwagen zugebracht.

Am andern Tage entwarf er mit der größten Sorgfalt zur Instruktion des Quartiermeisters einen Plan von der Karthause von Seillon, mit deren Hilfe der würdige Offizier, selbst ohne die

Unterstützung Rolands, die Expedition leiten konnte, ohne sich einen Schritt zu verirren.

Da der Hauptmann nur achtzehn Soldaten unter seinem Befehle hatte, was nicht genug war, um die Karthause vollständig zu cerniren oder vielmehr nur um die beiden Ausgänge zu bewachen und im Innern die Nachforschungen anzustellen, und da zwei oder drei Tage nötig gewesen wären, um die in der Umgegend zerstreute Brigade zu vervollständigen und die nötige Zahl von Soldaten auszutreiben, so setzte der Hauptmann auf Befehl Rolands im Verlauf des Tages den Obersten der Dragoner, dessen Regiment in Bourg garnisonirt war, von der Sache in Kenntnis und verlangte zwölf Mann von ihm, welche mit den achtzehn des Hauptmanns die Zahl von dreißig bildeten.

Nicht nur bewilligte der Oberst seine zwölf Mann, sondern erklärte sogar, als er erfuhr, daß die Expedition von dem Brigadechef Roland von Montrevel, dem Adjutanten des ersten Konsuls, geleitet werden würde, daß er selbst an der Expedition Teil nehmen wolle und seine zwölf Mann anführen werde.

Roland nahm seine Mitwirkung an und es wurde verabredet, daß der Oberst — wir gebrauchen ohne Unterschied den Titel Oberst und Brigadechef, was den gleichen Grad bezeichnet — und es wurde verabredet, sagen wir, daß der Oberst und zwölf Dragoner im Vorübermarsch zu Roland, dem Hauptmann und ihren achtzehn Gendarmen stoßen sollten, da die Kaserne sich gerade auf dem Wege zur Karthause von Seillon befand.

Der Abmarsch war auf elf Uhr festgesetzt.

Um elf Uhr, im militärischen Sinne, das heißt Punkt elf Uhr stieß der Oberst der Dragoner und seine zwölf Mann zu den Gendarmen und die beiden vereinigten Abteilungen brachen aus.

Roland in seiner Uniform als Quartiermeister der Gendarmerie hatte sich seinem Kollegen, dem Obersten der Dragoner zu erkennen gegeben: aber für die Dragoner und die Gendarmen war er, wie ausgemacht worden, ein von der Brigade von Lons le Saulnier abgesandter Quartiermeister.

Da es ihnen jedoch hätte auffallen können, daß ein mit den Örtlichkeiten Unvertrauter zum Führer gewählt würde, hatte man ihnen gesagt, daß Roland in seiner Jugend Novize in Seillon

gewesen, ein Noviziat, das ihn die geheimsten Gänge und Winkel der Karthause besser kennen zu lernen in den Stand gesetzt, als es einem andern möglich gewesen wäre.

Das erste Gefühl dieser tapferen Soldaten war wohl eine gewisse Demütigung gewesen, daß ein ehemaliger Mönch sie anführe, im Ganzen genommen jedoch, da dieser Exmönch den dreieckigen Hut ziemlich coquett zu tragen verstand und seine Haltung die eines Mannes war, der, indem er die Uniform trug, ganz vergessen zu haben schien, daß er ehemals in der Kutte gesteckt, hatten sie zuletzt diese Demütigung leichter hingenommen, indem sie ihre Ansicht über den Quartiermeister erst dann festzustellen sich vornahmen, wenn sie gesehen, wie er die Muskete, die er unter dem Arme trug, die Pistolen, die er am Gürtel trug, und den Säbel, den er an der Seite trug, handhaben würde.

Man versah sich mit Fackeln und machte sich in tiefster Stille in drei Pelotons auf den Marsch: das eine aus acht Mann von dem Hauptmann der Gendarmerie befehligt, das andere aus zehn Mann von dem Obersten befehligt und das dritte aus zwölf Mann von Roland befehligt.

Als man die Stadt verlassen, trennte man sich.

Der Hauptmann der Gendarmerie, welcher die Lokalitäten besser kannte, als der Oberst der Dragoner, übernahm es, die Fenster der Corriere zu bewachen, welche auf den Wald von Seillon gingen; er hatte acht Gendarmen bei sich.

Der Oberst der Dragoner erhielt von Roland den Auftrag, das große Thor der Karthause zu bewachen.

Er hatte fünf Dragoner und fünf Gendarmen bei sich.

Roland übernahm es, das Innere zu durchsuchen; er hatte fünf Gendarmen und sieben Dragoner bei sich.

Man gab jedem eine halbe Stunde, um auf seinem Posten zu sein.

Es war mehr, als man brauchte.

Wenn man halb zwölf Uhr auf der Kirche von Veronnas schlagen hörte, sollte Roland und seine Leute die Mauer des Obstgartens ersteigen.

Der Hauptmann der Gendarmerie schlug den Weg von Pont

d'Ain nach dem Saum des Waldes ein, und an diesem hingehend, kam er aus den ihm bezeichneten Posten.

Der Oberst der Dragoner schlug den Querweg ein, der sich mit dem Weg von Pont d'Ain vereinigt und nach dem Hauptthor der Karthause führt.

Roland endlich ging querfeldein und kam auf diese Weise an die Mauer des Obstgartens, den er, wie man sich erinnert, unter andern Umständen bereits zweimal erstiegen.

Um elf ein halb gab er seinen Leuten das Signal und erstieg die Mauer des Obstgartens: Gendarmen und Dragoner folgten ihm. Auf der andern Seite der Mauer angekommen, wußten sie noch nicht, ob Roland tapfer, aber daß er gewandt, wußten sie.

Roland zeigte ihnen in der Dunkelheit die Türe, auf welche sie zugehen sollten: es war diejenige, welche vom Obstgarten in das Kloster führte.

Dann eilte er zuerst voran, stieß zuerst die Türe auf, befand sich zuerst in dem Kloster.

Alles war dunkel, stumm und einsam.

Roland, welcher seinen Leuten Immer als Führer diente, kam an das Refektorium.

Alles öde, alles stille.

Er trat in das schiefe Gewölbe und befand sich im Garten, ohne ein anderes lebendiges Wesen aufgescheucht zu haben, als die Käuzchen und Fledermäuse.

Er war bald wieder zurück.

Es blieb noch die Zisterne, das Totengewölbe und der Pavillon oder vielmehr die Waldkapelle.

Roland durchschritt den leeren Raum, der ihn von der Zisterne trennte. Als er am Fuße der Stufen angekommen war, zündete er drei Fackeln an, behielt eine derselben und gab die beiden andern einem Gendarmen und einem Dragoner, dann hob er den Stein auf, der die Treppe bedeckte.

Die Gendarmen, welche Roland folgten, begannen zu glauben, daß er eben so tapfer, als gewandt sei.

Man stieg die unterirdische Geheimtreppe hinaus und kam an das erste Gitter: es war zugeworfen, aber nicht geschlossen.

Man trat in das Totengewölbe.

Dort herrschte mehr als die Einsamkeit, mehr als die Stille: dort herrschte der Tod.

Die Tapfersten fühlten einen Schauer an der Wurzel ihrer Haare.

Roland ging von Sarg zu Sarg, indem er jeden mit dem Pistolenkolben, den er in der Hand hielt, sondierte.

Alles blieb stumm.

Man schritt durch dies Totengewölbe und kam an das zweite Gitter, durch welches man in die Kapelle trat.

Dasselbe Schweigen, dieselbe Einsamkeit, alles war öde und wie es schien seit Jahren verlassen.

Roland ging gerade auf den Chor zu: er fand noch das Blut auf den Steinplatten, Niemand hatte sich die Mühe genommen, sie abzuwaschen.

Dort war man am Ziele der Nachforschungen: man mußte am Erfolg verzweifeln.

Roland konnte sich nicht zum Rückzuge entschließen.

Er dachte, er sei vielleicht wegen seiner zahlreichen Escorte nicht angegriffen worden: er ließ deshalb zehn Mann und eine Fackel in der Kapelle, befahl ihnen durch das geborstene Fenster sich mit dem einige Schritte von dem Fenster im Walde versteckten Hauptmann der Gendarmerie in Verbindung zu setzen, und kehrte mit zwei Mann zurück.

Diesmal fanden Sie beiden Mann, welche Roland begleiteten, ihn mehr als tapfer; sie fanden ihn verwegen.

Roland aber, der nicht mal darnach fragte, ob man ihm folge, ging seiner eigenen Spur nach, da die der Banditen fehlte.

Die beiden Mann schämten sich und folgten.

Die Karthause war entschieden verlassen.

Als man vor das große Thor kam, rief Roland den Obersten der Dragoner; der Oberst und seine zehn Leute waren auf ihrem Posten.

Roland öffnete die Türe und stieß zu ihnen.

Sie hatten nichts gesehen, nichts gehört.

Dann suchten sie ihre Leute aus, die zu dem Hauptmann der Gendarmerie und seinen acht Mann gestoßen waren.

Diese erwarteten sie sämtlich im Chor.

Man mußte sich zum Rückzuge entschließen; es hatte so eben zwei Uhr geschlagen: seit mehr als drei Stunden dauerten die Nachsuchungen, ohne daß man etwas gefunden hätte.

Roland, welcher sich bei den Gendarmen und Dragonern in Achtung gesetzt, da sie fanden, daß der Exnovize vor nichts zurückschreckte, mußte zu seinem großen Bedauern das Zeichen zum Rückzuge geben, indem er die Türe der Kapelle öffnete, welche den Wald führte.

Diesmal begnügte sich Roland, sie zu schließen, da man nicht mehr hoffte, Jemanden zu begegnen.

Dann machte sich die kleine Abteilung mit beschleunigtem Schritte wieder auf den Weg nach Bourg.

Der Hauptmann der Gendarmerie, seine achtzehn Mann und Roland kehrten in die Kaserne zurück, nachdem sie sich der Wache zu erkennen gegeben.

Der Oberst der Dragoner und die zwölf Mann setzten ihren Weg fort und kehrten in die Stadt zurück.

Er war dies jener Ruf der Wache, welcher die Aufmerksamkeit Morgans und Valensolles geweckt.

Es war die Rückkehr jener achtzehn Mann in die Kaserne, welche ihr Mahl unterbrochen.

Es war endlich jener unvorhergesehene Umstand, welcher Morgan veranlaßt hatte, Valensolle zuzurufen:

»Achtung!«

Und wirklich, in der Lage, in der sich die beiden jungen Leute befanden, verdiente Alles Achtung.

Das Mahl wurde deshalb unterbrochen, die Kinnbacken hörten auf zu arbeiten, um die Augen und Ohren ihre Funktionen in ihrer vollen Ausdehnung verrichten zu lassen.

Man sah bald, daß die Augen allein beschäftigt waren.

Jeder Gendarme ging ohne Licht auf sein Zimmer; nichts zog deshalb die Aufmerksamkeit der beiden jungen Leute an den zahlreichen Fenstern der Kaserne auf sich, so daß sie sich auf einen einzigen Punkt concentriren konnte.

Mitten unter diesen blinden Fenstern erhellten sich zwei: diese waren im rechten Winkel beinahe am Ende des Gebäudes, so

daß sie sich gerade gegenüber von dem befanden, wo die beiden Freunde ihr Mahl einnahmen.

Diese Fenster befanden sich im ersten Stock: da Morgan und Valensolle ganz oben auf dem Futterhaufen saßen, so waren sie nicht nur auf gleiche Höhe mit jenen Fenstern, sondern sahen sogar hinab auf dieselben.

Diese Fenster waren die des Hauptmanns der Gendarmerie.

Sei es nun Sorglosigkeit des tapferen Hauptmannes, sei es Sparsamkeit des Staates, man hatte diese Fenster mit Vorhängen zu versehen vergessen, so daß, Dank den beiden Lichtern, mit welchen der Offizier der Gendarmerie seinen Gast zu ehren dachte, Morgan und Valensolle alles sehen konnten, was in jenem Zimmer vorging.

Plötzlich ergriff Morgan den Arm von Valensolle und preßte ihn.

»Nun«, sagte Valensolle, »was gibt es wieder Neues?«

Roland hatte so eben seinen dreieckigen Hut auf einen Stuhl geworfen und Morgan hatte ihn erkannt.

»Roland von Montrevel«, sagte er, »Roland in der Uniform eines Gendarmeriequartiermeisters: diesmal haben wir seine Spur, während er die unsrige sucht. Nun gilt es unsererseits, sie nicht zu verlieren.«

»Was tust Du?« fragte Valensolle, da er merkte, daß sein Freund sich entfernte.

»Ich will unsere Genossen davon in Kenntnis setzen; Du bleibst und verlierst ihn nicht aus dem Gesichte; er legt seinen Säbel und seine Pistolen weg, er wird wahrscheinlich die Nacht in dem Zimmer des Hauptmanns zubringen - ich will mal sehen, ob er morgen einen Weg einschlägt, sei es was für einer es wolle, ohne daß er einen von uns auf den Fersen hätte.«

Und Morgan ließ sich an dem Futtervorrat hinabgleiten und verschwand aus den Augen seines Genossen, der wie eine Sphinx zusammengekauert, Roland von Montrevel nicht aus den Augen ließ.

Eine Viertelstunde später war Morgan zurück und die Fenster des Gendarmerieoffiziers waren wie alle andern Fenster der Kaserne in tiefes Dunkel gehüllt.

»Nun?« fragte Morgan.

»Nun«, antwortete Valensolle, »die Sache hat auf die prosaischste Weise von der Welt geendigt: sie kleideten sich aus, man löschte die Lichter; nun legt sich der Hauptmann in sein Bett, Roland auf eine Matratze; es ist deshalb wahrscheinlich, daß sie jetzt bereits um die Wette schnarchen.«

»In diesem Falle wünsche ich ihnen und uns gute Nacht.«

Zehn Minuten später war dieser Wunsch erfüllt und die beiden jungen Leute schliefen, als wäre die Gefahr nicht ihr Schlafkamerad.

Vierter Teil.

I.

Das Hotel zur Post.

A Am selben Tage gegen sechs Uhr Morgens, das heißt während der gräulichen und kalten Dämmerung eines der letzten Tage des Februar, verließ ein Reiter auf einem Postklepper, dem ein Postillion, der ihn an der Hand führte, voranritt, Bourg auf dem Wege nach Mayon oder Saint-Julien.

Wir sagen auf dem Wege nach Mayon oder Saint-Julien, weil eine Stunde von der Hauptstadt der Bresse der Weg sich spaltet und zwei Straßen bildet, von denen die eine rechts nach Saint-Julien, die andere links nach Mayon führt.

An der Verzweigung der beiden Straßen angekommen, wollte der Reiter den Weg nach Mayon einschlagen, als eine Stimme, die unter einem umgestürzten Wagen hervorzukommen schien, sein Mitleid anrief: Der Reiter befahl dem Postillion, zu sehen, was es wäre.

Ein armer Gemüsegärtner lag wirklich unter einem Gemüsewagen. Ohne Zweifel wollte er ihn in dem Augenblicke stützen, wo das Rad, sich nach dem Graben neigend, das Gleichgewicht verloren hatte: der Wagen war auf ihn gefallen und dies so glücklich, daß, wie er sagte, er nichts gebrochen zu haben hoffte und nichts weiter verlangte, als daß man den Wagen ausrichte: er hoffte dann schon selber sich auf die Beine zu helfen.

Der Reiter war mitleidig gegen seinen Nächsten.

Denn nicht nur erlaubte er, daß der Postillion anhalte, um dem Gemüsehändler aus der Not zu helfen, in der er sich befand, sondern er sprang selbst vom Pferde, und mit einer Kraft, die man entfernt nicht bei einem Manne von mittlerer Größe, wie er war, erwartete, half er dem Postillion den Wagen nicht nur aufrichten, sondern sogar auf das Pflaster des Weges schieben.

Dann wollte er dem Manne sich ausrichten helfen. Dieser aber

hatte die Wahrheit gesagt, er war ganz und gesund, und wenn ihm auch eine Art von Schwäche in den Beinen blieb, so geschah es, um das Sprichwort zu rechtfertigen, daß es einen Gott für die Betrunkenen gebe.

Der Gemüsehändler erschöpfte sich in Danksagungen und nahm sein Pferd am Zügel, aber, wie man leicht sehen konnte, ebenso sehr um sich selbst zu halten, als um das Tier auf dem rechten Wege zu führen.

Die beiden Reiter setzten sich in den Sattel, gaben ihren Pferden die Sporen, daß sie im Galoppe davon sprenkten und verschwanden bald an der Krümmung, welche der Weg fünf Minuten vor dem Walde von Monnet macht.

Aber kaum waren sie verschwunden, so ging eine bemerkenswerte Veränderung in dem Benehmen des Gemüsehändlers vor: er hielt sein Pferd an, richtete sich auf, steckte das Mundstück einer kleinen Trompete an seinen Mund und blies dreimal.

Eine Art von Reitknecht trat aus dem Walde hervor, der sich an der Landstraße hinzieht, und führte ein vornehmes Pferd am Zügel.

Der Gemüsehändler warf rasch seine Blouse ab, zog seine Hose aus grober Leinwand aus und trug nun eine Weste, Beinkleider von Hirschleder und Stulpstiefeln.

Er störte in seinem Wagen umher, zog ein Paket heraus, das er öffnete, schüttelte einen grünen Jagdrock mit goldenen Bordenknopflöchern, zog ihn an, warf einen kastanienbraunen Reisemantel darüber, nahm aus der Hand des Reitknechts einen Hut, den ihm dieser bot und der zu seiner eleganten Kleidung paßte, ließ sich die Sporen und die Stiefel reinigen, und mit der Leichtigkeit und Gewandtheit eines vollendeten Stallmeisters auf sein Pferd springend, sagte er zu dem Reitknecht:

»Sei diesen Abend um sieben Uhr zwischen Saint Just und Ceyzériat, Du wirst Morgan dort begegnen und ihm sagen, daß der *Bekante* nach Mayon geht, daß ich aber vor ihm dort sein werde.«

Und in der That, ohne sich um den Gemüsewagen zu kümmern, den er der Obhut seines Dieners überließ, wandte der

Exgemüsehändler, der niemand anders war als unser alter Bekannter Montbar, den Kopf seines Pferdes nach dem Walde von Monnet und setzte es in Galopp.

Dies war kein schlechter Postklepper, wie der, welchen Roland ritt, sondern im Gegenteil ein ausgezeichnete Renner: auf diese Weise überholte Montbar zwischen dem Walde von Monnet und Polliat die beiden Reiter.

Das Pferd machte mit Ausnahme eines kurzen Haltes in Saint Cyr für Menthon in einem Ritte und in weniger als drei Stunden die neun oder zehn Meilen, welche Bourg von Mayon entfernt ist.

In Mayon angekommen, stieg Montbar im Hotel zur Post ab, dem einzigen, welches zu jener Zeit im Rufe stand, daß es alle Reisenden von Stande beherbergte.

Im Übrigen sah man an der Art, wie Montbar in dem Hotel empfangen wurde, daß der Wirt es mit einem alten Bekannten zu tun hatte.

»Ah! Sie sind es, Herr von Jahyat«, sagte der Wirt: »wir fragten uns gestern, was aus Ihnen geworden sei: es ist mehr als einen Monat, daß man Sie hier zu Lande nicht mehr gesehen.«

»Sie glauben, daß das so lange her sei, mein Freund?« sagte der junge Mann, indem er das Schnarren, das damals in der Mode war, affective: »ja, wahrhaftig, ich besuchte meine Freunde, die Tressort, die Hautecourt, Sie kennen doch die Herren dieses Namens, nicht wahr?«

»Dem Namen wie der Person nach.«

»Wir machten Treibjagen: sie haben ausgezeichnete Wagen, auf Ehre! Aber frühstückt man bei Ihnen diesen Morgen?«

»Warum nicht?«

»Nun denn, so geben sie mir ein Huhn, eine Flasche Bordeaux, zwei Coteletten, Obst und Dessert.«

»Augenblicklich. Wollen Sie auf Ihrem Zimmer oder in dem Speisesaal serviert sein?«

»In dem Speisesaal, es ist angenehmer: nur servieren Sie mir an jenem besonderen Tische. Ach! vergessen Sie mein Pferd nicht, es ist ein ausgezeichnetes Tier, das ich mehr liebe, als gewisse Christen, auf Ehre!«

Der Wirt gab seine Befehle, Montbar stellte sich vor den Kamin,

warf seinen Reisemantel zurück und wärmte seine Waden.

»Also Sie haben noch immer die Post?« fragte er den Wirt, als wollte er das Gespräch nicht ausgehen lassen.

»Ja wohl.«

»Bei Ihnen werden also die Diligencen umgespannt?«

»Nicht die Diligencen, sondern die Mallen.«

»Ah! sagen Sie doch: ich muß mich in einem der nächsten Tage nach Chambery begeben, wie viel Plätze hat die Mallepost?«

»Drei: zwei im Interieur, einen beim Courier.«

»Und habe ich Hoffnung, einen Platz frei zu finden?«

»Das kommt bisweilen vor: aber das Sicherere, sehen Sie, das ist immer seine eigene Kalesche oder sein Cabriolet zu haben.«

»Man kann also keinen Platz zum Voraus nehmen?«

»Nein, denn Sie begreifen, Herr von Jahyat, wenn es Reisende gibt, die ihre Plätze von Paris nach Lyon genommen, so haben sie das Vorrecht.«

»Sagen Sie, die Aristokraten!« sagte Montbar lächelnd.
»Apropos Aristokraten, es kommt einer hinter mir mit einem Postpferde: ich habe ihn eine Viertelmeile von Polliat überholt: er schien mir einen etwas störrischen Klepper zu reiten.«

»O!« machte der Wirt, »das ist nichts Merkwürdiges. Meine Kollegen sind schlecht versehen mit Pferden.«

»Ah, da ist er ja, unser Mann«, versetzte Montbar: »ich glaubte ihm weiter voraus zu sein.«

Roland ritt wirklich im selben Momente galoppierend am Fenster vorüber in den Hof.

»Nehmen Sie das Zimmer Nr. 1, Herr von Jahyat?« fragte der Wirt.

»Weshalb die Frage?«

»Nun, weil es das beste, und weil, wenn Sie es nicht nehmen, wir es dem Herrn, der kommt, geben, falls er länger hier bleibt«,

»O, kümmern Sie sich nicht um mich: ich werde erst im Verlaufe des Tages sagen können, ob ich hier bleibe oder weiter reise.

Wenn der Herr hier bleibt, so geben Sie ihm Nr. 1: ich begnüge mich mit Nr. 3.«

»Ich habe Ihnen gedeckt, mein Herr«, sagte der Kellner, indem

er an der Türe erschien, welche von der Küche in den Speisesaal führte.

Montbar machte ein Zeichen und folgte der Einladung: er trat in den Speisesaal gerade in dem Augenblicke, wo Roland in die Küche trat.

Der Tisch war wirklich gedeckt: Montbar legte sein Couvert auf die entgegengesetzte Seite und stellte sich so, daß er der Türe den Rücken kehrte.

Diese Vorsicht war unnötig, Roland trat nicht in den Speisesaal und der Frühstückende konnte sein Mahl ohne Störung einnehmen.

Beim Dessert jedoch brachte ihm der Wirt selbst den Kaffee.

Montbar merkte, daß der würdige Mann Lust zu plaudern hatte. Das traf sich vortrefflich: er wünschte etwas zu wissen.

»Nun«, fragte Montbar, »was ist aus unserem Manne geworden? Hat er nur das Pferd gewechselt?«

»Nein, nein, nein«, antwortete der Wirt: »wie Sie sägten, es ist ein Aristokrat: er verlangte, daß man ihm sein Frühstück auf dem Zimmer serviere.«

»Auf seinem Zimmer oder auf meinem Zimmer?« fragte Montbar: »denn ich bin überzeugt, daß Sie ihm die famose Nr. 1 gegeben.«

»Verdammt! Herr von Jahyat, daran sind Sie selbst schuldig: Sie sagten mir, daß ich darüber disponieren könne.«

»Und Sie haben mich beim Worte genommen, daran haben Sie Recht getan: ich werde mich mit Nr. 2 begnügen.«

»O, da werden Sie schlecht ausgehoben sein: das Zimmer ist von Nr. 1 nur durch eine Bretterwand getrennt, und man hört Alles, was man im nächsten Zimmer tut oder spricht.«

»Ei, mein lieber Wirt, Sie glauben wohl, daß ich zu Ihnen gekommen, um unpassende Dinge zu tun oder aufrührerische Lieder zu singen, da Sie Furcht haben, daß man höre, was ich sagen oder tun werde?«

»O, das ist es nicht.«

»Was ist es denn?«

»Ich fürchte nicht, daß Sie Andere stören, sondern daß Andere Sie stören.«

»Gut! Ihr junger Mann ist also ein Lärmmacher?«

»Nein, aber er sieht mir wie ein Offizier aus.«

»Woraus vermuten Sie das?«

»Erstens seine Haltung, dann hat er mich über das Regiment ausgefragt, das in Mayon liege: ich sagte ihm, es sei das siebente Regiment der Chasseurs zu Pferde.«

»»Ah, das ist schön«, sagte er, »ich kenne den Brigadechef, er ist einer meiner Freunde: kann Ihr Kellner ihm meine Karte bringen und ihn fragen, ob er mit mir speisen wolle.««

»Ah, ah!«

»Sie können sich nun denken, wenn Offiziere bei einander sind, das gibt Lärm und sie werden vielleicht nicht nur frühstücken, sondern auch zu Mittag essen, und soupieren.«

»Ich sagte Ihnen bereits, mein lieber Wirt, daß ich nicht glaubte, das Vergnügen zu haben, die Nacht bei Ihnen zuzubringen: ich erwarte poste restante Briefe von Paris, welche darüber entscheiden, was ich tun werde: indessen zünden Sie mir Feuer in Nr. 2 an, aber machen Sie so wenig Geräusch als möglich, um meinen Nachbar nicht zu genieren: sie lassen mir zu gleicher Zeit eine Feder, Papier und Tinte hinaufbringen: ich habe zu schreiben.«

Die Befehle Montbars wurden pünktlich ausgeführt und er ging selbst hinter dem Zimmerkellner drein, damit Roland nicht durch seine Nachbarschaft gestört würde.

Montbar hörte deutlich den Kellner Roland den Brigadechef Saint Maurice melden und im Gefolge der hallenden Schritte des Letztern die Ausrufe, welche den beiden Freunden, die entzückt waren, sich wiederzusehen, entschlüpfen.

Roland, dessen Aufmerksamkeit einen Augenblick durch das Geräusch im nächsten Zimmer in Anspruch genommen war, hatte dieses Geräusch vergessen sobald es aufgehört, und es war keine Gefahr vorhanden, daß es sich erneuern werde.

Sobald Montbar allein war, hatte er sich an den Tisch gesetzt, auf welchem sich Tinte, Feder und Papier befanden, und sich ruhig verhalten.

Die beiden Offiziere hatten sich früher in Italien gekannt und Roland stand unter dem Befehle von Saint-Maurice, als dieser

Rittmeister und Roland nur Lieutenant war.

Heute standen sie sich im Range gleich: Roland hatte die doppelte Mission vom ersten Konsul und vom Polizeipräfekten, die ihm den Befehl über die Offiziere desselben Grades wie er erteilte, und innerhalb seiner Mission sogar über Offiziere eines höheren Grades.

Morgan hatte sich nicht getäuscht, als er die Vermutung aussprach, der Bruder Amelies sei in Verfolgung der Genossen Jehus begriffen: wenn die nächtlichen Nachforschungen in der Karthause von Seillon keinen Beweis dafür geliefert, so hätte dieser aus dem Gespräch des jungen Offiziers mit seinem Kollegen hervorgehen können, vorausgesetzt, daß dies Gespräch gehört wurde.

Der erste Konsul schickte deshalb in der Tat fünfzigtausend Franken an die Väter vom St. Bernhard: diese fünfzigtausend Franken gingen mit der Post: aber diese fünfzigtausend Franken waren nur eine Art Falle, in der man die Plünderer der Diligencen zu fangen hoffte, wenn sie nicht in der Karthause von Seillon oder an einem andern Schlupfwinkel ausgehoben wurden.

Es galt jetzt nur noch zu wissen, wie man sie aufheben sollte.

Das wurde während des Frühstücks der beiden Offiziere ein Langes und Breites verhandelt.

Beim Nachtisch waren sie einig und der Plan entworfen.

Am selben Abend erhielt Morgan einen Brief, welcher folgendermaßen lautete:

»Wie uns Adler bereits gemeldet, wird nächsten Freitag um fünf Uhr Abends die Mallepost von Paris mit fünfzigtausend Franken für die Väter auf dem St. Bernhard abgehen.

»Die drei Plätze, der Platz des Coupé, und die beiden Plätze im Interieur sind bereits von drei Reisenden genommen, von denen der erste in Genf, die beiden andern in Tonnere einsteigen werden.

»Diese Reisenden werden sich in dem Wagen befinden: im Coupe einer der tapfersten Agenten des Citoyen Fouché und im Interieur Herr Roland von Montrevel und der Brigadechef des siebenten Chasseurregiments, das in Macon liegt.

»Sie werden bürgerliche Kleidung tragen, um keinen Verdacht zu erregen, aber bis an die Zähne bewaffnet sein.

»Zwölf Chasseurs zu Pferde, mit Musketen, Pistolen und Säbeln, werden die Post begleiten, aber in einiger Entfernung, jedoch so, daß sie bald zu Hilfe kommen können.

»Der erste Pistolenschuß soll ihnen das Signal geben, ihre Pferde in Galopp zu setzen und über die Plünderer herzufallen.

»Meine Ansicht ist nun, daß trotz all' dieser Vorsichtsmaßregeln, und sogar gerade wegen dieser Vorsichtsmaßregeln der Angriff stattfinden sollte, und zwar an dem bestimmten Orte, nämlich dem Maison Blanche'.

»Wenn dies auch die Ansicht der Genossen Jehus ist, so möge man es mich wissen lassen: ich werde die Malle als Postillion von Macon nach Belleville führen.

»Ich nehme den Brigadeches auf mich: einer von euch muß den Agenten des Citoyen Fouché auf sich nehmen.

»Herrn Roland von Montrevel wird nichts geschehen, da ich mich anheischig mache, ihn durch ein mir bekanntes und von mir erfundenes Mittel daran zu hindern, aus der Mallepost zu steigen.

»Die genaue Stunde, in welcher die Post von Chambéry am Maison Blanche vorüberkommt, ist Samstag um sechs Uhr Abends.

»Eine kurze Antwort, welche lautet: Samstag um sechs Uhr Abends, und alles wird am Schnürchen gehen.

»Montbar.«

Um Mitternacht wurde Montbar, der sich wirklich über den Lärm seines Nachbars beklagt und in ein anderes Zimmer auf der entgegengesetzten Seite des Hotels gezogen war, von einem Couriere geweckt, der niemand anders als der Reitknecht war, der ihm auf dem Wege ein völlig gesatteltes Pferd zugeführt.

Dieser Reitknecht brachte einen Brief für Herrn von Jahyat.
Dieser Brief enthielt einfach folgende Worte mit einer Nachschrift:

»Samstag um sechs Uhr Abends.

»Morgan.«

N.S. Nicht vergessen, selbst mitten im Kampfe nicht, und namentlich im Kampfe nicht, daß das Leben Rolands von Montrevel geschützt ist.«

Der junge Mann las diese Antwort mit sichtlicher Freude: diesmal war's nicht mehr ein einfacher Angriff auf eine Diligence, sondern eine Art Ehrensache zwischen Männern von verschiedener politischer Meinung, ein Zusammenstoß von Tapfern.

Es war nicht mehr bloß Gold, was man auf der Landstraße umherstreuen wollte, man wollte Blut vergießen.

Man hatte es nicht mit Conducteurs - Pistolen ohne Kugeln, die die Hand eines Kindes führt, zu tun, sondern mit den tödlichen Waffen von Soldaten, die damit umzugehen gewöhnt waren.

Übrigens hatte man den ganzen nächsten und übernächsten Tag vor sich, um seine Maßregeln treffen zu können. Montbar begnügte sich jedoch, den Reitknecht zu fragen, welcher Postillion um fünf Uhr die Post nach Mayon zu bringen und die Poststunde oder zwei Poststunden, denn so weit ist Mayon von Belleville, zu fahren habe.

Er trug ihm außerdem aus, vier Ringnägeln und zwei Vorlegschlösser mit Schlüsseln zu kaufen.

Er wußte vorher schon, daß die Malle um vier ein halb in Macon ankomme, dort Mittag mache, und Punkt fünf Uhr abfahre.

Ohne Zweifel waren alle Maßregeln Montbars bereits getroffen: denn nachdem er seinem Diener diese Aufträge gegeben, verabschiedete er ihn und schlief wie Jemand, der noch einigen Schlaf einzuholen hat.

Am andern Tage stand er erst um neun Uhr Morgens auf oder begab sich wenigstens erst um diese Stunde in den Speisesaal.

Er fragte mit gleichgültiger Miene den Wirt nach seinem

unruhigen Nachbar.

Er war um sechs Uhr Morgens mit der Mallepost von Lyon nach Paris mit seinem Freunde, dem Brigadechef der Chasseurs, abgereist und der Wirt glaubte gehört zu haben, daß sie ihre Plätze nur bis Tonnere bestellten.

Übrigens gerade wie Herr von Jahyat sich um den jungen Offizier kümmerte, hatte sich der junge Offizier seinerseits um ihn bekümmert, hatte gefragt, wer er sei, ob er gewöhnlich in diesem Hotel absteige und ob man glaube, daß er geneigt wäre, sein Pferd zu verkaufen.

Der Wirt hatte geantwortet, daß er Herrn von Jahyat genau kenne, daß dieser, so oft ihn Geschäfte nach Mayon führten, in seinem Hotel wohne, und daß, was sein Pferd betreffe, er nach der Zärtlichkeit, die der junge Edelmann für dasselbe an den Tag gelegt, nicht glaube, daß er sich desselben um irgend einen Preis entschlagen werde.

Auf dies sei der Reisende weggefahren, ohne weiter auf seinem Wunsche zu bestehen.

Nach dem Frühstück ließ Herr von Jahyat, der sehr mäßig zu sein schien, sein Pferd satteln, stieg aus und verließ Mayon auf dem Wege von Lyon. So lange er in der Stadt war, ließ er sein Pferd gehen, wie das elegante Tier wollte: als er jedoch die Stadt im Rücken hatte, nahm er die Zügel zusammen und gab ihm die Kniee.

Diese Andeutung genügte, das Tier sprengte im Galopp davon.

Montbar ritt durch die Dörfer Varennes, Trechus und la Chapelle de Grinchay und hielt erst bei dem Maison Blanche an.

Der Ort war ganz, wie ihn Valensolle beschrieben und für einen Hinterhalt vortrefflich gewählt.

Das Maison Blanche lag in einem Talgrunde zwischen zwei Bergen, von denen der eine sich in das Tal hinabsenkte, während der andere auf die Höhe führte: an der Ecke seines Gartens strömte ein kleiner Fluß vorüber, der sich auf der Höhe von Challe in die Saone ergoß.

Dichtbelaubte und hohe Bäume umsäumten den Fluß in seinem ganzen Laufe, und hüllten das Haus in einem Halbzirkel ein.

Das Haus, das früher ein Wirtshaus gewesen, aus dem der Wirt

jedoch schlechte Geschäfte gemacht, war seit sieben bis acht Jahren geschlossen und begann zu verfallen.

Ehe man an das Haus gelangte, wenn man von Mayon kam, machte der Weg eine Biegung.

Montbar besah sich die Lokalitäten mit der Sorgfalt eines Ingenieurs, der das Terrain eines Schlachtfeldes zu besichtigen hat, zog ein Bleistift und ein Portefeuille aus der Tasche und entwarf einen genauen Plan der Lage.

Dann kehrte er nach Macon zurück.

Zwei Stunden später ging der Stallknecht ab, um Morgan den Plan zu bringen, indem er seinem Herrn zuvor den Namen des Postillions nannte, der die Malle führen sollte: er hieß Antoine.

Er hatte außerdem die vier Ringnägeln und die beiden Schlösser gekauft.

Montbar ließ eine Flasche alten Burgunder kommen und verlangte nach Antoine.

Zehn Minuten später trat Antoine ein.

Es war ein großer und hübscher Mensch von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, ungefähr von dem Wuchse Montbars, was dieser, nachdem er ihn vom Kopf bis zum Fuße gemessen, mit Befriedigung bemerkt hatte.

Der Postillion blieb auf der Schwelle stehen, und die Hand militärisch an den Hut haltend, sagte er:

»Der Citoyen ließ mich rufen?«

»Du nennst Dich also Antoine?« fragte Montbar.

»Ihnen zu dienen, wenn ich kann, Ihnen und Ihren Genossen.«

»Gut, ja, mein Freund, Du kannst mir dienen; schließe doch die Türe und komme hierher.«

Antoine schloß die Türe, näherte sich Montbar auf zwei Schritte und die Hand abermals an den Hut haltend, sagte er:

»Hier, mein Herr.«

»Erstens«, sagte Montbar, »wenn Du nichts dagegen hast, so wollen wir ein Glas Wein auf die Gesundheit Deiner Geliebten trinken.«

»O, o, meiner Geliebten«, machte Antoine, »haben Leute wie wir Geliebte?⁹ Das ist gut für Herren wie Sie, Geliebte zu haben.«

»Du wirst mir doch nicht glauben machen, Kerl«, sagte Montbar, »daß man mit einem Aussehen, wie Du, das Gelübde der Enthaltbarkeit ablegt?«

»O, ich will nicht sagen, daß man gerade ein Mönch ist; man hat da und dort auf der Landstraße eine Liebschaft.«

»Ja, in jedem Wirtshaus: deshalb hält man mit den Retourpferden so oft an und gibt vor, man wolle einen Tropfen trinken oder seine Pfeife anzünden.«

»Wahrhaftig!« machte Antoine mit einer nicht zu schildernden Bewegung der Schultern. »Da muß man lachen.«

»Nun, koste mal den Wein, Junge, ich versichere Dich, daß er Dich nicht weinen machen wird.«

Und indem er ein volles Glas nahm, gab er dem Postillion ein Zeichen, daß er das andere nehmen solle.

»Auf Ihre Gesundheit und die Ihrer Genossenschaft.«

Es war dies eine gewöhnliche Redensart des braven Postillions', eine Art umfassender Höflichkeit, die nicht erst durch die Existenz irgend einer Genossenschaft gerechtfertigt zu sein brauchte.

»Ah! ja«, sagte er, nachdem er getrunken und mit der Zunge geschmalzt, »das ist ja ein ganz alter Wein und ich habe ihn hinuntergeschluckt, ohne ihn zu kosten, als wenn es ein kleines Schnäpschen wäre.«

»Das ist Unrecht, Antoine.«

»Freilich ist das Unrecht!«

»Nun«, machte Montbar, indem er ein zweites Glas einschenkte, »glücklicherweise läßt sich das wieder gut machen.«

»Nicht höher, als mein Daumen, Herr«, sagte der muntere Postillion, indem er das Glas hinhielt und darauf Acht hatte, daß sein Daumen auf dem Niveau des Randes war.

»Eine Minute«, machte Montbar in dem Augenblicke, wo Antoine das Glas an den Mund setzen wollte.

»Es war die höchste Zeit«, machte der Postillion: »der Unglückliche wollte schon hinunter. Was gibt es?«

»Du wolltest nicht, daß ich auf die Gesundheit Deiner Geliebten trinke, so wirst Du mir's hoffentlich nicht abschlagen, auf die Gesundheit der meinen zu trinken.«

»O, das kann man nicht abschlagen, namentlich mit solchem Wein: auf die Gesundheit Ihrer Geliebten und ihrer Genossenschaft!« Und er schluckte den roten Saft, indem er ihn diesmal kostete.

»Nun«, machte Montbar, »Du hast Dich zu sehr beeilt, mein Freund.«

»Bah!« machte der Postillion.

»Ja: vorausgesetzt, daß ich mehrere Geliebte habe: sobald wir diejenige nicht nennen, auf deren Gesundheit wir trinken, wie willst Du, daß es ihr wohl bekommt?«

»Das ist wahr!««

»Das ist traurig. Wir müssen noch einmal beginnen, mein Freund.«

»Ja, wir wollen noch einmal beginnen! Mit einem Manne wie Sie darf man die Sache nicht schlecht machen: man hat den Fehler begangen, man wird ihn vertrinken.«

Und Antoine hielt sein Glas hin, das Montbar bis an den Rand füllte.

»Jetzt«, sagte er, einen Blick auf die Flasche werfend, und sich durch diesen Blick versichernd, daß sie leer war, »wir dürfen uns nicht täuschen. Ihr Name?«

»Auf die schöne Josephine!« sagte Montbar.

»Auf die schöne Josephine!« wiederholte Antoine. Und er schluckte den Burgunder mit einem Wohlbehagen, das jeden Augenblick zuzunehmen schien.

Nachdem er dann getrunken und sich die Lippen mit seinem Ärmel getrocknet hatte, während er das Glas auf den Tisch stellte, sagte er:

»Nur einen Augenblick, mein Herr.«

»Gut!« machte Montbar, »geht etwas nicht?«

»Ich glaube wohl: wir haben eine schöne Geschichte gemacht, aber es ist zu spät.«

»Warum?«

»Die Flasche ist leer.«

»Ja, diese hier, aber nicht diese zweite.«

Und Montbar holte aus dem Winkel des Kamines eine entkorkte

Flasche hervor.

»Ah, ah!« machte Antoine, dessen Gesicht ein freudiges Lächeln erhellte.

»Läßt sich damit helfen?« fragte Montbar.

»Jawohl«, machte Antoine.

Und er hielt das Glas hin.

Montbar füllte es mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie die drei ersten.

»Nun«, machte der Postillion, den rubinfarbigen Trunk, der in seinem Glase blitzte, ans Licht hebend, »ich sagte also, daß wir auf die Gesundheit der schönen Josephine getrunken?«

»Ja«, sagte Montbar.

»Aber«, fuhr Antoine fort, »es gibt verteufelt viel Josephinen in Frankreich.«

»Das ist wahr: wie viele glaubst Du, daß es gibt?«

»Nun, wohl hunderttausend.«

»Ich räume das ein, und dann?«

»Nun, von diesen hunderttausend sind höchstens ein Zehntel schön.«

»Das ist viel.«

»Sagen wir ein Zwanzigstel.«

»Wohl.«

»Das macht fünftausend.«

»Weißt Du, daß Du ein großer Rechner bist.«

»Ich bin der Sohn eines Schulmeisters.«

»Nun?«

»Nun, auf welche jener fünftausend haben wir getrunken, hm?«

»Du hast wahrhaftig Recht, Antoine: man muß den Familiennamen zum Taufnamen setzen und auf die schöne Josephine . . . «.

»Warte, das Glas ist halb ausgetrunken: damit die Gesundheit etwas nütze, muß man es leeren und wieder füllen.«

Antoine setzte das Glas an den Mund.

»So, jetzt ist es leer«, sagte er.

»Und nun wieder voll«, machte Montbar, indem er die Flasche

damit in Berührung brachte.

»Nun, ich warte: auf die schöne Josephine . . . «

»Auf die schöne Josephine . . . Collier!«

Und Montbar leerte sein Glas.

»Potz Kuckuck!« machte Antoine. »Aber warten Sie, Josephine Collier, ich kenne das.«

»Ich sage nicht nein.«

»Josephine Collier. Das ist ja die Tochter des Postmeisters von Belleville.«

»Allerdings.«

»Donnerwetter!« machte der Postillion, »Sie sind nicht zu beklagen, mein Herr, ein hübsches, schön gewachsenes Mädchen: auf die Gesundheit der schönen Josephine Collier!«

Und er leerte sein fünftes Glas Burgunder.

»Nun, begreifst Du jetzt«, fragte Montbar, »warum ich Dich herausrief, mein Junge?«

»Nein, aber ich grolle Ihnen deshalb doch nicht.«

»Das ist hübsch von Dir.«

»O, ich bin ein guter Teufel.«

»Nun, ich will es Dir sagen.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Höre! ich glaube, Du wirst noch besser hören, wenn Dein Glas voll ist, als wenn es leer ist.«

»Waren Sie zufällig Arzt bei Tauben?« fragte der Postillion scherzend.

»Nein, aber ich habe viel mit Trunkenbolden verkehrt:« antwortete Montbar, indem er Antoinettes Glas wieder füllte.

»Man ist kein Trunkenbold, wenn man den Wein liebt«, sagte Antoine.

»Ich bin Deiner Ansicht, mein braver Junge«, versetzte Montbar: »man ist nur ein Trunkenbold, wenn man ihn nicht ertragen kann.«

»Das ist gut gesagt«, machte Antoine, der den seinen gut tragen zu können schien: »ich höre.«

»Du sagtest mir, daß Du nicht begreifst, warum ich Dich habe herauskommen lassen?«

»Das sagte ich allerdings.«

»Du dachtest Dir jedoch wohl, daß ich eine Absicht habe?«

»Jeder Mensch hat eine gute oder böse Absicht, behauptet unser Pfarrer«, sagte Antoine sentenziös.

»Nun, die meinige, mein Freund«, versetzte Montbar, »ist, in der Nacht unerkannt in den Hof des Meister Nicolas Denis Collier, Postmeisters in Belleville, zu kommen.«

»In Belleville«, wiederholte Antoine, der den Worten Montbars mit all der Aufmerksamkeit folgte, deren er fähig war: »ich begreife und Sie wollen unerkannt in den Hof des Meister Nicolas Denis Collier, Postmeisters in Belleville, kommen, um mit Bequemlichkeit die hübsche Josephine zu sehen? Ah, Sie Schelm.«

»Du hast's getroffen, mein lieber Antoine: und ich möchte unerkannt dahin kommen, weil der Vater Collier alles entdeckt und seiner Tochter verboten hat, mich bei sich zu sehen.«

»Ei, und was kann ich dabei tun?«

»Du bist noch nicht ganz klar? Antoine, trinke dies Glas Wein, um Dich aufzuhellen.«

»Sie haben Recht«, machte Antoine.

Und er leerte sein sechstes Glas.

»Was Du dabei tun könntest, Antoine?«

»Ja, was kann ich dabei tun? Das ist's, was ich frage.«

»Du kannst alles dabei tun, mein Freund.«

»Ich?«

»Du.«

»Ach! ich wäre neugierig, das zu wissen: hellen Sie aus, hellen Sie auf!« Und er hielt sein Glas hin.

»Du führst morgen die Mallepost von Chambery?«

»Ja wohl, um sechs Uhr.«

»Nun, angenommen, Antoine ist ein guter Junge.«

»Das braucht nicht angenommen zu werden, er ist es.«

»Nun, so höre, was Antoine tut.«

»Lassen Sie hören, was er tut.«

»Zuerst leert er sein Glas.«

»Das ist nicht schwer und bereits getan.«

»Dann nimmt er diese zehn Louisd'ors.«
Montbar zählte zehn Louisd'ors auf den Tisch.
»Ah, ah!« machte Antoine, »ächte Goldfuchse; ich glaubte, diese Bursche seien alle ausgewandert.«
»Du siehst, daß es doch noch welche gibt.«
»Und was muß Antoine tun, damit sie in seine Tasche wandern?«
»Antoine muß mir seinen schönsten Postanzug leihen.«
»Ihnen?«
»Und mir morgen Abend seinen Platz abtreten.«
»Damit Sie die schöne Josephine unerkant sehen können.«
»Allerdings. Ich komme um acht Uhr nach Belleville, ich reite in den Hof, ich sage, die Pferde seien müde, ich lasse sie bis zehn Uhr ausruhen und von acht bis zehn Uhr . . . «
»Schon gut, ich helfe Ihnen den Vater Collier hinters Licht führen.«
»So ist es also abgemacht, Antoine?«
»Abgemacht; man ist jung und hilft den Jungen; man ist Junggeselle und hilft den Junggesellen; wenn man alt und Papa sein wird, wird man den Papas und den Alten helfen und rufen: ›Es leben die Hampelmänner!‹«
»Du leihst mir also, mein lieber Antoine, Dein schönstes Wamms und Deine schönste Hose?«
»Ich habe gerade ein Wamms und eine Hose, die ich noch nicht getragen.«
»Du gibst mir Deinen Platz?«
»Mit Vergnügen.«
»Und ich gebe Dir diese fünf Louisd'or als Draufgeld.«
»Und das Übrige?«
»Morgen, wenn ich Dir die Stiefel zurückgebe; nur empfehle ich Dir eine Vorsicht . . . «
»Welche?«
»Man spricht viel von Räubern, welche die Eilwagen plündern; Du wirst deshalb Halfter an den Sattel befestigen.«
»Warum das?«
»Um Pistolen hineinzustecken.«

»Gehen Sie! Sie werden doch diesen braven jungen Leuten nichts anhaben wollen?«

»Wie, Du nennst Diebe, welche die Diligencen ausplündern, brave junge Leute.«

»Gut: man ist deshalb noch kein Dieb, weil man das Geld der Regierung stiehlt.«

»Das ist Deine Ansicht?«

»Freilich: und die Ansicht noch vieler Andern. Ich weiß wohl, wenn's auf mich ankäme und ich Richter wäre, ich würde sie nicht verurteilen.«

»Du würdest vielleicht auf ihre Gesundheit trinken?«

»Ganz gewiß, namentlich wenn der Wein so gut wäre.«

»Ich fordere Dich heraus«, sagte Montbar, indem er alles in Antoines Glas goß, was in der zweiten Flasche blieb.

»Sie kennen das Sprichwort?« sagte der Postillion.

»Welches?«

»Man muß keinen Narren an seiner Kappe ziehen. Auf die Gesundheit der Genossen Jehus!«

»So sei es«, sagte Montbar.

»Und die fünf Louisd'ors«, machte Antoine, das Glas auf den Tisch setzend.

»Hier sind sie.«

»Danke: Sie sollen Halfter an Ihrem Sattel haben, aber glauben Sie mir, stecken Sie keine Pistolen hinein, oder wenn Sie Pistolen hineinstecken, machen Sie es wie Vater Jerome, der Conducteur von Genf, laden Sie keine Kugeln.«

Und nach dieser menschenfreundlichen Empfehlung nahm der Postillion von Montbar Abschied und ging die Treppe hinab, indem er mit weinheiserer Stimme sang:

Früh Morgens stand ich von dem Lager auf
Nahm nach dem Walde meinen Lauf,
Dort fand ich meine Schäferin
Und weckte sanft die Schöne auf.

Ich sagte: holde, liebe Schäferin,
Du fürchtest Dich vor mir doch nicht?
Sie aber schmollt und grollt und sagt:

Betrügerischer Bösewicht!

Montbar folgte gewissenhaft dem Sänger bis zum Schlusse des zweiten Verses: aber wie großes Interesse er auch an der Romanze von Meister Antoine nahm, als die Stimme desselben in der Ferne verklang, mußte er auf den Rest des Liedes verzichten.

II.

Die Mallepost von Chambery.

Andern Tags, um fünf Uhr Nachmittags, schirrte Antoine, ohne Zweifel, um zur rechten Zeit fertig zu sein, im Hofe des Posthotels die drei Pferde an, welche die Mallepost führen sollten.

Nach dem Auftrag, den ihm Montbar gegeben, war der Sattel des einen Pferdes mit Pistolen versehen.

Von Zeit zu Zeit wandte er sich beim Hinein und Hinausgehen nach dem Fenster eines kleinen Zimmers, das über eine Nebentreppe in den Hof führte.

Dieses Fenster, dessen Vorhang leicht zur Seite geschoben war, gestattete, wenn es bewohnt war, dem, der es bewohnte, durch das Halbdunkel eines Winterabends zu sehen, was im Hofe vorging.

Man hätte glauben können, Antoine gebe von all seinem Thun und Treiben einem unbekanntem, hinter diesem Vorhange verborgenen Beobachter Rechenschaft.

Um fünf Uhr fünfunddreißig Minuten hörte man das Rasseln eines Wagens und das Klatschen der Peitsche eines Postillions.

Einen Augenblick später fuhr die Mallepost in großem Galopp in den Hof des Hotels, und stellte sich unter den Fenstern des Zimmers aus, das Antoine so sehr zu beschäftigen geschienen, das heißt drei Schritte von der letzten Stufe der Nebentreppe.

Wenn man, ohne ein besonderes Interesse daran zu nehmen, auf eine so unbedeutende Einzelheit hätte Acht haben können, so würde man bemerkt haben, daß der Vorhang des Fensters sich auf eine beinahe unvorsichtige Weise auseinander schob, um die Person, die das Zimmer bewohnte, sehen zu lassen, wer aus der Mallepost stieg.

Drei Männer stiegen heraus, die mit der Hast von hungrigen Reisenden auf die hell erleuchteten Fenster des Speisesaals zugingen. Kaum waren sie eingetreten, als man über die Nebentreppe einen eleganten Postillion herabkommen sah, der seine großen Stiefel noch nicht anhatte, sondern nur seine

Escarpins, über die er sie erst anziehen wollte.

Dieser Postillion ließ ein sanftes Pfeifen hören, das, so leise es auch war, genügte, um Antoine aufmerksam zumachen: dieser brachte seine groben Stiefel und seinen Mantel herbei.

Der elegante Postillion zog die groben Stiefel Antoinés an, steckte ihm fünf Louisd'ors in die Hand, und drehte sich dann um, damit ihm dieser seinen Mantel auf die Schulter werfe, was die strenge Kälte ziemlich notwendig machte.

Nachdem diese Toilette zu Ende war, kehrte Antoine langsam in den Stall zurück, wo er sich in dem dunkelsten Winkel versteckte.

Der aber, dem er seinen Platz abgetreten, ging, beruhigt durch den hohen Kragen des Mantels, der die Hälfte seines Gesichtes verbarg, gerade auf die drei vorher von Antoine geschirrten Pferde zu, steckte ein Paar doppelläufige Pistolen in die Halfter und den Augenblick benützend, in dem der Postwagen durch das Ausspannen der Pferde und den Weggang des Postillions von Tournus allein stand, befestigte er mit Hilfe eines spitzen Pfriemens, der im Notfalle als Dolch dienen konnte, seine vier Ringnägeln in dem Holze der Mallepost, das heißt einen an jede Türe und die beiden andern in dem Holze des Gepäckkastens einander gegenüber.

Dann spannte er die Pferde mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit vor, welche auf einen Mann deuteten, der seit seiner Kindheit mit allen Details jener Kunst vertraut war, in der man es in unsern Tagen durch jene ehrenwerte Klasse der Gesellschaft die wir die Gentleman riders nennen, so weit gebracht hat.

Nachdem dies geschehen, wartete er, indem er seine unruhigen Pferde mit Hilfe des Wortes und der Peitsche beruhigte, welche er zusammen oder einzeln anwandte.

Man weiß, mit welcher Geschwindigkeit die Mahlzeiten des unter die Herrschaft der Mallepost Verurteilten gemacht werden; die halbe Stunde war deshalb noch nicht abgelaufen, als man bereits die Stimme des Conducteurs hörte, welcher rief:

»Vorwärts, Citoyens, eingestiegen.«

Leprêtre hielt sich ganz nahe am Schlage, und trotz ihrer Verkleidung erkannte er deutlich Roland und den Brigadechef des siebenten Dragonerregiments, welche einstiegen und im Interieur

Platz nahmen, ohne auf den Postillion zu achten.

Dieser schloß den Schlag hinter ihnen, legte das Schloß an die beiden Ringnägel und drehte den Schlüssel um.

Dann um den Wagen herumgehend, tat er, als ließe er seine Peitsche vor dem andern Schläge fallen, befestigte, während er sich hinabbeugte, das Schloß in den beiden andern Ringnägeln, drehte den Schlüssel während er sich erhob, um, und gewiß, daß die beiden Offiziere fest eingeschlossen seien, peitschte er sein Pferd, indem er den Conducteur ausschalt, der ihn gewähren ließ.

Der Reisende des Coups war wirklich bereits an seinem Platze, als der Conducteur noch mit dem Wirt eine Rechnung in's Reine brachte.

»Soll's noch heute Abend, diese Nacht oder erst morgen früh fortgehen, Vater Francois?« rief der falsche Postillion, indem er so gut es ging die Stimme des ächten nachmachte.

»Schon gut, schon gut, es geht sogleich«, antwortete der Conducteur.

Dann um sich sehend, sagte er:

»Halt! Wo sind denn die Reisenden?« fragte er.

»Wir sind hier«, sagten zu gleicher Zeit die beiden Offiziere im Interieur der Mallepost, und der Agent im Coupe.

»Der Schlag ist doch fest geschlossen?« fragte Francois.

»O, ich stehe dafür«, machte Leprêtre.

»In diesem Falle vorwärts, Bursche«, rief der Conducteur, indem er auf den Fußtritt stieg und neben seinem Reisenden Platz nahm, während er den Schlag hinter sich zuzog.

Der Postillion ließ sich das nicht zweimal sagen: er trieb seine Pferde zu raschem Trabe an, indem er dem Sattelpferde die Sporen in die Weichen drückte und den andern einen kräftigen Peitschenhieb gab.

Leprêtre führte den Wagen, als wenn er in seinem ganzen Leben nichts Anderes getan; er fuhr durch die Stadt, daß die Scheiben-zitterten und die Häuser bebten; nie hatte ein echter Postillion seine Peitsche so gut angewandt.

Als sie Macon hinter sich hatten, sah er eine kleine Gruppe von Reitern; es waren zwölf Chasseurs, welche der Mallepost folgten, ohne jedoch den Anschein zu haben, als wenn sie sie

esortierten.

Der Brigadechef streckte den Kopf zum Wagenschlag heraus und machte dem Quartiermeister, der sie befehligte, ein Zeichen.

Leprêtre schien nichts zu bemerken, aber nachdem sie fünfhundert Schritte gemacht hatten, wandte er, während er mit der Peitsche eine Symphonie klatschte, den Kopf um und sah, daß die Escorte sich in Bewegung gesetzt.

»Wartet, Kinderchen«, sagte Leprêtre, »ich will Euch schon zu schaffen machen.«

Und er verdoppelte die Sporenstreiche und Peitschenhiebe.

Die Pferde schienen Flügel zu haben; der Wagen flog über das Pflaster hin, man hätte glauben können, der Donner rolle vorüber.

Der Conducteur wurde unruhig.

»Heh! Meister Antome«, rief er, »sind wir etwa zufällig berauscht?«

»Berauscht, o ja«, antwortete Leprêtre, »ich habe Burgunderrübensalat zu meinem Essen gehabt.«

»Aber zum Teufel, wenn es so fort geht«, rief Roland, der nun ebenfalls den Kopf zum Schlage herausstreckte, »so wird uns die Escorte nicht folgen können.«

»Du verstehst, was man Dir sagt«, rief der Conducteur.

»Nein«, antwortete Leprêtre, »ich verstehe nicht.«

»Gut denn, man gibt Dir zu verstehen, das, die Escorte uns nicht folgen könne, wenn Du so rasch fährst.«

»Es ist also eine Escorte in der Nähe?« fragte Leprêtre.

»Freilich, weil wir Geld der Regierung bei uns haben.«

»Das ist etwas anderes; das hätte man gleich sagen sollen.«

Aber statt den Lauf seiner Pferde zu verlangsamen, fuhr die Mallepost gleich rasch fort, und wenn je eine Änderung eintrat, so war es die, daß es noch rascher ging.

»Du weißt, daß wenn uns ein Unglück geschieht«, sagte der Conducteur, »ich Dir den Schädel mit einem Pistolenschuß zerschmettere.«

»Recht«, machte Leprêtre, »man kennt Ihre Pistolen, es sind keine Kugeln drin.«

»Wohl möglich, aber in den meinen sind welche«, rief der

Polizeiagent.

»Das wird man bei Gelegenheit sehen«, antwortete Leprêtre.

Und er setzte seinen Weg fort, ohne sich weiter um diese Bemerkungen zu kümmern.

Man fuhr mit Blitzesschnelligkeit durch das Dorf Varennes, La Creche und die kleine Stadt La Chapelle de Grinchay.

Es dauerte kaum noch eine halbe Stunde bis man an das Maison Blanche kam.

Die Pferde troffen von Schweiß, und wieherten vor Ungestüm, während ihnen der Schaum vor dem Maule stand.

Leprêtre sah hinter sich; mehr als tausend Schritte von der Mallepost entfernt sprühten die Funken unter den Füßen der Pferde.

Vor ihm befand sich der abschüssige Berg.

Er ritt dem Abhang zu, indem er jedoch die Zügel in einer Weise zusammennahm, welche ihn Herr der Pferde sein ließ, wenn er wollte.

Der Conducteur hatte zu rufen aufgehört, da er sah, daß ihn eine sichere und gewandte Hand führte.

Nur von Zeit zu Zeit blickte der Chef der Brigade durch den Schlag, um zu sehen, in welcher Entfernung sich seine Leute befanden.

Auf der Hälfte des Abhangs war Leprêtre Herr seiner Tiere, ohne auch nur einen Augenblick den Anschein zu haben, als ließe er sie langsamer gehen.

Er begann nun mit voller Stimme den Reveil du peuple anzustimmen; es war dies das Lied der Royalisten, wie die Marseillaise das Lied der Jakobiner war.

»Was macht der Bursche da?« rief Roland, den Kopf zum Schlage hinausstreckend; »sagen Sie ihm doch, er soll schweigen, Conducteur, sonst schieße ich ihm eine Kugel in die Lenden.«

Vielleicht wollte der Conducteur dem Postillion die Drohung Rolands wiederholen, aber er glaubte eine schwarze Linie zu sehen, welche den Weg versperrte.

Zu gleicher Zeit rief eine Donnerstimme:

»Halt, Conducteur!«

»Postillion, fahre über diese Banditen weg«, rief der Polizeiagent.

»Ja, so gut wie Sie«, sagte Leprêtre. »Fährt man nur so mir nichts, dir nichts, über seine Freunde weg? Ho, ho!«

Die Mallepost hielt wie durch einen Zauber an.

»Vorwärts, vorwärts!« riefen Roland und der Brigadechef zu gleicher Zeit, indem er einsah, daß die Escorte zu weit zurück war, um sie zu unterstützen.

»Ha, Räuber von einem Postillion«, rief der Polizeiagent, indem er auf dem Coupe sprang und ein Pistol auf Leprêtre richtete, »Du sollst für Alle bezahlen.«

Aber er hatte noch nicht geendigt, als Leprêtre, ihm zuvorkommend, Feuer gab und der Agent tödlich getroffen unter die Räder des Wagens fiel.

Sein durch den Todeskampf gekrümmter Finger drückte aus die Krappe, der Schuß ging los, aber ins Blaue hinein, ohne daß die Kugel Jemand getroffen hätte.

»Conducteur«, riefen die beiden Offiziere, »Donnerwetter, öffnen Sie doch!«

»Meine Herren«, sagte Morgan hervortretend, »wir wollen Ihnen nicht ans Leben, sondern nur das Geld der Regierung, Also, Conducteur, die fünfzigtausend Franken und rasch!«

Zwei Schüsse aus dem Interieur waren die Antwort der beiden Offiziere, die, nachdem sie vergeblich den Schlag zu öffnen versucht, ebenso vergeblich durch die Fensteröffnung hinauszusteigen suchten.

Ohne Zweifel traf einer der Schüsse, denn man hörte einen Schrei der Wut, während ein Blitz den Weg erhellte.

Der Brigadechef stieß einen Seufzer aus und fiel auf Roland.

Er war getroffen worden.

Roland gab mit seinem zweiten Pistole Feuer, aber niemand schoß wieder.

Seine beiden Pistolen waren abgeschossen; eingeschlossen, wie er war, konnte er sich seines Säbels nicht bedienen, und Heulte vor Wut.

Während dieser Zeit zwang man den Conducteur, indem man ihm die Pistole an den Hals setzte, das Geld herzugeben: zwei Männer nahmen die Säcke, welche die fünfzigtausend Franken enthielten, und beluden Leprêtres Pferd damit, das ihm sein Reitknecht, gesattelt und gezäumt, wie bei einem Stelldichein auf der Jagd, brachte.

Leprêtre hatte sich seiner dicken Stiefel entledigt und sprang in Escarpins in den Sattel.

»Viel Schönes an den ersten Konsul, Herr von Montrevel«, rief Morgan.

Dann sich nach seinen Genossen umwendend, rief er:

»Auf nach Rechts und Links, wohin Jeder will, Kinder. Ihr kennt das Stelldichein, auf morgen Abend . . . «

»Ja, ja«, antworteten zehn bis zwölf Stimmen.

Und die ganze Bande flog wie ein Flug Vögel auseinander, indem sie in dem Tal unter dem Schatten der Bäume verschwanden, welche dem kleinen Flusse entlang standen und das Maison Blanche umgaben.

In diesem Augenblick hörte' man den Galopp von Pferden, und die Escorte, von den Schüssen angetrieben, erschien auf der Höhe des Berges, an dem sie wie eine Lawine herunterstürzte.

Aber sie kam zu spät: sie fanden nichts mehr, als den Conducteur, der am Rand des Grabens saß, die beiden Leichen des Polizeiagenten und des Brigadechefs, und Roland, der gefangen war und wie ein die Gitter seines Käfigs rüttelnder Löwe brüllte.

III.

Die Antwort des Lord Greenville.

Während die Ereignisse, die wir so eben erzählt, vor sich gingen und die Gemüter und die Zeitungen der Provinz beschäftigten, bereiteten sich andere und weit wichtigere Ereignisse in Paris vor, die die Gemüter und die Zeitungen der ganzen Welt beschäftigen sollten.

Lord Tannlay war mit der Antwort seines Onkels Lord Greenville zurückgekommen.

Diese Antwort bestand in einem an Herrn von Talleyrand gerichteten Brief und in einer für den ersten Konsul geschriebenen Note.

Der Brief lautete folgendermaßen: Downingstreet, 14. Februar 1800.

»Mein Herr!

»Ich habe Seiner Majestät den Brief übergeben, den Sie mir durch die Vermittlung meines Neffen Lord Tannlay sandten.

Seine Majestät haben, da sie keinen Grund einsehen, Weshalb man von den Formen abgehen sollte, die so lange in Europa üblich waren, um die Angelegenheiten mit fremden Staaten zu behandeln, mir den Auftrag erteilt, in ihrem Namen die offizielle Antwort Ihnen zukommen zu lassen, welche ich Ihnen im Anschluß schicke.

»Ich habe die Ehre, mit hoher Verehrung zu sein, mein Herr, Ihr ergebenster und gehorsamster Diener

»Greenville.«

Die Antwort war trocken, die Note präzise.

Überdies war ein *eigenhändiges* Schreiben von dem ersten Konsul an den König Georg gerichtet worden und König Georg, *der in Europa üblichen Formen, mit auswärtigen Staaten zu verhandeln, sich nicht entschlagend*, antwortete in einer einfachen

Note, welche der nächste beste Sekretär geschrieben.

Diese von Lord Grenville unterzeichnete Note enthielt Vorwürfe gegen Frankreich, gegen den herrschenden Geist der Unordnung und schloß mit der Erklärung, daß alle Souveräne in Europa genötigt seien, um ihrer Selbsterhaltung willen diesen Geist zu bekämpfen. Kurz, es war darin der Entschluß ausgesprochen, den Krieg fortzusetzen.

In den Augen Bonapartes leuchtete, als er dies las, jene Flamme, welche bei ihm den großen Ereignissen voranging, wie der Blitz dem Donner.

»Das also, mein Herr«, sagte er, indem er sich nach Tannlay umwandte, »das ist Alles, was Sie erlangen konnten?«

»Ja, Citoyen erster Consul.«

»Sie haben also Ihrem Oheim nicht wörtlich wiederholt, was ich Sie ihm zu sagen beauftragte?«

»Ich habe nicht eine Silbe vergessen.«

»Sie haben ihm also nicht gesagt, daß Sie Frankreich seit zwei bis drei Jahren bewohnen, daß Sie es gesehen, daß Sie es studiert, daß es stark, mächtig, glücklich sei, daß es den Frieden verlange, aber zum Kriege gerüstet sei?«

»Ich habe ihm all das gesagt.«

»Sie haben also nicht hinzugefügt, daß es ein sinnloser Krieg ist, den sie uns machen; daß man diesen Geist der Unordnung, von dem sie sprechen, und der im Ganzen genommen nur die Ausschweifung der zu lange unterdrückten Freiheit ist, durch einen allgemeinen Frieden aus Frankreich allein beschränken müsse; daß dieser Friede der einzige heilsame Cordon sei, der jenen hindern könnte, unsere Grenzen zu überschreiten; daß, wenn man in Frankreich den Vulcan des Krieges anzünde, dieser sich wie Lava über alle fremden Länder ergießen werde? Italien ist befreit, sagt der König von England; aber von wem? von seinen Befreiern; Italien ist befreit, aber warum? weil ich das Deltaägypten bis zum dritten Katarract eroberte; jetzt aber bin ich da: in einem Monate kann ich dort sein, in Italien, und was brauche ich, um es von den Alpen bis zum adriatischen Meere wieder zu erobern? eine Schlacht? Was glauben Sie, daß Masséna tut, indem er Genua verteidigt? Er erwartet mich. Ah! die

Souveräne von Europa brauchen den Krieg, um sich ihre Kronen zu sichern! Nun, Mylord, ich sage Ihnen, ich werde Europa so tüchtig schütteln, daß die Krone ihnen auf der Stirne schwanken soll. Sie brauchen den Krieg? Warten Sie! Bourrienne! Bourrienne!«

Die Türe, welche das Kabinett des ersten Konsuls mit dem des ersten Sekretärs verband, ging plötzlich auf und Bourrienne erschien mit so erschrockenem Gesicht, als wenn Bonaparte zu Hilfe gerufen hätte.

Er sah Bonaparte sehr aufgeregt die diplomatische Note mit der Hand zerknittern und mit der andern auf den Schreibtisch schlagen, und Lord Tannlay ruhig, aufrecht und stumm drei Schritte von ihm stehen.

Er begriff augenblicklich, daß es die Antwort Englands sei, welche den ersten Konsul reizte.

»Sie haben mich gerufen, General?« sagte er.

»Ja«, machte der erste Konsul, »setzen Sie sich und schreiben Sie!« Und mit kurzem und gebrochenem Tone, ohne die Worte zu suchen, im Gegenteil, als wenn die Worte an den Thoren seines Geistes sich drängten, diktierte er folgende Proklamation:

»Soldaten!

»Indem ich dem französischen Volke den Frieden versprach, war ich euer Organ: ich kenne eure Tapferkeit.

»Ihr seid dieselben, die den Rhein, Holland, Italien eroberten und unter den Mauern des erstaunten Wiens den Frieden gaben.

»Soldaten! es gilt nicht mehr bloß eure Grenzen zu verteidigen, sondern die feindlichen Staaten zu erobern.

»Soldaten! wenn es Zeit sein wird, werde ich mitten unter euch sein und das erstaunte Europa wird sich erinnern, daß ihr zu Karl des Tapfern zählt.«

Bourrienne sah auf und wartete, nachdem er diese letzten Worte geschrieben.

»Nun, das ist Alles«, sagte Bonaparte.

»Soll ich die sakramentalen Worte: *Es lebe die Republik!* hinzufügen?«

»Warum fragen Sie das?«

»Weil wir seit vier Monaten keine Proklamationen gemacht, und weil sich in den gewöhnlichen Formeln etwas geändert haben könnte.«

»Die Proklamation ist gut so wie sie ist«, sagte Bonaparte, »fügen Sie nichts hinzu.«

Und eine Feder nehmend, kratzte er weit eher seine Unterschrift unter die Proklamation, als daß er sie schrieb.

Dann gab er sie Bourrienne zurück und sagte:

»Das soll morgen im *Moniteur* erscheinen.«

Bourrienne ging mit der Proklamation.

Bonaparte blieb mit Lord Tannlay allein, ging einen Augenblick auf und ab, als wenn er vergessen, daß der Engländer anwesend sei: aber plötzlich blieb er vor ihm stehen und sagte:

»Mylord, glauben Sie bei Ihrem Oheim alles erreicht zu haben, was ein Anderer an Ihrer Stelle hätte erreichen können?«

»Mehr, Citoyen erster Konsul.«

»Mehr, mehr: was haben Sie denn erreicht?«

»Ich glaube, daß der Citoyen erste Konsul die königliche Note nicht mit der Aufmerksamkeit gelesen, die sie verdient.«

»Doch!« machte Bonaparte, »ich weiß sie auswendig.«

»Dann hat der Citoyen erste Konsul den Sinn eines gewissen Absatzes nicht erwogen, die Worte nicht erwogen.«

»Sie glauben?«

»Ich bin davon überzeugt; und wenn der Citoyen erste Konsul mir erlauben würde, ihm den Absatz vorzulesen, auf welchen ich abziele . . . «

Bonaparte öffnete die Hand, in welcher sich die zerknitterte Note befand, entfaltete sie und gab sie Lord Tannlay, indem er sagte:

»Lesen Sie.«

Sir John warf den Blick auf die Note, die er genau zu kennen schien, blieb bei dem zweiten Absatz stehen und sagte:

»Das beste und sicherste Unterpfand der Verwirklichung des

Friedens, wie seiner Dauer wäre die Restauration jenes Fürstengeschlechtes, das so viele Jahrhunderte lang der französischen Nation die Wohlfahrt nach Innen und die Achtung nach Außen erhielt. Ein solches Ereignis hätte die Hindernisse auf die Seite geschafft, und wird die Hindernisse auf die Seite schaffen, welche sich auf dem Wege der Unterhandlung und des Friedens finden, es würde Frankreich wieder in den ruhigen Genuß seines alten Territoriums setzen und allen andern Nationen Europas durch Ruhe und Frieden jene Sicherheit verleihen, die sie jetzt durch andere Mittel zu suchen verbunden sind.«

»Nun«, machte Bonaparte ungeduldig, »ich hatte ganz genau gelesen und wohl verstanden. Sei Monck, habe für einen Andern gearbeitet und man wird Dir Deine Siege, Deinen Ruhm, Dein Genie verzeihen: beuge Dich und man wird Dir erlauben, groß zu sein.«

»Citoyen erster Consul«, sagte Lord Tannlay, »Niemand weiß besser als ich den Unterschied zwischen Ihnen und Monck und wie sehr Sie ihn an Genie und Ruhm übertreffen.«

»Was lesen Sie mir dann?«

»Ich lese Ihnen jenen Absatz nur«, versetzte Sir John, »um Sie zu bitten, dem darauffolgenden seinen Wert zu geben.«

»Wir wollen den nächsten hören«, sagte Bonaparte mit zurückgehaltener Ungeduld.

Sir John fuhr fort:

»Aber wie wünschenswert auch ein solches Ereignis für Frankreich und die Welt sein möchte, so beschränkt doch Seine Majestät nicht ausschließlich auf diesen Modus allein die Möglichkeit einer dauernden und sichern Pacification.«

Sir John legte großen Nachdruck auf die letzten Worte.

»Ah, ah!« machte Bonaparte.

Und er trat rasch an John heran.

Der Engländer fuhr fort:

»Seine Majestät maßt sich nicht an, Frankreich vorzuschreiben, welches die Form seiner Regierung sein solle,

noch in welche Hände die Macht gelegt werden solle, die Angelegenheiten einer großen und mächtigen Nation zu lenken.«

»Lesen Sie nochmals, mein Herr«, sagte Bonaparte lebhaft.

»Lesen Sie selbst«, antwortete Sir John.

Und er gab ihm die Note.

Bonaparte las.

»Sie veranlagten, mein Herr«, sagte er, »daß dieser Absatz zu der Note hinzugefügt wurde?«

»Ich habe wenigstens darauf gedrungen.«

Bonaparte sann nach.

»Sie haben Recht«, sagte er, »es ist ein großer Schritt getan: die Rückkehr der Bourbonen ist nicht mehr eine *conditio sine qua non*. Ich bin nicht bloß als militärische Macht, sondern auch als politische anerkannt.«

Dann bot er Sir John hie Hand und sagte:

»Haben Sie mich etwas zu fragen, mein Herr?«

»Das Einzige, was ich wünsche, ist Ihnen von meinem Freunde Roland genannt worden.«

»Und ich habe ihm bereits geantwortet, mein Herr, daß ich Sie mit Vergnügen als Gatte seiner Schwester sehen werde. Wenn ich reicher wäre, oder wenn Sie es weniger wären, so würde ich Ihnen, anbieten, sie auszusteuern«, — Sir John machte eine Bewegung — »aber ich weiß, daß Ihr Vermögen für zwei genügt und sogar«, fügte er lächelnd hinzu, »für mehr noch genügen kann. Ich lasse Ihnen deshalb die Freude, die Frau, die Sie lieben, nicht bloß glücklich, sondern auch reich machen zu können.«

Dann rief er: »Bourrienne!«

Bourrienne erschien.

»Er ist abgegangen, General«, sagte er.

»Gut«, machte der erste Konsul: »aber das ist es nicht, Weshalb ich Dich rufe.«

»Ich erwarte Ihre Befehle.«

»Um welche Stunde des Tages oder der Nacht Lord Tannlay erscheint, ich werde stets glücklich sein, ihn zu empfangen und zwar auf der Stelle zu empfangen: Sie verstehen, Bourrienne: Sie

verstehen, Mylord?«

Lord Tannlay verbeugte sich zum Zeichen des Dankes.

»Und jetzt«, sagte Bonaparte, »nehme ich an, daß Sie Eile haben, nach dem Schlosse Noires Fontaines zu kommen, ich halte Sie deshalb nicht zurück: nur eine Bedingung möchte ich stellen.«

»Welche, General?«

»Daß, wenn ich Ihrer zu einer neuen Mission bedarf . . . «

»Das ist keine Bedingung, Citoyen erster Konsul, das ist eine Gunst.«

Lord Tannlay verbeugte sich und ging.

»Bourrienne,« sagte Bonaparte, »haben wir einen bespannten Wagen?«

Bourrienne sah in den Hof hinunter.

»Ja, General.«

»Machen Sie sich fertig. wir wollen zusammen ausfahren.«

»Ich bin bereit, General, ich brauche nur Hut und Überrock zu nehmen . . . «

»Dann kommen Sie.«

Bonaparte nahm ebenfalls Hut und Überrock; eilte die Treppe hinunter und ließ den Wagen vorfahren. Bourrienne folgte ihm.

Der Lakai öffnete die Wagentüre, Bonaparte stieg rasch ein.

»Wohin fahren wir, General?« fragte Bourrienne.

»Zu den Tuilerien,« antwortete Bonaparte.

Bourrienne wiederholte ganz erstaunt den Befehl und wandte sich wieder zu dem Ersten Konsul, als ob er ihn um eine Erklärung bitten wollte; aber Bonaparte schien in Gedanken vertieft. und der Sekretär, der damals noch der Freund war, hielt es nicht für geraten, ihn zu stören.

Der Kutscher setzte die Pferde in Galopp — Bonaparte fuhr immer sehr schnell — und der Wagen fuhr den Tuilerien zu.

Die Tuilerien, welche nach dem 5. und 6. Oktober von Ludwig XVI. bewohnt gewesen waren, und später den Convent und den Rath der Fünfhundert aufgenommen hatten, waren seit den 18. Brumaire verödet.

Bonaparte hatte seit dem 18. Brumaire mehr als einmal sein

Augenmerk auf den vormaligen Königspalast gerichtet; aber er wollte nicht ahnen lassen, daß ein künftiger König den Palast der vertriebenen Könige bewohnen könne.

Bonaparte hatte eine herrliche Büste des Junius Brutus aus Italien mitgebracht. Diese Büste war nicht im Luxembourg aufgestellt worden; der Erste Konsul hatte in den letzten Novembertagen den Republikaner David kommen lassen, und ihn beauftragt, sie in der Galerie der Tuileries aufzustellen.

Wie konnte man glauben, daß David, der Freund Marat's, durch die Aufstellung der Büste von Cäsars Mörder in der Galerie der Tuileries die Wohnung eines künftigen Kaisers ausschmücke?

Niemand hatte es geglaubt, nicht einmal geahnt.

Als sich Bonaparte in die Tuileries begab, um zu sehen, wie sich die Büste in der Galerie ausnehme, bemerkte er die in dem Palaste der Katharine von Medici begangenen Verwüstungen. Die Tuileries waren freilich keine Königswohnung mehr, aber sie waren doch ein Nationalpalast und die Nation konnte einen ihrer größten Paläste nicht verfallen lassen.

Bonaparte ließ den Citoyen Lecomte, Architecten des Palastes, kommen, und befahl ihm, die Tuileries zu reinigen-. Dieses Wort konnte im eigentlichen und figürlichen Sinne genommen werden.

Der Architect sollte einen Kostenüberschlag machen. Die Kosten der Reinigung wurden auf fünfhunderttausend Francs veranschlagt.

Bonaparte fragte, ob die Tuileries nach dieser Reinigung der Regierungspalast werden könnten.

Der Architect antwortete, diese Summe sei noch nicht hinreichend, den Palast wieder in den früheren Stand zu setzen, sondern nur, ihn wieder bewohnbar zu machen.

Mehr wollte Bonaparte nicht; wozu brauchte ein Republikaner königliche Pracht? Für den »Regierungspalast« brauchte man einfache Verzierungen, Statuen, Marmorsäulen.

Die Wahl dieser Statuen hatte der Erste Konsul zu bestimmen. — Bonaparte wählte sie aus drei denkwürdigen Epochen und aus eben so großen Nationen. Unter den Griechen wählte er Alexander und Demosthenes, den Genius der Eroberung und den Genius der Beredsamkeit; — unter den Römern Scipio, Cicero,

Cato, Brutus und Cäsar — der Geopferte erhielt seinen Platz neben dem Mörder, der fast eben so groß war, wie er; — aus der neueren Zeit wählte er Gustav Adolf, Turenne, den großen Condé, Dugnay-Tronin, Marlborough, den Prinzen Eugen und den Marschall von Sachsen; — endlich Friedrich den Großen und Washington, das ist die Philosophie auf dem Throne und die Weisheit als Gründerin eines freien Staates.

Neben diese großen Männer stellte er noch Dampierre, Dugommier und Joubert, um zu beweisen, daß er nicht neidisch war auf den Ruhm von drei Waffenbrüdern, die als Opfer für eine ihm schon fremd gewordene Sache gefallen waren — so wenig wie er Bedenken trug, in der Person des großen Condé einen Bourbon aufzunehmen.

In den letzten Februartagen des Jahres 1800 waren die Tuileries in bewohnbaren Stand gesetzt, die Büsten standen auf ihren Sockeln, die Statuen auf ihren Piedestalen; man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit.

Diese Gelegenheit war gekommen; die Nachricht von dem Tode Washington's war eben eingetroffen. Der Gründer der amerikanischen Unabhängigkeit hatte am 14. Dezember 1799 sein Erdenleben beschlossen.

An dieses Ereignis hatte Bonaparte gedacht, als Bourrienne eingesehen hatte, daß man ihn seinen Gedanken überlassen müsse.

Der Wagen hielt in den Tuileries. Bonaparte stieg eben so rasch aus, wie er eingestiegen war, eilte die Treppe hinauf, ging durch die Gemächer und verweilte am längsten in denen, welche von Ludwig XVI. und Marie Antoinette bewohnt gewesen waren.

In dem Kabinett Ludwig's XVI. sagte er plötzlich zu Bourrienne, als ob dieser ihm durch das Labyrinth seiner Gedanken mit dem Faden der Ariadne hätte folgen können:

»Hier wollen wir wohnen . . . der dritte Konsul bekommt seine Wohnung im Florapavillon Cambacérés bleibt in der Kanzlei . . . «

»Dann ist seiner Zeit nur Einer fortzuschicken,« sagte Bourrienne lachend.

»Schlaukopf!« sagte Bonaparte und kniff seinen Sekretär in's Ohr.

»Wann ziehen wir ein, General?« fragte Bourrienne.

»O! morgen noch nicht; wir müssen mindestens acht Tage warten, damit sich die Pariser gewöhnen, mich ans dem Luxembourg in die Tuileries kommen zu sehen.«

»Acht Tage,« meinte Bourrienne, »kann man schon warten . . . «

»Zumal wenn man gleich anfängt . . . Komm, Bourrienne!«

Und mit der Schnelligkeit, die er in wichtigen Momenten immer zeigte, ging er durch die bereits besuchten Gemächer zurück, eilte die Treppe hinunter und sprang in den Wagen, indem er dem Kutscher zurief: »Zum Luxembourg!«

»Wollen Sie mich nicht mitnehmen, General?« sagte Bourrienne, der erst aus der Türe kam.

»Langsamer Mensch!« sagte Bonaparte

Der Kutscher feste die Pferde wieder in Galopp.

Bonaparte fand den Polizeiminister in seinem Kabinett.

»Nun«, sagte Bonaparte, »was gibt es, Citoyen Fouché: Sie haben ein ganz verstörtes Gesicht. Hätte man zufällig einen Meuchelmord? . . . «

»Citoyen erster Konsul«, sagte der Minister, »Sie schienen auf die Vernichtung jener Banden, die sich die Genossenschaft Jehus nennen, einen großen Wert zu legen.«

»Ja, denn ich schickte Roland selbst zu ihrer Verfolgung ab.

Hat man Nachrichten von ihnen?«

»Ja.«

»Durch wen?«

»Durch ihren Anführer selbst.«

»Wie, durch ihren Anführer?«

»Er hatte die Kühnheit, mir von seiner letzten Expedition Bericht zu erstatten.«

»Gegen wen war diese Expedition gerichtet?«

»Gegen die fünfzigtausend Franken, die Sie den Vätern vom St. Bernhard geschickt.«

»Und was ist aus ihnen geworden?«

»Den fünfzigtausend Franken?«

»Sie sind in seinen Händen und ihr Anführer meldet mir, daß sie

bald in denen Cadoudals sein würden.«

»So ist Roland getötet?«

»Nein.«

»Wie, nein.«

»Mein Agent ist getötet und der Brigadechef Saint-Maurice ist getötet: aber Ihr Adjutant ist gesund und wohl.«

»Dann wird er sich erhängen«, sagte Bonaparte.

»Warum das? Der Strick würde brechen, Sie kennen sein Glück.«

»Oder sein Unglück. Ja, wo ist dieser Rapport?«

»Sie wollen sagen dieser Brief?«

»Dieser Brief, dieser Rapport, die Sache, kurz, was es auch sein mag, wodurch Sie diese Nachrichten erhielten, die Sie mir so eben mitteilten.«

Der Polizeipräfekt übergab dem ersten Konsul ein kleines, elegant in einer parfümierten Enveloppe enthaltenes Papier.

»Was soll das?«

»Das ist, was Sie verlangen.«

Bonaparte las:

»An den Citoyen Fouché, Polizeipräfekten, in seinem Hotel in Paris.«

Er öffnete den Brief und las:

»Citoyen Präfekt, Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß die fünfzigtausend Franken, welche für die Väter vom St. Bernhard bestimmt waren, am 21. Februar 1800 alten Styles in unsere Hände übergegangen sind, und daß von heute bis über acht Tagen sie in denen des Citoyen Cadoudal sein werden.

»Es ist, abgesehen von dem Tode Ihres Agenten und des Brigadechefs Saint-Maurice, vortrefflich gegangen; was Herrn Roland von Montrevel betrifft, so habe ich das Vergnügen, Ihnen anzuzeigen, daß ihm kein Unglück begegnet ist. Ich habe nicht vergessen, daß er es war, der mich in den Luxembourg eingeführt.

»Ich schreibe Ihnen, Citoyen Präfekt, weil ich annehme, daß Herr Roland von Montrevel im Augenblick zu sehr beschäftigt

ist mit unserer Verfolgung, um Ihnen selbst zu schreiben.

»Aber sobald er sich Ruhe gönnen wird, bin ich überzeugt, werden Sie einen Bericht von ihm erhalten, indem er Ihnen alle Details mitteilen wird, auf die ich aus Mangel an Zeit und Bequemlichkeit zum Schreiben nicht eingehen kann.

»Als Gegendienst für den, welchen ich Ihnen leiste, Citoyen Präfekt, möchte ich Sie bitten, mir einen andern zu leisten: nämlich ohne Zögern Frau von Montrevel von dem Leben ihres Sohnes in Kenntnis zu setzen.

»Morgan.«

»Maison Blanche, Landstraße von Mayon nach Lyon, Samstag um neun Uhr Abends.«

»Ha, bei Gott«, sagte Bonaparte, »ein kecker Bursche.«

Dann fügte er mit einem Seufzer hinzu:

»Was für Hauptleute und Obersten wären alle diese Leute für mich!«

»Was befiehlt der erste Konsul?« fragte der Polizeipräfekt.

»Nichts: das geht Roland an, seine Ehre ist dabei, beteiligt: und da er nicht tot ist, wird er sich rächen.«

»So kümmert sich der erste Konsul nicht mehr um diese Sache?«

»In diesem Augenblick wenigstens nicht.«

Und indem er sich nach seinem Sekretär hin wandte, sagte er:

»Wir haben ganz andere Dinge und viel wichtigere im Kopfe: nicht wahr, Bourrienne?«

Bourrienne machte mit dem Kopfe ein bestätigendes Zeichen.

»Wann wünscht mich der erste Konsul wieder zu sehen?« fragte der Polizeipräfekt.

»Seien Sie diesen Abend um zehn Uhr hier: wir werden in acht Tagen ausziehen.«

»Wohin?«

»Nach den Tuileries.«

Fouché machte eine Bewegung der Bestürzung.

»Es ist gegen Deine Ansicht, ich weiß es«, sagte der erste

Konsul: »aber ich sage es Ihnen rund heraus und Sie haben mir zu gehorchen.«

Fouché grüßte und wollte gehen.

»Apropos!« machte Bonaparte.

Fouché kehrte sich um.

»Vergessen Sie nicht, Frau von Montrevel in Kenntnis zu setzen, daß ihr Sohn gesund und wohl ist: es ist das Geringste, was Sie für den Citoyen Morgan tun können nach dem Dienste, den er Ihnen geleistet.«

Und er kehrte dem Polizeipräfekten, der sich die Lippen blutig biß und wegging, den Rücken.

IV.

Wohnungswechsel.

An demselben Tage diktierte der Erste Konsul seinem Sekretär Bourrienne folgenden Befehl an die Konsulargarde und die Armee:

»Washington ist tot! Dieser große Mann hat gegen die Tyrannei gekämpft, er hat die Freiheit Amerika's gegründet, sein Andenken wird dem französischen Volke so wie allen freien Männern beider Weltteile und insbesondere den französischen Soldaten stets teuer sein, denn wir haben, wie die amerikanischen Krieger, für Freiheit und Gleichheit gekämpft. Daher befiehlt der Erste Konsul, daß um alle Fahnen und Standorten der Republik Flöre getragen werden sollen.«

Aber der Erste Konsul beschränkte sich nicht auf diese Tagesbefehle, er bestimmte für seine Übersiedlung aus dem Luxembourg in die Tuileries eine Festlichkeit, welche dem Volke nicht nur eine Augenweide bereiten, sondern auch einen tiefen Eindruck auf die Gemüter machen sollte.

Dieses Fest sollte im Invalidenhaus stattfinden, welches seinen monarchischen Namen gegen die republikanische Benennung »Marstempel« vertauscht hatte.

An demselben Tage sollte die Büste Washington's eingeweiht werden, und zugleich sollte der General Lannes die Fahnen von Abukir verteilen.

Dies war eine jener originellen Zusammenstellungen, durch welche Bonaparte die Aufmerksamkeit so gut zu fesseln wußte; es war gleichsam ein durch den Zusammenstoß zweier Kontraste hervorgebrachter Funke. Er feierte zugleich das Andenken eines großen Mannes der neuen Welt und einen in der alten Welt erkämpften Sieg, er beschattete das junge Amerika mit den Palmen von Theben und Memphis.

An dem für die Feierlichkeit bestimmten Tage waren sechstausend Mann Kavallerie vom Luxembourg bis zum Invalidenhaus aufgestellt. Um acht Uhr stieg Bonaparte im

großen Hofe des Palastes zu Pferde und ritt an der Spitze seines glänzenden Stabes von Generalen, unter denen der älteste kaum fünfunddreißig Jahre zählte, nach dem Invalidenhaus. Lannes ritt voran. Hinter ihm kamen die sechzig Fahnen, von sechzig Guiden getragen. Dann kam Bonaparte mit seinem Generalstabe.

Der Kriegsminister Berthier erwartete den Zug im Marstempel, er lehnte sich an eine Statue des ruhenden Mars; alle Minister und Staatsräte waren um ihn versammelt; an den Säulen der Vorhalle hingen die Fahnen von Denain, von Fontenay und aus dem ersten italienischen Feldzuge; zwei hundertjährige Invaliden, welche unter dem Marschall von Sachsen gekämpft hatten, standen auf beiden Seiten Berthier's; zur rechten stand auf einer Erhöhung die Büste Washingtons, welche von den bei Abukir erbeuteten Fahnen umgeben werden sollte. Auf einer andern Erhöhung, dieser gegenüber, stand ein Armsessel für Bonaparte.

Auf beiden Seiten des Marstempels waren Gerüste errichtet, auf denen die ganze elegante Welt von Paris, wenigstens die, welche sich für diese Feier interessierte, Platz genommen hatte.

Als die Fahnen eintrafen, wurden sie mit Militärmusik begrüßt. Lannes trat zuerst in die Halle, die Guiden marschierten paarweise an der Estrade vorüber und steckten die Fahnenstöcke in die zuvor gebohrten Löcher.

Unterdessen nahm Bonaparte mitten unter lautem Jubel in seinem Armfessel Platz.

Lannes trat nun auf den Kriegsminister zu und sagte mit seiner gewaltigen Stimme, welche auf dem Schlachtfelde so gut »Vorwärts« zu kommandieren wußte:

»Citoyen Minister! Wir dringen die Fahnen der unter Ihren Augen bei Abukir vernichteten ottomanischen Armee.

Als unser Heer dürre Sandwüsten durchzogen und mutig alle Entbehrungen ertragen hatte, fand es einen zahlreichen, siegesstolzen Feind, der unsere erschöpften Truppen als eine leichte und sichere Beute betrachtete; er wußte nicht, daß der französische Soldat größer ist durch seine Ausdauer in Entbehrungen, als durch die Siege, die er auf dem Schlachtfelde erkämpft, und daß sein Mut mit der Gefahr wächst. Dreitausend Franzosen rückten den achtzehntausend Barbaren entgegen,

durchbrachen ihre Reihen, warfen sie zurück gegen das Meer und unsere Bajonette trieben die Moslem in die Fluten. An jenem denkwürdigen Tage wurde das Schicksal Ägypten's, Frankreichs und Europa's entschieden. — Ihr verbündeten Mächte, wenn Ihr es wagtet, das französische Gebiet zu verletzen, und der Feldherr, der uns durch den Steg von Abukir wieder gegeben wurde, einen Aufruf an die Nation ergehen ließe, so würden Eure Erfolge verderblicher für Euch werden, als verlorene Schlachten; denn welcher Franzose würde nicht unter den Fahnen des Ersten Konsuls siegen wollen?«

Dann wandte er sich an die Invaliden, welche die Tribüne im Hintergrunde ganz allein besetzt hielten:

»Und Ihr, brave Veteranen, ihr ehrwürdigen Opfer des Geschickes der Kämpfer Ihr würdet nicht die letzten sein, die sich um den Feldherrn schaaren, der Euch die Wache über die eroberten Trophäen anvertraut hat. Ich weiß es, Ihr würdet die Lebenshälfte, welche Euch noch bleibt, mit Freude für Vaterland und Freiheit opfern.«

Diese Probe militärischer Beredsamkeit des Siegers von Montebello wurde mit lautem Beifall begrüßt. Dreimal versuchte Berthier ihm zu antworten, aber jedes mal wurde er durch den stürmischen Jubel unterbrochen. Endlich wurde Alles still und er antwortete:

»Nur in dem republikanischen Frankreich kann man ein Schauspiel sehen, wie es sich heute unseren Blicken darbieten. Es ist ein erhebender Anblick, hier in unserem Siegestempel Trophäen zu sehen, welche am Ufer des Nil erobert und in den Moscheen von Byzanz und Kairo gereiht wurden, zumal da sie uns durch Krieger gebracht werden, welche noch jung an Jahren, aber alt an Ruhm sind.«

»Dies ist übrigens nur ein Teil der Taten des jugendlichen Helden, welcher, schon mit den Lorbeeren Europa's bedeckt, als Sieger erschien vor den viertausendjährigen Pyramiden und durch seine Siege das Mutterland der Künste von der Knechtschaft befreite und die Segnungen der Zivilisation verbreitete.«

»Soldaten! pflanzt in diesem Tempel die ottomanischen Fahnen auf, welche von dreitausend Franzosen einem sechsmal überlegenen Feinde entrissen wurden, zur Erinnerung an Jenen

berühmten Feldzug, dessen Zweck und Erfolg alles mit dem Kriege notwendig verbundene Unglück vergessen machen. Diese Trophäen mögen Zeugen sein, nicht nur von der Tapferkeit des französischen Soldaten, sondern hauptsächlich von seiner Beharrlichkeit und Hingebung. Der Anblick dieser Fahnen erfreue und tröste Euch, Ihr edlen Krieger, die Ihr auf dem Felde der Ehre für das Vaterland geblutet habt, und jetzt nur noch Wünsche und Erinnerungen hegen könnt. Diese Fahnen mögen den Feinden des französischen Volkes verkünden, was ihrer wartet, wenn sie taub bleiben für die Stimme, die ihnen den Frieden bietet! Ja, wenn sie den Krieg wollen, so wollen wir Krieg führen, und wir werden ihn furchtbar führen.«

»Das Vaterland betrachtet die Orientarmee mit gerechtem Stolz. Dieses unbesiegbare Heer wird mit Freude vernehmen, das die Tapfern, welche mit ihr siegten, für sie gesprochen haben; sie weiß, daß der Erste Konsul auf das Wohl seiner Kampfgenossen bedacht ist; sie wird erfahren, daß die Republik für sie besorgt ist; sie wird erfahren, daß wir sie in unseren Tempeln geehrt haben und bereit sind, auf den Gefilden Europa's dieselben kriegerischen Tugenden zu zeigen, welche unsere Waffenbrüder in den heißen Sandwüsten Afrika's und Asien's gezeigt haben.«

»Kommen Sie in ihrem Namen, tapferer Feldherr, kommen Sie im Namen aller dieser Helden, in deren Mitte Sie sich zeigen, und lassen Sie sich zum Zeichen des Dankes der Nation umarmen.«

»Aber ehe wir zum Schutz unserer Unabhängigkeit wieder zu den Waffen greifen, wollen wir einen Lorbeerzweig auf Washington's Asche werfen, wir wollen ihm huldigen, dem Helden, der Amerika von dem Joch unserer unversöhnlichsten Feinde befreite. Sein Schatten zeige uns bis über das Grab hinaus den Ruhm, den jeder Befreier des Vaterlandes erntet.«

Bonaparte kam von seiner Estrade herab und wurde von Berthier im Namen Frankreichs umarmt. Fontanes, welcher die Lobrede auf Washington zu halten hatte, wartete geduldig, bis der rauschende Beifall, der das große Amphitheater erfüllte, verrauscht war.

Mitten unter den berühmten Männern, welche sich hier versammelt hatten, war Fontanes eine halb politische, halb literarische Merkwürdigkeit. Nach dem 18. Fkuctidor war er mit

Suart und Laharpe geächtet worden, aber er hatte sich bei einem Freunde versteckt und ging nur Abends aus: auf diese Weise war es ihm gelungen, in Paris zu bleiben. Ein Vorfall, der unmöglich vorauszusehen war, hatte seine Anwesenheit verraten. Ein Cabriolet, dessen Pferd flüchtig geworden war, hatte ihn auf dem Carousselplatze umgeworfen. Ein Polizeiaгент hatte ihn erkannt, und Fouché hatte nicht nur seine Anwesenheit in Paris, sondern auch sein Versteck erfahren; aber Fouché stellte sich, als ob er davon nichts wüßte.

Einige Tage nach dem 18. Brumaire wurde die Aufmerksamkeit des Ersten Konsuls auf Fontanes gelenkt.

»Stellen Sie mir ihn vor«, antwortete Bonaparte.

Fontanes wurde dem Ersten Konsul vorgestellt. Bonaparte, welcher seine Redegewandtheit konnte, hatte ihn beauftragt, die Lobrede auf Washington zu halten und vielleicht ihn selbst gelegentlich mit zu preisen.

Die Rede entsprach ganz den Wünschen des Ersten Konsuls.

Im Luxembourg war große Soirée.

Während der Feierlichkeit hatte sich das Gerücht von einer wahrscheinlichen Übersiedelung in die Tuileries verbreitet. Einige neugierige Personen ließen in Josephinen's Gegenwart einige Worte davon fallen, aber die arme Dame, welche noch an Marie Antoinette dachte, hatte einen unwillkürlichen Abscheu gegen Alles, was ihr das Königtum in Erinnerung bringen konnte. Sie antwortete daher ausweichend und wies die neugierigen Frager an den Ersten Konsul.

Eine andere Nachricht, welche sich zu verbreiten begann, bildete gleichsam das Gegengewicht zu der Ersten. Murat hatte um das Fräulein Karoline Bonaparte geworben. Diese Heirat, wenn sie zu Stande kam, hatte mit gewissen Hindernissen zu kämpfen; Bonaparte hatte sich mit dem Manne, der nochmals sein Adjutant wurde und sein Schwager zu werden wünschte, schon vor längerer Zeit entzweit. Die Ursache dieses Zerwürfnisses wird unsern Lesern etwas sonderbar scheinen. Murat, dessen Mut sprichwörtlich geworden ist, hatte eines Tags, wo er schlecht geschlafen oder schlecht gefrühstückt, eine Anwandlung von Furcht bekommen.

Der Marschall Lannes, der sich doch auch eines großen Mutes rühmen konnte, hörte einst seinen Adjutanten erzählen, daß ein Oberst einen jungen Offizier, der in dem ersten Kampfe Furcht gehabt, bestraft habe. Er ließ sich die Sache ausführlich erzählen und gab Befehl den Obersten zu holen.

Einer seiner Adjutanten entfernte sich. Fünf Minuten nachher erschien der Oberst vor dem Marschall, den Napoleon selbst den »Tapfersten unter den Tapfern« nannte.

»Ist es wahr«, fragte ihn Lannes, »daß Sie einen jungen Offizier, der in dem ersten Gefechte einige Furcht gehabt, bestraft haben?«

»Ja, Marschall«, antwortete der Oberst, »ich will nicht, daß in meinem Regiment ein einziger Mann das Kanonenfieber habe.«

»Sie hatten Unrecht, Oberst«, sagte der Marschall, auf ihn zutretend und die Hand auf seine Schulter legend; »ich erkläre Ihnen, daß nur ein eitler Prahler sich rühmen kann, nie eine Anwandlung von Furcht gehabt zu haben.«

In diesem Falle hatte sich Murat befunden; er hatte sich fünf Minuten lang gefürchtet. Als nämlich Bonaparte nach der Schlacht von Rivoli den General Wurmser gezwungen hatte, sich mit 28.000 Mann nach Mantua zurückzuziehen, befahl er dem General Miolis, die Ausfälle der Österreicher mit 4000 Mann zu verhindern. Während der Feind trotzdem einen Ausfall machte, erhielt Murat den Befehl, an der Spitze von 600 Mann einen Angriff auf 3000 zu machen.

Murat griff an, aber ohne Nachdruck. Bonaparte war um so mehr erzürnt darüber, da Murat sonst so mutig und entschlossen war.

Murat fiel bei dem Obergeneral in Ungnade. Der Adjutant war in Verzweiflung, denn er hegte schon damals den Wunsch, vielleicht sogar die Hoffnung, der Schwager seines Generals zu werden; er liebte Karoline Bonaparte.

Wie dieses zärtliche Verhältnis entstanden war? Wir wollen es mit kurzen Worten erzählen. Einige Monate vorher war Murat nach Paris geschickt worden, um dem Direktorium die in den Gefechten von Dego und Mondori erbeuteten Fahnen zu überreichen. Auf dieser Reise lernte er Madame Bonaparte und

Madame Tallien kennen.

Bei Madame Bonaparte fand er die ihm bereits bekannte Karoline Bonaparte wieder. Er hatte sie schon in Rom bei ihrem Bruder Joseph gesehen, und schon dort war er von ihr bemerkt worden.

Die drei Damen erboten und erhielten vom Direktorium den Grad eines Brigadegenerals für Murat. Dieser kehrte zur italienischen Armee zurück und blieb auch als Brigadegeneral auf seinen ausdrücklichen Wunsch noch Adjutant des Obergenerals. Unglücklicherweise ereignete sich der erwähnte Vorfall unter den Mauern von Mantua, in dessen Folge Murat bei Bonaparte in Ungnade fiel. Der Obergeneral schien ihn sogar von Herzen zu hassen; er dankte für seine Dienste als Adjutant und teilte ihn einer andern Division zu.

Als daher Bonaparte nach dem Rückzuge von Talentino wieder in Paris eintraf, war Murat nicht bei ihm. Dies passte nicht in den Kram des Triumpfeminales, welches den jungen Brigadegeneral in Schutz genommen hatte. Die drei Damen wandten sich an den Kriegsminister mit der Bitte, Murat an dem ägyptischen Feldzuge teilnehmen zu lassen. Die Bitte wurde ihnen gewährt.

Murat machte die Überfahrt am Bord des »Orient«, wo sich auch Bonaparte befand, aber Bonaparte sprach auf der ganzen Seereise kein Wort mit ihm.

Nach der Landung in Alexandrien vermochte Murat anfangs die Einwand, welche ihn von seinem Feldherrn trennte, nicht zu brechen. Bonaparte schickte ihn gegen Muradbey, mehr um ihn von sich zu entfernen, als um ihm Gelegenheit zu geben sich auszuzeichnen. Aber Murat tat in jenem Feldzuge solche Wunder der Tapferkeit, er griff bei Abukir so mutig, so tollkühn an, daß Bonaparte ihm nicht länger zürnen konnte. — Murat war mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekommen.

Murat, der zum 18. und 19. Brumaire sehr viel beigetragen hatte, war nun bei dem Ersten Konsul wieder in großer Gunst; er hatte als Beweis besonderer Zuneigung den Befehl über die Konsulargarde erhalten.

Er hielt den Augenblick für günstig, seine Liebe zu Karoline Bonaparte zu gestehen. Er hatte dafür zwei Gründe; Josephine

war ungemein teilnehmend und gefühlvoll; Joachim liebte Karoline und wurde von ihr wieder geliebt. und dies war für Josephine schon hinreichend, diese Liebe in Schutz zu nehmen. Außerdem war Josephine von den Brüdern Bonaparte's gehasst und sie ergriff begierig diese Gelegenheit, sich in Murat und Karoline zwei Freunde zu machen. Sie ermunterte daher Murat sich ihrem Gemahle zu entdecken.

Drei Tage vor der eben erzählten Feierlichkeit war daher Murat in dem Kabinett Bonaparte's erschienen und hatte ihm nach langem Zögern und endlosen Umwegen sein Anliegen dargestellt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war die gegenseitige Zuneigung der beiden jungen Leute gut nichts Neues für dm Ersten Konsul.

Bonaparte hörte den Antrag mit großem Ernst an und antwortete, er werde die Sache überlegen.

Die Sache verdiente in der Tat eine reifliche Überlegung. Bonaparte gehörte einer adeligen Familie an, Murat war der Sohn eines Gastwirts. Diese Verbindung hatte in einem solchen Moment eine große Bedeutung. Es fragte sich, ob der Erste Konsul, ungeachtet seines Familienadels und des hohen Ranges, den er einnahm, republikanisch, ja demokratisch genug war, um sich mit einem Plebejer zu verschwägern.

Der Erste Konsul besann sich nicht lange, sein klarer, scharfer Verstand sagte ihm, daß es in seinem Interesse liege, in die Heirat zu willigen.

Er hatte daher am Morgen seine Zustimmung gegeben.

Die Nachricht von der bevorstehenden Vermählung Murat's mit Karoline Bonaparte und von der Übersiedelung in die Tuilerien wurde daher zugleich verbreitet. Die eine Nachricht konnte der andern als Gegengewicht dienen. Der Erste Konsul wollte die Residenz der vormaligen Könige beziehen, »in dem Bett der Bourbons« schlafen, wie man damals sagte. Aber Bonaparte gab einem Gastwirtssohn seine Schwester zur Frau.

Die Mitgift, welche die künftige Königin von Neapel dem Helden von Abukir brachte, bestand in dreißigtausend France und in einem Halsschmuck von Diamanten, den der Erste Konsul seiner Gemahlin wegnahm, da er zu arm war, um einen solchen Schmuck zu kaufen. Josephine, welche diesen Halsschmuck sehr

schätzte, machte Anfangs ein saures Gesicht, aber die Sache widerlegte alle gehässigen Gerüchte, welche behaupteten, Bonaparte habe sich in Italien bereichert. Überdies mußte doch Josephine zu der Ausstattung der jungen Eheleute etwas beitragen.

Die Folge dieser geschickten Kombination war, daß die Übersiedelung der Konsuln in den Regierungspalast allgemeinen Beifall fand. Bei Vielen fand der feierliche Aufzug sogar aufrichtige Bewunderung. Wie hätte man Männern, wie Bonaparte, Murat, Moreau, Brune, Lannes, Junot, Duroc, Augereau, Masséna, die Bewunderung versagen können!

Eine große Truppenmusterung war für diesen Tag auf dem Carrousselplatz angesagt worden. Madame Bonaparte sollte das glänzende militärische Schauspiel betrachten, aber nicht von dem mittleren Balkon, der zu königlich ist, sondern an den Fenstern des von Lebrun bewohnten Florapavillons.

Bonaparte verließ um ein Uhr den Luxembourgpalast. Der Zug bestand aus dreitausend Mann Elitetruppen, worunter das prächtige, vor drei Jahren errichtete Guidenregiment. Die Veranlassung dazu hatte eine Gefahr gegeben, in welcher sich Bonaparte während des italienischen Feldzuges befunden. Nach dem Übergange über den Mincio ruhte er von den unerhörten Anstrengungen in einem kleinen Schlosse aus und wollte eben ein Bad nehmen, als eine Abteilung Österreicher auf dem Rückzuge in das Schloß drang. Der Eingang war nur von der Schildwache besetzt und Bonaparte hatte nur Zeit, im Hemde die Flucht zu nehmen.

Alle diese Abenteuer und noch viele andere wurden in den Reihen des Volkes erzählt. Und hätte man zu bedenken gegeben, daß er sich in die Tuilerien begab, um die königlichen Gemächer zu bewohnen, so würden viele Zuschauer wahrscheinlich gefunden haben, daß der Mann, der am 30. Pluviose 1800 in Generalsuniform einzog, eben so würdig war, den Palast zu bewohnen, wie der, welcher, als Lakai verkleidet, denselben Palast am 20. Juni 1791 verlassen hatte.

Am Morgen entstand eine Verlegenheit, die erwähnt zu werden verdient. Die Generale hatten ihre Pferde, die Minister ihre Kutschen, aber die übrigen Staatsbeamten hatten es nicht für

angemessen gehalten sich in große Kosten zu stecken. Es fehlte also an Kutschen. Man half diesem Mangel dadurch ab, daß man Fiaker kommen ließ und die Nummern derselben mit Papier von derselben Farbe wie der Kasten beklebte.

Nur der Wagen des Ersten Konsuls war mit sechs Schimmeln bespannt, aber da die drei Konsuln in dem einen Wagen saßen, so kamen im Grunde auf jeden Konsul nur zwei Pferde. Überdies waren ja die sechs Schimmel, welche der Kaiser Franz dem Obergeneral Bonaparte nach dem Vertrage von Campo Formio geschenkt hatte, gewissermaßen Siegestrophäen.

Der Wagen fuhr durch einige Straßen, über den Quai Voltaire und den Pont-Royal. Die Konsulargarde bildete Spalier von dem Gitterthor des Carousselplatzes bis zu dem Hauptthor der Tuileries.

Vor dem äußern Thor schaute Bonaparte auf und las die über demselben befindliche Inschrift:

10. August 1792.

Das Königtum ist in Frankreich auf immer gestürzt
und wird sich nie wieder erheben.

Ein ironisches Lächeln spielte um die dünnen blassen Lippen des Ersten Konsuls.

An dem Hauptthor der Tuileries verließ Bonaparte den Wagen und stieg zu Pferde.

Als man ihn auf seinem Schlachtroß sah, brach auf allen Seiten ein wahrer Beifallssturm los.

Er ritt zuerst durch alle Reihen und hielt dann vor dem Hauptthor der Tuileries. Murat und Lannes waren auf beiden Seiten, und hinter ihm der ganze Generalstab der italienischen Armee.

Das Defilieren der Truppen nahm nun seinen Anfang. — Hier kam er auf einen Gedanken, der ganz geeignet war, einen tiefen Eindruck auf die Gemüter der Soldaten zu machen. Als die von Kugeln zerfetzten und von Pulver geschwärzten Fahnen des 97., 33. und 30. Regiments vorbeikamen, nahm er seinen Hut ab und verneigte sich.

Als das Defilieren zu Ende war, stieg er vom Pferde und ging kühnen Schrittes die Treppe der Valois und der Bourbons hinauf.

Abends befand er sich mit Bourrienne allein.

»Sind Sie zufrieden, General?« fragte Bourrienne.

»O ja«, antwortete Bonaparte, »nicht wahr, es ist Alles recht gut gegangen?«

»Ganz vortrefflich!«

»Ich habe Sie bei meiner Gemahlin am Fenster des Florapavillons gesehen.«

»Ich habe Sie auch gesehen, General. Sie lasen die Inschrift über dem Thore des Carousselplatzes . . . «

»Ja«, sagte Bonaparte: »10. August 1792. Das Königtum ist in Frankreich auf immer gestürzt, und wird sich nie wieder erheben.«

»Soll die Inschrift abgenommen werden, General?« fragte Bourrienne.

»Es ist nicht nötig«, antwortete der Erste Konsul, »sie wird von selbst fallen . . . Wissen Sie, Bourrienne«, setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu, »wer mir heute gefehlt hat? Roland . . . Was in aller Welt mag er jetzt anfangen, daß er gar nichts von sich hören lässt?«

Was Roland tat, wollen wir dem Leser jetzt mitteilen.

V.

Der Verfolger.

Wir sagten, in welcher Lage die Escorte des siebenten Chasseurregiments die Mallepost von Chambery fand.

Das Erste, womit man sich beschäftigte, war, das Hindernis zu suchen, das sich dem Aussteigen Rolands widersetzte: man fand das Schloß und erbrach den Schlag.

Roland sprang auf dem Wagen wie ein Tiger auf dem Käfig.

Wir sagten, daß der Boden mit Schnee bedeckt war.

Roland, welcher Jäger und Soldat war, hatte nur einen Gedanken: das heißt die Spuren der Genossen Jehus zu verfolgen.

Er hatte sie in der Richtung von Thoisset sich in den Wald vertiefen sehen: aber er dachte, sie könnten diese Richtung nicht verfolgen, weil zwischen dieser kleinen Stadt und ihnen die Saone floß und keine Brücke die Verbindung herstellte, als in Belleville und Mayon.

Er gab der Escorte und dem Conducteur Befehl, ihm auf der Landstraße zu erwarten und verfolgte zu Fuß, ohne auch nur daran zu denken, seine Pistolen wieder zu laden, die Spur Morgans und seiner Genossen.

Er hatte sich nicht getäuscht: eine Viertelstunde von der Landstraße hatten die Flüchtigen die Saone gefunden: dort hatten sie angehalten, einen Augenblick sich beraten — man sah es an dem von den Pferdehufen festgetretenen Schnee — dann hatten sie sich in zwei Abteilungen getrennt: die eine war am Flusse nach Mayon hinaus, die andere war nach Belleville hinab geritten.

Diese Trennung hatte, offenbar den Zweck, die Verfolgenden irre zu führen, falls man sie überhaupt verfolgte.

Roland hatte das Feldgeschrei des Anführers gehört:

»Morgen Abend. Wo, wißt Ihr.«

Er zweifelte deshalb nicht, daß, welche Spur er auch verfolgen mochte, ob er an der Saone hinauf oder hinab ginge, die Spur ihm den Weg zu dem Zusammenkunftsort zeigen müsse, falls sie der

Schnee nicht über Nacht schmelze, da die Genossen Jehus, sei es zusammen oder einzeln, auf dasselbe Ziel losgehen mußten.

Er ging deshalb auf demselben Wege, den er gekommen, zurück, befahl dem Conducteur, die von dem falschen Postillion auf der Landstraße liegen gelassenen großen Stiefel anzuziehen, aufzusitzen und den Wagen nach der nächsten Station, das heißt nach Belleville zu fahren.

Der Quartiermeister der Chasseurs und vier Chasseurs, welche schreiben konnten, sollten ihn begleiten, um das Protokoll mit ihm zu unterzeichnen.

Dabei verbot er ihnen strengstens, seiner und was aus ihm geworden mit einem Worte zu erwähnen, da nichts den Plünderern der Diligencen seinen künftigen Plänen auf die Spur helfen sollte.

Dann ließ er einen Chasseur absteigen, nachdem er unter der ganzen Escorte das Pferd gewählt, das ihm als das beste erschien.

Endlich lud er seine Pistolen wieder, die er in die Halfter des Sattels statt der Pistolen des abgestiegenen Chasseurs stecktet. Nachdem er hierauf dem Conducteur und den Soldaten eine baldige Rache versprochen, deren Form er jedoch als ein Geheimnis für sich bewahrte, stieg er zu Pferde und verschwand in derselben Richtung, die er schon einmal eingeschlagen.

Als er an dem Punkte angekommen war, wo die beiden Abteilungen sich getrennt hatten, mußte er zwischen den beiden Spuren eine Wahl treffen. Er wählte die, welche an der Saone hinabführte und ihn nach Belleville brachte. Er hatte zu dieser Wahl, die ihn vielleicht um zwei bis drei Meilen entfernte, einen ausgezeichneten Grund.

Erstens war er näher bei Belleville, als bei Macon.

Dann hatte er sich vierundzwanzig Stunden in Macon aufgehalten und konnte erkannt werden.

Während er sich niemals länger in Belleville ausgehalten, als zum Umspannen nötig gewesen, wenn er zufällig mit der Post durchkam.

Alles, was wir so eben erzählt, hatte kaum eine Stunde eingenommen; es schlug acht Uhr auf dem Turme von Thoisset,

als Roland sich zur Verfolgung der Flüchtigen auf den Weg machte.

Der Weg, den diese eingeschlagen, war deutlich zu erkennen: fünf bis sechs Pferde hatten ihre Spuren auf dem Schnee zurückgelassen; eines dieser Pferde war ein Paßgänger.

Roland setzte über die zwei bis drei Fließchen, die das Feld durchschneiden, über das er ritt.

Hundert Schritte von Belleville hielt er an; hier hatte eine abermalige Trennung stattgefunden.

Zwei- von den sechs Reitern hatten sich nach rechts gewandt, das heißt, sich von der Saone entfernt; vier nach links, das heißt ihren Weg nach Belleville fortgesetzt.

Bei den ersten Häusern von Belleville hatte eine neue Scheidung stattgefunden.

Drei Reiter waren um die Stadt geritten; ein einziger war auf der Straße fortgeritten.

Roland folgte der Spur des Letztern, fest überzeugt, die Spur der Andern wiederzufinden.

Der, welcher auf der Straße fortgeritten, hatte vor einem hübschen Hause zwischen Hof und Garten angehalten, welches die Nummer 67 hatte.

Er hatte geläutet, man war ihm zu öffnen gekommen: man sah durch das Gitter die Schritte der Person, welche ihm geöffnet, und neben diesen Schritten eine zweite Spur.

Das war die des Pferdes, das man in den Stall geführt.

Offenbar hatte hier einer der Genossen Jehus eingestellt.

Roland konnte, wenn er zum Maire ging, seine Vollmacht zeigte, die Gendarmerie requirierte, ihn augenblicklich arretieren lassen.

Aber das war nicht sein Zweck; nicht einen Einzelnen wollte er arretieren lassen, sondern die ganze Bande, die er an einem Faden hielt.

Er merkte sich die Nummer 67 und setzte seinen Weg fort.

Er ritt durch die ganze Stadt, machte hundert Schritte über das letzte Haus hinaus, ohne eine Spur zu finden.

Er kehrte zurück, aber er dachte, diese Spuren, wenn sie sich

zeigten, könnten sich nur an dem Brückenkopfe zeigen.

Er fand auch wirklich an dem Brückenkopfe seine drei Pferde.

Es war hier keine Täuschung möglich! es mußten dieselben sein, denn eines der Pferde war ein Paßgänger.

Roland galoppierte auf demselben Wege wie die, welche ihn verfolgten. Als er nach Monceaux kam, dieselbe Vorsicht: sie waren um das Dorf geritten; aber Roland war ein zu guter Spürhund, um sich darum zu kümmern; er verfolgte seinen Weg und am andern Ende von Monceaux fand er die drei Flüchtigen wieder.

Kurz vor Chatillon verließ eines der drei Pferde die Straße, schlug den Weg nach rechts ein und wandte sich nach einem kleinen Schlosse, das auf einem Hügel lag, einige Schritte von der Landstraße von Chatillon nach Trevoux.

Diesmal waren die beiden zurückbleibenden Reiter, welche genug getan zu haben glaubten, um diejenigen irre zu führen, welche ihnen zu folgen Lust hatten, ruhig durch Chatillon geritten und hatten den Weg nach Neuville eingeschlagen.

Die von den Flüchtigen eingeschlagene Richtung befriedigte Roland sehr; sie begaben sich offenbar nach Bourg; wenn sie sich nicht dorthin begaben, würden sie den Weg von Marlieux eingeschlagen haben.

Bourg war das Hauptquartier, das Roland gewählt, um daraus den Mittelpunkt seiner Operationen zu machen; Bourg war die Stadt, mit der er genau vertraut war, und mit dieser Sicherheit der Erinnerungen aus der Kindheit kannte er Alles bis auf das kleinste Gebüsch, bis auf das kleinste Gebäude, bis auf die kleinste Grotte in der Umgebung.

In Neuville waren die Flüchtigen um das Dorf geritten. Roland kümmerte sich nicht um diese List, die er bereits aufgewittert; auf der andern Seite von Neuville fand er jedoch nur die Spur eines Pferdes.

Aber man konnte sich nicht täuschen, es war die des Paßgängers. Sicher, die Spur, die er einen Augenblick verloren, wiederzufinden, verfolgte Roland die Spur rückwärts.

Die beiden Freunde hatten sich auf dem Wege von Vannes getrennt: der eine war auf diesem Wege fortgeritten, der Andere

dagegen um das Dorf hergeritten und hatte, wie wir sagten, wieder den Weg nach Bourg eingeschlagen.

Diesem galt es zu folgen: überdies bot der Gang des Pferdes eine große Leichtigkeit für den, der ihn verfolgte, weil sein Schritt mit keinem andern verwechselt werden konnte. Er schlug deshalb den Weg nach Bourg ein, und von Neuville nach Bourg war kein anderes Dorf als Saint-Denis.

Übrigens war es nicht wahrscheinlich, daß der Letzte der Flüchtigen weiter als Bourg gehen würde. Wenn man genau berechnete, konnte ihn sein Pferd nicht weiter tragen, vorausgesetzt, daß es früh und ausgeruht vom Maison Blanche ausgegangen: es waren zwei Meilen vom Maison Blanche nach Belleville, vier Meilen von Belleville nach Chatillon, sechs Meilen von Chatillon nach Bourg: zwölf Meilen, dreizehn mit den Umwegen. Man konnte in der schlechten Jahreszeit nicht mehr von einem Pferde verlangen.

Wirklich hatte sich auch in der Nähe von Saint-Denis der Schritt des Tieres sichtlich verlangsamt, und Roland glaubte deshalb einen Augenblick, der Reiter habe in dem Dorfe angehalten: aber es war ein Irrtum, der Reiter war wie die Andern um das Dorf hergeritten und man fand seine Spur jenseits des letzten Hauses.

Er begab sich offenbar nach Bourg.

Roland setzte seinen Weg mit um so größerem Eifer fort, als er offenbar seinem Ziele nahe war.

Der Reiter war auch wirklich nicht um Bourg her geritten, sondern hatte sich in die Stadt hineinbegeben.

Dort kam es ihm vor, als wenn der Reiter zu zögern geschienen, welchen Weg er einschlagen sollte, wenn dies Zögern nicht eine List gewesen, um seine Verfolger irre zu führen.

Aber, nachdem er zehn Minuten mit Verfolgung dieser Wege und Umwege verloren, war Roland seiner Sache sicher; es war nicht eine List, sondern eine wirkliche Ungewißheit.

Die Schritte eines Fußgängers kamen auf einer Querstraße; der Reiter und der Fußgänger hatten einen Augenblick konferiert; dann hatte der Reiter den Fußgänger vermocht, daß er ihm als Führer diene. Man sah von diesem Momente an die Schritte eines Menschen neben denen des Tieres.

Die einen und andern führten vor den Gasthof zur Belle-Alliance.

Roland erinnerte sich, daß man nach dem Angriff bei der Carronnière hierher das verwundete Pferd gebracht.

Es bestand deshalb aller Wahrscheinlichkeit nach ein Einverständnis zwischen dem Gasthofe und den Genossen Jehus.

Im Übrigen würde aller Wahrscheinlichkeit nach der Reisende der Belle-Alliance hier bis zum andern Tage bleiben.

Roland fühlte an seiner eigenen Müdigkeit, daß er das Bedürfnis haben mußte, sich auszuruhen.

Und Roland hatte, um sein Pferd nicht zu forcieren und den eingeschlagenen Weg zu sondieren, sechs Stunden gebraucht, um die zwölf Meilen zu machen.

Es schlug drei Uhr auf dem stumpfen Turm von Notre-Dame.

Was sollte Roland tun? In einem Wirtshaus der Stadt übernachten? Unmöglich; er war zu bekannt in Bourg; überdies mußte sein mit einer Kavallerieschabrake bedecktes Pferd Verdacht erregen.

Eine der Bedingungen seines Erfolgs war, daß man nicht das Geringste von seiner Anwesenheit in Bourg erfuhr.

Er konnte sich im Schlosse Noires Fontaines verbergen und von dort aus seine Beobachtungen machen; aber würde Charlotte, die Tochter des Gefängniswärters, nicht plaudern? Es war drei Uhr Morgens, alle Welt schlief: das Sicherste war, sich mit Michel in Verbindung zu setzen.

Michel fand wohl leicht ein Mittel, ihn zu verbergen.

Zum großen Bedauern seines Pferdes, das ohne Zweifel ein Wirtshaus gewittert, gab Roland dem Pferde eine andere Richtung und schlug den Weg nach Pont d'Ain ein.

Als er vor der Kirche von Brou vorbeikam, warf er einen Blick auf die Gendarmeriekaserne.

Aller Wahrscheinlichkeit nach schliefen die Gendarmen und ihr Hauptmann den Schlaf der Gerechten.

Roland ritt durch das kleine Stück Wald, das sich über den Weg hereinzog.

Der Schnee dämpfte das Geräusch der Schritte eines Pferdes.

Als er auf die andere Seite kam, sah er zwei Männer an dem Graben hingehen, welche ein an seinen vier Füßen zusammengebundenes Reh an einem Aste trugen.

Er glaubte die Haltung dieser Männer zu erkennen.

Er gab seinem Pferde die Sporen, um zu ihnen zu kommen.

Die beiden Träger hatten wachsame Ohren; sie drehten sich um, sahen einen Reiter, der ihnen etwas anhaben zu wollen schien, warfen das Tier in den Graben und flohen querfeldein, um nach dem Walde von Seillon zu kommen.

»Halt, Michel!« rief Roland, immer mehr überzeugt, daß er es mit seinem Gärtner zu tun habe.

Michel blieb einen Augenblick stehen, der Andere eilte weiter.

»He, Jacques!« rief Roland.

Der Andere hielt ebenfalls an.

Wenn sie erkannt waren, half es nichts, zu fliehen; der Ruf klang überdies nicht feindselig, die Stimme war mehr freundlich, als drohend.

»Sieh, ist das nicht Herr Roland?« machte Jacques.

»Ja freilich ist er es«, sagte Michel.

Und die beiden Männer, statt länger nach dem Walde zu fliehen, kamen nach der Landstraße zurück.

Roland hatte nicht gehört, was die beiden Wilddiebe gesagt, aber er hatte es geahnt.

»Nun, wahrhaftig, ja, ich bin es«, rief er.

Nach Verfluß eines Augenblickes waren Michel und Jacques bei ihm.

Die Fragen des Vaters, und des Sohnes kreuzten sich und man muß zugeben, daß sie begründet waren.

Roland in Zivilkleidern, auf einem Chaffeurpferd, um drei Uhr Morgens auf dem Wege von Bourg nach Noires Fontaines.

Der junge Offizier schnitt die Fragen kurz ab.

»Stille! Wilddiebe!« sagte er, »man lege dieses Reh hinter mich auf das Pferd und mache sich auf den Heimweg; niemand darf auf Noires Fontaines meine Anwesenheit wissen, selbst meine Schwester nicht.«

Roland sprach mit der Entschiedenheit eines Soldaten, und

Jeder wußte, daß, wenn er einmal einen Befehl gegeben, nichts eingewendet werden durfte.

Man nahm das Reh, legte es hinter Roland auf das Pferd und die beiden Männer folgten in großem Trott dem kleinen Trabe des Pferdes.

Es war kaum noch eine Viertelstunde zumachen.

Sie wurde in zehn Minuten zurückgelegt.

Hundert Schritte vom Schlosse hielt Roland an.

Die beiden Männer wurden als Plänkler vorausgeschickt, um sich zu überzeugen, daß Alles ruhig war.

Nachdem dies geschehen, gaben sie Roland ein Zeichen, daß er komme.

Roland kam und stieg vom Pferde, fand die Türe des Pavillons offen und trat ein.

Michel führte das Pferd in den Stall und trug das Reh nach der Küche; denn Michel gehörte zu der ehrenwerten Klasse der Wilderer, welche das Wild erlegen aus Vergnügen an der Jagd, nicht um es zu verkaufen.

Man brauchte sich nicht um das Pferd, noch um das Reh zu kümmern: Amelie kümmerte sich nicht mehr um das, was im Stall vorging, als das, was man ihr auf den Tisch brachte.

Während dieser Zeit zündete Jacques das Feuer an.

Als er zurückkam, brachte Michel ein Stück Schöpfenkeule und ein halbes Dutzend Eier herbei, aus welchen eine Omelette gemacht werden sollte: Jacques bereitete ein Bett in einem Kabinett.

Roland wärmte sich und speiste zu Nacht, ohne ein Wort zu sprechen.

Die beiden Männer sahen ihn mit einem Erstaunen an, in das eine gewisse Unruhe gemischt war.

Die Kunde von der Expedition von Seillon hatte sich verbreitet und man dachte, Roland habe sie geleitet.

Er kam deshalb offenbar wegen einer neuen Expedition derselben Art.

Als Roland zu Nacht gegessen, sah er auf und rief Michel.

Michel trat näher.

»Ah! Du warst da?« machte Roland.

»Ich erwartete Ihre Befehle.«

»Das sind meine Befehle, gib wohl Achtung.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Es handelt sich um Leben und Tod: es handelt sich noch um mehr, es handelt sich um meine Ehre.«

»Sprechen Sie, Herr Roland.«

Roland zog seine Uhr heraus.

»Es ist fünf Uhr. Sobald der Gasthof zur Belle Alliance geöffnet wird, bist Du wie zufällig dort: Du tust, als ob Du vorübergingst und sprichst mit dem, der öffnet.«

»Das wird wahrscheinlich Pierre sein.«

»Pierre oder ein anderer. Du wirst von ihm erfahren, wer der Reisende ist, der auf einem Paßgänger diese Nacht bei seinem Herrn angekommen ist: Du weißt, was das heißt, ein Paßgänger.«

»Natürlich, ja! ein Pferd, das wie die Bären geht, indem es die beiden Füße der gleichen Seite zur nämlichen Zeit aufhebt.«

»Bravo! Du könntest auch in Erfahrung zu bringen suchen, nicht wahr, ob man Anordnungen getroffen, diesen Morgen schon wieder abzureisen, oder ob man den Tag im Hotel zubringen zu müssen scheint?«

»Sicher werde ich das in Erfahrung bringen.«

»Nun! wenn Du das Alles weißt, so kommst Du, es mir mitzuteilen: aber Du beobachtetest das größte Stillschweigen über meinen Aufenthalt.

Wenn man Dich nach mir fragt, so sagst Du, daß man gestern einen Brief von Paris erhalten: ich sei in Paris bei dem ersten Konsul.«

»Gut.«

Michel ging. Roland legte sich und schlief ein, indem er Jacques die Bewachung des Pavillons anvertraute.

Als Roland erwachte, war Michel zurück.

Er wußte alles, was ihn sein Herr in Erfahrung zu bringen geheißen.

Der Reisende, welcher in der Nacht angekommen war, wollte Abends abreisen, und im Fremdenbuch, das jeder Wirt zu jener

Zeit pünktlich zu führen gezwungen war, stand:

»Samstag, 30 Pluviose, *zehn Uhr Abends*: der Citoyen Valensolle kommt von Lyon, geht nach Genf.«

So war das Alibi vorbereitet, da das Fremdenbuch bezeugte, daß der Citoyen Valensolle um zehn Uhr Abends angekommen war, daß er deshalb unmöglich um acht ein halb die Mallepost bei der Maison Blanche angefallen haben und um zehn Uhr im Hotel a la Belle-Alliance eingekehrt sein konnte.

Aber was Roland am meisten beschäftigte, war, daß der, dem er einen Teil der Nacht gefolgt, und dessen Zufluchtsort und Namen er so eben erfahren, niemand anders war, als der Zeuge Alfreds von Barjols, welcher von ihm an der Quelle von Vaucluse getötet worden; der Zeuge, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die Rolle des Gespenstes in der Karthause von Seillon gespielt.

Die Genossen Jehus waren also keine gewöhnlichen Diebe, sondern im Gegenteil, wie das Gerücht sagte, Edelleute von guter Familie, die, während die edlen Bretagner ihr Leben im Westen für die royalistische Sache wagten, ihrerseits dem Schafotte Trotz boten, um das am andern Ende Frankreichs auf ihren gewagten Expeditionen gesammelte Geld den Kämpfenden zufließen zu lassen.

VI.

Eine Jugenderinnerung.

Wir sahen, daß Roland bei der Verfolgung während der verflommenen Nacht ein bis zwei von denjenigen, die er verfolgte, hätte arretieren lassen können.

Er konnte das Gleiche mit Herrn von Valensolle tun, der es wahrscheinlich wie Roland machte, das heißt nach einer angestrengten Nacht einen Tag lang ausruhte.

Dazu brauchte er bloß ein kleines Billet an den Hauptmann der Gendarmerie oder an den Brigadechef der Dragoner zu schreiben, der die Expedition von Seillon mitgemacht: ihre Ehre war in dieser Sache im Spiele, man cernirte Herrn von Valensolle in seinem Bette, man käme mit zwei Pistolenschüssen davon, das heißt mit zwei getöteten oder verwundeten Menschen, und Herr von Valensolle wäre gefangen.

Aber die Arretierung des Herrn von Valensolle würde die übrigen Genossen aufschrecken und diese würden sich in Sicherheit bringen, indem sie augenblicklich über die Grenze gingen.

Man mußte sich deshalb mehr an den ersten Gedanken Herrn von Rolands halten, d.h. temporisiren, den verschiedenen Spuren folgen, die alle nach einem Mittelpunkte gehen mußten, und mit Gefahr eines wirklichen Kampfes das Netz über die ganze Genossenschaft werfen.

Zu diesem Ende durfte man Herrn von Valensolle nicht arretieren: sondern ihm auf seiner vorgeblichen Reise nach Genf folgen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein Vorwand war, um die Nachforschungen irre zu leiten.

Es war ratsam, daß Roland, der, so gut er auch verkleidet war, erkannt werden konnte, im Pavillon bleibe, und Michel und Jacques für diese Nacht das Wild umgingen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sich Herr von Valensolle bei eingebrochener Nacht auf die Reise begeben.

Roland ließ sich über das Leben, das seine Schwester seit der

Abreise seiner Mutter führte, Mitteilungen machen.

Ihre Gewohnheiten waren dieselben geblieben, nur vermied sie die Spaziergänge, die sie sonst mit Frau von Montrevel machte.

Sie stand um sieben oder acht Uhr Morgens auf, zeichnete oder musizierte bis zum Frühstück: nach dem Frühstück las sie oder beschäftigte sich mit einer Stickerei, und wenn es schön Wetter war, benützte sie einen Sonnenstrahl, um mit Charlotten bis an den Fluß hinabzugehen: bisweilen rief sie Michel, ließ die kleine Barke losbinden, und fest in ihre Pelze gehüllt, fuhr sie die Reyssousse bis nach Montagnac hinaus, oder fuhr nach Saint Just hinab und kehrte dann wieder zurück, ohne mit irgend Jemanden gesprochen zu haben: aß zu Mittag: nach dem Mittagessen ging sie mit Charlotten in ihr Zimmer und kam dann nicht mehr zum Vorschein.

Um sechs ein halb konnten Michel und Jacques verschwinden, ohne daß irgend Jemand in der Welt sich darum kümmerte, was aus ihnen geworden.

Um sechs Uhr nahmen Michel und Jacques ihre Blousen, ihre Waidtaschen, ihre Flinten und gingen.

Sie hatten ihre Instruktionen erhalten.

Sie sollten dem Paßgänger folgen, bis man wüßte, wo er seinen Reiter hintrüge oder bis man seine Spur verlöre.

Michel sollte sich gegenüber von der Belle-Alliance in Hinterhalt legen: Jacques sich an dem Gänsefuß aufstellen, den die drei Straßen von Saint-Amour, Saint Claude und Nantua bilden, wenn man von Bourg herauskommt.

Der Vater ging nach der einen Seite, der Sohn nach der andern.

Michel ging auf dem Weg von Pont d'Ain nach der Stadt, an der Kirche von Brou vorüber.

Jacques ging über die Reyssousse, dann am linken Ufer des kleinen Flusses entlang und befand sich, nachdem er hundert Schritte außerhalb der Vorstadt gemacht, an dem spitzen Winkel, welchen die drei in die Stadt mündenden Wege bildeten.

Ungefähr im selben Augenblicke, als der Sohn seinen Posten einnahm, mußte der Vater an dem seinen angekommen sein.

In diesem Augenblicke, das heißt gegen sieben Uhr Abends hielt ein, die gewöhnliche Einsamkeit und Stille des Schlosses

Noires Fontaines unterbrechender Postwagen vor dem Gitter, und ein Diener in Livree zog die eiserne Kette der Glocke.

Es wäre Michels Pflicht gewesen, zu öffnen, aber man weiß, wo Michel war.

Amelie und Charlotte zählten wahrscheinlich auf ihn: denn das Klingeln der Glocke wiederholte sich dreimal, ohne daß Jemand zu öffnen kam.

Endlich erschien die Kammerfrau oben an der Treppe.

Sie näherte sich ängstlich, Michel rufend.

Michel antwortete nicht.

Endlich wagte sie, durch das Gitter geschützt, sich näher.

Trotz der Dunkelheit erkannte sie den Diener.

»Ah! Sie sind es, Herr James?« rief sie, etwas beruhigt.

James war der vertraute Diener Sir Johns.

»Ja, ich bin's«, sagte der Diener: »ja ich, Mademoiselle Charlotte, oder vielmehr ist es mein Herr, der Lord.«

In diesem Augenblicke öffnete sich der Schlag und man hörte die Stimme Sir Johns, welche sagte:

»Mademoiselle Charlotte, sagen Sie Ihrer Herrin, daß ich von Paris komme, und daß ich mich bei ihr melden lassen wolle, nicht um noch heute Abend empfangen zu werden, sondern um sie um die Erlaubnis; zu bitten, mich morgen einfinden zu dürfen, wenn sie mir diese Gunst gewähren wolle: fragen Sie, um welche Stunde ich am wenigsten ungelegen komme.«

Mademoiselle Charlotte hatte eine große Vorliebe für Mylord: sie beeilte sich deshalb, sich ihres Auftrages zu entledigen.

Fünf Minuten später wußte Mylord, daß er andern Tages um ein Uhr empfangen werden würde.

Roland wußte, was Mylord so eben getan: in seinem Sinne war die Verbindung entschieden und Sir John sein Schwager.

Er war einen Augenblick unentschieden, ob er sich zu erkennen geben und ihn an seinen Planen Teil nehmen lassen sollte: aber er bedachte, daß Lord Tannlay nicht der Mann sei, um ihn allein operieren zu lassen. Er hatte sich an den Genossen Jehus zu rächen, er würde Roland bei der Expedition begleiten wollen, welcher Art diese auch sein möchte. Die Expedition war jedenfalls

gefährlich, und es konnte ihm ein Unglück begegnen.

Das Glück, das auf Rolands Seiten war und das Roland auf die Probe gestellt, dehnte sich nicht auch auf seine Freunde aus: Sir John, welcher schwer verwundet war, hatte sich von dieser Wunde kaum erholt: der Brigadechef der Chasseurs war jählings getötet worden.

Er ließ deshalb Sir John sich entfernen, ohne ein Lebenszeichen zu geben.

Charlotte schien durchaus nicht erstaunt, daß Michel nicht da war, um zu öffnen: man war offenbar an seine öftere Abwesenheit gewöhnt, und diese Abwesenheit kümmerte weder die Kammerfrau, noch ihre Herrin.

Ebenso wenig war Roland über diese Art von Sorglosigkeit erstaunt: Amelie, die gegenüber einem moralischen Schmerze schwach war, den Roland nicht ergründen konnte, welcher übrigens die Änderung im Charakter, seiner Schwester einfachen nervösen Krisen zuschrieb — Amelie wäre groß und stark gegenüber von einer wirklichen Gefahr gewesen.

Daher kam die geringe Furcht, welche zwei junge Mädchen hatten, allein in einem einsamen Schlosse zu wohnen, ohne andern Schutz, als zwei Männer, welche ihre Nächte mit Wildern zubrachten.

Wir aber wissen, wie Michel und sein Sohn, indem sie sich entfernten, den Wünschen Ameliens weit besser dienten, als wenn sie blieben; ihre Abwesenheit bahnte Morgan den Weg und das war alles, was Amelie verlangte.

Der Abend und ein Teil der Nacht verfloß, ohne daß Roland im Haus etwas erfuhr.

Er versuchte zu Schlafen; schlief jedoch schlecht; er glaubte jeden Augenblick die Türe sich öffnen zu hören.

Der Tag begann wirklich durch die Jalousien zu dringen, als sie sich öffneten.

Es waren Michel und Jacques, welche heimkehrten.

Man vernehme, was geschehen:

Jeder hatte sich an seinen Posten begeben.

Michel an die Türe des Gasthofes, Jacques an den Gänsefuß.

Zwanzig Schritte von dem Wirtshaus hatte Michel Pierre

gesund; mit drei Worten hatte er sich versichert, daß Herr von Valensolle noch immer im Gasthofe war.

Er hatte gesagt, da er einen großen Weg zu machen habe, wolle er sein Pferd ausruhen lassen und in der Nacht abreisen.

Pierre hegte keinen Verdacht, daß der Reisende nicht nach Genf gehen sollte, wie er gedacht.

Michel machte Pierre den Vorschlag, ein Glas Wein mit ihm zu trinken: was er Abends versäumte, könne er ja Morgens tun.

Pierre nahm an.

Von nun an war Michel sicher, zur rechten Zeit zu erfahren, was er wissen wollte.

Pierre war Stallknecht: nichts konnte in dem Departement geschehen, das ihm anvertraut war, ohne daß er davon Nachricht hätte.

Diese Nachricht versprach ihm ein Junge, der Dienste im Hotel versah, zu bringen: dafür erhielt er von Michel drei Schuß Pulver, um Raketen davon zu machen.

Um Mitternacht war der Reisende noch nicht fort: man hatte vier Flaschen Wein getrunken, aber Michel hatte sich mäßig gehalten: von den vier Flaschen hatte er einzurichten gewußt, daß drei in Pierres Glas flossen, wo sie wohlverstanden nicht blieben.

Um Mitternacht kehrte Pierre zurück, um nachzusehen: aber was sollte Michel machen? die Schenke wurde ehestens geschlossen: und Michel hatte noch vier Stunden bis zum Anstand zu warten.

Pierre bot Michel ein Strohbett im Stalle an: er würde warm haben und weich liegen.

Michel nahm an.

Die beiden Freunde gingen Arm in Arm durch das große Thor: Pierre straukelte, Michel tat, als ob er auch straukelte.

Um drei Uhr Morgens rief der, Diener des Hotels nach Pierre.

Der Reisende wolle gehen.

Michel schützte vor, daß die Zeit zum Anstand da sei und stand auf.

Die Toilette dauerte nicht lange: er brauchte nur das Stroh abzuschütteln, das sich an seine Blouse, seine Waidtasche oder

seine Haare gehängt haben konnte.

Dann nahm Michel Abschied von seinem Freunde Pierre und versteckte sich hinter einer Straßenecke.

Eine Viertelstunde später öffnete sich die Pforte, ein Reiter trat aus dem Hotel: das Pferd dieses Reiters war ein Paßgänger.

Der Reiter war Herr von Valensolle.

Er schlug die Straße ein, die auf den Weg nach Genf führte.

Michel folgte ihm scheinbar gleichgültig, indem er ein Jagdlied pfiff.

Nur konnte Michel nicht laufen: er wäre sonst bemerkt worden; daher die Verlegenheit, daß er in wenig Augenblicken Herrn von Valensolle verlieren mußte.

Nun blieb noch Jacques, der ihn am Gänsefuß erwarten mußte.

Aber Jacques stand seit mehr als sechs Stunden in einer Winternacht von fünf bis sechs Grad Kälte an dem Gänsefuß.

Sollte Jacques wirklich den Mut haben, sechs Stunden mit den Füßen im Schnee zu stehen und die Sohlen an die Bäume am Weg zu schlagen.

Michel sprang im Galopp durch Straße und Sträßchen, um den Weg abzuschneiden: aber wie rasch er auch ging, Pferd und Reiter waren rascher als er.

Er kam an den Gänsefuß.

Der Schnee, der während des gestrigen Tages, eines Sonntages, zertreten worden, erlaubte nicht, die Spur des Pferdes zu verfolgen, welche im Schmutze des Weges sich verlor.

Michel kümmerte sich deshalb nicht um die Spur des Pferdes, das wäre vergeblich verlorene Zeit gewesen.

Er dachte nur daran, was wohl Jacques getan haben möchte.

Das war leicht.

Jacques hatte sich am Fuße eines Baumes ausgestellt: wie lange? das war schwer zu sagen, lange genug, um kalt zu haben: der Schnee war von seinen groben Jagdstiefeln zusammengetreten.

Er hatte sich zu erwärmen gesucht, indem er auf und ab lief.

Dann hatte er sich ohne Zweifel plötzlich erinnert, daß auf der andern Seite des Weges eine jener kleinen aus Erde erbauten

Hütten stand, wo die Wegwärter einen Schutz gegen den Regen fanden.

Er war in den Graben hinabgestiegen und über den Weg gegangen: man konnte auf jeder Seite des Weges die Spur verfolgen, welche einen Augenblick mitten auf der Straße sich verlor.

Diese Spur bildete eine Diagonale, welche gerade auf die Hütte zuging.

Er hatte offenbar in dieser Hütte die Nacht zugebracht.

Aber seit wann hatte er die Hütte verlassen? und warum hatte er sie verlassen?

Seit wann hatte er sie verlassen? das war schwer zu ermessen, während dagegen der ungeschickteste Rüdenknecht erkannt hätte, warum er sie verlassen.

Er hatte die Hütte verlassen, um Herrn von Valensolle zu folgen.

Dieselbe Fußspur, die nach der Hütte zu führte, führte auch wieder in der Richtung von Ceyzériat.

Der Reiter hatte also wahrscheinlich den Weg nach Genf eingeschlagen.

Die Fußspur von Jacques sagte dies deutlich.

Die Schritte schienen sich zu erweitern, wie die eines Laufenden, und gingen außen am Graben an den Feldern hin, hinter den Bäumen, die ihn dem Anblick des Reisenden entziehen konnten.

Gegenüber einer Winkelschenke, eines jener Wirtshäuser, über, deren Einfahrt die Worte stehen: *Hier gibt man zu trinken und zu essen, logiert Fußgänger und Reiter*, hielten die Schritte.

Erst nach Verfluß eines Augenblickes, wahrscheinlich als die Türe sich hinter Reiter und Pferd geschlossen, hatte Jacques seinen Baum verlassen, war über den Weg gegangen, dies mal mit einer gewissen Unschlüssigkeit und mit kleinen Schritten, und hatte seine Schritte nicht nach der Türe, sondern nach dem Fenster gerichtet.

Michel folgte der Spur seines Sohnes, und kam an das Fenster; durch die schlecht ineinandergefügten Läden konnte man, wenn das Innere erhellt war, in dasselbe sehen; aber das Innere war

dunkel und man sah nichts.

Um hineinzusehen, war Jacques dem Fenster genah: ohne Zweifel war das Innere einen Augenblick erhellt und Jacques hatte hineingesehen.

Wohin war er gegangen, als er das Fenster verließ? das war leicht zu sehen.

Er war um das Haus her an der Mauer hingegangen.

Es war leicht, ihm in dieser Richtung zu folgen: der Schnee war frisch gefallen.

Was sein Zweck bei diesem Gang um das Haus war, ließ sich unschwer erraten.

Jacques als kluger Bursche hatte sich gedacht, daß der Reiter nicht um drei Morgens fortgeritten mit der Aussage, er gehe nach Genf, um sich dann eine Viertelstunde von Bourg in einem solchen Wirtshaus auszuhalten.

Er mußte zu einer Hintertüre hinausgegangen sein.

Jacques ging deshalb um die Mauer her, in der Hoffnung, auf der andern Seite des Hauses die Spur des Pferdes oder wenigstens des Reiters wieder zu finden.

In der Tat, von einer kleinen Hintertüre aus in der Richtung des Waldes, der sich von Cotrez nach Ceyzériat ausdehnt, konnte man eine Fußspur verfolgen, welche in direkter Linie nach dem Saume des Waldes zu ging.

Diese Spur war die eines elegant chauffierten Mannes, der Reiterstiefel trug.

Seine Sporen hatten Spuren auf dem Schnee zurückgelassen.

Jacques hatte nicht gezögert, er war dem Schritte gefolgt.

Man sah die Spur seiner groben Stiefel neben der des seinen Stiefels, des großen Bauernfußes neben dem eleganten Fuß des Städters.

Es war fünf Uhr Morgens, der Tag brach an; Michel beschloß nicht weiter zu gehen.

Von dem Augenblicke an, da Jacques auf der Spur war, taugte der junge Wilderer so viel wie der alte.

Michel machte einen großen Weg über die Ebene, als käme er von Ceyzériat zurück, und beschloß in das Wirtshaus zu gehen

und dort Jacques zu erwarten.

Jacques dachte sich, daß sein Vater ihm habe folgen müssen und war in der Nähe des einsamen Hauses geblieben.

Michel klopfte an die Läden und ließ sich öffnen; er kannte den Wirt, der gewöhnt war, ihn bei seinen nächtlichen Jagden zu sehen, verlangte eine Flasche Wein, beklagte sich, das Nest leer gesunden zu haben, und bat um die Erlaubnis, seinen Sohn erwarten zu dürfen, der wahrscheinlich auf dem Anstand stehen und vielleicht glücklicher als er sein würde.

Man kann sich denken, daß die Erlaubnis leicht zu erlangen war.

Michel hatte die Jalousien aufmachen lassen müssen, um auf den Weg hinaus zu sehen.

Nach Verfluß eines Augenblicks klopfte man an die Fenster.

Es war Jacques.

Sein Vater rief ihn.

Jacques war ebenso unglücklich, als sein Vater; er hatte nichts erlegt.

Jacques hatte eiskalt.

Ein Reisigbündel wurde auf das Feuer geworfen, ein zweites Glas herbeigebracht. Jacques zündete das Feuer an und trank.

Da man mit Tagesanbruch nach dem Schlosse Noires Fontaines zurückkehren mußte, damit man die Abwesenheit der beiden Wilderer nicht bemerke, so bezahlte Michel die Flasche Wein und das Einheizen und beide gingen.

Weder der Eine noch der Andere hatte vor dem Wirte nur ein Wort von dem gesagt, was sie beide so sehr beschäftigte: man durste nicht ahnen, daß sie etwas anderes aufgespürt, als Wild.

Aber kaum waren sie über die Schwelle, als Michel sich rasch seinem Sohne näherte.

Nun erzählte ihm Jacques, daß er die Spuren bis ziemlich tief in den Wald hinein verfolgt habe: an einem Kreuzwege habe er jedoch plötzlich einen mit einer Flinte bewaffneten Mann sich erheben sehen und dieser Mann habe ihn gefragt, was er um diese Stunde im Wald tue.

Jacques hatte geantwortet, er suche einen Anstand.

»Dann geht weiter«, hatte der Mann geantwortet, »denn Ihr seht, dieser Platz ist besetzt.«

Jacques hatte die Billigkeit dieses Verlangens eingesehen und war wirklich hundert Schritte weiter gegangen.

Aber im selben Augenblicke, wo er eine schräge Richtung nach links einschlug, um in die Einkreisung zurückzukehren, aus der er weg gewiesen worden war, hatte sich ganz ebenso unerwartet ein anderer Mensch vor ihm erhoben, der die nämliche Frage an ihn richtete.

Jacques hatte keine andere Antwort als die bereits gegebene.

»Ich suche einen Anstand.«

Der Mann hatte dann mit dem Finger auf den Saum des Waldes gedeutet und mit einem beinahe drohenden Tone zu ihm gesagt:

»Wenn ich Euch einen Rat geben soll, mein junger Freund, so geht dort hinab: ich glaube, dort ist es besser, als hier.«

Jacques war dem Rate gefolgt oder hatte wenigstens dergleichen getan; denn an dem angedeuteten Orte angekommen, war er am Graben hingeschlichen, und von der Unmöglichkeit überzeugt, in diesem Augenblicke wenigstens die Spur des Herrn von Valensolle zu finden, hatte er sich aus dem Staube gemacht, war querfeldein nach der Landstraße gegangen und in das Wirtshaus zurückgekehrt, wo er seinen Vater zu finden hoffte und wo er ihn auch wirklich fand.

Sie waren, wie gesagt, beide nach dem Schlosse Noires Fontaines in dem Augenblicke gekommen, wo die ersten Sonnenstrahlen durch die Jalousien drangen.

Alles was wir so eben sagten, wurde Roland mit einer Masse von Details erzählt, die wir übergehen, und die nur den jungen Offizier überzeugen mußten, daß die beiden mit Flinten bewaffneten Leute, die sich beim Herannahen von Jacques erhoben hatten, obgleich sie ächte Wilderer zu sein schienen, nichts anderes als Genossen Jehus waren.

Aber wo konnte dieses Nest sein? es war in dieser Richtung weder ein verlassenes Kloster, noch eine Ruine.

Plötzlich schlug sich Roland an den Kopf.

»O Dummkopf, der ich bin«, sagte er: »wie konnte ich nicht darauf kommen?«

Ein triumphierendes Lächeln flog über seine Lippen hin, und sich an die beiden Männer wendend, die ganz unglücklich waren, daß sie ihm keine genaueren Nachrichten bringen konnten, sagte er:

»Meine Kinder, ich weiß Alles, was ich wissen wollte. Legt euch und Schlaft ruhig: ihr habt es wahrhaftig wohl verdient.«

Und selbst das Beispiel gebend, schlief Roland wie Einer, der so eben ein Problem von der höchsten Wichtigkeit gelöst, das er lange vergeblich gesucht.

Der Gedanke war ihm gekommen, daß die Genossen Jehus die Karthause von Seillon mit der Grotte von Ceyzériat vertauscht und zu gleicher Zeit hatte er sich erinnert, daß eine unterirdische Verbindung zwischen dieser Grotte und der Kirche von Brou existierte.

VII.

Die Entdeckung.

Am selben Tage, wie er die Erlaubnis erhalten hatte, erschien Sir John zwischen Mittag und ein Uhr bei Fräulein von Montrevel.

Alles ging, wie Morgan es gewünscht.

Sir John wurde als Freund der Familie behandelt, Lord Tannlay aber als Bewerber behandelt, dessen Werbung ehre.

Amelie wandte nichts gegen die Wünsche ihres Bruders und ihrer Mutter, nichts gegen die Befehle des ersten Konsuls ein, als den Zustand ihrer Gesundheit; das hieß Zeit verlangen; Lord Tannlay beugte sich unter dies Verlangen; ihm ward so viel als er gehofft, er ward gnädig ausgenommen.

Er sah indeß ein, daß seine zu lange Anwesenheit in Bourg unpassend wäre, da Amelie sich allein im Schlosse befand.

Er kündigte deshalb Amelie einen zweiten Besuch für den andern Tag und seine Abreise für denselben Abend an.

Er wollte, sie wiederzusehen, warten? bis Amelie nach Paris oder Frau von Montrevel nach Bourg käme; dieser zweite Umstand war wahrscheinlicher: Amelie sagte, sie bedürfe des Frühjahrs und der heimischen Lust, um zu genesen.

Dank dem großen Zartgefühl Sir Johns wurden Amelies und Sir Johns Wünsche erfüllt: die beiden Liebenden hatten Zeit und Einsamkeit vor sich.

Michel kannte diese Details von Charlotten und Roland wußte sie von Michel.

Roland beschloß, Sir John abreisen zu lassen, ehe er irgend etwas beginne.

Aber dies hinderte ihn nicht, einen letzten Zweifel zu haben.

Als die Nacht angebrochen war, nahm Roland einen Jagdanzug, zog darüber die Blouse Michels, verbarg sein Gesicht unter einem breitkrepfigen Hut, steckte ein Paar Pistolen in den Gürtel seines Jagdmessers, das wie seine Pistolen unter dem Gürtel verborgen war und wagte sich auf den Weg von Noires Fontaines nach Bourg hinaus.

Er hielt vor der Kaserne der Gendarmerie und verlangte mit dem Hauptmann zu sprechen.

Roland ging hinaus und gab sich zu erkennen: da es erst acht Uhr Abends war und er von Vorübergehenden erkannt werden konnte, löschte er die Lampe aus.

Die beiden Männer blieben im Dunkeln.

Der Hauptmann wußte bereits, was drei Tage vorher auf dem Wege von Lyon geschehen war, und überzeugt, daß Roland nicht getötet worden, erwartete er seinen Besuch.

Zu seinem großen Erstaunen verlangte Roland nur eines oder vielmehr zweierlei: Den Schlüssel zur Kirche von Brou und ein Brecheisen.

Der Hauptmann gab ihm die beiden verlangten Sachen und erbot sich, Roland auf seiner Expedition zu begleiten: Roland wies es jedoch ab: er war bei seiner Expedition an der Maison Blanche von Jemanden verraten worden: er wollte sich dem nicht zum zweiten Male aufsetzen.

Alles, was er von dem Hauptmann verlangte, war, mit Niemand von seiner Anwesenheit zu sprechen und seine Rückkehr zu erwarten, wenn diese sich auch um ein oder zwei Stunden verzögern sollte.

Der Hauptmann verpflichtete sich dazu.

Roland kam mit dem Schlüssel in der Rechten und dem Brecheisen in der Linken ohne Geräusch nach der Seitentüre der Kirche, öffnete sie, schloß sie und befand sich gegenüber der Futtermauer.

Er horchte: die tiefste Stille herrschte in der öden Kirche.

Er rief sich seine Jugenderinnerungen zurück, orientierte sich, steckte den Schlüssel in die Tasche und erstieg die Heumauer.

Die Mauer war fünfzehn Fuß hoch: sie bildete eine Art Plattform: dann ließ er sich, wie man bei einem Festungswall an einer Böschung hinabsteigt, bis zum Boden hinabgleiten, der mit lauter Leichensteinen gepflastert war.

Der Chor war leer, Dank der Chorbühne, die ihn von der einen Seite schützte und den Mauern, die ihn rechts und links umschlossen.

Die Türe der Chorbühne war offen: Roland konnte deshalb

ohne Schwierigkeit in den Chor treten.

Er stand vor dem Monumente Philipps des Schönen.

An dem Kopfe des Fürsten befand sich ein großer viereckiger Stein: durch diesen stieg man in das unterirdische Grabgewölbe hinab.

Roland kannte diese Passage: denn als er bei dem Stein angekommen, kniete er nieder, und suchte mit seiner Hand die Fuge der Platte.

Er fand sie, stand aus, steckte das Brecheisen in die Fuge und hob den Stein auf.

Mit der einen Hand hob er ihn in die Höhe, während er in das Gewölbe hinabstieg.

Dann ließ er ihn wieder langsam sinken.

Es sah aus, wie wenn der nächtliche Besuch freiwillig von der Welt schied und in die Welt der Toten hinabstiege.

Und was dem seltsam erscheinen mußte, der ins Lichte und Verborgene, auf der Erde wie unter der Erde sieht, das war die Gefühllosigkeit dieses Mannes, der an den Toten vorüberging, um die Lebendigen auszusuchen, und der, trotz der Dunkelheit, Einsamkeit und Stille selbst bei der Berührung der Marmorsärge nicht schauerte.

Er ging tastend unter den Gräbern umher, bis er das Gitter fand, das in das unterirdische Gewölbe führte.

Er untersuchte das Schloß; es war nur verriegelt.

Er stemmte das Ende seines Brecheisens zwischen den Riegel und die Schließkappe und drückte mit Leichtigkeit auf.

Das Gitter öffnete sich.

Er legte die Türe an, ohne sie jedoch zu schließen, um sich den Rückweg zu sichern und stemmte sein Eisen dazwischen.

Dann ging er langsam mit gespannten Ohren, weit geöffneten Augen, durch die Begierde zu hören, das Bedürfnis zu atmen, die Unmöglichkeit zu sehen, aufs höchste gereizten Sinnen, die Pistole in der einen Hand, während er sich mit der andern an die Mauerwand stützte, vorwärts.

So ging er eine Viertelstunde lang.

Einige Tropfen eisigen Wassers, welche durch das unterirdische

Gewölbe herabfielen und seine Hände und Schultern netzten, hatten ihm zu erkennen gegeben, daß er unter der Reyssousse hin gehe.

Man hätte glauben können, wenn man nur die Gestalt dieses dunkeln Lauschers sah, er sei unentschlossen, aber wenn man seine Physiognomie gesehen, würde man begriffen haben, daß das Hoffnung war.

Er machte sich wieder auf den Weg, indem er die Richtung der Helle, die er gesehen zu haben glaubte, und des Geräusches einschlug, das er gehört zu haben glaubte.

Je näher er kam, desto deutlicher wurde das Geräusch, desto stärker erschien ihm das Licht.

Der Steinbruch war offenbar bewohnt: von wem? wußte er noch nicht, aber er sollte es erfahren.

Er war nur noch zehn Schritte von dem Granitkreuzwege, von dem wir bei unserem ersten Hinabsteigen in die Grotte von Ceyzériat gesprochen.

Er drückte sich an die Mauer, indem er unmerklich vorwärts schritt; er sah in der Dunkelheit wie ein bewegliches Basrelief aus.

Endlich drehte sein Kopf um eine Ecke und sein Blick fiel auf das Lager der Genossen Jehus.

Sie waren zu zwölf oder fünfzehn mit Essen beschäftigt.

Roland erfaßte eine tolle Lust, sich unter all' diese Menschen zu stürzen, sie allein anzugreifen, und sie bis auf den Tod zu bekämpfen.

Aber er unterdrückte dieses sinnlose Verlangen, zog den Kopf ebenso langsam zurück, als er ihn vorgebeugt, und mit Augen voll Feuer, das Herz voll Freude kehrte er, ohne gehört worden zu sein, ohne gesehen worden zu sein, ohne auch nur geahnt worden zu sein, zurück, indem er wieder denselben Weg einschlug, den er schon einmal gemacht.

So war ihm nun alles erklärlich, das Verlassen der Karthause von Seillon, das Verschwinden des Herrn von Valensolle, die falschen Wilddiebe in der Umgegend der Grotte von Ceyzériat.

Diesmal wollte er sich rächen, furchtbar rächen, tödlich rächen.

Denn wie er vermutete, daß man ihn schonte, wollte er befehlen, daß man die Andern schonte.

Nur hatte man ihn geschont, um ihm das Leben zu lassen: er wollte sie aber schonen, um sie um so sicherer dem Tode zu überliefern.

Ungefähr auf der Mitte des Weges war es ihm, als hörte er Geräusch hinter sich, er kehrte sich um, und glaubte einen Lichtstrahl zu sehen.

Er verdoppelte seine Schritte: hatte er die Türe hinter sich, so brauchte er nichts mehr zu fürchten: es war nicht mehr ein Steinbruch mit tausend Gängen, sondern ein gerades, regelrechtes Gewölbe, an dessen Ende ein Gitter in eine Gruft führte.

Nach Verfluß von zehn Minuten ging er wieder unter dem Flusse durch: ein oder zwei Minuten später berührte er das Gitter mit seiner ausgestreckten Hand.

Er drückte, das Gitter öffnete sich.

Er nahm sein Brecheisen, wo er es gelassen, trat in die Gruft, zog das Gitter hinter sich zu, schloß es sonst und ohne Geräusch, fand durch die Grabmäler hindurch die Treppe wieder, hob die Platte mit seinem Kopfe und befand sich auf dem Boden der Lebendigen.

Dort war es verhältnismäßig taghelle.

Er trat aus dem Chor hervor, stieß die Türe der Chorbühne auf, um sie dann wieder so anzulegen, wie er sie getroffen, stieg an der Böschung hinaus, ging über die Plattform, und stieg an der andern Seite herab.

Er hatte den Schlüssel eingesteckt: er öffnete die Türe und stand draußen.

Der Hauptmann der Gendarmerie erwartete ihn: er verhandelte einige Augenblicke mit ihm, dann gingen beide zu gleicher Zeit hinaus.

Beide kehrten auf dem Rundenweg, um nicht gesehen zu werden, nach Bourg zurück, gingen durch das Hallenthor, die Rue de la Revolution, die Rue de la Liberte und die Rue d'Espagne, welche jetzt Rue Simoneau hieß.

Dann stellte sich Roland an eine Ecke der Rue du Greffe und wartete.

Der Hauptmann der Gendarmerie setzte allein seinen Weg fort.

Er ging durch die Rue des Ursules, welche seit sieben Jahren Rue des Casernes hieß: hier hatte der Brigadechef der Dragoner seine Wohnung.

Dieser wollte in dem Augenblicke, wo der Hauptmann in sein Zimmer trat, sich in das Bett legen: er sagte ihm leise zwei Worte und der Brigadechef kleidete sich in aller Eile an und ging hinaus.

In dem Augenblicke, wo der Brigadechef der Dragoner und der Hauptmann der Gendarmerie auf dem Platze erschienen, löste sich ein Schatten von der Mauer ab und näherte sich ihnen.

Dieser Schatten war Roland.

Die drei Männer verhandelten zehn Minuten mit einander: Roland gab Befehle, die beiden andern hörten zu und gaben ihren Beifall zu erkennen.

Dann trennten sie sich.

Der Brigadechef kehrte heim: Roland und der Hauptmann der Gendarmerie gingen durch die Rue de l'Etoile, über die Jakobinertreppe und die Rue de Bourgneus nach dem Rundenweg, dann suchten sie quer nach dem Wege von Pont d'Ain zu kommen, Roland ließ im Vorbeigehen den Brigadier der Gendarmerie in der Kaserne und setzte seinen Weg allein fort.

Zwanzig Minuten später, um Amelie nicht zu wecken, pochte er, statt an dem Gitter zu läuten, an die Läden Michels. Michel öffnete den Laden und mit einem Sprung war Roland, von jenem Fieber erfaßt, das ihn, wenn er Gefahr sah oder nur träumte, gewöhnlich ergriff, in dem Pavillon.

Er hätte Amelie nicht aufgeweckt, wenn er an der Türe geläutet, denn Amelie schlief nicht.

Charlotte, die ebenfalls von der Stadt kam, wo sie ihren Vater zu besuchen vorgab, in der Tal aber, um Morgan einen Brief zukommen zu lassen, hatte Morgan aufgefunden und brachte ihrer Herrin die Antwort.

Amelie las diese Antwort: sie lautete folgendermaßen

»Innigst geliebte!

»Ja, alles geht gut von Deiner Seite, denn Tu bist ein Engel: aber ich fürchte sehr, daß es von meiner Seite schlecht gehen wird, denn ich bin ein Dämon.

»Ich muß Dich durchaus sehen, Dich in meine Arme drücken, Dich an mein Herz pressen: ich weiß nicht, welche Ahnung auf mir lastet, ich bin zum Tode traurig.

»Sende morgen Charlotte nach der Stadt, daß sie sich versichere, ob Sir John abgereist ist: wenn Du dies gewiß weißt, so gib Dein gewöhnliches Zeichen.

»Fürchte nichts, sprich mir nichts vom Schnee, sage mir nicht, daß man meine Schritte sehen werde.

»Ich bin es diesmal nicht, der zu Dir kommen wird, Du bist es, die zu mir kommen muß: verstehst Du wohl? Du kannst in dem Park spazieren gehen: Niemand wird die Spur Deiner Schritte verfolgen.

»Du hüllst Dich in Deinen wärmsten Shawl, in Deine dicksten Pelze, dann werden wir in der unter den Weiden angebundenen Barke eine Stunde zubringen, indem wir unsere gewöhnlichen Rollen vertauschen: ich vertraue Dir meine Befürchtungen an und Du sagst mir Deine Hoffnungen: morgen, meine angebetete Amelie, wirst Du mir Deine Hoffnungen anvertrauen und ich sage Dir meine Befürchtungen.

»Sobald das Signal gegeben, komme herab: ich werde Dich in Montagnac erwarten und von Montagnac nach der Reyssousse sind für mich, der ich Dich liebe, nur fünf Minuten Weges.

»Auf Wiedersehen, meine arme Amelie: wenn Du mich nicht kennen gelernt, wärest Du die Glücklichste unter den Glücklichen gewesen.

»Das Schicksal hat mich auf Deinen Weg geführt und ich habe, fürchte ich, aus Dir eine Märtyrin gemacht.

»Dein Charles.

»Morgen nicht wahr? wenn nicht ein übermenschliches Hindernis in den Weg kommt.«



VIII.

Das Gemetzel.

Es gibt häufig nichts Ruhigeres und Heitereres, als die Stunden, welche einem großen Sturme vorangehen.

Der Tag war schön und heiter: es war einer jener schönen Februartage, wo trotz der schneidenden Kälte der Lust, trotz des weißen Leichentuchs, das die Erde bedeckt, die Sonne den Menschen lächelt und ihnen den Frühling verspricht.

Sir John kam im Verlauf des Tages, um Amelien seinen Abschiedsbesuch zu machen.

Sir John hatte oder glaubte das Wort Amelies zu haben: dieses Wort genügte ihm.

Ihre Ungeduld war eine rein persönliche; aber Amelie hatte, indem sie seine Bewerbung annahm, obgleich sie die Zeit ihrer Verbindung im Ungewissen ließ, alle seine Hoffnungen gekrönt.

Er verließ sich im Übrigen auf den Wunsch des ersten Konsuls und die Freundschaft Rolands.

Er kehrte deshalb nach Paris zurück, um Frau von Montrevel den Hof zu machen, da er hier nicht bleiben konnte, um ihn Amelie zu machen.

Eine Viertelstunde, nachdem Sir John das Schloß Noires Fontaines verlassen, schlug Charlotte gleichfalls den Weg nach Bourg ein.

Gegen vier Uhr kehrte sie zurück, um Amelie zu berichten, daß sie mit eigenen Augen Sir John habe vor dem Hotel de France in den Wagen steigen und Macon zu fahren sehen.

Amelie konnte jetzt vollkommen ruhig sein. Sie atmete wieder auf.

Amelie hatte Morgan eine Ruhe einzuflößen gesucht, die sie selbst nicht besaß: seit dem Tage, wo Charlotte ihr die Nachricht von der Anwesenheit Rolands in Bourg gebracht, hatte sie ein Vorgefühl, daß man sich einer furchtbaren Katastrophe nähere. Sie kannte alle Einzelheiten der in der Karthause von Seillon vorgefallenen Ereignisse, sie sah den Kampf, der zwischen ihrem

Bruder und ihrem Geliebten obwaltete, und beruhigt über das Schicksal ihres Bruders durch den Schutzbefehl des Hauptes der Genossen Jehus zitterte sie für das Leben ihres Geliebten.

Überdies hatte sie den Anfall auf die Mallepost von Chambéry, den Tod des Brigadechefs der Chasseurs von Mayon erfahren: sie wußte, daß ihr Bruder gerettet, aber verschwunden war.

Sie hatte keinen Brief von ihm erhalten.

Dieses Verschwinden und diese Stille war für sie, die sie Roland kannte, etwas weit Schlimmeres, als ein offener und erklärter Krieg.

Morgan hatte sie seit der Szene nicht mehr gesehen, die wir erzählten und bei welcher sie sich verpflichtet, ihm, wo er auch sein möchte, Waffen zukommen zu lassen, wenn er je zum Tode verurteilt werden würde.

Dieses Rendezvous, das Morgan gewünscht hatte, erwartete Amelie deshalb mit eben so großer Ungeduld, als der, welcher darum gebeten.

Sobald sie deshalb glauben konnte, daß Michel und sein Sohn zu Bette gegangen seien, zündete sie an den vier Fenstern die Lichter an, welche Morgan als Signal dienen sollten.

Dann hüllte sie sich, wie es ihr der Geliebte empfohlen, in einen Caschemir, den ihr Bruder vom Schlachtfelde der Pyramiden mitgebracht und den er selbst vom Kopfe eines von ihm getöteten Bey abgenommen, warf über ihren Caschemir einen pelzgefütterten Mantel, ließ Charlotte zurück, um ihr von dem was etwa geschehen könnte, sogleich Kunde zu bringen, und in der Hoffnung, daß nichts geschehen würde, öffnete sie die Türe des Parks und ging nach dem Flusse.

Während des Tages war sie zwei bis dreimal nach der Reyssousse hinabgegangen, und wieder zurückgekehrt, um ein Netz von Schritten zu ziehen, in dem ihre nächtlichen Schritte nicht erkannt werden könnten.

Sie stieg deshalb, wenn auch nicht ruhig, so doch kühn den Abhang hinunter, welcher nach der Reyssousse führte: am Ufer des Flusses angekommen, suchte sie mit den Augen die Barke, welche unter den Weiden angebunden war.

Ein Mann erwartete sie dort. Es war Morgan.

Mit drei Ruderschlägen kam er an einen Ort, der für das Hinabsteigen geeignet war: Amelie sprang hinein, er fing sie in seinen Armen aus.

Das Erste, was das junge Mädchen sah, war der heitere Strahl, der so zu sagen das Gesicht ihres Geliebten erhellte.

»O«, rief sie, »Du hast mir etwas Glückliches mitzuteilen.«

»Warum das, liebe Freundin?« fragte Morgan mit seinem süßesten Lächeln.

»Es strahlt auf Deinem Gesichte, mein vielgeliebter Charles, etwas mehr, als das Glück mich wiederzusehen.«

»Du hast Recht«, sagte Morgan, indem er die Kette der-Barke an dem Stamm der Weide befestigte, und die Ruder die Seite des Bootes schlagen ließ.

Dann nahm er Amelie in seine Arme.

»Du hast Recht, meine Amelie«, sagte er zu ihr, »und meine Gefühle täuschten mich. O schwache und blinde Menschen, die wir sind: in dem Augenblick, wo wir das Glück mit den Händen fassen, zweifeln und verzweifeln wir.«

»O sprich, sprich!« sagte Amelie; »was ist geschehen?«

»Erinnerst Du Dich, meine Amelie, was Du mir bei unserer letzten Zusammenkunft sagtest, als ich Dir vom Fliehen sprach und Deinen Widerwillen fürchtete?«

»O ja, ich erinnere mich, Charles; ich antwortete, daß ich die Deine sei und daß, wenn ich einen Widerwillen hätte, ich ihn zu überwinden wissen würde.«

»Und ich antwortete Dir, daß ich Verbindlichkeiten hätte, die mich zu fliehen hinderten: daß, wie sie an mich gebunden seien, ich an sie gebunden sei, daß ein Mann lebe, den wir wieder ausrichten wollten, dem wir absoluten Gehorsam schuldig seien und daß dieser Mann der künftige König von Frankreich, Ludwig XVIII. sei.«

»Ja, Du hast mir all' das gesagt.«

»Nun, wir sind unserer Verpflichtungen entbunden, Amelie, nicht nur durch den König Ludwig XVIII., sondern auch durch unsern General Georges Cadoudal.«

»O mein Freund, Du wirft also ein Mensch werden, wie alle andern, über allen andern stehen!«

»Ich werde ein einfacher Proscribirtet werden, Amelie. Wir haben die Amnestie, welche der Vendée und Bretagne gegeben wird, nicht zu gewärtigen.«

»Und warum das?«

»Wir sind keine Soldaten, mein vielgeliebtes Kind, wir sind nicht mal Rebellen, wir sind Genossen Jehus.«

Amelie stieß einen Seufzer aus.

»Wir sind Banditen, Räuber, Plünderer von Malleposten«, sagte Morgan offenbar absichtlich mit besonderem Nachdruck.

»Stille!« machte Amelie, ihre Hand auf den Mund ihres Geliebten legend: »stille! laß uns nicht davon sprechen: sage mir, wie euer König euch der Verpflichtungen entbunden, wie euer General euch den Abschied gegeben.«

»Der erste Konsul wollte Cadoudal sehen. Zuerst schickte er ihm Deinen Bruder, um ihm Vorschläge zu machen: Cadoudal wies es von sich ab, auf gütliche Ausgleichungen einzugehen: aber Cadoudal erhielt wie wir von Ludwig XVIII. den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen. Zu gleicher Zeit mit diesem Befehl kam eine neue Botschaft vom ersten Konsul! Diese war ein Sicherheitsgeleite für ihn, eine Einladung, nach Paris zu kommen, ein Vertrag zwischen zwei Mächten. Cadoudal hat angenommen und muß in diesem Augenblicke auf dem Wege nach Paris oder bereits dort angekommen sein. Es ist also Frieden oder wenigstens Waffenstillstand.«

»Und von Seiten Ludwigs XVIII.?«

»Noch mehr; es existiert ein Befehls die Feindseligkeiten einzustellen, wie ihn Cadoudal erhalten.«

»O welche Freude, mein Charles!«

»Freue Dich nicht zu sehr, meine Liebe!«

»Und warum das?«

»Weil dieser Befehl seinen Grund hat, und weißt Du, welchen?«

»Nein.«

»Dieser Fouché ist ein sehr verschmitzter Mensch; er sah ein, daß, weil er uns nicht besiegen könnte, es galt, uns zu entehren. Er hat falsche Genossen Jehus organisiert, die er in das Maine- und Anjou-Departement geschickt und die sich nicht damit begnügen, das Geld der Regierung zu nehmen, sondern die

Reisenden ausplündern und bestehlen, Nachts in Schlösser, Pachthöfe dringen, den Besitzern dieser Pachthöfe und Schlösser die Füße auf glühende Kohlen setzen und ihnen durch Torturen das Geständnis, abzwängen, wo sie ihr Geld verborgen haben. Diese Menschen, diese Elenden, diese Banditen, diese Chauffeurs nehmen denselben Namen an, wie wir, und gelten dafür, als ob sie für dasselbe Prinzip kämpften, wie wir; auf diese Weise erklärt uns Fouché nicht nur für vogelfrei, sondern macht uns auch ehrlos.«

»O!«

»So höre denn, was ich Dir zu sagen habe, meine Amelie, ehe ich Dir zum zweiten Male den Vorschlag mache, mit mir zu fliehen. In den Augen Frankreichs, in den Augen des Auslands, in den Augen des Fürsten selbst, dem wir gedient und für den wir das Schafott gewagt, werden wir in Zukunft und sind es wahrscheinlich schon, Elende, die das Schafott verdienen.«

»Ja, aber für mich, mein vielgeliebter Charles, bist Du der Mann der Aufopferung, der Mann der Überzeugung, der strenge Royalist, der zu kämpfen fortgefahren, während alle Welt die Waffen niedergelegt: für mich bist Du der loyale Baron von Saint Hermine: für mich, wenn Du lieber willst, bist Du der edle, der mutige, der unüberwindliche Morgan.«

»Das ist Alles, was ich wissen wollte, meine Vielgeliebte: Du wirst deshalb nicht einen Augenblick zögern, trotz der Wolke der Schmach, welche man zwischen uns und die Ehre bringt. Du wirst nicht zögern, ich sage nicht. Dich mir hinzugeben, Du hast Dich mir hingegeben, sondern meine Frau zu sein?«

»Was sagst Du da? nicht einen Augenblick, nicht eine Sekunde: es wäre ja die Freude meiner Seele, das Glück meines Lebens! Deine Frau! ich bin Deine Frau vor Gott: Gott wird alle meine Wünsche an dem Tage erfüllen, wo er erlaubt, daß ich Deine Frau vor den Menschen sein werde.«

Morgan fiel auf die Kniee.

»Nun«, sagte er, »zu Deinen Füßen, Amelie, mit gefalteten Händen, mit der bittendsten Stimme meines Herzens, komme ich Dir zu sagen: Amelie, willst Du fliehen? Amelie, willst Du Frankreich verlassen? Amelie, willst Du meine Frau sein?«

Amelie richtete sich ganz auf und legte beide Hände an ihre Stirne, als wenn das ungestüme Blut, das in ihr Hirn strömte, es zersprengen wollte.

Morgan ergriff ihre beiden Hände und fragte sie, indem er sie unruhig ansah, mit dumpfer, zitternder, beinahe gebrochener Stimme:

»Bist Du unschlüssig?«

»O, nein, nein! nicht eine Sekunde«, rief Amelie: »ich bin Dein, wie früher, so jetzt, immer und überall. Nur ist der Schlag um so heftiger, als er unerwartet kommt.«

»Bedenke wohl, Amelie: was ich Dir vorschlage, ist das Ausgeben von Vaterland und Familie: das heißt alles dessen, was teuer und heilig ist; indem Du mir folgst, verlassest Du das Schloß, wo Du geboren bist, die Mutter, die Dich dort erzogen und genährt, den Bruder, der Dich liebt, und der, wenn er wissen wird, daß Du die Frau eines Räubers bist, Dich vielleicht haßt, sicher verachtet.«

Und während er so sprach, beobachtete Morgan ängstlich das Gesicht Amelies.

Dieses Gesicht hellte sich nach und nach aus, ein sanftes Lächeln ergoß sich über dasselbe, und, wie wenn es vom Himmel herabstiege, beugte es sich auf den jungen Mann herab, der noch immer zu ihren Füßen lag.

»O Charles«, sagte das junge Mädchen mit einer Stimme, sanft, wie das Murmeln des Flusses, der klar und hell zu ihren Füßen hinströmte, »die Liebe, die unmittelbar von Gott ausströmt, muß etwas Mächtiges sein, denn trotz der furchtbaren Worte, die Du so eben ausgesprochen, sage ich Dir, ohne Furcht, ohne Zögern, beinahe ohne Schmerz, Charles, hier bin ich, Charles, ich bin Dein: Charles, wann werden wir gehen?«

»Amelie, unser Schicksal ist nicht der Art, daß man lange darüber verhandelt oder spricht: wenn wir gehen, wenn Du mir folgst, so geschieht es augenblicklich: morgen müssen wir jenseits der Grenze sein.«

»Und unsere Mittel zur Flucht?«

»Ich habe in Montagnac zwei völlig gesattelte Pferde, eines für Dich, Amelie, eines für mich: ich habe für zweimalhundert tausend

Franken Kreditbriefe aus London oder Wien. Wo willst Du, daß wir hingehen?«

»Wo Du bist, Charles, werde ich sein: was gilt mir das Land, was gilt mir die Stadt?«

»Dann komm.«

»Fünf Minuten, Charles, ist das zu viel?«

»Wohin gehst Du?«

»Ich habe von mancherlei Abschied zu nehmen, Charles: ich habe Deine geliebten Briefe zu holen, den Elfenbeinrosenkranz meiner ersten Kommunion: ich habe einige teure, fromme, heilige Erinnerungen, Erinnerungen aus der Kinderzeit, die hienieden alles sind, was mir von meiner Mutter, von meiner Familie, von Frankreich bleibt: ich will sie holen und komme dann zurück.«

»Amelie?«

»Was?«

»Ich möchte Dich nicht verlassen: es ist mir jetzt in dem Augenblicke, wo wir vereinigt werden sollen, als ob es Dich verlieren hieße, wenn ich Dich einen Augenblick verließ: Amelie, willst Du, daß ich Dir folge?«

»O komm: was tut es, wenn man jetzt Deine Schritte sieht: morgen werden wir ferne von hier sein: komm!«

Der junge Mann sprang aus der Barke und gab Amelie die Hand: dann umschlang, er sie mit seinem Arm und beide schlugen den Weg nach dem Hause ein.

Auf dem Perron blieb Charles stehen.

»Geh!« sagte er zu ihr: »die Religion der Erinnerungen hat ihre Scham: obgleich ich sie begreife, würde ich Dich stören: ich erwarte Dich hier, ich wache hier über Dich: von dem Augenblicke an, wo ich nur die Hand auszustrecken brauche, um Dich zu fassen, bin ich sicher, daß Du mir nicht entgehen wirst: gehe, meine Amelie, aber komme bald wieder.«

Amelie antwortete, indem sie dem jungen Manne die Lippen darbot, dann stieg sie rasch die Treppe hinan, kehrte in ihr Zimmer zurück, nahm ein kleines, eichenes Kistchen mit Schnitzwerk und mit Eisen beschlagen, in dem sich ihr Schatz befand, die Briefe von Charles vom ersten bis zum letzten, nahm vom Spiegel über dem Kamin den weißen und jungfräulichen

Elfenbeinrosenkranz, der dort ausgehängt war, und hing an ihren Gürtel eine Uhr, die ihr der Vater geschenkt, als sie noch ein Kind war. Dann ging sie in das Zimmer ihrer Mutter, beugte sich auf das Kopfkissen ihres Bettes herab, küßte den Pfühl, den der Kopf von Frau von Montrevel berührt, kniete vor dem Christus nieder, der am Fußende ihres Bettes stand, begann ein Dankgebet, das sie nicht fortzusetzen wagte, unterbrach es durch ein Glaubensbekenntnis, und hielt dann plötzlich inne.

Es war ihr vorgekommen, als wenn Charles sie rief.

Sie lauschte und hörte zum zweiten Male ihren Namen mit einer bangen Betonung rufen, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Sie zitterte, richtete sich auf und stieg rasch die Treppe hinab.

Charles war noch am selben Platze: aber vorwärts gebeugt, mit lauschendem Ohre schien er ein fernes Geräusch mit bangem Gefühle zu vernehmen.

»Was gibt es?« fragte Amelie, indem sie die Hand des jungen Mannes ergriff.

»Horch, horch!« sagte dieser.

Amelie lauschte gleichfalls.

Es war ihr, als hörte sie verschiedene Schüsse, die einander in Unterbrechungen folgten, wie ein Musketenfeuer.

Es kam auf der Richtung von Ceyzériat.

»O!« rief Morgan, »ich hatte wohl recht, bis zum letzten Augenblick an meinem Glücke zu zweifeln. Meine Freunde sind angegriffen, Amelie: lebe wohl, lebe wohl!«

»Wie, lebe wohl?« rief Amelie erblassend: »Du verlassest mich?«

Der Lärm des Gewehrfeuers wurde deutlicher.

»Hörst Du nicht? Sie schlagen sich und ich bin nicht bei ihnen, um mich an ihrer Seite zu schlagen!«

Als Tochter eines Soldaten begriff Amelie alles und versuchte nicht, Widerstand zu leisten.

»Gehe«, sagte sie, indem sie die Arme fallen ließ: »Du hattest Recht, wir sind verloren.«

Der junge Mann stieß einen Wutschrei aus, umfaßte zum

Zweiten male das junge Mädchen, drückte sie an seine Brust, als wollte er sie ersticken; dann sprang er vom Perron herab, stürzte nach der Richtung des Gewehrfeuers mit der Schnelligkeit eines von Jägern verfolgten Damhirsches und rief:

»Da bin ich, Freunde, da bin ich!«

Und er verschwand wie ein Schatten unter dm großen Bäumen des Parks.

Amelie fiel auf die Kniee, die Arme nach ihm ausstreckend, ohne jedoch die Kraft zu haben, ihn zurückzurufen, oder wenn sie die Kraft gehabt, so geschah es mit so schwacher Stimme, daß Morgan ihr nicht antwortete und seinen Schritt nicht verlangsamte, um ihr zu antworten.

Man ahnt, was geschehen war.

Roland hatte seine Zeit mit dem Gendarmeriehauptmann und dem Dragonerobers nicht verloren.

Diese ihrerseits hatten nicht vergessen, daß es galt, sich zu revanchieren.

Roland hatte dem Gendarmeriehauptmann den unterirdischen Gang entdeckt, welcher die Kirche von Brou mit der Grotte von Ceyzériat verband.

Um neun Uhr Abends sollten der Hauptmann und die achtzehn Mann, die er unter seinem Befehle hatte, in die Kirche gehen, durch die Gruft der Herzoge von Savoyen hinabsteigen, und mit ihren Bajonetten die Verbindung der Steinbrüche mit dem unterirdischen Gewölbe abschneiden.

Roland wollte an der Spitze von zwanzig Dragonern das Gehölz umzingeln, es durchstreifen, indem man den Halbkreis immer enger machte, bis die beiden Flügel dieses Halbkreises an der Grotte von Ceyzériat anstießen.

Um neun Uhr sollte die erste Bewegung von dieser Seite aus stattfinden und sich mit der des Gendarmeriehauptmanns in Verbindung setzen.

Man hat aus den zwischen Amelie und Morgan gewechselten Worten ersehen, in welcher Lage die Genossen Jehus sich um diese Zeit befanden.

Die Nachrichten, welche zu gleicher Zeit aus Millau und der Bretagne anlangten, hatten alle Welt beruhigt: jeder fühlte sich frei

und indem man einsah, daß der Krieg ein verzweifelter war, freute man sich seiner Freiheit.

Es war eine vollständige Versammlung in der Grotte von Ceyzériat, beinahe ein Fest: um Mitternacht trennten sich alle und jeder machte sich, je nach der Gelegenheit, die ihm geboten war, über die Grenzen zu kommen, auf den Weg, um Frankreich zu verlassen.

Man hat gesehen, wozu ihr Anführer seine letzten Augenblicke verwandte.

Die Andern, welche nicht dieselben Herzensbände hatten, hielten in dem hellerleuchteten Kreuzwege ein Abschiedsmahl: denn war man mal außerhalb Frankreichs, wo würden sich, wenn die Vendée und Bretagne pacificirt und die Armee Condés zerstreut war, die Verbannten auf fremdem Boden wiedersehen? Gott weiß es.

Plötzlich drang der Knall eines Flintenschusses an ihr Ohr.

Wie durch einen elektrischen Schlag stand Jeder auf den Beinen.

Man hörte einen zweiten Schuß.

Dann drangen die drei Worte

»Zu den Waffen!« schauerlich wie der Flügelschlag eines Unglücksvogels in die Tiefe des Steinbruchs.

Für die Genossen Jehus, welche auf alle Wechselfälle eines Banditenlebens gefaßt waren, hatte die Ruhe eines Augenblicks nicht die Bedeutung des Friedens.

Dolche, Pistolen und Karabiner lagen immer zur Hand.

Bei dem Schrei, den wahrscheinlich die Wache ausgestoßen, sprang Jeder auf seine Waffen los, und blieb dann, mit vorgestrecktem Halse, tief atmender Brust und offenem Ohre stehen.

Mitten in dieser Stille hörte man das Geräusch eines Schrittes, der sich so rasch näherte, als es die Dunkelheit erlaubte, in der er sich bewegte.

Dann erschien in der Helle, welche die Fackeln und die Lichter verbreiteten, ein Mann.

»Zu den Waffen!« rief er zum zweiten Male, »wir sind angegriffen!«

Die beiden Schüsse, welche man gehört, waren von der Wache mit ihrer doppelläufigen Flinte abgeschossen worden.

Sie war es, die mit noch rauchender Flinte herbeieilte.

»Wo ist Morgan?« riefen zwanzig Stimmen.

»Abwesend«, antwortete Leprêtre, »und deshalb führe ich das Kommando. Löscht alles aus und zieht Euch in die Kirche zurück. Ein Kampf ist unnötig und vergossenes Blut wäre verlorenes Blut.«

Man gehorchte mit jener Raschheit, welche zeigte, daß jeder die Gefahr zu würdigen wußte.

Dann drängte man sich in der Dunkelheit an einander.

Leprêtre, dem die unterirdischen Wege ebenso gut bekannt waren, als Morgan, übernahm es, die Truppe zu führen und ging mit seinen Genossen tiefer in den Steinbruch.

Plötzlich glaubte er fünfzig Schritte vor sich ein leise ausgesprochenes Kommando zu hören, dann das Geräusch einer Anzahl von Flinten zu hören, die man läßt.

Er streckte die beiden Arme aus, indem er »Halt!« murmelte.

Im selben Augenblicke hörte man deutlich das Kommando: »Feuer!«

Der Befehl war kaum ausgesprochen, als das unterirdische Gewölbe von einem furchtbaren Knall erdröhnte.

Zehn Karabiner hatten zu gleicher Zeit Feuer gegeben.

Bei der Helle dieses Blitzes konnten Leprêtre und seine Genossen die Uniform der Gendarmen sehen und erkennen.

»Feuer!« rief nun auch Leprêtre.

Sieben bis acht Schüsse ertönten auf diesen Befehl.

Das dunkle Gewölbe erhellte sich abermals.

Zwei Genossen Jehus lagen am Boden, der eine tot, der andere tödlich verwundet.

»Der Rückzug ist abgeschnitten«, sagte Leprêtre; »umgekehrt, meine Freunde: wenn wir noch einen Ausweg haben, so ist es der auf der Seite des Waldes.«

Die Bewegung ging mit der Regelmäßigkeit eines militärischen Manövers vor sich.

Leprêtre stand an der Spitze seiner Genossen und kehrte um.

In diesem Augenblick gaben die Gendarmen zum zweiten Male Feuer.

Niemand erwiderte den Schuß: die, welche geschossen, luden ihre Waffen wieder, die, welche nicht geschossen, hielten sich zum eigentlichen Kampfe bereit, der am Eingang der Grotte stattfinden sollte.

Ein oder zwei Seufzer ließen allein erkennen, daß dieses Feuer der Gendarmerie nicht erfolglos gewesen.

Nach Verfluß von fünf Minuten hielt Leprêtre an.

Man war ungefähr auf der Höhe des Kreuzwegs angekommen.

»Sind alle Flinten und Pistolen geladen?« fragte er.

»Alle«, antwortete ein Dutzend Stimmen.

»Ihr erinnert Euch des Losungsworts für diejenigen, welche in die Hände der Justiz fallen werden: wir gehören zu den Truppen des Herrn Theyssonnet: wir sind hierhergekommen, um der royalistischen Sache Anhänger zu rekrutieren, wir wissen nicht, was man sagen will, wenn man von angefallenen Malleposten und Diligencen spricht.«

»Das ist abgemacht.«

»Im einen wie andern Falle trifft uns der Tod, das wissen wir wohl: aber der Tod des Soldaten, nicht der des Diebes, das Erschießen, nicht die Guillotine.«

»Und das Erschießen«, sagte eine spottende Stimme, »wir wissen, was das heißt. Es lebe das Erschießen!«

»Vorwärts! meine Freunde«, sagte Leprêtre, »wir wollen unser Leben so teuer als möglich verkaufen, das heißt, um den Preis, den es wert ist.«

»Vorwärts!« wiederholten die Genossen.

Und so rasch als es in der Dunkelheit möglich war, machte sich die kleine Truppe wieder auf den Marsch, während Leprêtre immer voranging.

Je weiter sie vorwärts kamen, desto deutlicher roch Leprêtre einen Rauch, der ihn beunruhigte.

Zu gleicher Zeit reflektierten sich gewisse Lichter an den Mauerwänden und den Ecken der Pfeiler, welche zu erkennen gaben, daß etwas Ungewöhnliches an der Öffnung der Grotte vor sich ging.

»Ich glaube, daß diese Schufte uns räuchern«, sagte Leprêtre.

»Ich fürchte auch«, antwortete Guyon.

»Sie glauben es mit Füchsen zu tun zu haben.«

»O!« antwortete dieselbe Stimme: »sie sollen an unsern Krallen sehen, daß wir Löwen sind.«

Der Rauch wurde immer dichter, die Helle immer größer.

Man kam an die letzte Ecke.

Eine Masse von Holz war im Innern des Steinbruchs angezündet, ungefähr fünfzig Schritte von der Öffnung, nicht um zu räuchern, sondern um hell zu machen.

Bei dem Lichte, das der weißglühende Herd verbreitete, sah man am Eingang die Waffen der Dragoner glänzen.

Zehn Schritte vor ihnen wartete ein Offizier, auf seinen Karabiner gestützt, nicht nur den Schüssen ausgesetzt, sondern sie sogar herauszufordern scheinend.

Es war Roland.

Man konnte ihn leicht erkennen: er hatte seinen Hut weit von sich geschleudert, sein Kopf war entblößt und die flackernde Flamme warf ihre spielenden Lichter auf sein Gesicht.

Aber was ihn hätte verderben sollen, rettete ihn.

Leprêtre erkannte ihn und trat einen Schritt zurück.

»Roland von Montrevel«, sagte er: »erinnert Euch des Schutzbefehls Morgans.«

»Wir kennen ihn«, antworteten die Genossen Jehus mit dumpfer Stimme.

»Und jetzt«, rief Leprêtre, »laßt uns sterben, aber mordend sterben.«

Und damit stürzte er sich zuerst in den von der Flamme erhellten Raum, schoß einen Lauf seiner Doppelflinte auf die Dragoner ab, welche mit einer allgemeinen Salve antworteten.

Es wäre unmöglich, zu erzählen, was nun geschah: die Grotte füllte sich mit Rauch, in welchem jeder Schuß wie ein Blitz leuchtete: die beiden Truppen rückten näher und wurden handgemein: nun galt es Pistolen und Dolche.

Bei dem Lärm des Kampfes eilte die Gendarmerie herbei: aber es war ihr unmöglich, Feuer zu geben, so kämpften Freunde und

Feinde durcheinander.

Es schienen sich nur einige Dämonen mehr in diesen Kampf von Dämonen zu mischen.

Man sah wirre Gruppen inmitten dieser roten und rauchigen Atmosphäre kämpfen, bald sich niederbeugen, bald sich wieder aufrichten; man hörte ein Wutgeheul oder einen Schrei des Todeskampfes: es war der letzte Seufzer eines Menschen.

Der Überlebende suchte einen neuen Gegner, begann einen neuen Kampf.

Dieses Würgen dauerte eine Viertelstunde, zwanzig Minuten vielleicht.

Nach Verfluß dieser zwanzig Minuten konnte man in der Grotte von Ceyzériat zweiundzwanzig Leichen zählen.

Dreizehn gehörten den Dragonern und Gendarmen, neun den Genossen Jehus an.

Fünf der Letztern lebten: überwältigt von der Anzahl, durch Wunden erschöpft, waren sie lebendig festgenommen worden.

Die Gendarmen und Dragoner, fünfundzwanzig an der Zahl, umgaben sie.

Dem Hauptmann der Gendarmerie war der Arm gebrochen, dem Brigadechef der Dragoner eine Kugel durch den Schenkel gegangen.

Nur Roland, der mit Blut, aber nicht mit dem seinen bedeckt war, hatte nicht die geringste Verletzung erhalten.

Zwei der Gefangenen waren so schwer verwundet, daß man darauf verzichtete, sie zu Fuße gehen zu lassen; man mußte sie auf Tragbahren transportieren.

Man zündete Fackeln an, die man zu diesem Zwecke mitgenommen, und schlug den Weg nach der Stadt ein.

Im Augenblicke jedoch, wo man aus dem Walde nach der Landstraße kam, hörte man den Galopp eines Pferdes.

Dieser Galopp näherte sich rasch.

»Setzt Euern Weg fort«, sagte Roland, »ich bleibe zurück, um zu sehen, was es ist.«

Es war ein Reiter, der, wie gesagt, mit verhängtem Zügel herbeisprenge.

»Wer da?« rief Roland, als der Reiter nur noch zwanzig Schritte von ihm entfernt war.

Und er richtete seinen Karabiner.

»Ein Gefangener mehr, Herr von Montrevel«, antwortete ein Reiter: »ich konnte nicht mehr an dem Kampfe Teil nehmen, so will ich wenigstens auf dem Schafott bei meinen Freunden sein.«

»Dort, mein Herr«, antwortete Roland, der den jungen Mann nicht an dem Gesichte, sondern an der Stimme erkannt hatte, einer Stimme, die er zum dritten Male hörte.

Und er deutete mit der Hand auf die Gruppe, welche die Mitte der kleinen Truppe bildete, die auf dem Weg von Ceyzériat nach Bourg ging.

»Ich sehe mit Vergnügen, daß Ihnen nichts geschehen, Herr von Montrevel«, sagte der junge Mann mit vollendeter Courtoisie, »das ist mir eine große Freude, ich schwöre es Ihnen.«

Und indem er seinem Pferde die Sporen gab, war er mit einigen Sätzen bei den Dragonern und Gendarmen.

»Verzeihung, meine Herren«, sagte er, indem er absaß, »aber ich verlange einen Platz unter meinen drei Freunden, dem Vicomte von Jahyat, dem Grafen von Valensolle und dem Marquis von Ribier.«

Die drei Gefangenen stießen einen Schrei der Bewunderung aus und boten ihrem Freunde die Hand.

Die beiden Verwundeten richteten sich auf ihrer Bahre auf und murmelten: »Schön, Saint Hermine . . . schön!«

»Ich glaube, Gott verzeihe mir!« rief Roland, »daß die gute Seite der Sache bis ans Ende bei diesen Banditen sein wird!«

IX.

Cadoudal in den Tuileries.

Zwei Tage nach den eben erzählten Ereignissen gingen zwei Männer in einem grossen Salon der Tuileries neben ein- ander aus und ab. Beide sprachen lebhaft und ihre Worte waren von heftigen Geberden begleitet.

Die beiden Männer waren der Erste Konsul Bonaparte und Georges Cadoudal.

Der Letztere gerührt durch das Unglück, welches ein längerer Widerstand über die Bretagne bringen konnte, hatte mit dem General Brune Frieden geschlossen, und nach diesem Friedensschlusse hatte er die Genossen Jehu's ihres Eides entbunden. Zum Unglücke war die Nachricht, wie wir gesehen, vierundzwanzig Stunden zu spät gekommen.

Georges Cadoudal hatte für sich selbst nichts ausbedungen, als die Freiheit, sich an einen beliebigen Ort zu begeben. Als er nach dem Abschlusse des Friedens mit betrübtem Herzen in sein Lager zurückkehrte, erhielt er ein Schreiben von dem englischen Admiral, der mit seiner Flotte in der Bucht von Quiberon vor Anker lag. Der Admiral zeigte ihm an, daß England sechshunderttausend Franks zu seiner Verfügung stelle, um ihm die Fortführung des Krieges möglich zu machen. Wäre diese Nachricht zwei Tage früher gekommen, so würde sie wahrscheinlich die Lage der Dinge geändert haben, aber es war zu spät Cadoudal antwortete:

»Ich habe gestern Frieden geschlossen und den Vertrag unterzeichnet; heute kann ich kein Geld annehmen, welches zur Kriegsführung bestimmt ist. Ich habe jetzt nur die Bitte, mich nach England hinüberzubringen.«

Aber der General Brune ersuchte Cadoudal so dringend, sich nach Paris zu begeben, daß der Anführer der Chouans endlich einwilligte.

Sobald er in Paris eintraf. begab er sich in die Tuileries und

wurde von dem Ersten Konsul sogleich empfangen.

Der General Rapp, der ihn in Roland's Abwesenheit einführte, ließ die Türen offen, um aus dem Kabinett Bourrienne's Alles sehen und dem Ersten Konsul nötigenfalls zu Hilfe eilen zu können. Aber Bonaparte, der die Absicht des Generals erriet, schloß die Türe des Salons. Dann ging er rasch auf Cadoudal zu und sagte zu ihm:

»Da sind Sie endlich! Es freut mich, Sie zu sehen, Einer Ihrer Feinde, mein Adjutant Roland de Montrevel, hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt.«

»Das wundert mich gar nicht,« antwortete Cadoudal, »denn ich habe Herrn von Montrevel als einen sehr edlen, ritterlichen jungen Mann kennen gelernt.«

»Ja, und das hat Sie gerührt,« antwortete der Erste Konsul und sah den Royalisten-Häuptling scharf an. »Hören Sie, Georges. Ich bedarf eines energischen Mannes, um das begonnene Werk zu vollenden. Wollen Sie in meine Dienste treten? Ich ließ Ihnen den Rang eines Obersten anbieten, Sie verdienen mehr. Ich will Sie zum Divisionsgeneral ernennen.«

»Ich danke von ganzem Herzen, Citoyen Erster Konsul,« erwiderte Cadoudal; »aber Sie würden mich verachten, wenn ich den Antrag annähme.«

»Warum denn,« fragte Bonaparte etwas betroffen.

»Weil ich dem Hause Bourbon den Eid geleistet habe.«

»Und das Haus Bourbon,« setzte der Erste Konsul hinzu, »ist Ihnen sehr dankbar gewesen für Ihre aufopfernde Treue; es hat gewissenhaft sein Versprechen gehalten!«

Cadoudal schwieg; er konnte den Grafen Artois nicht entschuldigen, und wollte ihn nicht anklagen.

»Gibt es denn kein Mittel,« fuhr Bonaparte fort, »Sie an mich zu fesseln?«

»General,« sagte der Anführer der Chouans, »ist es mir erlaubt, hier zu wiederholen, was man mir gesagt hat?«

»Warum nicht?«

»Es betrifft die wichtigsten politischen Fragen.«

»Gewiß wieder eine Albernheit!« sagte der Erste Konsul höhnisch lächelnd.«

Cadoudal stand still und sah Bonaparte forschend an.

»Man sagt, Sie hätten zu Alexandrien mit dem Commodore Sidney Smith die Übereinkunft geschlossen, daß Sie frei nach Frankreich zurückkehren könnten, unter der Bedingung, den Thron unserer alten Könige wieder aufzurichten.«

Bonaparte brach in ein lautes Gelächter aus. — »Ihr Piebejer,« sagte er, »seid sehr naiv mit Eurer royalistischen Sentimentalität! Angenommen, ich richtete den Thron der Bourbons wieder auf, was mir durchaus nicht in den Sinn kommt, was werden Sie davon haben, nachdem Sie für diesen Thron Ihr Blut vergossen? Nicht einmal die Bestätigung des Ranges, den Sie sich ehrenvoll erworben haben! Oder gab es in der königlichen Armee einen Obersten, der nicht die Ahnenprobe abgelegt? Haben Sie je gehört, daß sich ein Mann in der Armee durch sein Verdienst emporgeschwungen? Bei mir hingegen können Sie Alles erreichen, denn je höher ich steige, desto höher steigen auch meine Umgebungen. Die Rolle eines Monk werde ich nie spielen. Monk lebte in einem Jahrhundert, wo die Vorurteile, die wir im Jahre 89 bekämpft und gestürzt haben, noch ihre volle Geltung hatten. Monk würde gern König geworden sein, aber es ging nicht; er konnte es nicht einmal bis zum Diktator bringen. Dazu gehörte ein Cromwell. Richard konnte sich auf diesem Posten nicht behaupten; er war freilich ein Einfaltspinsel, wie alle Söhne grober Männer. Ich hätte längst König werden können, wenn ich gewollt hätte, und nichts wird mich daran hindern, wenn ich es künftig werden will . . . Sie haben etwas zu antworten, Georges, reden Sie.«

»Sie sagen, Citoyen Erster Consul, die Lage der Dinge sei in Frankreich nicht mehr dieselbe wie 1660 in England; ich sehe keinen Unterschied. Karl wurde 1649, Ludwig XVI. 1793 enthauptet; elf Jahre sind in England zwischen dem Tode des Vaters und der Wiedereinsetzung des Sohnes verflossen; sieben Jahre sind in Frankreich bereits nach dem Tode Ludwig's XVI. verflossen. Vielleicht werden Sie mir erwidern, England habe eine religiöse Revolution gehabt, die französische Revolution sei hingegen eine politische Umwälzung; aber ich antworte Ihnen, das eine Verfassung eben so leicht zu machen, wie ein Glaubensbekenntnis abzuschwören ist.«

»Bonaparte lächelte. — »Nein,« erwiderte er, »das will ich nicht erwidern; ich will Ihnen nur zu bedenken geben, daß Cromwell fünfzig Jahre alt war, als Karl I. hingerichtet wurde; ich war vierundzwanzig, als Ludwig XVI. sein Leben endete. Cromwell starb 1658 im Alter von neunundfünfzig Jahren; während seines zehnjährigen Regiments hatte er Zeit, viel zu unternehmen, aber wenig zu vollenden, und überdies war es eine vollständige Reform, die er unternahm, weil er den Puritanismus an die Stelle des Katholizismus setzte, und zugleich eine politische Reform, weil er die republikanische Regierung an die Stelle der monarchischen Gewalt setzte. Wenn ich nur Cromwells Alter erreiche, so habe ich noch zwanzig Jahre zu leben, also bleibt mir gerade doppelt so viel Zeit, wie Cromwell hatte, um seine Pläne in Ausführung zu bringen. Und merken Sie wohl, ich verändere nichts, ich arbeite fort, ich stürze nichts um, ich stütze vielmehr. Angenommen, Cäsar wäre im Alter von dreißig Jahren nicht der erste Wüstling, sondern der erste Bürger Roms gewesen; angenommen, sein gallischer Feldzug sei schon beendet, sein Kriegszug nach Ägypten und Spanien glücklich zu Ende geführt gewesen, glauben Sie, dass er nicht zugleich Cäsar und Augustus gewesen wäre?«

»Ja, wenn er nicht Brutus, Cassius und Casca auf seinem Wege gefunden hätte.«

»Meine Feinde zählen auf einen Meuchelmord,« sagte Bonaparte mit sichtlicher Verstimmung; »in diesem Falle werden sie leichtes Spiel haben. Sie sind auch mein Feind; wer hindert Sie in diesem Augenblicke an mir zum Brutus zu werden? Ich bin allein mit Ihnen, die Türen sind geschlossen. Sie würden Zeit haben, mich zu überfallen, ehe man Sie daran hindern könnte.«

Cadoudal trat einen Schritt zurück.

»Nein,« erwiderte er, »wir zählen nicht auf Meuchelmord, und ich glaube, es müßte zum Äußersten kommen, um einen von uns zu einer solchen Tat zu treiben. Aber das Kriegsglück ist veränderlich, eine einzige Niederlage kann dem Feinde den Weg bis zum Herzen Frankreichs bahnen; an der Grenze der Provence kann man die österreichischen Wachtfeuer sehen, eine Kanonenkugel kann Ihnen den Kopf wegreißen, wie dem Marschall Verwick; was wird dann aus Frankreich? Sie haben

keine Kinder und Ihre Brüder . . . «

»O! von diesem Gesichtspunkte haben Sie recht. Aber ich glaube an eine Vorsehung, ich glaube, daß nichts zufällig geschieht. Wenn die Vorsehung erlaubt hat, daß den fünfzehnten August 1769, gerade ein Jahr nachdem Corsika mit Frankreich vereinigt worden, zu Ajaccio ein Kind geboren wurde, welches später den 13. Vendémiaire und 18. Brumaire machen sollte, so hatte sie gewiß große Absichten. Dieses Kind bin ich; wenn ich zu groben Dingen erkoren bin, so fürchte ich nichts: wenn ich mich irre, wenn ich, statt fünf und zwanzig bis dreißig Jahre zu leben, um mein Werk zu vollenden, wie Cäsar von einem Dolch durchbohrt oder wie Verwick von einer Kugel getroffen werde, so bat die Vorsehung ihre Gründe, so zu handeln, und wird auf andere Weise für das Wohl Frankreichs sorgen . . . Wir sprachen so eben von Cäsar. Als Rom der Leiche des Diktators folgte und die Häuser der Mörder niederbrannte, als die ewige Stadt sich nach dem Ende der Bürgerkriege sehnte, als sie bei dem Anblicke des Trunkenboldes Antonius und des Heuchlers Levidus zitterte, da war sie weit entfernt, an den Neffen Cäsars, an den jungen Octavius zu denken. Der Knabe verspottete alle Graubärte des Senats und verweigerte fast so lange wie Ludwig XVI . . . Georges, lehnen Sie sich nicht gegen die Vorsehung auf, denn sie zeigt mir den Weg, den ich wandeln soll.«

»Ich wandle den Weg, denn die Religion meiner Väter mir zeigt,« antwortete Cadoudal, sich verneigend, »Gott wird mir verzeihen, wenn ich mich irre; ich werde wenigstens als frommer Christ und eifriger Vaterlandsfreund sterben.«

Bonaparte legte die Hand auf die Schulter des jungen Håuptlings.

»So bleibe wenigstens neutral,« sagte er; »sieh ruhig den Ereignissen zu. Gewöhnlich zahlen die Zuschauer, ich hingegen werde Dich zahlen, damit Du mir zusehest.«

»Und wie viel würden Sie mir dafür geben. Citoyen Erster Konsul?« fragte Cadoudal lachend.

»Hunderttausend Franks jährlich,« antwortete Bonaparte.

»Wenn Sie einem Rebellenführer hunderttausend Francs geben,« erwiderte Cadoudal, wie viel bieten Sie dann den

Fürsten, für die er gekämpft hat?«

»Gar nichts; Ihnen zahle ich den Muth und nicht das Prinzip, zu welchem Sie sich bekennen; ich beweise Ihnen, das in meinen Augen die Menschen nur das wert sind, was sie durch ihre Thaten erringen. Nehmen Sie es an, Georges, ich bitte Sie.«

»Und wenn ich es ausschlage?«

»Dann haben Sie unrecht.«

»Wird es mir immer freistehen, mich zurückzuziehen, wann und wohin es mir gefällt?«

Bonaparte öffnete die Thür und fragte nach dem dienstthuenden Adjutanten.

Er erwartete den General Rapp zu sehen und erblickte Roland.

»Ah! Du bist's!« sagte er. — »Ich habe nicht nöthig, Oberst, Ihnen meinen Adjutanten Roland de Montrevel vorzustellen . . . Du findest hier einen Bekannten, Roland. Sage dem Obersten, daß er in Paris eben so frei ist, wie Du in seinem Lager bei Muzillac warst, und daß Fouché Befehl hat, ihm auf sein Verlangen einen Paß auszufertigen.«

»Ihr Wort genügt mir, Citoyen Erster Consul,« antwortete Cadoudal, sich verneigend; »diesen Abend reise ich ab.«

»Darf ich fragen, wohin?«

»Nach London.«

»Das freut mich. Sie werden dort Gelegenheit haben, die Leute, für welche Sie gekämpft haben, in der Nähe zu sehen und mit Denen zu vergleichen, gegen die Sie gekämpft haben. Aber wenn Sie einmal Frankreich verlassen haben . . . «

Bonaparte hielt inne.

»Ich erwarte Ihre Weisungen,« sagte Cadoudal.

»Kommen Sie nicht wieder zurück, ohne mich davon in Kenntnis zu setzen; sonst dürfen Sie sich nicht wundern, als Feind behandelt zu werden.«

»Sie erweisen mir viel Ehre, General; denn Sie beweisen mir durch diese Behandlung, dass ich zu fürchten bin.«

Cadoudal beurlaubte sich und verließ die Tuileries.

»Was sagen Sie, General?« fragte Roland, als er mit dem ersten Consul allein war, finden Sie den Mann nicht so wie ich ihn

geschildert hatte?«

»Ja,« antwortete Bonaparte nachsinnend; »er hat nur eine falsche Ansicht von der Lage der Dinge; aber seine Grundsätze haben ihren Ursprung in edlen Gefühlen, die ihm einen großen Einfluß unter den Seinigen geben müssen . . . Was hast Du ausgerichtet?«

»Die Genossen Jehu's haben aufgehört zu existieren General; drei Vierteile sind tot, die übrigen gefangen.«

»Und Dir hat man kein Haar gekrümmt, wie ich sehe.«

»Erwähnen Sie nichts davon, General; ich glaube fest, dass ich ohne es zu ahnen mit dem Teufel im Bunde bin.«

Denselben Abend reiste Cadoudal nach England ab.

Auf die Nachricht, daß der Anführer der Chouans glücklich in London angekommen sei, schrieb ihm Ludwig XVIII.

»Ich habe mit der größten Befriedigung erfahren, General, daß Sie endlich den Händen des Tyrannen, der es gewagt hat, Ihnen eine Stelle in seinen Diensten anzutragen, glücklich entschlüpft sind. Ich habe die unglücklichen Verhältnisse bedauert, welche Sie gezwungen haben, mit ihm zu unterhandeln; aber ich habe nie die mindeste Besorgnis gehegt, ich kenne die Herzen meiner getreuen Bretagner und das Ihrige insbesondere. Jetzt sind Sie frei, ich bekomme wieder Hoffnung. Mehr brauche ich einem wahren Franzosen, wie Sie sind, nicht zu sagen.

Ludwig«

Mit diesem Briefe erhielt Cadoudal seine Ernennung zum Generallieutenant und das Großkreuz des Ludwigordens.

X.

Die Reservearmee.

Der Erste Konsul hatte sein nächstes Ziel erreicht: die Vendée war ruhig, die Genossen Jehu's waren vernichtet. Ungeachtet der Friedensunterhandlungen mit England hatte er den Krieg gehofft; er wußte wohl, das er nur durch den Krieg sich noch höher emporschwingen konnte. Er schien zu ahnen, das- ein Dichter ihn einst den »Riesen der Schlachten« nennen würde.

Aber wie sollte er einen neuen Krieg anfangen? Ein Artikel der Verfassung vom Jahre VIII. untersagte ausdrücklich, daß der Konsul die Armee persönlich befehlige und Frankreich verlasse. Aber der Erste Konsul fand einen Ausweg: er errichtete bei Dijon ein Lager, und die Armee, welche dieses Lager beziehen sollte, erhielt den Namen einer Reservearmee. Der Kern dieser Armee wurde aus etwa dreißigtausend Vendéern und Bretagnern gebildet, und zu diesen kamen noch zwanzigtausend Rekruten. Der General Berthier wurde zum Befehlshaber ernannt.

Der Plan, den Bonaparte eines Tages in seinem Kabinett des Luxembourg in Roland's Gegenwart erklärt hatte, war unverändert geblieben. Er wollte Italien durch eine einzige Schlacht wieder erobern.

Moreau hatte zum Lohn für seine Mitwirkung am 18. Brumaire das gewünschte Militärkommando erhalten; er war Obergeneral der Rheinarmee und hatte achtzigtausend Mann unter seinem Befehl.

Augereau war Befehlshaber des fünfundzwanzigtausend Mann starken französisch-holländischen Heeres.

Masséna endlich befehligte die italienische Armee, welche die Stadt Genua gegen den österreichischen General Ott und den englischen Admiral Keith verteidigte.

Während diese Truppenbewegungen in Italien stattfanden, hatte Moreau die Offensive am Rhein ergriffen und den Feind bei Rockach und Moskirch geschlagen; ein einziger Sieg sollte für die Reservearmee das Zeichen sein, ebenfalls in's Feld zu rücken.

Aber wie sollte diese Armee in Italien einrücken? Anfangs hatte Bonaparte die Absicht gehabt, über den Simplon zu ziehen und in das Mailändische einzudringen, aber die Operation würde zu lange gedauert haben und mit vielen Gefahren verbunden gewesen sein. Bonaparte gab also diesen Plan auf. Er wollte die Österreicher mit seiner ganzen Armee in Piemont überfallen, ehe man ahnen konnte, daß er die Alpen überschritten. Er beschloß also, über den großen St. Bernhard zu ziehen. Er hatte an die Mönche jene fünfzigtausend Francs abgeschickt, die von den Genossen Jehu's weggenommen wurden. Eine gleiche Summe, die sofort abgeschickt worden war, kam glücklich an. Die Mönche konnten sich nun reichlich mit Lebensmitteln versehen, um eine Armee von fünfzigtausend Mann einen Tag zu verpflegen.

Gegen das Ende des April wurde die ganze Artillerie über Lausanne, Villeneuve, Martigny und St. Pierre unter dem Befehle des Generals Marmont vorausgeschickt. Der Transport des Geschütze über die Alpen war höchst schwierig, fast unmöglich. Es gab kein Beispiel eines solchen Marsches in der Geschichte. Hannibal und Karl der Große hatten so ungeheure Schwierigkeiten nicht zu überwinden gehabt. In dem ersten Feldzuge von 1795 hatte man einen Umweg um die Alpen gemacht und war von Nizza gegen Cherasso vorgedrungen. Dieses mal aber hatte man ein wahrhaft riesenmäßiges Werk zu vollbringen; vor Allem mußte man den Zustand der Gebirge ermitteln; die Gebirge waren schon ohne Österreicher ein schwer zu besiegender Feind.



Der große St. Bernhard.

Eine Truppendivision, welche vorgeschoben wurde, ging ohne Artillerie und Gepäck über den St. Bernhard und nahm Châtillon in Besitz. Die Österreicher hatten in Piemont nur etwas Kavallerie und einige Beobachtungsposten zurückgelassen; es waren daher nur die Naturhindernisse zu besiegen, und die Operation wurde sogleich begonnen. Man hatte Schlitten machen lassen, um die Kanonen fortzuschaffen; aber wie schmal auch die Spur derselben war, so erkannte man doch, daß sie noch zu breit sein würde. Man mußte auf ein anderes Mittel sinnen. Man höhlt Fichtenstämme aus, steckt die Kanonenläufe hinein und befestigte am vorderen Ende einen Schwengel. Zwanzig Grenadiere zogen und ihr Gepäck wurde von zwanzig andern getragen. Ein Artillerist kommandierte jede Abteilung und hatte nötigenfalls Gewalt über Leben und Tod, das Metall war auf diesem Feldzuge kostbarer als das Fleisch.

Vor dem Abmarsche erhielt jeder Mann ein paar neue Schuhe und zwanzig Stück Zwieback. Die Schuhe wurden angezogen, die Lebensmittel an den Hals gehängt.

Der Erste Konsul, der am Fuße des Gebirges hielt, gab jeder Abteilung das Zeichen zum Aufbruch. Man muß dieselben Wege als Tourist zu Fuß oder aus einem Maultier zurückgelegt haben, man muß die Felsenwände und Abgründe gesehen haben, um sich einen Begriff von diesem Kriegszuge zu machen. Man mußte immer auf schmalen, steilen Felsenpfaden emporsteigen. Die spitzen Steine zerschnitten die Schuhe und dann die Füße. Von

Zeit zu Zeit wurde halt gemacht; man schöpfte wieder Atem und ging dann weiter, ohne eine Klage laut werden zu lassen.

Man kam an die Gletscher. Ehe man diese betrat, wurden andere Schuhe verteilt, denn die in der Frühe angezogenen waren schon zerrissen. Man brach ein Stück Zwieback ab, nahm einen Schluck Brantwein aus der Feldflasche und drang weiter vor.

Man wußte nicht, wohin man stieg, einige Soldaten fragten, wie viele Tage man noch brauche, um den Mond zu erreichen!

Endlich kam man in die Region des ewigen Schnees. Hier wurde die Arbeit leichter, die Fichtenstämme glitten auf dem Schnee, und man ging schneller.

Eine Tatsache gibt einen Begriff von der Gewalt, welche den Artilleristen für diesen Kriegszug übertragen war. Der General Chambarthai, welcher einen Zug einholte, glaubte, es gehe zu langsam, und wollte die Grenadiere antreiben: aber der Artillerist sagte zu ihm: »Ich führe hier den Befehl; ich bin für das Geschick verantwortlich.« — Der General ritt erzürnt auf den Kanonier zu und wollte ihn beim Kragen packen; aber dieser trat einen Schritt zurück und sagte: »Herr General, rühren Sie wick nicht an, oder ich schlage Sie nieder und werfe Sie in den Abgrund!« — Der General zog sich zurück.

Endlich kam man nach unerhörten Anstrengungen an den Fuß des Bergrückens, auf welchem das Kloster steht. Man fand hier die Spur des Marsches der Division Lannes. Da der Abhang sehr steil ist, so hatten die Soldaten eine Art Riesentreppe angelegt. Nach kurzer Rast begann man die Höhe zu ersteigen.

Die Mönche warteten auf der Plattform und führten die Ankommenden in das Hospiz In den langen Gängen waren Tische gedeckt und mit Brod, Schweizerkäse und Wein besetzt.

Die Soldaten nahmen von den Mönchen und ihren Hunden zärtlichen Abschied. — Das Hinabsteigen schien anfangs leichter. Die Offiziere erboten sich, die Grenadiere abzulösen und die Kanonen zu ziehen; sie wurden von den schweren Geschützen mit Gewalt hinabgetrieben, und Einige kamen schneller hinunter, als ihnen lieb war.

Der General Lannes bildete mit seiner Division die Vorhut; er

stand bereits in Aosta und erhielt Befehl, gegen Ivree vorzurücken. Aber er traf auf ein unerwartetes Hindernis. Unweit des Dorfes Bard wird das Thal durch einen Hügel fast hermetisch geschlossen. Zwischen diesem Hügel und dem Berge zur rechten fließt die Loire. Dieser reißende Bergstrom füllt den ganzen Raum aus. Der Berg zur Linken läßt ebenfalls nur einen sehr schmalen Raum für die Straße. Auf dieser Seite ist auf dem Hügel das Fort Bord erbaut.

An dieses unüberwindliche Hindernis hatte Niemand gedacht. Es war unmöglich, aus dem Thale Bresche zu schießen oder die steilen Felsen zu erklimmen. Nach langem Suchen fand man indes einen Seitenpfad, den man in der Eile etwas ebnete, so daß Infanterie und Kavallerie vorrücken konnte; aber man versuchte vergebens, die Artillerie weiter zu bringen.

Der Erste Konsul ließ zwei Kanonen aufpflanzen und das Feuer gegen die Festung eröffnen; aber man bemerkte bald die Erfolglosigkeit dieses Versuchs, und überdies wurde eine der beiden Kanonen durch eine Kugel von der Festung zertrümmert. Der Erste Konsul befahl daher, die Festung mit Sturm zu nehmen. Die im Dorfe gebildeten und mit Leitern versehenen Kolonnen rückten im Sturmschritt heran und suchten die Höhe an mehreren Stellen zu erklimmen: aber zum Gelingen dieses kühnen Überfalls mußte man nicht nur schnell, sondern auch in der größten Stille zu Werke gehen; statt dessen aber ließ der Oberst Dufour, der eine von den Sturmkolonnen kommandierte, die Trommel rühren. Die Kolonne wurde zurückgeworfen und der Oberst durch eine Kugel getötet.

Man wählte nun die besten Schützen aus und versah sie reichlich mit Lebensmitteln und Patronen. Sie schlichen sich durch die Felsen und erstiegen eine Plattform, von welcher herab sie das Fort beschießen konnten. Auf eine andere, minder hohe Plattform brachte man mit großer Mühe zwei Kanonen. Das Fort wurde nun auf der einen Seite von diesen beiden Kanonen, auf der andern von den Scharfschützen bedroht.

Unterdessen machte der General Marmont dem Ersten Konsul den Vorschlag, die Artillerie in der Nacht, trotz der drohenden Feuerschlünde des Forts, auf der Landstraße vorrücken zu lassen. Dieser Plan war so kühn, daß der Feind wahrscheinlich

keine Ahnung davon hatte. Man ließ die Landstraße mit Mist und mit der Wolle aller im Dorfe aufzutreibenden Matratzen bestreuen; man umwickelte die Räder und Ketten der Fuhrwerke mit Heu, und statt der Pferde spannte man vor jede Kanone und jeden Pulverwagen fünfzig Soldaten. Diese Vorsichtsmaßregel hatte einen doppelten Vorteil, die Pferde konnten wiehern, die Soldaten hingegen mußten in ihrem eigenen Interesse das tiefste Stillschweigen beobachten; wenn ein Pferd fiel, wäre der ganze Zug aufgehalten worden, aber wenn ein Mann erschossen wurde, so konnte er leicht durch einen andern ersetzt werden. Jeder Wagen wurde von einem Artillerieoffizier und einem Unteroffizier geführt, und der Mannschaft wurde für jeden Wagen, der glücklich durchgebracht wurde, eine Belohnung von sechshundert Francs versprochen.

Der General Marmont, der den Rath gegeben hatte, leitete persönlich die Operation. — Zum Glück war die Nacht sehr dunkel. Die ersten sechs Kanonen und die ersten sechs Pulverwagen kamen an ihre Bestimmung, ohne daß ein Schuß vom Fort abgefeuert wurde. Man schlich sich auf demselben Wege wieder zurück; aber dieses mal hörte der Feind ein Geräusch und warf Granaten, um die Ursache desselben zu ermitteln. Glücklicherweise fielen die Granaten jenseits des Weges nieder.

Die Soldaten kehrten wieder zurück, um ihre Gewehre und ihr Gepäck zu holen. Man hätte ihnen diese Mühe und Gefahr ersparen können, wenn man das Gepäck und die Gewehre auf die Pulverwagen geladen hätte, aber man denkt nicht an alles; hatte man doch nicht einmal an das Fort Bard gedacht!



Die französische Artillerie passiert Fort Bard.

Die Möglichkeit des Transportes der Artillerie war nun erwiesen, allein der Feind war nun aufmerksam gemacht und der Transport war von nun an gefährlicher. Das Fort glich einem Vulkan; aber die Straße führte dicht unter den Kanonen vorüber, so daß diese mehr Lärm machten als Schaden taten. Man verlor fünf bis sechs Mann von jedem Zuge, aber die Artillerie kam glücklich durch . . . Das Schicksal des Feldzuges war entschieden.

Später bemerkte man, daß der Weg über den kleinen St. Bernhard für Kanonen fahrbar war und daß man ohne ein einziges Geschütz zu demolieren, die ganze Artillerie hätte hinüberschaffen können.

Endlich erreichte man die schönen Gefilde von Piemont. Am Tessin fand man zwölftausend Mann von der Rheinarmee. Moreau konnte nach den beiden Siegen, die er erfochten, dieses Korps nach Italien über den St. Gotthard absenden. — Der Erste Konsul zog ohne Schwertstreich in Mailand ein.

Wie hatte Bonaparte, der Konstitution vom Jahre VIII. zum Trotz, Frankreich verlassen und sich an die Spitze des Heeres stellen können? Am fünften Mai (15. Floreal) ließ er die beiden andern Konsuln und die Minister zu sich kommen und sagte zu ihnen: »Ein Circular, welches morgen in den Zeitungen erscheinen wird, zeigt den Präfekten an, daß ich nach Dijon gehe, um die Reservearmee zu mustern; ich gehe vielleicht nach Genf; auf jeden Fall sagen Sie, daß ich nicht länger als vierzehn Tage abwesend sein werde. Wenn sich etwas Ungewöhnliches

ereignet, so komme ich schnell nach Paris zurück. Inzwischen lege ich das Wohl Frankreichs in Ihre Hände; ich hoffe, daß man in Wien und London bald von mir reden wird.«

Am 6. Mai verließ er Paris. — Er hatte schon längst die Absicht gehabt, in Oberitalien eine entscheidende Schlacht zu liefern, und da er an dem Siege nicht zweifelte, so würde er denen, die ihm die Verlegung der Verfassung vorgeworfen hätten, wie Scipio geantwortet haben: »Ich habe den Feind aufs Haupt geschlagen, wir wollen uns in's Capitol begeben und den Göttern danken.«

Zwanzig Tage nach seiner Abreise von Paris stand der Obergeneral mit seiner Armee zwischen Turin und Casala. Es hatte den ganzen Tag geregnet, gegen Abend klärte sich das Wetter aus. Der Erste Consul gab Roland einen Wink, ihm zu folgen. Beide verließen das Lager und gingen eine Weile am Ufer des Flusses fort. Endlich setzte sich Bonaparte auf einen vom Sturm umgeworfenen Baum und gab Roland einen Wink, neben ihm Platz zu nehmen.

Der Obergeneral hatte seinem Adjutanten offenbar eine vertrauliche Mitteilung zu machen. Beide schwiegen eine Weile. Endlich brach Bonaparte das Schweigen.

»Erinnerst Du Dich noch eines Gesprächs im Luxembourg?«

»General,« erwiderte Roland lachend, »wir haben im Luxembourg oft allein mit einander gesprochen. Einmal unter Anderem sagten Sie, wir würden im Frühjahr in Italien einrücken und den General Melas bei Torri di Garasolo oder St. Giuliano schlagen; haben Sie noch die Absicht?«

»Ja, aber jenes Gespräch meine ich nicht. Wie sprachen ein anderes Mal von einer Heirat.«

»Ja, General, von der Vermählung meiner Schwester . . . «

»Nicht von der Vermählung Deiner Schwester, sondern von der Deinigen.«

»Ich glaubte, erwiderte Roland mit bitterem Lächeln, »das davon nicht mehr die Rede sein würde.«

Er wollte aufstehen; Bonaparte faßte seinen Arm und hielt ihn zurück.

»Als ich davon sprach,« fuhr er mit so ernstem Tone fort, daß Roland nicht mehr ausweichen konnte, »hatte ich Dir schon eine

Braut gewählt; weißt Du, wer die für Dich Erkorene war?«

»Nein, General.«

»Meine Schwester Karoline.«

»Ihre Schwester?«

»Ja, es wundert Dich wohl?«

»Ich glaubte nicht, daß Sie mir eine solche Ehre zugedacht hätten.«

»Du bist undankbar, Roland!«

Der Stabsoffizier faßte die Hand des Ersten Konsuls und drückte sie mit innigem Dankgefühl.

»Ich hätte Dich gerne zum Schwager gehabt,« setzte Bonaparte hinzu.

»General,« erwiderte Roland, »Ihre Schwester und Murat liebten einander, es ist also besser, das es so gekommen ist. Überdies glaube ich Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich mich nie vermählen werde.«

Bonaparte lächelte.

»Warum sagst Du nicht gerade heraus, daß Du Trappist werden willst?«

»Setzen Sie die Klöster wieder ein, General, und nehmen Sie mir die Gelegenheit, mich todtschießen zu lassen. so könnten Sie vielleicht richtig prophezeit haben.«

»Du hast also einen geheimen Kummer? Vielleicht Unglück in der Liebe?«

»Das fehlte noch!« erwiderte Roland; »ich hoffte wirklich, daß Sie eine bessere Meinung von mir hätten.«

»Ich wollte Dich ja mit meiner Schwester vermählen; Du siehst also, daß ich keine allzuschlechte Meinung von Dir hatte.«

»Ja, aber Beiden ist es nicht mehr möglich: Ihre drei Schwestern sind vermählt, General; die jüngste mit dem General Leclerc, die zweite mit dem Fürsten Barriochi, die älteste mit Murat.«

»Im bist Du also ruhig und glücklich?« sagte Bonaparte lachend; »Du hast keine Verschwägerungen mit mir zu fürchten.«

»O General!« sagte Roland.

»Du bist nicht ehrgeizig, wie es scheint?«

»General, Sie sind mir teuer und wert wegen des Guten, das Sie mir gethan haben, und nicht wegen der Ehre, die Sie mir erweisen wollen.«

»Und wenn ich Dich aus Egoismus durch die Bande der Verwandtschaft an mich zu fesseln wünschte, wenn ich Dir sagte: Ich zähle für die Zukunft wenig auf meine Brüder, an Dir hingegen würde ich keinen Augenblick zweifeln . . . «

»Was meine Zuneigung betrifft, würden Sie vollkommen Recht haben.«

»Ich werde in jeder Beziehung auf Dich zählen, Was soll ich mit Leclerc? Er ist ein gewöhnlicher Mensch, Bacciochi ist kein Franzose. Murat ist löwenkühn, aber ein Tollkopf. Ich muß aber doch einst alle Gatten meiner Schwestern zu Fürsten machen, und was soll ich unterdessen aus Dir machen?«

»Sie können mich zum Marschall von Frankreich machen.«

»Und was weiter?«

»Ich finde das schon sehr hübsch . . . Ich wünsche nur Ihr Freund zu sein und Ihnen immer aufrichtig die Wahrheit zu sagen; mehr wünsche ich nicht«

»Dies ist vielleicht genug für Dich, aber nicht für mich,« entgegnete Bonaparte; und als Roland schwieg, setzte er hinzu: »Ich habe freilich keine Schwester mehr, aber ich habe Dir noch etwas Besseres zgedacht. Ich kenne ein liebenswürdiges Kind, das ich wie eine Tochter liebe. Das Mädchen ist jetzt siebzehn Jahre alt, Du bist sechs und zwanzig, Du bist Brigadegeneral, und ehe der Feldzug beendet ist, wirst Du Divisionsgeneral; sobald wir hier fertig sind, gehen wir wieder nach Paris und Du heiratest . . . «

»General,« unterbrach ihn Roland, »ich glaube, da kommt Bourrienne.«

Der Sekretär des Ersten Konsuls war wirklich kaum zehn Schritte entfernt.

»Sie sind's, Bourrienne?« fragte Bonaparte etwas verdrießlich.

»Ja, General, es ist ein Kurier aus Frankreich angekommen; er hat einen Brief von Madame Bonaparte gebracht.«

»Geben Sie her!« sagte der Erste Konsul, rasch aufstehend und ihm den Brief aus der band reißend.

»Für mich ist nichts angekommen?« fragte Roland.

»Nein.«

»Das ist sonderbar!« sagte Roland, die Stirne runzelnd.

Der Mond war aufgegangen, Bonaparte konnte den Brief lesen.

Während er die beiden ersten Seiten las, blieb sein Gesicht ganz ruhig und heiter. Bonaparte hatte seine Frau sehr lieb, die Briefe der Hortensia bezeugen es. Aber gegen das Ende des Briefes verfinsterte sich sein Gesicht und er sah Roland verstohlen an.

»Es scheint,« sagte dieser, »daß in dem Briefe von mir die Rede ist.«

Bonaparte antwortete nicht und las weiter.

Als er den Brief zu Ende gelesen hatte, steckte er ihn in die Brusttasche und sagte zu Bourrienne:

»Es ist gut. Wahrscheinlich werde ich einen Kurier abschicken. Erwarten Sie mich und schneiden Sie mir Federn.«

Bourrienne salutierte und entfernte sich.

Bonaparte trat auf Roland zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

»Ich habe kein Glück mit meinen Heiratsprojekten.«

»Wie so?« fragte Roland.

»Aus der Vermählung Deiner Schwester wird nichts.«

»Hat Sie sich geweigert?«

»Nein, sie nicht«

»Wie sie nicht? Doch nicht Sir John?«

»Ja.«

»Er weigerte sich, meine Schwester zu heiraten, nachdem er bei mir, bei meiner Mutter, bei Ihnen, bei ihr selbst geworben!«

»Werde nur nicht ungeduldig und suche zu begreifen, daß ein Geheimnis dahinter steckt.«

»Ich sehe kein Geheimnis, sondern eine Beleidigung.«

»Dann erkenne ich Dich! Deshalb hat Dir weder Deine Mutter noch Deine Schwester geschrieben. Aber Josphine meint die Sache sei wichtig und Du müssest davon in Kenntnis gesetzt werden; er ersucht mich daher, Dir die Nachricht mitzuteilen, wenn ich es für angemessen halte. Du siehst, daß ich kein

Bedenken getragen habe.«

»Ich danke Ihnen vom Herzen, General . . . Gibt Sir John einen Grund für seinen Rücktritt an?«

»Einen Grund, der nicht haltbar ist. Man muss den Mann nur sehen und fünf Minuten mit ihm sprechen, um die englische Ursache für einen leeren Vorwand zu halten . . . Denke Dir, er sagt, Deine Schwester sei nicht so reich wie er geglaubt habe.«

Roland brach in das höhnische Lachen aus, welches bei ihm die heftigste Aufregung verriet.

»Das ist ja das Erste, was ich ihm gesagt habe! Er wußte längst, daß meine Schwester kein Vermögen hat; wir Kinder der republikanischen Generale sind ja nicht reich.«

»Und was antwortete er Dir?«

»Sein Vermögen sei mehr als genügend.«

»Du siehst also, das es nur ein Vorwand ist und daß er eine andere Ursache haben muß.«

»Er weigert sich also entschieden?« fragte Roland.

»Ja, seine Erklärung läßt keinen Zweifel zu.«

»Dann werden Sie zugeben, General, daß dieser Rücktritt eine Beleidigung ist.«

»Ich will es nicht leugnen.«

»Und Sie sind der Meinung, daß einer Ihrer Adjutanten eine Beleidigung seiner Schwester nicht dulden darf, ohne Genugtuung zu fordern?«

»In solchen Dingen, lieber Roland, hat die Person, die sich beleidigt glaubt, selbst das Für und Wider abzuwägen.«

»General,« sagte Roland, »in wie viel Tagen dürfte es zu einer entscheidenden Schlacht kommen?«

»Nicht früher als in vierzehn Tagen oder drei Wochen,« antwortete Bonaparte nach kurzem Besinnen.

»General, ich bitte um vierzehntägigen Urlaub.«

»Ich gebe Dir ihn unter der Bedingung, daß Du in Bourg anhältst und mit Deiner Schwester sprichst, um zu ermitteln, von welcher Seite die Weigerung kommt.«

»Das ist auch meine Absicht.«

»Dann ist kein Augenblick zu verlieren.«

»Sie sehen wohl, daß ich keinen Augenblick verliere,« sagte Roland, der in das Lager zurückeilen wollte.

»Warte noch einen Augenblick,« sagte Bonaparte; »Du mußt eine Depesche mitnehmen.«

»Ich verstehe; ich bin der Kurier, von welchem Sie so eben sprachen.«

»Ja. Aber nur Geduld. Die jungen Leute, die Du verhaftet hast . . . «

»Die Genossen Jehus?«

»Ja. Sie scheinen alle fidele Leute zu sein. Meiner Meinung nach sind sie mehr Fanatiker als Verbrecher. Aus diesem Briefe scheint mir hervorzugehen, daß Deine Mutter in dem Prozesse Zeugnis ablegen mußte und die Ursache der Verurteilung geworden ist.«

»Es ist möglich, meine Mutter war ja, wie Sie wissen, von den Wegelagerern angehalten worden und hatte das Gesicht des Anführers gesehen.«

»Deine Mutter läßt mich jetzt durch Josephine inständig bitten, diese jungen Tollköpfe, wie Sie sich ausdrückt, zu begnadigen. Die Verurteilten haben Berufung eingelegt. Du wirst ankommen, ehe die Berufung verworfen wird, und wenn Du es für angemessen hältst, so erteile dem Justizminister in meinem Namen den Befehl zum Aufschub. Nach Deiner Rückkehr wollen wir sehen, was zu tun ist.«

»Ich danke, General . . . haben Sie mir sonst nichts aufzutragen?«

»Nein . . . Nur denke über die eben besprochene Heiratsangelegenheit nach.«

»Ich wiederhole Ihre so eben gesprochenen Worte, General. Nach meiner Rückkehr wollen wir davon reden . . . wenn ich zurückkomme.«

»O ich fürchte nichts,« sagte Bonaparte; »Du wirst diesen Gegner so gut wie Andere in den Sand strecken. Aber ich gestehe, daß es mir leid um ihn sein würde.«

»Wenn das ist, General, so ist es ja sehr leicht, daß ich statt seiner falle . . . «

»Diese Dummheit verbitte ich mir!« sagte der Erste Konsul

auffahrend: »um Dich würde es mir noch weit mehr leid sein.«

»Wahrhaftig, General,« sagte Roland mit seinem unheimlichen Gelächter; »Sie sind sehr schwer zu befriedigen!«

Er entfernte sich eilends, ohne daß ihn der General zurückhielt.

Eine halbe Stunde nachher saß Roland in einer Postchaise. Bis Aosta wollte er fahren, den St. Bernhard aber auf einem Maultier überschreiten und dann den Weg über Martignac und Genf nach Bourg und von dort nach Paris nehmen.

Während Roland diese Eilfahrt macht, wollen wir sehen was in Frankreich vorgegangen war, und einige in dem Gespräch zwischen Bonaparte und seinem Adjutanten unverständlich gebliebene Punkte erläutern.

XI.

Der Weg.

Die Genossen Jehu's, welche Roland in der Grotte von Ceyzériat festgenommen, hatten einen Halt von nur einer Nacht im Gefängnisse von Bourg gemacht und waren unmittelbar in das von Besancon gebracht worden, wo sie vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten.

Man erinnert sich, daß zwei dieser Gefangenen schwer verwundet waren, die man hatte auf Bahren weiter schaffen müssen. Einer war am selben Abend gestorben, der Andere drei Tage nach seiner Ankunft in Besancon.

Die Zahl der Gefangenen hatte sich deshalb auf vier reduziert.

Morgan, der sich freiwillig ergeben und wohl und gesund war; Leprêtre, Guyon und Amiet, die während des Kampfes mehr oder weniger, verwundet worden, von denen jedoch keiner eine tödliche Wunde erhalten.

Unter diesen vier Pseudonymen verbargen sich, wie man sich erinnert, die Namen des Baron von Saint-Hermine, des Grafen von Jahyat, des Vicomte von Valensolle und des Marquis von Ribier.

Während man vor der Militär-Commission von Besancon die Untersuchung mit den vier Gefangenen begann, langte die Aufhebung des Befehles an, welche die Vergehen der Diligencenüberfalle auf der Landstraße den Kriegsgerichten unterwarf.

Die Gefangenen gingen von diesem Augenblicke in die Hände der Zivilgerichte über.

Es war ein großer Unterschied für sie, nicht in Beziehung auf die Strafe an sich, sondern in Beziehung auf die Vollziehung der Strafe.

Wurden sie von den Kriegsgerichten verurteilt, so wurden sie erschossen; von den Zivilgerichten verurteilt, wurden sie guillotiniert.

Das Erschießen war nicht infamirend, dagegen die Guillotine.

Von dem Augenblick, da sie von einer Jury abgeurteilt werden mußten, fiel ihr Prozess der Jury von Bourg zu.

Gegen das Ende des März waren die Angeklagten deshalb aus den Gefängnissen von Besancon nach denen von Bourg versetzt worden und der Prozess hatte begonnen.

Aber die vier Angeklagten hatten ein System angenommen, das den Untersuchungsrichter notwendig verwirren mußte.

Sie erklärten, daß sie Baron von Saint-Hermine, Graf von Jahyat, Vicomte von Valensolle und Marquis von Ribier heißen, aber niemals in Beziehung zu den Diligenceplünderern gestanden, die Morgan, Leprêtre, Guyon und Amiet hießen.

Sie gestanden, zu einer bewaffneten Verbindung zu gehören. Diese Verbindung gehöre jedoch zu den Banden des Herrn von Theyssonnet, und sei ein Zweig der Bretagner Armee, welche im Süden oder Osten zu operieren bestimmt gewesen, während die bretagnische Armee, welche so eben den Frieden unterzeichnet, im Westen zu kämpfen gehabt.

Sie hätten nur die Unterwerfung Cadoudals erwartet, um sich selbst auch zu unterwerfen, und die Aufforderung ihres Anführers sei ohne Zweifel in dem Augenblicke eingetroffen, wo man sie angegriffen und festgenommen.

Der Beweis vom Gegenteil war schwer zu liefern. Die Beraubung der Diligencen war immer durch maskierte Leute geschehen, und abgesehen von Frau von Montrevel und Sir John hatte nie Jemand das Gesicht eines dieser Abenteurer gesehen.

Man erinnert sich, unter welchen Umständen Sir John in der Nacht von ihnen gerichtet, verurteilt und niedergestochen worden, Frau von Montrevel bei dem Anfall auf die Diligence in einem Nervenanstfall Morgan die Maske abgerissen.

Beide waren vor den Instructionsrichter gerufen, beide mit den vier Angeklagten konfrontiert worden, aber Sir John und Frau von Montrevel hatten erklärt, daß sie keinen von ihnen erkennen.

Woher kam diese Zurückhaltung? Von Seiten der Frau von Montrevel war sie begreiflich: Frau von Montrevel bewahrte eine doppelte Dankbarkeit für den Mann, der ihren Edouard gerettet, und der ihr Hilfe geleistet.

Von Seiten Sir Johns war dieses Schweigen schwieriger zu

erklären, denn Sir John erkannte sicher unter den vier Gefangenen wenigstens zwei seiner Richter.

Sie hatten ihn gleichfalls erkannt, und ein gewisser Schauer hatte sie bei seinem Anblick durchrieselt, aber sie hatten ihre Blicke nichts desto weniger fest auf ihn geheftet, als zu ihrem großen Erstaunen Sir John, trotz des Drängens von Seiten des Richters, hartnäckig antwortete: »*Ich habe nicht die Ehre, diese Herren zu erkennen.*«

Amelie, — wir haben noch nicht von ihr gesprochen (es gibt Schmerzen, welche die Feder zu malen nicht mal versuchen darf) Amelie, blaß, in fieberhafter Aufregung und gebrochen seit der unglückseligen Nacht, in der Morgan festgenommen worden, Amelie erwartete mit banger Sorge die Zurückkunft ihrer Mutter und Lord Tannlays von dem Instructionsrichter.

Lord Tannlay kehrte zuerst zurück: Frau von Montrevel war etwas zurückgeblieben, um Michel Befehle zu geben.

Sobald sie Sir John gewahrte, eilte Amelie auf ihn zu und rief:

»Nun?«

Sir John sah sich um, um sich zu versichern, daß Frau von Montrevel ihn weder sehen noch hören konnte.

»Weder Ihre Mutter noch ich haben Jemanden erkannt«, antwortete er.

»Ach! wie edel, wie großmütig, wie gut Sie sind, Mylord!« rief das junge Mädchen, indem sie die Hand Sir Johns zu küssen suchte.

Er zog seine Hand jedoch zurück und sagte:

»Ich habe nur gehalten, was ich Ihnen versprochen; aber stille, Ihre Mutter!«

Amelie trat einen Schritt zurück.

»So haben Sie also«, sagte sie, »nicht dazu geholfen, diese Unglücklichen zu kompromittieren?«

»Wie«, antwortete Frau von Montrevel, »wolltest Du, daß ich einen Mann auf das Schafott schicke, der mir Hilfe gebracht und der, statt Edouard niederzuschießen, ihn geküßt.«

»Und doch, Mama«, fragte Amelie zitternd, »haben Sie ihn erkannt?«

»Ganz genau«, antwortete Frau von Montrevel; »es ist der

Blonde mit den schwarzen Brauen und Augen, der, welcher sich Baron Charles von Saint-Hermine nannte.«

Amelie stieß einen erstickten Schrei aus; dann sagte sie, sich bezwingend:

»So ist also Alles für Sie und Mylord beendigt, und Sie würden nicht mehr gerufen?«

»Wahrscheinlich nicht«, antwortete Frau von Montrevel.

»In jedem Fall«, antwortete Sir John, »glaube ich, daß Frau von Montrevel, wie ich, der ich wirklich Niemanden erkannt, auf ihrer Behauptung beharren würde.«

»O gewiß«, machte Frau von Montrevel; »Gott behüte mich, daß ich die Ursache des Todes dieses unglücklichen Mannes werden sollte! ich würde es mir niemals verzeihen; es ist genug, daß er und seine Genossen von Roland festgenommen wurden.«

Amelie stieß einen Seufzer aus, aber es ergoß sich eine gewisse Ruhe über ihr Gesicht.

Sie warf einen dankbaren Blick auf Sir John und stieg in ihr Zimmer hinaus, wo Charlotte sie erwartete.

Charlotte war für Amelie mehr als eine Kammerfrau geworden, sie war ihr beinahe eine Freundin.

Alle Tage brachte Charlotte, seitdem die Angeklagten nach dem Gefängnis von Bourg verbracht worden, eine Stunde bei ihrem Vater zu.

Während dieser Stunde war nur von den Gefangenen die Rede, welche der würdige Schließer als Royalist von ganzem Herzen beklagte.

Charlotte ließ sich die geringsten Kleinigkeiten mitteilen, und jedes mal brachte sie Amelie Nachrichten von den Angeklagten.

Inzwischen waren Frau von Montrevel und Sir John auf Noires Fontaines angekommen.

Der erste Konsul hatte bei seiner Abreise Frau von Montrevel durch Roland sagen und durch Josephine noch einmal sagen lassen, daß er wünsche, die Hochzeit möge in seiner Abwesenheit und sobald als möglich stattfinden.

Sir John hatte, als er mit Frau von Montrevel nach Noires Fontaines reiste, erklärt, daß seine heißesten Wünsche durch diese Verbindung erfüllt würden, und daß er nur Amelies Befehle

erwarte, um der glücklichste der Menschen zu werden.

Als die Sachen so weit gediehen waren, hatte Frau von Montrevel am Morgen des Tages, an welchem Sir John und sie als Zeugen berufen waren, ein tête-à-tête zwischen Sir John und ihrer Tochter gestattet.

Die Unterredung hatte mehr als eine Stunde gedauert und Sir John Amelie erst verlassen, als er mit Frau von Montrevel in den Wagen steigen sollte, um sich vor Gericht zu begeben.

Wir sagen, daß diese Zeugenaussagen völlig entlastend für die Angeklagten waren.

Am Abend hatte Frau von Montrevel ebenfalls eine Besprechung mit ihrer Tochter gehabt.

Auf die dringenden Fragen ihrer Mutter hatte Amelie sich zu antworten begnügt, daß ihr leidender Zustand sie die Verschiebung ihrer Hochzeit mitwünschen lasse, daß sie aber in dieser Beziehung ganz auf die Delikatesse Lord Tannlays vertraue.

Am andern Tage hatte sich Frau von Montrevel gezwungen gesehen, Bourg zu verlassen, um nach Paris zurückzukehren, da ihre Stellung bei Madame Bonaparte ihr eine längere Abwesenheit nicht gestattete.

Am Morgen ihrer Abreise hatte sie durchaus gewollt, daß Amelie sie nach Paris begleite; Amelie hatte sich aus ihre schwache Gesundheit gestützt. Man trat jetzt in die milden und belebenden Monate des Jahres, in die Monate April und Mai; sie bat, diese beiden Monate auf dem Lande zubringen zu dürfen, da sie überzeugt sei, daß diese beiden Monate wohltätig auf sie wirken würden.

Frau von Montrevel konnte Amelie nichts abschlagen, namentlich wenn es sich um ihre Gesundheit handelte.

Dieser neue Aufschub wurde der Kranken gewährt.

Wie Frau von Montrevel ihre Reise nach Bourg mit Lord Tannlay gemacht, so begleitete er sie auch nach Paris: aber zu ihrem großen Erstaunen hatte ihr Sir John während der ganzen Reise nicht ein Wort von jener Heirat mit Amelie gesagt.

Als Madame Bonaparte ihre Freundin wiedersah, hatte sie die gewöhnliche Frage an sie gerichtet: »Wann werden wir Amelie mit

Sir John verheiraten? Sie wissen, daß es ein Wunsch des ersten Konsuls ist.«

Worauf Frau von Montrevel antwortete:

»Die Sache hängt ganz von Lord Tannlay ab.«

Diese Antwort hatte Madame Bonaparte viel zu denken gegeben.

Wie war Lord Tannlay, nachdem er anfangs so stürmisch gewesen, plötzlich so kalt geworden?

Die Zeit allein vermochte ein solches Geheimnis zu erklären.

Die Zeit verfloß und der Prozess der Gefangenen hatte seinen ruhigen Verlauf.

Man hatte sie mit allen Reisenden konfrontiert, welche von den verschiedenen Protokollen, die wir in den Händen des Polizeipräfekten gesehen haben, als unter den Angefallenen bezeichnet worden; aber keiner der Reisenden hatte sie erkennen können, da sie keiner mit entblößtem Gesichte gesehen.

Die Reisenden hatten außerdem bezeugt, daß ihnen nichts von ihrem Eigentum, weder Geld noch Juwelen genommen worden.

Jean Picot hatte bezeugt, daß man ihm die hundert Louisd'ors zurückgebracht, die ihm aus Versehen genommen worden.

Der Prozess dauerte zwei Monate, und nach Verfluß von zwei Monaten lasteten auf den Angeschuldigten, deren Identität Niemand nachweisen konnte, nur noch ihre eigenen Geständnisse: Das heißt, daß sie bei dem bretagner und vendéer Ausstand einfach zu den bewaffneten Banden gehörten, welche unter dem Befehle des Herrn von Theyssonnet den Iura durchstreiften.

Die Richter hatten, so viel es in ihrer Macht stand, die Eröffnung der Verhandlungen verzögert, da sie noch immer hofften, daß ein Belastungszeuge erscheinen werde; ihre Hoffnung sah sich getäuscht.

Niemand hatte unter den Tatsachen gelitten, die ihnen zur Last gelegt wurden, mit Ausnahme des Schatzes, für den sich Niemand interessierte.

Man mußte deshalb die Verhandlungen eröffnen.

Die Angeklagten hatten indeß die Zeit gut benützt.

Wir sahen, daß durch ein geschicktes Vertauschen von Pässen

Morgan unter dem Namen von Ribier, von Ribier unter dem Namen von Saint Hermine reiste und so die Andern; in den Zeugenaussagen der Wirte war dadurch eine Verwirrung eingetreten, welche ihre Bücher noch vergrößerten.

Die Ankunft der Reisenden, welche in den Fremdenbüchern eine Stunde früher oder später verzeichnet war, wies ein unbestreitbares Alibi nach.

Die Richter waren moralisch von der Schuld überzeugt, aber diese Überzeugung war machtlos vor diesen Zeugnissen.

Wir müssen auf der andern Seite gestehen, die Beklagten hatten im Volke die allgemeine Sympathie.

Die Verhandlungen wurden eröffnet.

Das Gefängnis von Bourg stößt an das Gerichtshaus; durch die inneren Korridors konnte man die Gefangenen in den Gerichtssaal führen.

Wie groß auch dieser Saal, er war doch am Tag der Verhandlungen überfüllt; die ganze Stadt Bourg drängte sich nach den Türen des Tribunals: auch war man von Macon, Lons-le-Saulnier, Besancon und Nantua herbeigeströmt, so viel hatten die Angriffe auf die Diligencen von sich sprechen machen, so populär waren die Taten der Genossen Jehus geworden.

Der Eintritt der vier Gefangenen wurde mit einem Murmeln begrüßt, in welchem nicht ein Abscheu lag: sondern es lag darin ebenso sehr Neugierde, als Teilnahme.

Und ihre Persönlichkeit war ganz geeignet, das müssen mir sagen, diese beiden Gefühle zu erwecken.

Bei diesen schönen Männern, die nach der neuesten Mode gekleidet waren, sicher, nicht unverschämt, auftraten, gegen das Auditorium hin lächelten, gegen die Richter höflich, wenn auch bisweilen etwas spöttisch waren, — bei ihnen lag die beste Verteidigung in ihrem Anblick.

Der Älteste von den Vieren war kaum dreißig Jahre alt. Über ihre Namen, Vornamen, Alter und Ort der Geburt befragt, antworteten sie: »Charles von Saint Hermine, geboren zu Tours, Departement Indre und Loire, alt vierundzwanzig Jahre.«

»Louis Andre von Jahyat, geboren zu Bagé le Chateau, Seinedepartement, alt neunundzwanzig Jahre.«

»Raoul Fredetic Auguste von Valensolle, geboren zu Sainte Colombe, Rhonedepartement, alt siebenundzwanzig Jahre.«

»Pierre Hector von Ribier, geboren zu Bollene, Departement Vaucluse, alt sechsundzwanzig Jahre.«

Über Stand und Gesinnung befragt, antworteten Alle, sie seien Edelleute und Royalisten.

Wir sagten, welches Verteidigungssystem sie verfolgten: jede Teilnahme an der Plünderung der Diligencen und Malleposten leugnen, um die Anklage des Diebstahls zu vermeiden, und nur die der Empörung mit bewaffneter Hand auf sich lasten zu haben.

Diese vier hübschen jungen Leute, die sich gegen die Guillotine, aber nicht gegen das Erschießen sträubten, welche den Tod forderten, ihn verdient zu haben erklärten, aber den Tod des Soldaten wollten, bildeten eine herrliche Gruppe von Mut, Jugend und Geistesgröße.

Die Richter sahen jedoch ein, daß, bei der einfachen Anklage auf Rebellion mit bewaffneter Hand, sie jetzt nach der Pazification der Bretagne und der Unterwerfung der Vendée freigelassen werden mußten.

Und das war es nicht, was der Polizeiminister wollte; der Tod, den ein Kriegsgericht aussprach, genügte ihm nicht einmal, er wollte den infamirenden Tod, den Tod der Verbrecher, den Tod der Ehrlosen.

Die Verhandlungen dauerten seit drei Tagen und sie hatten noch nicht einen Schritt im Sinne des Ministeriums weiter geführt.

Charlotte, die durch das Gefängnis zuerst in den Gerichtssaal gelangen konnte, wohnte jeden Tag den Verhandlungen bei und kam jeden Abend, um Amelie ein Wort der Hoffnung zu bringen.

Am vierten Tage konnte sich Amelie nicht mehr zurückhalten: sie hatte sich eine Kleidung genau wie Charlotte machen lassen; nur die schwarze Spitze, die den Hut umsäumte, war etwas länger und dichter als bei den gewöhnlichen Hüten.

Er bildete einen Schleier und hinderte ihr ins Gesicht zu sehen.

Charlotte stellte Amelie ihrem Vater als eine ihrer jungen Freundinnen vor, die den Verhandlungen anzuwohnen wünschte; der gute Courtois erkannte Fräulein von Montrevel nicht, und damit sie die Angeklagten gut sähen, brachte er sie in den

Korridor, wo sie vorüber kommen mußten, da er von dem Zimmer der Präsidialwache nach dem Gerichtssaal führte.

Der Korridor war in dem Augenblicke, wo man von dem Zimmer der Wache nach dem Orte kam, den man die Holzkammer nannte, so schmal, daß die vier Gendarmen, welche die Gefangenen begleiteten, sich verteilten: zuerst kamen zwei derselben, dann die Gefangenen, je einer hinter dem andern, endlich die beiden letzten Gendarmen.

Bei der Holzkammer stellten sich Charlotte und Amelie auf.

Als sie die Türen öffnen hörte, mußte sich Amelie auf die Schulter Charlottens stützen: es war ihr, als wenn der Boden unter ihren Füßen und die Mauer hinter ihr schwankte.

Sie hörte das Geräusch der Schritte, die klirrenden Säbel der Gendarmen: endlich öffnete sich die Verbindungstüre.

Ein Gendarme ging vorüber.

Dann ein zweiter.

Saint Hermine kam zuerst, als wenn er noch Morgan wäre.

Im Augenblick, als er vorüber kam, flüsterte sie:

»Charles!«

Der Gefangene erkannte die angebetete Stimme, stieß einen schwachen Schrei aus und fühlte, daß man ihm ein Billet in die Hand steckte.

Er drückte diese teure Hand, flüsterte den Namen Amelie und ging vorüber.

Dann kamen die Andern, welche die beiden jungen Mädchen nicht bemerkten, oder taten, als ob sie sie nicht bemerkten.

Die Gendarmen hatten nichts gesehen, nichts gehört.

Sobald er an einem hellen Orte war, entfaltete Morgan das Billet.

Es enthielt nichts, als die Worte:

»Sei ruhig, mein Charles, ich bin und werde Deine treue Amelie im Leben wie im Tode sein. Ich habe Lord Tannlay alles gestanden; es ist der edelste Mensch auf Erden; ich habe sein Wort, daß er die Verbindung brechen und die Verantwortlichkeit dieses Bruchs auf sich nehmen wird. Ich liebe Dich!«

Morgan küßte das Billet und legte es auf sein Herz, dann warf

er einen Blick nach dem Korridor; die beiden jungen Bretagnerinnen standen an der Türe.

Amelie hatte alles gewagt, ihn noch einmal zu sehen.

Man hoffte, diese Sitzung werde die letzte sein, falls sich keine neuen Belastungszeugen einfinden sollten: es war unmöglich, die Angeklagten zu verurteilen, da es an allen Beweisen fehlte.

Die ersten Advokaten des Departements, aus Lyon und Besancon, waren von den Angeklagten zu ihrer Verteidigung berufen worden.

Jeder hatte gesprochen, Punkt für Punkt den Anklageakt vernichtet, wie in einem Turniere des Mittelalters ein gewandter und starker Kämpfer Stück für Stück die Rüstung des Gegners fallen macht.

Schmeichelhafte Unterbrechungen hatten, trotz der Ermahnungen des Präsidenten und der Gressiers, die bedeutendsten Stellen des Plaidovers begrüßt.

Amelie dankte mit gefalteten Händen Gott, der sich so sichtbar zu Gunsten des Angeklagten offenbarte; ein schweres Gewicht fiel von ihrem gebrochenen Herzen, sie atmete auf, sie betrachtete den Christus, der über dem Präsidenten hing, durch die Tränen der Dankbarkeit hindurch.

Die Verhandlungen sollten geschlossen werden.

Plötzlich trat ein Huissier ein, näherte sich dem Präsidenten, und sagte ihm einige Worte ins Ohr.

»Meine Herren«, sagte der Präsident, »die Sitzung ist ausgehoben, die Angeklagten sollen abtreten.«

Es entstand eine Bewegung fieberhafter Unruhe im Publikum, Was war Neues geschehen, was sollte Unerwartetes sich ereignen? Jeder betrachtete seinen Nachbar mit Angst; eine Ahnung schnürte Amelie das Herz zusammen, sie legte die Hand auf die Brust, sie hatte etwas, wie ein eiskaltes Eisen bis an die Quelle ihres Lebens dringen fühlen.

Die Gendarmen standen aus, die Angeklagten folgten und gingen wieder nach ihrem Gefängnisse.

Einer nach dem Andern kam wieder an Amelie vorbei.

Die Hände der beiden jungen Leute berührten sich; die Hand Amelies war kalt, wie die einer Toten.

»Was auch geschehen mag, Dank«, sagte Charles im Vorübergehen.

Amelie wollte ihm antworten; die Worte versagten ihr auf den Lippen.

Während dieser Zeit war der Präsident ausgestanden und nach dem Beratungszimmer gegangen.

Er hatte dort eine verschleierte Dame gefunden, welche an der Türe des Tribunals aus dem Wagen gestiegen, und die man an den Ort führte, wo sie stand, ohne daß sie ein einziges Wort mit irgend Jemanden gewechselt.

»Madame«, sagte er zu ihr, »ich bitte tausendmal um Entschuldigung wegen der etwas barschen Art, wie ich Sie in Kraft meines richterlichen Amtes von Paris hierherbringen ließ; aber es gilt hier das Leben eines Menschen und vor dieser Rücksicht mußten alle andern schweigen.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, mein Herr«, antwortete die verschleierte Dame, »ich kenne die Vorrechte der Justiz und ich stehe hier zu Ihren Diensten.«

»Madame«, versetzte der Präsident, »das Tribunal und ich wissen das Gefühl edler Zartheit zu würdigen, das Sie leitete, als Sie bei Ihrer Konfrontation mit den Angeklagten den nicht erkennen wollten, der Ihnen Unterstützung brachte; die Angeklagten leugneten damals ihre Identität mit den Plünderern der Diligencen, inzwischen haben sie es eingestanden; nur müssen wir noch denjenigen wissen, der Ihnen diesen Beweis von Artigkeit gab, daß er Ihnen zu Hilfe kam, um ihn der Gnade des ersten Konsuls zu empfehlen.«

»Wie?« rief die verschleierte Dame, »sie hätten gestanden?«

»Ja, Madame, nur weigern sie sich, den zu nennen, der Ihnen zu Hilfe gekommen; ohne Zweifel fürchten sie Sie in Widerspruch mit Ihrem Zeugnis, zu bringen und wollen nicht, daß einer seine Gnade um diesen Preis erkaufe.«

»Und was verlangen Sie von mir, mein Herr?«

»Daß Sie Ihren Retter retten.«

»O, sehr gerne«, sagte die Dame aufstehend, »was habe ich zu tun?«

»Auf die Frage zu antworten, die ich an Sie richte.«

»Ich bin bereit, mein Herr.«

»Warten Sie einen Augenblick hier, in einer Sekunde sollen Sie eingeführt werden.«

Der Präsident kehrte zurück; ein an jede Seite der Türe gestellter Gendarme hinderte, daß Jemand mit der verschleierte Dame verkehrte.

Der Präsident nahm seinen Platz wieder ein.

»Meine Herren«, sagte er, »die Sitzung ist wieder eröffnet.«

Es entstand ein großes Gemurmel, die Huissiers geboten Stille.

Bald trat wieder Stille ein.

»Führen Sie den Zeugen herein«, sagte der Präsident.

Ein Huissier öffnete die Türe des Beratungszimmers, die verschleierte Dame wurde hereingeführt.

Aller Blicke richteten sich nach ihr.

Wer war diese Dame, was wollte sie tun, zu welchem Zwecke war sie berufen? Zuerst unter Aller Augen waren die Amelies auf sie gerichtet.

»O mein Gott«, murmelte sie, »ich hoffe, daß ich mich täusche.«

»Madame«, sagte der Präsident, »die Angeklagten werden in den Saal zurückkommen; bezeichnen Sie der Justiz denjenigen unter ihnen, der bei dem Angriff auf die Genfer Diligence Ihnen so rührende Beweise seiner Teilnahme gegeben.«

Ein Schauer durchlief die Versammlung; man begriff, daß es sich hier um eine schlimme Falle handelte, die den Füßen der Angeklagten gelegt wurde.

Zehn Stimmen riefen:

»Sprechen Sie nicht!« als auf ein Zeichen des Präsidenten der Huissier mit gebieterischer Stimme rief:

»Stille!«

Eine Todeskälte erfaßte das Herz Amelies, ein eisiger Schweiß perlte auf ihrer Stirne, ihre Kniee beugten sich und zitterten unter ihr.

»Lassen Sie die Angeklagten eintreten«, sagte der Präsident, indem er mit dem Blick, wie der Huissier mit der Stimme, Stille gebot, »und Sie, Madame, treten Sie vor und lüften Sie Ihren

Schleier.«

Die verschleierte Dame gehorchte beiden Aufforderungen.

»Meine Mutter!« rief Amelie, aber mit so dumpfer Stimme, daß nur die, welche um sie her standen, sie hören konnten.

»Frau von Montrevel!« murmelte das Auditorium.

In diesem Augenblicke erschien der erste Gendarme an der Türe, dann der zweite: nach ihm kamen die Angeklagten, aber in einer andern Ordnung: Morgan hatte sich in die dritte Reihe gestellt, um durch Leprêtre und Guyon, die vor ihm gingen, und durch d'Assas, der hinter ihm ging, von den Gendarmen getrennt, Amelies Hand leichter drücken zu können.

Leprêtre trat deshalb zuerst ein.

Frau von Montrevel schüttelte den Kopf.

Dann kam Guyon.

Frau von Montrevel machte dasselbe verneinende Zeichen.

In diesem Augenblicke kam Morgan an Amelie vorbei.

»O! wir sind verloren!« sagte sie.

Er betrachtete sie erstaunt: eine konvulsivische Hand drückte die seine.

Er trat ein.

»Dieser Herr war's«, sagte Frau von Montrevel, als sie Morgan oder, wenn man will, den Baron Charles von Saint-Hermine wahrte, der nur eine und dieselbe Person von dem Augenblick an bildete, wo Frau von Montrevel diesen Beweis der Identität gegeben.

Durch das ganze Auditorium drang ein Schrei des Schmerzes.

Leprêtre lachte laut auf.

»O, meiner Treu«, sagte er, »das wird Dich lehren, lieber Freund, den Galanten bei Frauen zu machen, denen nicht wohl ist.«

Und sich nach Frau von Montrevel umwendend, sagte er zu ihr:

»Madame, mit diesen drei Worten haben Sie vier Menschen um ihren Kopf gebracht.«

Es entstand eine furchtbare Stille, die nur von einem Schluchzen unterbrochen wurde.

»Huissier«, sagte der Präsident, »haben Sie dem Publikum

nicht gesagt, daß jede Beifalls- oder Mißfallsbezeugung untersagt ist?«

Der Huissier suchte zu erfahren, wer durch dieses Schluchzen den Gerichtsgang störe.

Es war eine Frau in der Tracht der Bresse, die man zu dem Gefangenenwärter getragen.

Von diesem Augenblick an versuchten die Angeklagten nicht einmal zu leugnen; nur wie Morgan sich mit ihnen verbunden, so verbanden sie sich jetzt mit ihm.

Ihre vier Köpfe mußten zusammen fallen oder zusammen gerettet werden.

Am selben Tage um zehn Uhr Abends verkündigte der Präsident der Jury das Todesurteil.

Drei Tage später gelang es den Advokaten durch Bitten die Angeklagten zu vermögen, daß sie um Kassation einkämen.

Aber sie konnten sie nicht dazu vermögen, daß sie um Gnade einkamen.

XII.

Wo Amelie ihr Wort hält.

Das von der Jury der Stadt Bourg ausgesprochene Urteil hatte einen furchtbaren Eindruck gemacht, nicht nur im Gerichtssaale selbst, sondern in der ganzen Stadt.

Unter den vier Angeklagten herrschte eine solche Übereinstimmung chevaleresker Brüderlichkeit, eine solche Vornehmigkeit des Benehmens, eine solche Überzeugung von der Ansicht, zu der sie sich bekannten, daß ihre Feinde selbst diese seltsame Aufopferung bewunderten, welche aus Edelleuten von Geburt und Namen Landstraßenräuber gemacht.

Unglücklicherweise konnte man nicht auf ein Gnadengesuch hoffen. Frau von Montrevel, welche ganz verzweifelt war, als sie erfuhr, welche Stellung sie bei dem Prozesse einnahm und welche Rolle sie unfreiwillig in diesem mit todbringender Lösung endigenden Drama spielte, hatte nur ein Mittel gesehen, um das Unglück, das sie, angerichtet, wieder gut zu machen, nämlich augenblicklich nach Paris zurückzukehren, sich dem ersten Konsul zu Füßen zu werfen und um Gnade für die vier Verurteilten zu bitten.

Sie nahm sich sogar nicht mal die Zeit, Amelie auf dem Schlosse Noires Fontaines zu umarmen, da sie wußte, daß die Abreise des ersten Konsuls auf die ersten Tage des Mai festgesetzt war und man den sechsten zählte.

Als sie Paris verließ, waren alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen.

Sie schrieb ein Wort an ihre Tochter; erklärte ihr, durch welch' unglückselige Unterschlebung, indem sie einen Angeklagten zu retten suchte, sie alle vier hatte zum Tode verurteilen machen.

Dann, als wenn sie sich schämte, das Versprechen nicht erfüllt zu haben, das sie Amelie gegeben, und das sie vor allem sich selbst gegeben, schickte sie nach frischen Postpferden, stieg in den Wagen und kehrte nach Paris zurück.

Sie kam am achten Mai Morgens nach Paris zurück.

Bonaparte war am sechsten Abends abgereist.

Er hatte beim Wegreisen gesagt, daß er nur nach Dijon, vielleicht nach Genf gehe, jedenfalls aber nicht mehr als drei Wochen auswärts bleibe.

Die Verwerfung des Rekurses der Verurteilten mußte mindestens fünf Wochen dauern.

Es war also noch nicht jede Hoffnung verloren.

Aber sie war es, sobald man erfuhr, daß die Revue in Dijon nur ein Vorwand, daß die Reise nach Genf niemals ernstlich gemeint war und daß Bonaparte, statt nach der Schweiz zu gehen, nach Italien gehe.

Frau von Montrevel, welche den Schwur kannte, den ihr Sohn ausgesprochen, als Lord Tannlay gemordet wurde, und den Anteil, den er an der Verhaftung der Genossen Jehus hatte, wollte sich nicht an Roland wenden; Frau von Montrevel wandte sich deshalb an Josephine und Josephine versprach, an Bonaparte zu schreiben.

Am selben Abend noch hielt sie Wort.

Aber der Prozess hatte viel von sich reden gemacht: es handelte sich um keine gewöhnlichen Angeklagten, Die Gerechtigkeit ging rasch ihren Weg, und am fünfunddreißigsten Tage nach dem Urteil wurde das Cassationsgesuch verworfen.

Die Verwerfung wurde augenblicklich nach Bourg expediert, mit dem Befehl, die Verurteilten in vierundzwanzig Stunden hinzurichten.

Aber wie sehr das Justizministerium die Sache beschleunigte, die richterliche Macht erfuhr doch nicht zuerst davon.

Während die Gefangenen im innern Hofe spazieren gingen, fiel ein Stein über die Mauer gerade vor ihre Füße.

Ein Brief war an diesem Stein befestigt.

Morgan, der in Beziehung auf seine Genossen selbst im Gefängnis den Vorrang eines Anführers behalten, nahm den Stein aus, öffnete den Brief und las ihn.

Dann wandte er sich an seine Genossen und sagte:

»Meine Herren, unser Cassationsgesuch ist verworfen, wie wir es erwarten mußten, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Feierlichkeit schon morgen stattfinden.«

Valensolle und Ribier, die mit Sechslivresthalern und Louisd'ors Wurfspiel spielten, hatten ihr Spiel verlassen, um die Neuigkeit zu hören.

Nachdem sie den Inhalt des Briefes wußten, nahmen sie ihr Spiel wieder aus, ohne weiter darüber nachzudenken.

Jahyat, der die »neue Heloise« las, setzte seine Lektüre fort und sagte:

»Ich glaube, daß ich nicht die Zeit haben werde, das Meisterwerk Jean Jacques Rousseau's ganz zu lesen; aber ich bedaure es nicht, denn es ist das falscheste und langweiligste Buch, das ich je in meinem Leben gelesen.«

Saint - Hermine fuhr mit der Hand über die Stirne, indem er murmelte:

»Arme Amelie!«

Dann gewahrte er Charlotte, die an dem Fenster des Pförtnerstübchens stand, das auf den Hof der Gefangenen ging und sagte zu ihr:

»Sagen Sie Amelie, daß sie diese Nacht ihr Versprechen halten müsse.«

Die Tochter des Gefängniswärters schloß das Fenster und küßte den Vater, indem sie ihm sagte, daß sie ihn aller Wahrscheinlichkeit nach am Abend wiedersehen würde.

Sie eilte nach Noires Fontaines, einen Weg, den sie alle Tage zweimal machte: einmal gegen Mittag, um nach dem Gefängnis zu gehen, einmal am Abend, um nach dem Schlosse zurückzukehren.

Jeden Abend, wenn sie zurückkam, fand sie Amelie am selben Platze, das heißt an dem Fenster sitzend, das in den glücklichsten Tagen sich geöffnet, um ihren geliebten Charles einzulassen.

Seit dem Tage ihrer Ohnmacht in Folge des Urteils der Jury hatte Amelie keine Träne vergossen und wir könnten beinahe hinzufügen, kein Wort gesprochen.

Statt der Marmor des Altertums zu sein, der sich belebt, um Frau zu werden, hätte man glauben können, daß sie das belebte Wesen sei, das sich nach und nach versteinerte.

Jeden Tag schien sie etwas blasser, etwas eisiger geworden zu sein.

Charlotte betrachtete sie mit Erstaunen: die gewöhnlichen Menschen, auf welche laute Demonstrationen, das heißt Schreien und Weinen großen Eindruck machen, begreifen nichts von stummem Schmerze.

Für sie scheint Stummheit Indifferentismus zu sein.

Sie war deshalb erstaunt über die Ruhe, mit welcher Amelie die Botschaft empfing, die sie ihr zu bringen hatte.

Sie sah nun, daß ihr Gesicht, das von der matten Farbe der Dämmerung übergossen war, von Blässe in eine Leichenblässe überging.

Sie sah nicht den tödlichen Druck, der ihr wie eine eiserne Zange das Herz zusammenpreßte.

Sie begriff nicht, daß, als sie von ihrem Stuhle aufstand und nach der Türe ging, eine mehr als gewöhnliche automatische Schnellkraft ihr das Gehen möglich machte.

Sie rüstete sich nur, ihr zu folgen.

An der Türe angekommen, streckte Amelie die Hand aus.

»Erwarte mich hier«, sagte sie.

Charlotte gehorchte.

Amelie schloß die Türe hinter sich und stieg in das Zimmer Rolands hinaus.

Das Zimmer Rolands war ein echtes Soldaten und Jägerzimmer, dessen Hauptschmuck Waffen und Siegeszeichen waren.

Man fand dort Waffen aller Art, einheimische und fremde, von den Pistolen mit blauen Läufen aus Versailles bis zu den Pistolen mit silbernen Kolben aus Kairo: von dem katalanischen Messer bis zum türkischen Cangiar.

Sie nahm aus den Trophäen vier Dolche mit spitzen und scharfen Klingen.

Aus den Waffen wählte sie acht Pistolen von verschiedenen Formen.

Sie nahm Kugeln aus einem Sack, Pulver aus einem Horn.

Dann stieg sie zu Charlotten hinab.

Zehn Minuten später hatte sie mit Hilfe ihrer Kammerfrau ihre bressische Tracht wieder an.

Man erwartete die Nacht: die Nacht trat, da es Juni war, erst spät ein.

Amelie stand unbeweglich, stumm auf den Kaminmantel gestützt, da und blickte durch das offene Fenster nach dem Dorfe Ceyzériat, das nach und nach in dem Dämmerlicht verschwand.

Als Amelie nichts mehr sah, als die Lichter, welche da und dort angezündet wurden, sagte sie:

»Auf, es ist Zeit.«

Die beiden jungen Mädchen gingen hinaus: Michel achtete nicht auf Amelie, die er für eine Freundin Charlottens hielt, welche zu ihr gekommen und die sie zurückbegleitete.

Es schlug zehn Uhr, als die beiden jungen Mädchen an der Kirche von Brou vorüberkamen.

Es war ungefähr zehn Uhr, als Charlotte an die Türe des Gefängnisses pochte.

Vater Courtois kam um zu öffnen.

Wir haben früher gesagt, welche politischen Ansichten der würdige Gefängniswärter hatte.

Vater Courtois war Royalist.

Er hatte deshalb eine lebhafte Sympathie für die vier Verurteilten gefaßt: er hoffte, wie alle Welt, daß Frau von Montrevel, deren Verzweiflung man kannte, ihre Begnadigung vom ersten Konsul erlangen werde und soweit es ging, ohne seine Pflichten zu versäumen, hatte er die Gefangenschaft seiner Gefangenen gemildert, indem er jede unnütze Strenge vermied.

Auf der andern Seite hatte er freilich trotz dieser Sympathie sechzigtausend Franken in Gold zurückgewiesen, eine Summe, die zu jener Zeit dreimal so viel wert war, als jetzt, und die man ihm angeboten, wenn er sie frei ließe.

Aber wir sahen ihn durch seine Tochter Charlotte ins Vertrauen gezogen, er hatte Amelie gestattet, als Bretagnerin verkleidet der Gerichtsverhandlung anzuwohnen.

Man erinnert sich der Aufmerksamkeit und Rücksicht, mit welcher der würdige Mann Amelie behandelt hatte, als sie selbst mit Frau von Montrevel Gefangene gewesen.

Diesmal ließ er sich, da er die Verwerfung des

Cassationsgesuchs nicht kannte, leicht erweichen.

Charlotte sagte ihm, daß ihre junge Herrin noch in derselben Nacht nach Paris abreisen werde, um die Begnadigung zu beschleunigen, und daß sie vorher noch von dem Baron von Saint Hermine Abschied nehmen und ihn um seine Instruktionen, was sie tun solle, bitten wolle.

Fünf Türen mußte man erbrechen, bis man an die der Straße kam: dann mußte man noch an einer Wache im Hose, einer innern Wache und einer äußern vorüber: Vater Courtois hatte deshalb keine Furcht, daß die Gefangenen ihm entkommen würden.

Er erlaubte darum auch, daß Amelie Morgan sprach.

Man entschuldige uns, wenn wir bald Morgan, bald Charles, bald Baron von Saint Hermine sagen: unsre Leser wissen wohl, daß wir durch diese dreifache Benennung denselben Mann bezeichnen.

Vater Courtois nahm ein Licht und ging Amelie voran.

Diese hielt, als wenn sie mit der Mallepost abreisen würde, da sie aus dem Gefängnis herauskam, einen Nachtsack in der Hand.

Charlotte folgte ihrer jungen Herrin.

»Sie werden das Gefängnis wieder erkennen, Fräulein von Montrevel: es ist dasselbe, in dem Sie mit Ihrer Frau Mutter eingeschlossen waren. Der Anführer dieser unglücklichen jungen Leute, der Baron Charles von Saint Hermine, hat das Gefängnis Nr. 1 sich als eine große Gunst von mir erbeten. Sie wissen, daß das der Name ist, den wir unsern Zellen geben. Ich glaubte, ihm diesen Trost nicht versagen zu dürfen, da ich wußte, daß der arme Junge Sie liebt. O seien Sie ruhig, Fräulein Amelie, dies Geheimnis wird nicht über meine Lippen kommen. Dann hat er mich ausgefragt: ich mußte ihm sagen, wo das Bett Ihrer Mutter, wo das Ihrige stand, ich sagte es ihm. Dann verlangte er, daß sein Lager ganz an denselben Ort gemacht werde, wie das Ihrige, das war nicht schwer: denn es steht nicht nur an demselben Orte, sondern ist auch dasselbe. Seitdem er in dem Gefängnisse ist, liegt der junge Mann deshalb auch beinahe beständig auf dem Bette.«

Amelie stieß einen Seufzer aus, der wie ein Stöhnen, klang; sie

fühlte, was sie schon lange nicht mehr gefühlt, eine Träne an ihrer Wimper hängen.

Sie war also geliebt wie sie liebte, und ein fremder, unbeteiligter Mund gab ihr den Beweis davon.

Im Augenblicke einer Trennung auf ewig war diese Überzeugung der schönste Diamant, den sie in dem Kästchen des Schmerzes finden konnte.

Eine Türe nach der andern öffnete sich vor Vater Courtois.

An der letzten angekommen, legte Amelie ihre Hand dem Gefangenenwärter auf die Schulter.

Es war ihr, wie wenn sie einen Gesang hörte.

Sie horchte mit der größten Aufmerksamkeit: eine Stimme sprach Verse.

Aber diese Stimme war nicht die Morgans: es war eine unbekante Stimme.

Es lag zu gleicher Zeit etwas Trauriges wie eine Elegie, und etwas Religiöses wie ein Psalm in dem Liede.

Das Gottvertrauen, das über Feinde siegt, sprach sich in dem schönen Liede, dem sie lauschte, aus.

Endlich schwieg die Stimme; ohne Zweifel war es die letzte Strophe gewesen, die sie eben rezitiert.

Amelie, welche die letzte Betrachtung der Verurteilten nicht unterbrechen wollte und die schöne Ode Gilberts erkannt hatte, welche er aus dem elenden Bette eines Hospitals am Tage vor seinem Tode geschrieben, gab dem Gefängniswärter ein Zeichen, daß er öffnen könne.

Vater Courtois, welcher, obgleich ein strenger Kerkermeister, die Rührung des jungen Mädchens zu teilen schien, drehte den Schlüssel so leise als nur möglich im Schlosse um: die Türe öffnete sich.

Amelie, umfaßte mit einem Blicke das ganze Gefängnis und die Personen, die es bewohnten.

Valensolle, welcher aufrecht an der Mauer stand, hielt noch das Buch in der Hand, aus dem er so eben die Verse vorgelesen, welche Amelie gehört: Jahyat saß an einem Tische, den Kopf auf die Hand gestützt: Ribier saß auf dem Tische: neben ihm im Hintergrund lag Sainte Hermine, mit geschlossenen Augen und

wie im tiefsten Schläfe, auf dem Bette.

Beim Anblick des jungen Mädchens, das sie als Amelie erkannten, standen Jahyat und Ribier auf.

Morgan blieb unbeweglich: er hatte nichts gehört.

Amelie ging gerade auf ihn zu und wie, wenn das Gefühl, das sie für ihn hegte, durch die Nähe des Todes geheiligt wäre, näherte sie sich Morgan, ohne sich durch die Anwesenheit der drei Freunde stören zu lassen, und flüsterte, indem sie ihre Lippen auf die Lippen des Gefangenen drückte:

»Erwache, mein Charles: Deine Amelie kommt, um Dir ihr Wort zu halten.«

Morgan stieß einen Freudenschrei aus und umfing das Mädchen mit seinen beiden Armen,

»Herr Courtois«, sagte Leprêtre, »Sie sind ein braver Mann: lassen Sie die beiden jungen Leute allein: es wäre eine Gottlosigkeit, durch unsere Gegenwart die wenigen Minuten zu stören, die sie noch zusammen auf Erden sind.«

Courtois öffnete, ohne etwas zu sagen, das anstoßende Gefängnis.

Valensolle, Jahyat und Ribier traten ein, er schloß die Türe hinter ihnen.

Dann gab er Charlotte ein Zeichen, daß sie ihm folgen solle, und ging gleichfalls.

Die beiden jungen Leute waren allein.

Es gibt Szenen, die man nicht zu schildern versuchen muß, Worte, die man nicht zu wiederholen wagen darf: nur Gott hört sie von der Höhe seines ewigen Thrones herab und neigt sein Haupt, um sie zu hören: wer weiß, Welch' düstre Freude, Welch' bittere Genüsse sie in sich bergen.

Nach Verfluß einer Stunde hörten die beiden jungen Leute wie der Schlüssel sich wieder im Schlosse umdrehte.

Sie waren traurig aber ruhig, und die Überzeugung, daß ihre Trennung nicht lange dauern würde, verlieh Ihnen jene erhöhte Heiterkeit.

Der würdige Schließer sah noch düsterer und trauriger aus, als das erste Mal. Morgan und Amelie dankten ihm lächelnd.

Er ging an die Türe des Gefängnisses, wo die drei Freunde

eingeschlossen waren, und öffnete diese Türe, indem er murmelte:

»Es ist wahrhaftig das Geringste, daß sie diese Nacht mit einander zubringen, denn es ist ihre letzte.«

Valensolle, Jahyat und Ribier traten wieder ein, Amelie, welche Morgan mit ihrem linken Arme umschlungen hielt, bot allen Dreien die Hand.

Alle drei küßten, einer nach dem andern, ihre kalte und feuchte Hand, dann führte Morgan sie bis an die Türe.

»Auf Wiedersehen«, sagte Morgan.

»Bald, bald!« sagte Amelie.

Dann wurde dieses Rendezvous im Grabe mit einem langen Kusse besiegelt, worauf sie sich mit einem so schmerzlichen Schluchzen trennten, daß man hätte glauben können, die beiden Herzen seien im gleichen Augenblicke gebrochen.

Die Türe schloß sich hinter Amelie, die Riegel und Schlüssel knarrten.

»Nun?« fragten Valensolle, Jahyat und Ribier zu gleicher Zeit.

»Seht!« antwortete Morgan, indem er den Nachtsack auf den Tisch ausleerte.

Die drei jungen Leute stießen einen Freudenschrei aus, als sie diese glänzenden Pistolen und diese spitzen Klingen sahen.

Das war es ja, was sie am meisten nach der Freiheit wünschen mußten.

Es war die schmerzliche und letzte Freude, sich Herr über ihr Leben und streng genommen auch über das der Anderen zu wissen.

Während dieser Zeit führte der Gefängniswärter Amelie nach dem Straßenthor zurück.

Dort angekommen zögerte er einen Augenblick, dann sagte er, indem er sie am Arme zurückhielt: »Fräulein von Montrevel, verzeihen Sie, daß ich Ihnen einen solchen Schmerz bereiten muß: aber es ist unnötig, daß Sie nach Paris gehen . . . «

»Weil das Cassationsgesuch verworfen ist und die Hinrichtung morgen stattfindet, nicht wahr?« antwortete Amelie.

Der Gefängniswärter trat einen Schritt zurück.

»Ich wußte es mein Freund«, fuhr Amelie fort.

Dann sich nach der Kammerfrau umwendend, sagte sie:

»Führe mich nach der nächsten Kirche, Charlotte: Du wirst mich morgen abholen, wenn alles vorüber ist.«

Die nächste Kirche war nicht sehr entfernt, es war Sainte-Claire.

Seit ungefähr drei Monaten war sie auf Befehl des ersten Konsuls dem Gottesdienst wieder zurückgegeben.

Da es beinahe Mitternacht, so war die Kirche geschlossen: aber Charlotte kannte die Wohnung des Sakristans und ging diesen aufzuwecken.

Amelie wartete, an die Mauer gestützt, ebenso unbeweglich, als die Figuren von Stein, welche die Facade zieren.

Nach Verfluß einer halben' Stunde kam der Sakristan.

Während dieser halben Stunde hatte sie etwas vorüberkommen sehen, was ihr unheimlich erschienen.

Es waren drei schwarz gekleidete Männer, welche einen Karren führten, den sie beim Mondlicht als rot bemalt erkannte.

Dieser Karren trug unförmliche Dinge: große Bretter, seltsam mit derselben Farbe angestrichene Leitern.

Dieser Karren fuhr nach der Bastei Montrevel, also nach dem Richtplatze.

Amelie ahnte, was das war, sie fiel auf die Knie und stieß einen Schrei aus.

Bei diesem Schrei wandten sich die schwarzgekleideten Männer um, es war ihnen, als wenn eine der Skulpturen des Portals sich aus ihrer Nische losgemacht und niedergekniet wäre.

Der, welcher der Anführer dieser schwarzen Menschen zu sein schien, machte einige Schritte auf Amelie zu.

»Nähern Sie sich nicht, mein Herr!« rief diese: »nähern Sie sich nicht.«

Der Mann trat ehrfurchtsvoll wieder zurück, und setzte seinen Weg fort.

Der Karren verschwand an der Ecke der Rue des Prisons; aber das Geräusch seiner Räder scholl noch lange über das Pflaster hin und klang im Herzen Amelies nach.

Als der Sakristan und Charlotte kamen, fanden sie, sie auf den Knien.

Der Sakristan machte einige Schwierigkeiten wegen des Öffnens zu solcher Stunde, aber ein Goldstück und der Name des Fräuleins von Montrevel überwältigten seine Skrupel.

Ein zweites Goldstück bestimmte ihn, eine kleine Kapelle zu öffnen und zu beleuchten.

Es war dieselbe, in welcher Amelie als Kind ihre erste Kommunion gefeiert.

Als die Kapelle beleuchtet war, kniete Amelie am Fuße des Altars nieder und bat, man möchte sie allein lassen.

Gegen drei Uhr Morgens sah sie sich das Fenster erhellen, das gemalte Glasfenster, das sich über dem Altare befand.

Das Fenster ging zufällig nach Osten, so daß der erste Sonnenstrahl gerade auf sie fiel und ihr wie ein Bote Gottes erschien.

Nach und nach erwachte die Stadt; Amelie bemerkte, daß sie geräuschvoller denn gewöhnlich war.

Gegen sieben Uhr hörte sie eine Abteilung Reiter vorüberkommen: diese Abteilung ritt in der Richtung des Gefängnisses.

Gegen neun Uhr hörte sie einen großen Lärm und sie glaubte zu erkennen, daß alle Leute nach derselben Seite eilten.

Sie suchte sich noch mehr in das Gebet zu vertiefen, um nichts von dem verschiedenen Geräusche zu hören, das eine ihrem Herzen fremde Sprache sprach, während doch die Bangigkeit, die sie fühlte, ihr leise sagte, daß sie jedes Wort verstand.

Es bereitete sich wirklich in dem Gefängnisse etwas Furchtbares vor, was wohl verdiente, daß alle Welt es zu sehen eilte.

Als gegen neun Uhr Morgens Vater Courtois in ihr Gefängnis trat, um den Verurteilten anzuzeigen, daß ihr Cassationsgesuch verworfen worden und sie sich zum Tode vorzubereiten hätten, fand er sie bis an die Zähne bewaffnet.

Der Gefängniswärter wurde rasch ergriffen, ins Gefängnis gezogen, die Türe hinter ihm geschlossen, dann entließ ihm Morgan, ohne daß jener sich nur zu verteidigen wagte, so

unerhört war seine Überraschung, sein Schlüsselbündel, und die Türe öffnend, die sich der gegenüber befand, durch welche der Gefängniswärter eingetreten war, schlossen sie ihn an ihrer Statt ein, und befanden sich nun in dem anstoßenden Gefängnis, wo am Tage, vorher Valensolle, Jahyat und Ribier während der Zusammenkunft Morgans und Amelies gewartet.

Einer der Schlüssel des Bundes öffnete die zweite Tür dieses andern Gefängnisses: die Türe ging auf den Hof der Gefangenen.

Der Hof der Gefangenen war durch drei massive Türen geschlossen, welche alle drei auf eine Art von Geheimentreppe führten, die wiederum in das Zimmer des Standgerichtsstockmeisters führte.

Von diesem Zimmer stieg man über fünfzehn Stufen in den Gefängnishof des Parketts, einen großen durch ein Gitter geschlossenen Hof.

Gewöhnlich war dieses Gitter nur bei Nacht geschlossen.

Wenn durch Zufall die Umstände nicht Veranlassung zum Schließen desselben gewesen, so war es möglich, daß diese Öffnung ihrer Flucht einen Ausweg bot.

Morgan fand den Schlüssel zum Gefängnishofe, öffnete ihn, eilte mit seinen Genossen von diesem Hofe nach dem Zimmer des Stockmeisters und stürzte auf den Perron, der in den Hof des Tribunals führte.

Von dieser Art Plattform herab sahen die vier jungen Leute, daß alle Hoffnung verloren war.

Das Gitter des Hofes war geschlossen, und ungefähr achtzig Mann, die Hälfte Gendarmen, die Hälfte Dragoner, waren vor dem Gitter ausgestellt.

Bei dem Anblick dieser vier freien und auf dem Zimmer des Stockmeisters hervorstürzenden Verurteilten erhob sich ein lauter Schrei, der zu gleicher Zeit Staunen und Schrecken kundgab.

In der Tat war auch ihr Anblick ein furchtbarer.

Um sich die ganze Freiheit der Bewegung zu bewahren und vielleicht auch den Blutverlust zu verbergen, der so rasch unter weißem Linnen zu erkennen ist, waren sie bis an den Gürtel nackt.

Ein um die Hüfte gebundenes Tuch starrte von Waffen.

Ein Blick genügte ihnen Um zu sehen, daß sie Herren ihres Lebens seien, aber daß sie nicht auch Herren ihrer Freiheit waren.

Inmitten des Geschreis, das sich aus der Menge erhob, des Geklirrs der Säbel, die aus ihren Scheiden fuhren, berieten sie einen Augenblick.

Nachdem er ihnen die Hand gedrückt, verließ Montbar seine Genossen, stieg er die fünfzehn Stufen hinab und ging nach dem Gitter.

Als er nur noch vier Schritte davon entfernt war, warf er seinen Genossen einen letzten Blick und ein letztes Lächeln zu, grüßte artig die stumm gewordene Menge und sagte, indem er sich an die Soldaten wandte:

»Sehr gut, meine Herren Gendarmen, sehr gut, meine Herren Dragoner.«

Und indem er sich die Mündung des Laufes einer seiner Pistolen in den Mund steckte, zerschmetterte er sich das Hirn.

Wirres und beinahe wahnsinniges Geschrei folgte dieser Explosion, erstickte aber beinahe ebenso bald wieder: Valensolle stieg nun ebenfalls hinab, er hielt einfach einen Dolch mit gerader, scharfer und schneidender Spitze in der Hand.

Seine Pistolen, von denen er keinen Gebrauch zu machen geneigt schien, stacken in seinem Gürtel.

Er ging nach einer Art kleinen von drei Säulen getragenen Schoppens, blieb bei der ersten Säule stehen, stemmte den Handgriff des Dolches daran, richtete die Spitze auf sein Herz, nahm die Säule in die Arme, grüßte zum letzten Male seine Freunde und preßte die Säule, bis die Klinge ganz in seiner Brust verschwunden war.

Er blieb noch einen Augenblick aufrecht stehen, aber eine Totenblässe ergoß sich über sein Gesicht, dann lösten sich seine Arme ab und er brach tot vor der Säule zusammen.

Diesmal blieb die Masse stumm.

Sie war starr vor Schrecken.

Nun kam die Reihe an Ribier: er hielt seine beiden Pistolen in der Hand.

Er ging bis an das Gitter; dort angekommen richtete er die

Läufe seiner Pistolen auf die Gendarmen.

Er zielte nicht, aber die Gendarmen zielten.

Man hörte drei bis vier Schüsse und Ribier stürzte von zwei Kugeln getroffen zu Boden.

Eine gewisse Bewunderung machte unter den Umstehenden den verschiedenen Gefühlen Platz, welche beim Anblick dieser drei auf einander folgenden Katastrophen in den Herzen aufgetaucht.

Sie sahen ein, daß diese jungen Leute gerne sterben wollten, aber so sterben, wie sie es selbst gewollt, und vor allem wie die alten Gladiatoren, mit Anmut.

Sie schwiegen deshalb als Morgan, der noch allein übrig war, lächelnd die Stufen des Perron herabstieg und ein Zeichen machte, daß er sprechen wolle.

Was fehlte dieser blutgierigen Masse auch? Man bot ihr mehr, als ihr versprochen war.

Man hatte ihr vier Hinrichtungen versprochen, aber vier gleichförmige Hinrichtungen, vier abgehauene Köpfe.

Und nun bot man ihr vier verschiedene Todesarten, die ebenso malerisch als unerwartet waren: nichts natürlicher deshalb, als daß sie schwieg, als man Morgan herabkommen sah.

Morgan hielt in der Hand weder Pistole noch Dolch: Dolch und Pistolen ruhten im Gürtel.

Er ging an der Leiche Valensolles vorüber und stellte sich zwischen die von Jahyat und Ribier.

»Meine Herren«, sagte er, »vergleichen wir uns.«

Und es entstand eine Stille, als wenn der Atem aller Umstehenden stockte.

»Sie hatten einen Mann, der sich das Hirn zerschmettert:« er deutete auf Jahyat, »einen andern, der sich erdolcht«, er deutete auf Valensolle: »einen dritten, der erschossen wurde«, er deutete auf Ribier: »Sie möchten den vierten gerne guillotiniert sehen, ich begreift das!«

Ein furchtbarer Schauer überlief die Menge.

»Nun gut«, fuhr Morgan fort, »ich will Ihnen gerne diese Genugtuung geben. Ich bin bereit, dies mit mir geschehen zu lassen, aber ich verlange, ganz wie ich will und ohne daß mich

Jemand berührt, auf das Schafott gehen zu dürfen: dem, der sich mir nähert, zerschmettere ich das Hirn, ausgenommen diesem Herrn«, fuhr Morgan fort, indem er auf den Henker deutete; »das ist eine Angelegenheit, die wir unter uns auszumachen haben, und auf der einen und andern Seite nur Lebensart heischt.«

Sein Verlangen erschien der Menge ohne Zweifel nicht übertrieben, denn man hörte von allen Seiten rufen:

»Ja, ja, ja!«

Der Offizier der Gendarmerie sah ein, daß die kürzeste Art, über die Sache wegzukommen, die sei, wenn man Morgans Verlangen erfüllte.

»Versprechen Sie«, sagte er, »wenn man Ihnen Hände und Füße frei läßt, nicht zu entfliehen?«

»Ich gebe mein Ehrenwort darauf«, sagte Morgan.

»Nun gut«, sagte der Offizier, »entfernen Sie sich und lassen Sie uns die Leichen Ihrer Kameraden wegnehmen.«

»Das ist nicht mehr als billig«, sagte Morgan.

Und er entfernte sich auf zehn Schritte von dem Orte, wo er sich befand, und stützte sich an die Mauer.

Das Gitter öffnete sich.

Die drei in Schwarz gekleideten Männer traten in den Hof und nahmen die drei Leichen eine nach der andern aus.

Von Ribier war noch nicht ganz tot, er öffnete die Augen wieder und schien Morgan zu suchen.

»Hier bin ich«, sagte dieser, »sei ruhig, lieber Freund, ich bin eben daran.«

Von Ribier schloß die Augen wieder, ohne ein Wort hören zu lassen.

Als die drei Leichen weggetragen waren, fragte der Offizier der Gendarmerie Morgan:

»Mein Herr, sind Sie bereit?«

»Ja, mein Herr«, antwortete Morgan, indem er mit ausgesuchter Höflichkeit grüßte.

»So kommen Sie.«

»Hier bin ich«, sagte Morgan.

Und er trat zwischen die Abteilung Gendarmerie und die

Abteilung der Dragoner.

»Wollen Sie in den Wagen steigen oder zu Fuß gehen, mein Herr?« fragte der Hauptmann.

»Zu Fuß, zu Fuß, mein Herr, es liegt mir viel daran, daß man wisse, es ist eine Laune, der ich folge indem ich mich guillotiniere lasse, aber ich habe keine Furcht.«

Der traurige Zug ging über die Place des Lices, und an den Mauern des zum Hotel Montbaron gehörenden Gartens hin.

Der Wagen, auf welchem die drei Leichen lagen, fuhr voran.

Dann kamen die Dragoner.

Dann Morgan, der in einem freien Zwischenraum von zehn Schritten allein ging, dann die Gendarmen, mit ihrem Hauptmann voran.

Am Ende der Mauer wandte sich der Zug nach links.

Plötzlich gewahrte Morgan durch die Öffnung zwischen dem Garten und der großen Halle das Schafott, das seine beiden roten Pfähle wie zwei blutige Arme zum Himmel emporstreckte.

»Puh!« sagte er, »ich habe nie eine Guillotine gesehen und habe nicht gewußt, daß das so häßlich ist.«

Und ohne ein anderes Wort, zog er den Dolch aus dem Gürtel, und stieß ihn sich bis an das Heft in die Brust.

Der Hauptmann der Gendarmerie sah die Bewegung, ohne ihr zuvorkommen zu können, und spornte sein Pferd gegen Morgan, der zum großen Erstaunen der Masse aufrecht stehen geblieben.

Aber Morgan zog ein Pistol aus seinem Gürtel und spannte den Hahn, indem er rief:

»Halt! es ist ausgemacht, daß mich niemand berührt; ich werde allein sterben, oder wir sterben zu dreien; Sie können wählen.«

Der Hauptmann ließ sein Pferd einen Schritt zurückhufen.

»Vorwärts«, sagte Morgan.

Und er ging wirklich voran.

Am Fuß der Guillotine angekommen, zog Morgan den Dolch aus seiner Wunde und stieß ihn sich abermals so tief in die Brust, als das erste Mal.

Ein Wutschrei mehr als ein Schmerzensschrei entfloß seiner Brust.

»Wahrhaftig, ich muß ein zähes Leben haben«, sagte er.

Als die Gehilfen ihm die Treppe hinaufsteigen helfen wollten, wo ihn der Henker erwartete, sagte er noch einmal:

»Man berühre mich nicht!«

Und er stieg die sechs Stufen hinan, ohne im Mindesten zu schwanken.

Auf der Plattform angekommen, zog er den Dolch aus seiner Wunde und versetzte sich einen dritten Stoß.

Dann drang ein furchtbares Lachen aus seinem Munde und den Dolch vor die Füße des Henkers werfend, welchen er eben aus seiner dritten Wunde zog, die ebenso nutzlos war, als die beiden ersten, sagte er:

»Meiner Treu, nun habe ich genug getan: jetzt ist's an Dir, ziehe Dich so gut heraus, als Du kannst.«

Eine Minute später fiel das Haupt des unerschrockenen jungen Mannes auf das Schafott und ein Phänomen jener unverwüchtlichen Lebensfähigkeit, die sich in ihm gezeigt, sprang er auf und stürzte über das Gerüste hinab.

Geht nach Bourg, wie ich es getan, und man wird euch sagen, daß dieser Kopf im Aufspringen den Namen Amelie ausgesprochen.

Die Toten wurden nach dem Lebenden hingerichtet, so daß die Zuschauer, statt bei den Ereignissen, die wir soeben erzählt, etwas zu verlieren, ein doppeltes Schauspiel hatten.

XIII.

Das Bekenntnis.

Drei Tage nach den eben erzählten Ereignissen gegen sieben Uhr Abends hielt ein mit Staub bedeckter und mit zwei von Schaum weißen Postpferden bespannter Wagen vor dem Gitter des Schlosses Noires Fontaines.

Zum großen Erstaunen desjenigen, der so sehr Eile zu haben schien, stand die Türe weit offen, Arme füllten den Hof und der Perron war mit knienden Männern und Frauen bedeckt.

Als der Sinn des Gehörs im selben Grade erwachte, in welchem das Erstaunen dem des Gesichtes Schärfe verlieh, glaubte der Reisende das Geläute einer Glocke zu hören.

Er öffnete rasch die Türe, sprang aus dem Wagen, ging eiligen Schrittes über den Hof, stieg den Perron hinaus und sah die Treppe, welche in den ersten Stock führte, mit Menschen bedeckt.

Er eilte diese Treppe hinan, wie er den Perron hinausgeeilt war, und hörte ein frommes Gemurmel, das ihm aus dem Zimmer Amelies zu kommen schien.

Er ging nach diesem Zimmer: es stand offen.

An dem Bette knieeten Frau von Montrevel und der kleine Edouard, etwas entfernter Charlotte, Michel und sein Sohn.

Der Pfarrer von Saint Claire gab Amelie die Sterbsacramente: diese ernste Szene war nur von dem Lichte der Wachskerzen beleuchtet.

Man hatte Roland in dem Reisenden erkannt, dessen Wagen vor der Türe hielt: man trat vor ihm auseinander, er trat entblößten Hauptes ein und kniete neben seiner Mutter nieder.

Die Sterbende, welche mit gefalteten Händen, den Kopf durch ihr Kissen unterstützt, die Augen mit einer gewissen Ekstase zum Himmel erhoben, auf dem Rücken lag, schien die Ankunft Rolands nicht gewahr zu werden.

Man hätte glauben können; der Körper sei noch auf dieser Welt, aber die Seele schwebte bereits zwischen Himmel und Erde.

Die Hand von Frau von Montrevel suchte die Rolands, und als

die arme Mutter sie gefunden, ließ sie ihr Haupt schluchzend auf die Schulter ihres Sohnes sinken.

Dieses mütterliche Schluchzen wurde ohne Zweifel von Amelie ebensowenig gehört, als sie die Anwesenheit Rolands bemerkt hatte, denn das junge Mädchen war vollkommen unbeweglich.

Erst als ihr das Abendmahl gereicht wurde, erst als ihr von dem tröstenden Munde des Geistlichen die ewige Glückseligkeit verkündet ward, schienen sich ihre Marmorlippen zu beleben, und sie flüsterte mit vernehmlicher, aber schwacher Stimme:

»So sei es.«

Dann ertönte das Glöckchen wieder, der Chorknabe, der es trug, ging zuerst hinaus, dann die beiden andern, welche die Kerzen trugen, darauf der Kreuzträger.

Zuletzt der Priester, welcher Gott trug.

Alle Fremden folgten dem Zuge.

Die Personen des Hauses und die Familienglieder blieben allein.

Das Haus, das einen Augenblick vorher noch voll Geräusch und Menschen, war nun still und beinahe öde.

Die Sterbende hatte sich nicht bewegt, ihre Lippen hatten sich geschlossen, ihre Hände ruhten in einander, ihre Augen waren zum Himmel erhoben.

Nach einigen Minuten beugte sich Roland zum Ohre von Frau von Montrevel herab und sagte ihr mit leiser Stimme:

»Kommen Sie, meine Mutter, ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

Frau von Montrevel stand auf und drängte den kleinen Edouard nach dem Bette seiner Schwester: das Kind erhob sich auf seine Zehenspitzen und küßte Amelie auf die Stirne.

Dann nahm Frau von Montrevel seinen Platz ein, beugte sich auf ihre Tochter herab, und küßte sie schluchzend auf dieselbe Stelle.

Roland kam nun an die Reihe: mit gebrochenem Herzen aber trockenem Auge tat er dasselbe: er hätte viel gegeben, wenn er die Tränen hätte vergießen können, die aus seinem Herzen flossen.

Amelie schien gegen seinen Kuß ebenso unempfindlich, wie gegen die beiden vorhergehenden.

Der Knabe voran, dann Frau von Montrevel und Roland, gingen sie nach der Türe.

Im Augenblick, als sie über die Schwelle treten wollten, blieben alle zitternd stehen.

Sie hatten den Namen Roland deutlich aussprechen hören..

Roland wandte sich um.

Amelie sprach zum zweiten Male den Namen ihres Bruders aus.

»Rufst Du mich, Amelie?« fragte Roland.

»Ja«, antwortete die Stimme der Sterbenden.

»Allein oder mit meiner Mutter?«

»Allein.«

Diese Stimme ohne Betonung, aber doch vollkommen vernehmbar, hatte etwas Eisiges: sie schien ein Echo aus einer andern Welt.

»Gehen Sie, meine Mutter«, sagte Roland, »Sie sehen, daß Amelie mit mir allein sprechen will.«

»O, mein Gott!« murmelte Frau von Montrevel, »sollte noch eine Hoffnung sein?«

Obgleich diese Worte ganz leise ausgesprochen wurden, hörte sie doch die Sterbende.

»Nein, meine Mutter«, sagte sie:

»Gott hat mir vergönnt, daß ich meinen Bruder wiedersehe: aber diese Nacht werde ich vor Gott stehen.«

Frau von Montrevel stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Roland! Roland!« machte sie, »sollte man nicht glauben, sie sei schon dort?«

Roland machte ein Zeichen, daß man sie allein lasse: Frau von Montrevel entfernte sich mit dem kleinen Edouard.

Roland trat wieder ein, schloß die Türe, und kam mit einem unaussprechlichen Gefühle der Rührung an das Bette Amelies zurück.

Über den ganzen Körper war bereits eine leichenartige Starrheit ergossen: der Atem hätte kaum einen Spiegel getrübt, so schwach war er, nur die Augen, übermäßig weit geöffnet, leuchteten, als wenn alles, was von Leben in diesem vorzeitig

verurteilten Körper übrig blieb, sich in ihnen concentrirt hätte.

Roland hatte von jenem seltsamen Zustande sprechen hören, den man die Ekstase nennt und die nichts anderes als die Katalepsie ist.

Er sah ein, daß Amelie eine Beute dieses vorzeitigen Todes war.

»Hier bin ich, meine Schwester«, sagte er, »was willst Du von mir.«

»Ich wußte, daß Du kommen würdest«, antwortete das junge Mädchen, das sich nicht bewegte, »und ich harrete Deiner.«

»Wie wußtest Du, daß ich kommen würde?« fragte Roland.

»Ich sah Dich kommen.«

Roland schauerte.

»Und«, sagte er, »wußtest Du, warum ich komme?«

»Ja: ich habe deshalb Gott gebeten, daß er mir vergönne, aufzustehen und an Dich zu schreiben.«

»Wann das?«

»In der letzten Nacht.«

»Und der Brief?«

»Er ist unter meinem Kopfkissen: nimm ihn und lies.«

Roland war einen Augenblick unschlüssig: lag seine Schwester, nicht im Delirium?

»Arme Amelie!« murmelte Roland.

»Ich darf mich nicht beklagen«, sagte das junge Mädchen, »ich werde mit ihm vereinigt werden.«

»Mit wem?«

»Mit dem, den ich liebe und den Du gemordet.«

Roland stieß einen Schrei aus: das war doch wohl Delirium: von wem sprach seine Schwester.

»Amelie«, sagte er, »ich war gekommen, um Dich zu fragen.«

»Wegen Lord Tannlays, ich weiß es«, antwortete das junge Mädchen.

»Du weißt es, und wie das?«

»Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Dich kommen sah und daß ich wußte, Weshalb Du kamst.«

»So antworte mir.«

»Wende mich nicht von Gott und von ihm ab, Roland: ich habe Dir geschrieben: lies meinen Brief.«

Roland steckte seine Hand unter das Kopfkissen, überzeugt, daß seine Schwester im Delirium spreche.

Zu seinem großen Erstaunen fühlte er ein Papier, das er an sich zog.

Es war ein Brief in einer Enveloppe: auf der letzteren standen die Worte geschrieben:

»An Roland, der morgen kommt.«

Er näherte sich der Lampe, um leichter zu lesen.

Der Brief war vom vorhergehenden Tage um elf Uhr datiert.

Roland las:

»Mein Bruder, wir haben uns gegenseitig etwas Furchtbares zu verzeihen.«

Roland betrachtete seine Schwester, sie lag noch immer unbeweglich da.

Er fuhr fort:

»Ich liebte Charles von Saint-Hermine, ich ging weiter, als ihn bloß zu lieben, er war mein Geliebter.«

»O«, murmelte der junge Mann zwischen den Zähnen, »dann muß er sterben.«

»Er ist tot«, sagte Amelie.

Roland stieß einen Schrei des Erstaunens aus: er hatte die Worte, die er Amelie antwortete, so leise gesprochen, daß er sie selbst kaum gehört.

Seine Blicke fielen wieder auf den Brief:

»Es war keine Verbindung zwischen der Schwester Rolands von Montrevel und dem Haupte der Genossen Jehus möglich: darin bestand das Geheimnis;, das ich nicht aussprechen konnte und das mich verzehrte.

»Eine einzige Person mußte es wissen und wußte es; diese Person ist Sir John Tannlay.

»Gott segne den Mann mit dem loyalen Herzen, der mir

versprochen, eine unmögliche Verbindung zu brechen und der sein Wort gehalten.

»Das Leben Lord Tannlays sei Dir heilig, und Roland, er ist der einzige Freund, den ich in meinem Schmerze hatte, der einzige Mann, dessen Tränen sich mit den meinen verbanden.

»Ich liebte Charles von Saint-Hermine, ich war die Geliebte von Charles: das ist das Furchtbare, was Du mir zu verzeihen hast.

»Dagegen bist Du die Ursache seines Todes, das ist das Furchtbare, was ich Dir zu vergeben habe.

»Und jetzt komm rasch, o Roland, denn ich kann nicht sterben, ehe Du da bist.

»Sterben, das heißt ihn wiedersehen, sterben, das heißt sich auf ewig mit ihm verbinden; ich bin glücklich, daß ich sterben kann.«

Alles war klar und deutlich, und im ganzen Briefe keine, Spur von Delirium.

Roland las ihn zweimal, und stand einen Augen blick stumm, unbeweglich, tiefatmend und voll Angst da: endlich siegte das Mitleid über den Zorn.

Er näherte sich Amelie, streckte die Hand nach ihr aus und sagte mit weichem Tone:

»Meine Schwester, ich vergebe Dir.«

Ein leichtes Zittern bewegte den Körper der Sterbenden.

»Und jetzt«, sagte sie, »rufe unsere Mutter, in ihren Armen will ich sterben.«

Roland ging nach der Türe und rief Frau von Montrevel.

Ihr Zimmer war offen, sie wartete augenscheinlich und kam herbeigeeilt.

»Was gibt es?« fragte sie lebhaft.

»Nichts«, antwortete Roland, »als daß Amelie in Ihren Armen sterben will.«

Frau von Montrevel trat ein und sank vor dem Bette ihrer

Tochter auf die Kniee.

Diese aber, als ob ein unsichtbarer Arm die Bande gelöst, die sie an ihr Sterbebett zu fesseln schienen, erhob sich langsam, nahm ihre Hände von ihrer Brust und ließ eine derselben in die ihrer Mutter gleiten.

»Meine Mutter«, sagte sie, »Sie haben mir das Leben gegeben, Sie haben es mir genommen, seien Sie gesegnet: es war das Mütterlichste, was Sie für mich tun konnten, weil für Ihre Tochter kein Glück mehr auf dieser Welt möglich war.«

Als Roland dann auf der andern Seite des Bettes niederkniete, sagte sie, indem sie ihre zweite Hand in die seine gleiten ließ, wie sie es bei ihrer Mutter getan:

»Wir haben uns beide vergeben, Bruder«, sagte sie.

»Ja, arme Amelie«, antwortete Roland, »und ich hoffe, aus der Tiefe unserer Seele.«

»Ich habe Dir nur noch eines ans Herz zu legen.«

»Was?«

»Vergiß nicht, daß Lord Tannlay mein bester Freund war.«

»Sei ruhig«, sagte Roland, »das Leben Lord Tannlays ist mir heilig.«

Amelie atmete leicht.

Dann sagte sie mit einem Tone, in welchem man keine andere Veränderung als eine zunehmende Schwäche bemerken konnte:

»Lebe wohl, Roland, lebe wohl, meine Mutter, Du wirst Eduard in meinem Namen küssen.«

Dann sagte sie mit einem Schrei, der aus dem Herzen drang und in welchem mehr Freude als Trauer lag:

»Da bin ich, Charles, da bin ich!«

Und sie sank auf ihr Bett zurück, indem sie bei der Bewegung, die sie machte, die beiden Hände an sich zog, die sich auf ihrer Brust vereinigten.

Roland und Frau von Montrevel standen auf und beugten sich zu beiden Seiten über sie herab.

Sie hatte ihre erste Lage wieder eingenommen, nur waren ihre Augenlider geschlossen, und der schwache Hauch, der aus ihrer Brust drang, war erstorben.

Das Märtyrthum war vollbracht, Amelie war tot.



XIV.

Wo Roland sich wieder in seinen Hoffnungen getäuscht sieht.

Amelie war in der Nacht von Montag auf Dienstag, das heißt vom 2. auf den 3. Juni 1800 gestorben.

Am Abend des Donnerstag, das heißt des 5., war eine große Menschenmenge in der großen Oper versammelt, wo man zum zweiten Male Ossian oder die Barden gab.

Man kannte die tiefe Bewunderung, welche der erste Konsul für die von Macpherson gesammelten Gesänge an den Tag legte und aus Schmeichelei ebenso sehr, als aus literarischem oder musikalischem Sinne hatte die Akademie royale eine Oper befohlen, welche trotz aller Mühe, die man sich gab, ungefähr einen Monat später aufgeführt wurde, als der General Bonaparte Paris verließ, um zur Reservearmee zu gehen.

Man hat gesehen, was aus dieser Reservearmee geworden, die wir zwischen Turin und Casal gelassen.

Auf dem linken Balkon hatte sich ein Musikliebhaber durch die große Aufmerksamkeit bemerklich gemacht, welche er dem Schauspiel widmete, als im ersten Zwischenact die Schließerin zwischen den beiden Reihen von Fauteuils sich hindurchwand, und ihm näherte, indem sie ihn mit leiser Stimme fragte:

»Verzeihung, mein Herr, sind Sie nicht Lord Tannlay?«

»Ja«, antwortete der Musikliebhaber.

»In diesem Falle, Mylord, bittet Sie ein junger Mann, der Ihnen eine Mitteilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen hat, die Güte zu haben, und in den Korridor hinauszukommen.«

»O! o!« machte Sir John: »ein Offizier.«

»Er ist in Civil, Mylord: aber seine Haltung deutet allerdings auf einen Offizier.«

»Gut«, sagte Sir John, »ich weiß, wer es ist.«

Er stand auf und folgte der Schließerin.

Am Eingang des Korridors wartete Roland. Lord Tannlay schien

durchaus nicht erstaunt, ihn zu sehen: aber der strenge Ausdruck in dem Gesichte des jungen Mannes unterdrückte in ihm die Begeisterung inniger Freundschaft, die ihn sonst wohl veranlaßt hätte, sich an den Hals desjenigen zu werfen, der ihn rufen ließ.

»Hier bin ich, mein Herr«, sagte Sir John.

Roland verbeugte sich.

»Ich komme von Ihrem Hotel, Mylord«, sagte Roland, »Sie haben, wie es scheint, seit einiger Zeit die Vorsicht gebraucht, zu sagen, wohin Sie gehen, damit Personen, welche mit ihnen zu tun haben könnten, wissen, wo man Sie treffen kann.«

»Allerdings, mein Herr.«

»Diese Vorsicht ist gut, namentlich für die Leute, die von ferne kommen und Eile haben, deshalb auch keine Lust fühlen, ihre Zeit zu verlieren.«

»So haben Sie also«, fragte Sir John, »um mich wieder zu sehen, die Armee verlassen und sind nach Paris gekommen?«

»Einzig um diese Ehre zu haben, Mylord: und ich hoffe, daß, wenn Sie meine Eile bemerken, Sie auch die Ursache derselben ahnen, und mir jede Erklärung ersparen werden.«

»Mein Herr«, sagte Sir John, »von diesem Augenblicke an stehe ich zu Ihrer Disposition.«

»Um wie viel Uhr werden sich zwei von meinen Freunden morgen bei ihnen einfinden können, Mylord?«

»Von sieben Uhr Morgens an, bis Mitternacht, mein Herr, wenn Sie es nicht vorziehen sollten, daß es sogleich geschehe.«

»Nein, Mylord; ich komme so eben an und ich brauche Zeit, diese beide Freunde zu finden und ihnen meine Instruktionen zu geben. Sie werden Sie also aller Wahrscheinlichkeit nach morgen zwischen elf und zwölf nicht stören; nur wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn die Sache, die wir durch ihre Vermittlung zu ordnen haben, noch am selben Tage ausgetragen werden könnte.«

»Ich halte es für möglich, mein Herr, und sobald es sich darum handelt, Ihren Wunsch zu befriedigen, wird die Verzögerung nicht von meiner Seite kommen.«

»Das ist alles, was ich zu wissen wünschte, Mylord; ich wäre deshalb untröstlich, Sie länger auszuhalten.«

Und Roland grüßte.

Sir John erwiderte seinen Gruß und während der junge Mann sich entfernte, kehrte er nach dem Balkone zurück und nahm seinen Platz wieder ein.

Alle diese Worte wurden von der einen und andern Seite mit so zurückgehaltener Stimme und einem so teilnahmslosen Gesichte ausgesprochen, daß selbst die nächsten Personen nicht anders denken konnten, als es sei ein einfaches Gespräch zwischen den beiden Unterrednern, die sich auf diese höfliche Weise begrüßten.

Es war der Tag, an welchem der Kriegsminister empfing; Roland kehrte in sein Hotel zurück, verwischte die geringste Spur der Reise, von der er so eben kam und stieg in den Wagen, und wenige Minuten vor zehn Uhr konnte er sich bei dem Citoyen Carnot melden lassen.

Zwei Gründe führten ihn dahin.

Erstens hatte er von Seiten des ersten Konsuls dem Kriegsminister eine mündliche Mitteilung zu machen.

Zweitens die Hoffnung, in seinem Salon die beiden Zeugen zu finden, deren er benötigt war, um sein Duell mit Sir John in's Reine zu bringen.

Alles ging, wie Roland gehofft; der Kriegsminister erhielt die genauesten Mitteilungen von dem Übergang über den Sanct Bernhard und der Lage der Armee, und er fand die beiden Freunde, die er suchte, in den ministeriellen Salons.

Einige Worte genügten, um sie aufs Lausende zu setzen; Soldaten sind in dieser Art von Geständnissen zu Hause.

Roland sprach von einer schweren Beleidigung, die selbst für die ein Geheimnis bleiben müsse, welche bei ihrer Sühne zugegen sein sollten.

Er erklärte, der Beleidigte zu sein und verlangte für sich in der Wahl der Waffen und der Art des Kampfes alle den Beleidigten vorbehaltenen Vorrechte.

Die beiden jungen Männer hatten den Auftrag, sich am andern Tage um neun Uhr im Hotel Mirabeau Rue Richelieu einzufinden und sich mit den beiden Zeugen von Mylord Tannlay zu verständigen.

Dann sollten sie zu Roland kommen, Hotel de Paris, in

derselben Straße.

Roland kehrte um elf Uhr nach Hause zurück, schrieb ungefähr eine Stunde, legte sich und schlief ein.

Um halb neun Uhr erschienen seine beiden Freunde bei ihm.

Sie kamen von Sir John.

Sir John hatte alle Rechte Rolands anerkannt, hatte ihnen erklärt, daß er gegen keine der Bedingungen des Kampfes eine Einwendung machen werde, und daß, sobald Roland sich als der Beleidigte fühle, an ihm sei, die Bedingungen zu diktieren.

Auf die von ihnen gemachte Bemerkung, daß sie es mit zweien seiner Freunde und nicht mit ihm zu tun zu haben geglaubt, hatte Lord Tannlay geantwortet, er kenne niemand in Paris genau genug, um ihn bei einer solchen Sache ins Vertrauen zu ziehen, er hoffe aber an dem zum Duell bestimmten Orte werde wohl einer der Freunde Rolands auf seine Seite treten und ihm sekundieren.

Kurz in allen diesen Punkten hatten sie Lord Tannlay als ächten Gentleman erkannt.

Roland fand, daß das Verlangen seines Gegners in Beziehung auf den einen Sekundanten nicht nur billig, sondern auch passend sei, und ermächtigte einen der jungen Männer, Sir John zu sekundieren und sein Interesse zu vertreten.

Es blieb jetzt nur noch auf Seiten Rolands übrig, aß er die Bedingungen diktierte.

Man sollte sich auf Pistolen schlagen.

Wenn die beiden Pistolen geladen waren, sollten ich die Gegner fünf Schritte von einander anstellen.

Wenn die Zeugen zum dritten Male in die Hand schlugen, sollte man Feuer geben.

Es war, wie man sieht, ein Duell auf Tod und Leben, bei dem der, welcher nicht tötete, offenbar einem Gegner Gnade schenkte.

Die beiden jungen Männer machten deshalb, eine Menge von Einwendungen: Roland aber beirrte daraus, indem er erklärte, daß, da er allein die Schwere der Beleidigung, die ihm geworden, zu ermessen im Stande sei, er diese für groß genug halte, um eine solche Sühne und keine andere zu verlangen.

Man mußte diesem Starrsinn weichen.

Derjenige von den beiden Freunden Rolands, welcher Roland sekundieren sollte, machte alle möglichen Vorbehalte, indem er erklärte, daß er sich durchaus nicht für seinen Klienten verbindlich mache und wenn er nicht absoluten Befehl erhalte, werde er eine solche Würgerei niemals gestatten.

»Erhitzen Sie sich nicht, lieber Freund«, sagte Roland zu ihm, »ich kenne Sir John, und ich glaube, daß er coulanter als Sie sein wird.«

Die beiden jungen Männer gingen und erschienen wieder bei Sir John.

Sie fanden ihn bei einem englischen Frühstück, das heißt bei Beefsteak, Kartoffeln und Tee.

Er stand, als er sie eintreten sah, auf, lud sie ein, sein Mahl zu teilen und stellte sich, als sie es aufschlugen, zu ihrer Disposition.

Die beiden Freunde Rolands begannen damit, Lord Tannlay mitzuteilen, daß er auf einen von ihnen als Sekundanten zählen könne.

Dann bestimmte der, welcher die Interessen Rolands vertrat, die Bedingungen des Duells.

Bei jedem Verlangen Rolands verbeugte sich Sir John zum Zeichen der Zustimmung und begnügte sich mit »sehr gut« zu antworten.

Derjenige der beiden jungen Männer, welcher seine Interessen zu vertreten beauftragt war, wollte einige Bemerkungen über eine Art des Kampfes machen, welche, wenn nicht ein unmöglicher Zufall einträte, zu gleicher Zeit den Tod der beiden Kämpfenden herbeiführen müßte: aber Lord Tannlay bat ihn, nicht darauf zu beharren.

»Herr von Montrevel ist ein galanter Mann«, sagte er; »ich wünsche nicht, ihm in irgend etwas zuwider zu sein; was er tut, wird das Richtige sein.«

Es blieb nur noch die Stunde des Zweikampfes zu bestimmen.

In diesem Punkt wie in allen andern stellte sich Lord Tannlay ganz zur Verfügung Rolands.

Die beiden Zeugen verließen Sir John, noch entzückter über ihn, als sie es bei ihrem ersten Besuche gewesen.

Roland erwartete sie; sie erzählten ihm alles.

»Was hatte ich Ihnen gesagt?« machte Roland.

Sie fragten ihn um Stunde und Ort.

Roland bestimmte sieben Uhr Abends und die Allee de la Muette: es war die Stunde, wo das Gehölz beinahe einsam und noch heller Tag war,— man erinnert sich, daß man sich im Monat Juni befand — die beiden Gegner konnten sich deshalb auf jede Waffe schlagen.

Niemand hatte von den Pistolen gesprochen: die beiden jungen Männer schlugen Roland vor, bei einem Waffenschmiede welche zu holen.

»Nein«, sagte Roland, »Lord Tannlay hat ein Paar ausgezeichnete Pistolen, deren ich mich schon einmal bedient: wenn es ihm nicht zuwider, sich mit diesen zu schlagen, so würde ich sie allen andern vorziehen.«

Derjenige von den jungen Männern, welcher Sir John als Zeuge dienen sollte, suchte seinen Klienten auf und legte ihm die drei letzten Fragen vor, nämlich: ob Stunde und Ort ihm genehm seien und ob er wolle, daß man sich seiner Pistolen beim Kampfe bediene.

Lord Tannlay antwortete damit, daß er seine Uhr nach der seines Gegners richtete, und ihm die Pistolenkapsel übergab.

»Soll ich Sie abholen, Mylord?« fragte der junge Mann.

Sir John lächelte melancholisch.

»Es ist unnötig«, sagte er-: »Sie sind der Freund des Herrn von Montrevel, der Weg wird Ihnen angenehmer mit ihm als mit mir sein: ich werde zu Pferde mit meinem Diener kommen und Sie werden mich bereit finden.«

Der junge Offizier brachte Roland diese Antwort.

»Was hatte ich Ihnen gesagt?« machte dieser.

Es war zwölf Uhr, man hatte sieben Stunden vor sich; Roland verabschiedete seine beiden Freunde, daß sie ihren Geschäften oder Vergnügungen nachgehen könnten.

Punkt sechs ein halb sollten sie an der Türe Rolands mit drei Pferden und zwei Dienern sein.

Es galt, um nicht gestört zu werden, allen Vorbereitungen zum Duell den Schein eines Spazierritts zu verleihen.

Punkt halb sieben benachrichtigte der Garçon des Hotels

Roland, daß man ihn unten erwarte.

Es waren die beiden Sekundanten und die beiden Diener; einer der letzteren hielt ein Pferd am Zügel.

Roland drückte lebhaft den beiden Offizieren die Hand und sprang in den Sattel.

Dann fuhr man über die Boulevards nach der Place Louis XV. und den Champs Elysees.

Unterwegs zeigte sich das seltsame Phänomen, das Sir John bei dem Duell Rolands mit Herrn von Barjols in so großes Staunen versetzt, wieder.

Roland war von einer Heiterkeit, die man hätte für übertrieben halten können, wenn sie nicht so deutlich das Gepräge des Ungemachten getragen.

Die beiden jungen Männer, welche sich ihres Mutes bewußt waren, fühlten sich doch ganz verblüfft durch diese Sorglosigkeit.

Sie hätten sie bei einem gewöhnlichen Duelle begriffen, wo die Kaltblütigkeit und die Gewandtheit dem, der sie besitzt, die Hoffnung verleiht, den Sieg über seinen Gegner davonzutragen; aber bei einem Kampfe wie der, dem man entgegenging, konnten weder Gewandtheit noch Kaltblütigkeit die Kämpfenden, wenn auch nicht vor dem Tode, so doch mindestens nicht vor einer furchtbaren Wunde schützen.

Roland spornte außerdem sein Pferd, wie ein Mensch, der große Eile hat, so daß er fünf Minuten vor der bestimmten Stunde am einen Ende der Allee de la Muette war.

Ein Reiter, gefolgt von seinem Diener, ritt dort umher.

Roland erkannte Sir John.

Die beiden jungen Männer betrachteten zu gleicher Zeit die Physiognomie Rolands beim Anblicke seines Gegners.

Zu ihrem großen Erstaunen war der einzige Ausdruck, der sich auf dem Gesichte des jungen Mannes zeigte, der eines beinahe zärtlichen Wohlwollens.

Ein kurzer Galopp genügte, daß die vier Hauptakteure der Szene, welche vor sich gehen sollte, bei einander waren und sich begrüßen konnten.

Sir John war vollkommen ruhig, aber sein Gesicht hatte eine tief melancholische Färbung.

Offenbar war dieses Duell ihm ebenso schmerzlich, als es Roland angenehm schien.

Man stieg ab; einer der Sekundanten nahm die Kapsel mit den Pistolen auf den Händen eines der Diener und befahl ihnen, die Allee weiter hinabzureiten, als wenn sie die Pferde ihrer Herren spazieren führten.

Sie sollten erst herbeikommen, wenn sie die Schüsse hörten.

Der Groom Sir Johns sollte mit ihnen gehen und tun wie sie.

Die beiden Gegner und die beiden Sekundanten traten in das Gehölz und gingen so weit, bis sie einen passenden Platz fanden.

Übrigens war das Gehölz, wie Roland es vorausgesehen, öde und leer: die Speisestunde hatte alle Spaziergänger nach Hause gehen heißen.

Man fand eine Art von Lichtung, die wie dazu gemacht schien.

Die Sekundanten sahen Roland und Sir John an.

Beide machten mit dem Kopf ein Zeichen der Zustimmung.

»Nichts hat sich geändert?« fragte einer der Zeugen, indem er sich an Lord Tannlay wandte.

»Fragen Sie Herrn von Montrevel«, sagte Lord Tannlay, »ich bin hier ganz abhängig von ihm.«

»Nichts«, machte Roland.

Man nahm die Pistolen aus der Kapsel und begann sie zu laden.

Sir John stand abseits, indem er die hohen Gräser mit seiner Reitpeitsche fuchtelte.

Roland betrachtete ihn, schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, faßte dann einen Entschluß und ging auf ihn zu.

Sir John erhob den Kopf und wartete dann mit sichtlicher Hoffnung.

»Mylord«, sagte Roland, »ich kann mich in gewissen Beziehungen über Sie zu beklagen haben, aber ich halte Sie dessen ungeachtet für einen Mann von Wort.«

»Und Sie haben Recht, mein Herr«, antwortete Sir John.

»Sind Sie der Mann, wenn Sie mich überleben, mir das Versprechen zu halten, das Sie mir einst in Avignon gegeben?«

»Es ist keine Wahrscheinlichkeit, daß ich Sie überlebe, mein

Herr«, antwortete Lord Tannlay; »aber Sie können über mich verfügen, solange ein Atem in mir ist.«

»Es handelt sich um die letzten Verfügungen, die ich wegen meiner Leiche treffen möchte.«

»Sollten es dieselben sein wie in Avignon?« »Allerdings, Mylord.«

»Sie können vollkommen ruhig sein.«

Roland grüßte Sir John und kam zu seinen beiden Freunden zurück.

»Haben Sie im Falle eines Unglücks uns einen besonderen Auftrag zu geben?« fragte einer von ihnen.

»Einen einzigen.«

»Welchen?«

»Sie werden sich in nichts den Anordnungen, welche Lord Tannlay in Beziehung auf meine Leiche und mein Begräbnis trifft, widersetzen. Übrigens ist hier in meiner linken Hand ein Bittet, das für ihn bestimmt ist, falls ich getötet werde, ohne noch etwas sprechen zu können; Sie werden meine Hand öffnen und ihm das Bittet geben.«

»Ist das Alles?«

»Alles.«

»Die Pistolen sind geladen.«

»Nun, so benachrichtigen Sie Mylord davon.«

Einer der jungen Männer ging weg und auf Sir John zu.

Der Andere maß fünf Schritte.

Roland sah, daß die Entfernung größer war, als er glaubte.

»Verzeihung«, machte er, »ich sagte drei Schritte.«

»Fünf«, antwortete der Offizier, der die Entfernung maß.

»Verzeihung, mein Freund, Sie sind im Irrtum.«

Er kehrte sich gegen Sir John und seinen Zeugen um und fragte sie mit dem Blicke.

»Drei Schritte sind ganz gut«, antwortete Sir John, sich verbeugend.

Es ließ sich nichts sagen, da die beiden Gegner derselben Ansicht waren.

Man reduzierte die fünf Schritte auf drei.

Dann legte er zwei Säbel auf die Erde, um als Grenzbezeichnung zu dienen.

Sir John und Roland näherten sich einander, bis sie die Spitzen ihres Stiefels an der Säbelklinge hatten.

Dann gab man Jedem ein geladenes Pistol in die Hand.

Sie verbeugten sich vor einander, um zu sagen, daß sie bereit seien.

Die beiden Sekundanten entfernten sich; sie mußten dreimal in die Hand schlagen.

Beim ersten Schlag luden die Gegner die Kugeln, beim zweiten spannten sie den Hahnen, beim dritten schossen sie ab.

Die drei Schläge der Hände folgten einander in gleichem Zeitraum inmitten der tiefsten Stille; man hätte glauben sollen, sogar der Wind schweige, selbst die Blätter seien stumm.

Die Gegner waren ruhig: aber eine sichtliche Angst malte sich auf dem Gesichte der beiden Sekundanten.

Beim dritten Schlag erschollen die beiden Schüsse so gleichzeitig, daß es nur einer war.

Aber zum großen Erstaunen der Sekundanten standen die beiden Duellanten unbeweglich da.

Im Augenblick, als man schoß, hatte Roland sein Pistol abgewandt und ließ es sinken.

Lord Tannlay hatte das seine gehoben und einen Ast hinter Roland, drei Fuß über seinem Kopfe, weggeschossen.

Jeder der beiden Gegner schien offenbar über eines erstaunt: nämlich noch lebendig zu sein, nachdem er seinen Gegner geschont.

Roland war der Erste, der wieder das Wort nahm.

»Mylord!« rief er, »meine Schwester hatte es mir ja gesagt, daß Sie der großherzigste Mensch von der Welt seien.«

Und sein Pistol fern von sich werfend, breitete er die Arme gegen Sir John aus.

Sir John stürzte sich hinein.

»Ach! ich begreife«, sagte er, »diesmal wollten Sie wieder sterben: aber zum Glücke hat Gott nicht gestattet, daß ich Ihr Mörder werde.«

Die beiden jungen Männer kamen herbei.

»Was gibt es denn?« fragten sie.

»Nichts«, antwortete Roland, »als daß ich, entschlossen zu sterben, wenigstens von der Hand dessen sterben wollte, den ich am meisten auf Erden liebe. Zum Unglück zog er es vor, selbst zu sterben, statt mich zu töten.«

»Nun«, fügte Roland mit dumpfer Stimme hinzu, »ich sehe wohl, daß das eine Aufgabe ist, die man den Österreichern aufbehalten muß.«

Dann warf er sich noch einmal in die Arme Lord Tannlays, und die Hand seiner beiden Freunde drückend, sagte er:

»Entschuldigen Sie, meine Herren: aber der erste Konsul ist im Begriff, in Italien eine Schlacht zu liefern, und ich habe keine Zeit zu versäumen, wenn ich dabei sein will.«

Und indem er Sir John den beiden Offizieren die Erklärungen geben ließ, die diese etwa von ihm wünschen mochten, kehrte Roland in die Allee zurück, schwang sich auf sein Pferd und ritt im Galopp nach Paris zurück.

XV.

Schluß.

Während der in den letzten Kapiteln erzählten Ereignisse rückte die Armee in Oberitalien immer weiter vor und zog am 2. Juni in Mailand ein, ohne groben Widerstand zu finden. Die Zitadelle wurde blockiert, Murat nach Piacenza geschickt, wo er ohne Schwertstreich einzog, und Lannes schlug den General Ott bei Montebello, ohne zu ahnen, das er sich den Herzogstitel erkämpfte.

So war man der österreichischen Armee unerwartet in den Rücken gekommen. — In der Nacht vom 8. zum 9. Juni kam ein Kurier von Piacenza. Murat hatte eine Depesche des Generals Melas aufgefangen und schickte sie dem Ersten Konsul. Diese Depesche meldete die Kapitulation von Genua; Masséna hatte sich ergeben, nachdem seine Soldaten alle Pferde, Hunde, Katzen und Ratten verzehrt hatten. Melas sprach übrigens mit der größten Verachtung von der französischen Reservearmee und erklärte die Anwesenheit Bonaparte's in Italien für eine Fabel: er glaubte aus sicherer Quelle zu wissen, daß der Erste Konsul in Paris sei.

Diese wichtigen, zum Teil ungünstigen Nachrichten mußte Bonaparte so schnell als irgend möglich erfahren. Bourrienne weckte ihn daher um drei Uhr Früh und begann die Depesche zu übersetzen.

»Bourrienne«, sagte Bonaparte, ihn unterbrechend, »Sie können ja nicht deutsch!«

Aber Bourrienne übersetzte die Depesche Wort für Wort.

Bonaparte stand auf, ließ alle Ordonnanz-Offiziere wecken, erteilte seine Befehle und ging wieder zu Bett und schlief ein.

An demselben Tage verließ er Mailand, verlegte sein Hauptquartier nach Stradella, blieb daselbst bis zum 12. Juni, marschierte am 13. gegen die Scrivia über das noch mit Trümmern und Blut bedeckte Schlachtfeld von Montebello.

»Diable!« sagte der Erste Konsul zu dem General Launes, »es

scheint hier heiß hergegangen zu sein.«

»Ja wohl«, antwortete Lannes, »so heiß daß in meiner Division die Knochen krachten, wie Fensterscheiben, die vom Hagel zerschmettert werden.«

Am 11. Juni hatte sich Desaix zu Stradella mit dem Obergeneral vereinigt. In Folge der Kapitulation von El-Arisch hatte er sich nach Frankreich eingeschifft und war am 5. Mai — also am Tage der Abreise Bonaparte's von Paris — in Toulon angekommen.

Um Fuße des St. Bernhard hatte der Erste Konsul ein Schreiben von Desaix erhalten; der letztere fragte an, ob er sich nach Paris oder zur Armee begeben sollte.

»Was soll er in Paris tun?« sagte Bonaparte zu seinem Sekretär. »Schreiben Sie ihm, er soll nach Italien kommen und das Hauptquartier aufsuchen.«

Bourrienne schrieb. und Desaix traf, wie schon erwähnt, am 11. Juni zu Stradella ein.

Der Erste Konsul empfing ihn mit doppelter Freude; denn erstens fand er einen tüchtigen Offizier und treuen Freund wieder, und überdies kam Desaix eben zur rechten Zeit, um das Kommando der Division des gefallenen Generals Boudet zu übernehmen.

Auf einen falschen Bericht des General Gardanne glaubte der Erste Konsul, der Feind verweigere die Schlacht und ziehe sich gegen Genua zurück. Er schickte daher Desaix mit seiner Division gegen Rovi, um ihm den Rückzug abzuschneiden.

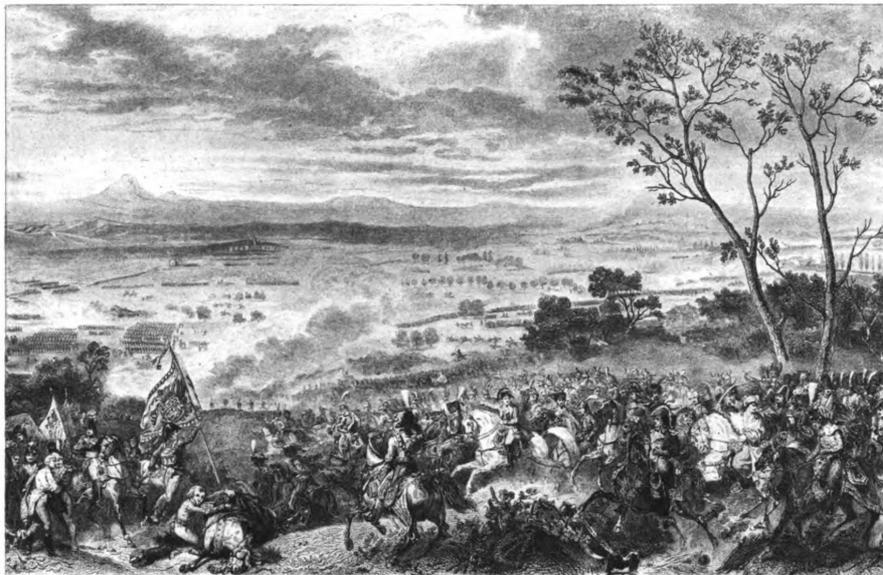
Die Nacht vom 13. zum 14. Juni verging ganz ruhig; Tags vorher hatte sich ein furchtbares Gewitter entladen und ein Gefecht mit den Österreichern stattgefunden. Die Natur und die Menschen schienen ihre Kräfte erschöpft zu haben und auszuruhen. Bonaparte war unbesorgt: eine einzige Brücke führte über die Bormida, und man hatte versichert, diese Brücke sei besetzt. Man hatte die Vorposten so weit als möglich gegen die Bormida vorgeschoben und überdies noch kleine Streifwachen ausgeschickt.

Um zwei Uhr Nachts wurden zwei dieser je vier Mann starken Streifwachen überfallen; sieben Mann wurden niedergemacht, der achte entkam zu den Vorposten.

Es wurde nun sogleich ein Kurier an den Ersten Konsul nach Torre di Garofalo abgeschickt; aber noch ehe die Befehle eintrafen, wurde auf der ganzen Linie Generalmarsch geschlagen. Man muß die zu den Waffen rufenden Trommeln in der Nacht gehört haben, um sich einen Begriff von dem Eindruck auf eine schlafende Armee zu machen. Die Mutigsten fühlten sich von einem Schauer durchbebt.

Die Soldaten hatten sich in vollen Kleidern niedergelegt; Alle griffen schnell zu den Waffen. Die Reihen formierten sich auf der ganzen Ebene; die Trommelwirbel verbreiteten sich wie ein Lauffeuer, und man sah in der Morgendämmerung die ganze Vorhut im Geschwindschritt vorbeimarschieren.

Die französischen Truppen hatten folgende Stellungen inne. Die Divisionen Gardanne und Chambarlac, welche die Vorhut bildeten, kampierten an der von Marengo nach Tortona führenden Landstraße, welche über die in einiger Entfernung sich in den Po ergießende Bormida führt. Das Korps des Generals Lannes stand vor dem Dorfe San Giuliano, wie es der Erste Konsul vor drei Monaten seinem Adjutanten Roland auf der Karte gezeigt hatte. »Auf diesem Punkte.« hatte er gesagt, »wird das Geschick des nächsten Feldzugs entschieden werden« — Die Konsulargarde stand in einer Entfernung von 500 Klaftern hinter den Truppen des Generals Lannes.



Schlacht von Marengo.

Die Kavalleriebrigade unter dem Befehl des Generals

Kellermann und einige Escadrons Husaren und Chasseurs bildeten den linken Flügel. Eine zweite Kavalleriebrigade unter dem General Champeaux bildete den rechten Flügel, an dessen äußerstem Ende noch ein Husaren- und ein Chasseursregiment, von Murat entsendet, aufgestellt war.

Diese Truppenmasse mochte etwa 25 - 26.000 Mann stark sein. Dazu kamen noch die 10.000 Mann starken Divisionen Monnier und Boudet, die unter dem Befehl des Generals Desaix entsendet waren, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Aber man hatte sich geirrt. Der Feind zog sich nicht zurück, sondern griff an. Am 13. hatte nämlich der General Melas, Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, die Truppen der Generale Haddick, Kaim und Ott zusammengezogen und mit 36.000 Mann Infanterie, 7000 Mann Kavallerie und einer zahlreichen, vortrefflichen Artillerie bei Alessandria kampiert.

Um vier Uhr Früh begann das Kleingewehrfeuer auf dem ganzen rechten Flügel, und die Adjutanten des Generals Lannes wiesen jedem Truppenkorps seine Stellung an. Um fünf Uhr wurde der General Bonaparte durch den Kanonendonner geweckt. Als er sich eben in der Eile ankleidete, kam ein Adjutant des Generals Viktor mit der Meldung, der Feind sei über die Bormida gegangen und es werde bereits auf der ganzen Linie gekämpft.

Der Erste Konsul ließ sogleich sein Pferd vorführen und sprengte im Galopp an den Ort, wo der Kampf begonnen hatte. Auf einer kleinen Anhöhe konnte er die Stellung der beiden Armeen übersehen. Der Feind hatte sich in drei Kolonnen formiert. Die zur linken, aus Kavallerie und leichter Infanterie bestehend, rückte gegen Castel Ceriolo, während die beiden anderen Kolonnen auf der Straße von Tortona, am Ufer der Bormida stromaufwärts vordrangen. Die beiden letzten Kolonnen stießen auf die Truppen des Generals Gardanne, und der Kanonendonner, der hier zuerst begann, zeigte dem General Bonaparte den Weg zum Schlachtfelde. Er kam in dem Augenblicke, als die Division Gardanne zurückzuweichen begann und General Victor ihr die Division Chambarlac zu Hilfe schickte. Durch diese Bewegung unterstützt zogen sich die Truppen Gardanne's in guter Ordnung zurück und deckten das Dorf

Marengo.

Die Lage war bedenklich, der ganze Plan des Obergenerals vereitelt; statt seiner Gewohnheit gemäß anzugreifen und mit zweckmäßig angehäuften Truppenmassen zu operieren, wurden seine zerstreuten Truppen vom Feinde angegriffen. Die Österreicher, die das weit ausgedehnte Terrain benutzten, hörten nun auf, in Kolonnen zu marschieren und formierten eine Schlachtlinie, parallel mit den Divisionen Gardanne und Chambarlac. Das erste feindliche Treffen wurde von dem General Haddick, das zweite von dem General Melus, das dritte von dem General Ott befehligt.

In geringer Entfernung von der Bormida ergießt sich ein Bach, die Fontana Nuova genannt, in eine Schlucht, welche, einer tiefen Verschanzung ähnlich, einen Halbkreis um das Dorf Marengo bildet und dasselbe verteidigt. General Victor hatte schon gesehen, welchen Vorteil man aus dieser natürlichen Verschanzung ziehen konnte, und hatte sie benutzt, um seine Verbindung mit den Divisionen Gardanne und Victor herzustellen.

Bonaparte, der diese Maßregel billigte, schickte ihnen den Befehl, Marengo so lange als möglich zu verteidigen. Er brauchte Zeit, um sich aus dem großen Schachbrett zwischen der Bormida, der Fontana Nuova und Marengo zu orientieren.

Vor Allem mußte die Division Desaix, welcher gegen die Straße nach Genua marschierte, zurückgerufen werden. Bonaparte schickte einen Adjutanten mit dem Befehl ab, nicht anzuhalten, bis er den General Desaix eingeholt haben würde. Dann wartete er, denn er sah wohl ein, daß nichts zu tun war, als in möglichster Ordnung zu retirieren, bis eine dichtgeschlossene Truppenmasse das Vorrücken gestatten würde.

Das Warten war indes furchtbar. In wenigen Augenblicken hatte sich der Kampf über die ganze Linie verbreitet. Die Österreicher waren bis an die Fontana Nuova vorgedrungen. Die Franzosen standen am andern Ufer. Von beiden Seiten wurde heftig gefeuert. Der Feind, dem eine starke Artillerie zu Gebote stand, brauchte sich nur auszubreiten, um von zwei Seiten anzugreifen. General Rivaud, der diese Bewegung um jeden Preis hindern will, kommt aus dem Dorfe hervor, stellt ein Bataillon auf freiem Felde auf und befiehlt ihm, nicht von der Stelle zu weichen. Während dieses

Bataillon dem feindlichen Geschütz zur Zielscheibe dient, formiert er seine Kavallerie in Kolonne, macht eine Schwenkung um das Bataillon, greift dreitausend im Sturmschritt vorrückende Österreicher an und wirft sie zurück. Dann stellt er sich rechts von dem Bataillon in Schlachtordnung auf.

Aber unterdessen war die Division Gardanne in das Dorf zurückgetrieben worden. Die erste Linie der Österreicher verfolgt sie, während die zweite Linie nicht nur die Divisionen Chambarlac und Rivaud hindert, ihr zu Hilfe zu kommen, sondern diese beiden Divisionen sogar bis hinter das Dorf zurücktreibt.

Dort befiehlt ihnen ein Adjutant des Obergenerals, vorzudringen und Marengo um jeden Preis wieder zu nehmen. General Victor formiert die Regimenter wieder, stellt sich an ihre Spitze, dringt in die Straßen, welche die Österreicher noch nicht verbarrikadieren konnten, nimmt das Dorf, wird daraus vertrieben, nimmt es zum zweiten-male und wird zum zweiten-male zurückgeworfen.

Es ist elf Uhr. Der Adjutant muß Desaix eingeholt haben, und dieser muß mit seiner Division bereits in Anmarsch sein.

Inzwischen sind die beiden Divisionen Lannes zu Hilfe gekommen; die aufgelösten Reihen formieren sich wieder, um die durch Marengo und auf beiden Seiten des Dorfes anrückenden Österreicher zu empfangen. Lannes, der sich mit Victor, Chambarlac und Rivaud vereinigt hat, breitet sich mit seinen beiden minder ermüdeten Divisionen aus, um den beiden feindlichen Flügeln die Spitze zu bieten. Die beiden Korps, das eine siegesbegeistert, das andere noch frisch und kampfesmutig, kämpfen mit großer Erbitterung, und die durch das doppelte Manöver der Armee einen Augenblick unterbrochene Schlacht fängt aus der ganzen Linie wieder an.

Nachdem eine Stunde mit großer Hartnäckigkeit gekämpft ist, beginnt das Armeecorps des General Kaim zu weichen. General Champeaux fällt ihm mit zwei Dragoner-Regimentern in die Flanke und vermehrt die Unordnung. General Vatin verfolgt es mit drei Infanterie-Regimentern und wirft es hinter den Bach zurück; aber diese Bewegung hat ihn von seinem Armeekorps getrennt; die Divisionen im Zentrum kommen durch das rasche Vordringen des rechten Flügels in Gefahr, und die Generale Champeaux und Vatin sehen sich genötigt, umzukehren und den

bloßgestellten Posten wieder zu besetzen.

In diesem Augenblicke tat Kellermann am linken Flügel dasselbe, was Vatin und Champeaux am rechten getan. Zwei Kavallerie-Chargen durchbrechen die feindlichen Reihen; aber hinter der ersten Schlachtlinie findet er eine Zweite, und da er nicht weiter vorzudringen wagt, so verfolgt er den errungenen Vorteil nicht weiter.

Es ist Mittag. Die französische Schlachtlinie wird im Zentrum durchbrochen, und die Flügel werden gezwungen mit dem Zentrum zurückzuweichen. Der Rückzug geschah unter dem Feuer von vierundzwanzig österreichischen Kanonen. Die Reihen wurden zusehends gelichtet; man sah überall Verwundete, die von ihren Kameraden in die Feldlazarette getragen wurden. Eine Division marschierte über Getreidefelder. Eine Haubitze zerplatzte und steckte das bereits trockene Stroh in Brand, so daß zwei- bis dreitausend Mann von einem Feuermeer umgeben waren. Die Patronentaschen fingen Feuer; eine unbeschreibliche Verwirrung entstand in den Reihen.

Bonaparte ließ nun die Konsular-Garde im Sturmschritte vorrücken, und zugleich sprengten die Dragoner im Galopp auf die österreichische Kavallerie ein. Der Feind wurde dadurch am weiteren Vordringen gehindert.

Inzwischen erhielt die dem Feldbrande entronnene Division frische Patronen und nahm ihren Platz in der Schlachtlinie wieder ein. Aber diese Bewegung konnte nur hindern, daß sich der Rückzug in regelmäßige Flucht verwandelte, ein größerer Erfolg war nicht zu erwarten.

Es war zwei Uhr. Bonaparte saß, den Rückzug seiner Truppen betrachtend, auf der Böschung des Grabens an der nach Alessandria führenden Straße. Er war allein, den Zügel seines Pferdes hatte er über den Arm gehängt und wühlte mit der Reitgerte in den kleinen Steinen. Die Kanonenkugeln schlugen rings um ihn in die Erde. Er schien gleichgültig, obschon er auf diese Schlacht seine ganze Hoffnung gesetzt hatte. Noch nie hatte er ein so gewagtes Spiel gespielt.

Plötzlich richtete er sich auf; er hörte den Galopp eines Pferdes, und von Novi her sah er einen Reiter kommen.

»Roland!« sagte Bonaparte, als ihm der Reiter bis auf fünfzig Schritte nahe gekommen war.

Roland rief ihm zu: »Desaix! die Division Desaix!«

Bonaparte breitete die Arme aus; Roland sprang vom Pferde und fiel dem Ersten Konsul um den Hals.

Bonaparte hatte eine doppelte Freude; die Ankunft eines treuen Freundes und die von diesem überbrachte Nachricht.

»Wo ist Desaix?« fragte der Erste Konsul.

»In einer halben Stunde muß er hier sein. Er war schon auf dem Rückmarsch, als Ihr Adjutant ihm begegnete; er war umgekehrt, als er den Kanonendonner hörte.«

»Vielleicht«, sagte Bonaparte, »wird er noch zeitig genug kommen.«

»Wie so?«

»Sieh nur.«

Roland warf einen Blick auf das Schlachtfeld und erkannte sogleich die Gefahr, die mit jedem Augenblicke größer wurde. Die erste österreichische Kolonne, die am Kampfe noch keinen Teil genommen hatte, bedrohte den rechten Flügel der Franzosen: wenn sie weiter vordrang, so mußte der Rückzug zur Flucht werden und Desaix kam zu spät.

»Nimm mein Pferd und meine beiden Grenadier-Regimenter: vereinige Dich mit der Konsular-Garde, formiere Carré und halte jene Kolonne auf.«

Es war kein Augenblick zu verlieren. Roland bestieg das Pferd des Ersten Konsuls, eilte an die Spitze der beiden Grenadier-Regimenter, vereinigte sich mit der Konsular-Garde und ließ am äußersten rechten Flügel Carré formieren.

Jeder Soldat schien an seinem Plage festgewurzelt. Die österreichische Kolonne war nur noch etwa hundert Schritte entfernt, aber statt ihren Weg fortzusetzen und den Generalen Melas und Kaim zu Hilfe zu kommen, griff die Kolonne an — ein Fehler, der die französische Armee rettete.

Das Carré stand wirklich wie eine Mauer. Bonaparte betrachtete es mit Bewunderung . . . Da sah er auf der Straße von Novi die ersten Bajonette der Division Desaix blitzen.

Er gab einigen in seiner Nähe wartenden Offizieren einen Wink.

Hinter den Offizieren hielten zwei Soldaten mehrere Pferde am Zügel.

Die Offiziere und Soldaten kamen herbei. Bonaparte sagte, auf den in der Sonne glänzenden Wald von Bajonetten deutend, zu einem der Offiziere:

»Reiten Sie im stärksten Galopp seinen Bajonetten entgegen. Die Truppen sollen sich beeilen! Dem General Desaix sagen Sie, daß ich hier bin und ihn erwarte.«

Der Offizier ritt fort. — Bonaparte wandte seinen Blick wieder auf das Schlachtfeld. Der Rückzug dauerte fort, aber die österreichische Kolonne wurde durch das von Roland befehligte Carré aufgehalten.

Dann sagte Bonaparte zu den drei anderen Offizieren: »Einer von Ihnen melde im Zentrum, die beiden Andern auf dem rechten und linken Flügel die Ankunft der Reserve-Armee und die Wiederaufnahme der Offensive!«

Die drei Offiziere sprengten in verschiedenen Richtungen davon.

Gleich darauf erschien ein Reiter in Generalsuniform.

Es war Desaix, den Bonaparte auf ägyptischem Boden verlassen hatte und der vor wenigen Stunden lächelnd gesagt hatte: »Die europäischen Kanonenkugeln kennen mich nicht mehr; es wird mir ein Unglück geschehen!«

Die beiden Freunde begrüßten sich mit einem warmen Händedruck. Dann deutete Bonaparte auf das Schlachtfeld. Ein flüchtiger Blick auf die Stellung der beiden Armeen sagte mehr als die beredtesten Worte. Von den zwanzigtausend Mann, die um fünf Uhr Früh den Kampf begonnen hatten, waren auf der weiten Fläche nur noch etwa neuntausend Mann, tausend Pferde und zehn Kanonen übrig. Der vierte Teil der Armee war kampfunfähig; ein Viertel war mit dem Transport der Verwundeten beschäftigt; alle Truppenkorps wichen zurück; nur Roland mit seinen neunhundert Mann hielt noch Stand.

Der ganze Raum zwischen der Bormida und dem bereits erreichten Rückzugspunkte war mit Toten, erschossenen Pferden, zertrümmerten Pulverwagen und unbrauchbar gewordenen Kanonen bedeckt. Hier und dort erhoben sich Flammen- und

Rauchsäulen; es waren die brennenden Getreidefelder.

Desaix übersah Alles dies mit einem Blick.

»Was sagen Sie zu der Schlacht!« fragte Bonaparte.

»Die Schlacht ist verloren«, sagte Desaix; »aber es ist erst drei Uhr, und wir haben noch Zeit, eine zweite Schlacht zu gewinnen.«

»Jawohl,“ sagte eine Stimme, »aber wir brauchen Kanonen.«

Es war die Stimme Marmont's, der die Artillerie befehligte.

»Sie haben Recht, Marmont; aber wo sollen wir Kanonen aufreiben?«

»Fünf Kanonen, die noch brauchbar sind, kann ich vom Schlachtfelde holen lassen; fünf andere, die wir an der Scrivia gelassen hatten, sind so eben angekommen . . . «

»Und acht Kanonen bringe ich mit,“ setzte Desaix hinzu.«

»Also achtzehn Stück«, sagte Marmont; »mehr brauche ich nicht.«

Ein Adjutant ritt im Galopp fort, um die Ankunft der Kanonen Desaix's zu beschleunigen.

Die Reserve rückte rasch vor; sie war kaum noch eine Viertelstunde entfernt. Die Position war übrigens so günstig, als ob sie eigens gewählt worden wäre. An der linken Seite der Landstraße war eine sehr hohe, durch eine Böschung geschätzte Hecke, hinter welcher sogar die Kavallerie ungesehen anrücken konnte.

Inzwischen hatte Marmont seine achtzehn Kanonen zusammengebracht und gegen den rechten Flügel des Feindes gerichtet. Plötzlich wurden sie abgefeuert und warfen einen Kartätschenhagel aus die Österreicher.

Bonaparte benutzte diesen günstigen Moment, um an der ganzen französischen Schlachtlinie hinzureiten.

»Kameraden«, rief er den Soldaten zu, »Ihr habt genug retiriert. Ihr wißt, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten!«

Der Kanonade folgte sogleich ein lebhaftes Pelotonfeuer der Reserve, die dem Feinde in die Flanke fiel. Die Kunde, dass Hilfe gekommen sei, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Schlachtlinie und die Trommeln gaben das Zeichen zum Angriff. Die Österreicher, welche die Verstärkungen nicht gesehen hatten

und schon Sieger zu sein glaubten, merkten nun, daß in den Reihen der Franzosen etwas Ungewöhnliches vorging und boten Alles auf, um den bereits errungenen Sieg zu behaupten. Aber aus allen Punkten hatten die Franzosen die Offensive ergriffen, überall hörte man die Trommelwirbel und die Marseillaise. Marmout's Batterie feuert unaufhörlich. Kellermann sprengt mit seinen Kürassieren heran und durchbricht die beiden feindlichen Reihen. Desaix setzt über Hecken und Gräben, erreicht eine kleine Anhöhe und fällt, als er sich nach seiner Division umsieht. Aber sein Tod verdoppelt den Feuereifer der Soldaten; sie greifen die Kolonne des Generals Zach mit dem Bajonett an. Kellermann, der eben die beiden feindlichen Reihen durchbrochen hat, sieht die Division des Desaix im Gefecht mit einer dichtgedrängten unbeweglichen Masse; er fällt dieser in die Flanke, dringt in eine Lücke . . . und in einer Viertelstunde sind die fünftausend Österreicher auseinandergesprengt; der General Zach mit seinem Generalstabe wird gefangen genommen.



Portrait von Desaix bei Marengo.

Der Feind will nun seine Kavallerie vorrücken lassen; aber sie wird durch die Bajonette und das Musketenfeuer des von Roland kommandierten Carré aufgehalten, während Murat mit einigen Kanonen in der Flanke manövriert und den Tod in ihre Reihen schleudert.

Murat hält an, um Roland und dessen neunhundert Mann aus schwerer Bedrängnis zu befreien. Eine Granate fällt in die österreichische Kolonne und zerplatzt. Roland, in der einen Hand eine Pistole, in der andern den Säbel haltend, stürzt sich in die von der Granate gerissene Lücke, dringt bis zu einem

zertrümmerten Pulverwagen vor, hält die Pistole in die Öffnung des Karrens und drückt ab. Ein furchtbarer Knall folgt, ein Vulkan tut sich auf und vernichtet Alles, was in der Nähe ist. Die ganze Kolonne ist aufgelöst und zerstreut sich nach allen Richtungen.

Diese furchtbare Katastrophe entscheidet das Schicksal der Schlacht. Die österreichischen Generale bemühen sich vergebens, der allgemeinen Flucht Einhalt zu tun. Die französische Armee dringt in einer halben Stunde über die seit acht Stunden Schritt vor Schritt verteidigte Ebene vor. Die Österreicher, die sich in Marengo wieder sammeln, werden von den zu Castel Ceriolo zurückgebliebenen Tirailleurs mit einem Kugelregen empfangen und überdies von den Divisionen Desaix, Gardanne und Chambarlac verfolgt; selbst der Rückzug über die Brücke ist ihnen abgeschnitten, sie müssen unter dem Feuer der Franzosen, das erst um elf Uhr Abends aufhört, durch die Bormida schwimmen. Die Überreste der österreichischen Armee beziehen wieder das Lager bei Alessandria, die Franzosen lagern sich vor der Bormidabrücke.

Dieser Tag kostete den Österreichern 21,500 Tote, 8000 Verwundete, 7000 Gefangene, 12 Fahnen und 30 Kanonen.

Eine so plötzliche Wendung des Geschicks ist wohl beispiellos in der Geschichte der Schlachten; um zwei Uhr Nachmittags hatte Bonaparte eine Niederlage erlitten, deren Folgen nicht zu berechnen waren . . . und um fünf Uhr hatte er Italien wieder erobert und den französischen Thron in Aussicht.

Um neun Uhr Abends, schrieb Bonaparte folgenden Brief an Frau von Montrevel:

»Madame,

»Ich habe heute meinen schönsten Sieg gewonnen, aber dieser Sieg kostet mich die beiden Hälften meines Herzens, Dessair und Roland.

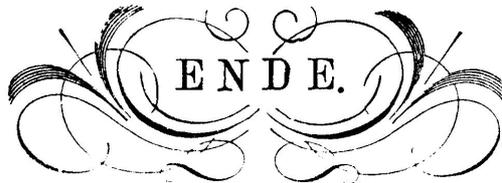
»Weinen Sie nicht, Madame, seit langem wollte Ihr Sohn sterben und er konnte nicht ruhmvoller sterben.

»Bonaparte.«

Man machte vergebliche Nachsuchungen, um den Leichnam

des jungen Adjutanten aufzufinden; wie Romulus war er in einem Sturme verschwunden.

Niemand hat jemals erfahren, welche Ursache ihn mit so viel Ungestüm einen Tod suchen ließ, den er zu finden so viel Mühe hatte.



Anmerkungen

- 1 Theure, frische und süße Wasser
Wo sie die schönen Glieder
Niederlegt, die allein mir verzeiht.
- 2 Mein Röschen schön, kaum war ich fort,
Hat sich Dein Herz von mir gewandt.
Und einer Andern schwur ich zu
Da ich Dich, Liebchen, untreu fand.
Nein, nimmer soll beherrschen mehr
Solch' treulos Weib mein armes Herz,
Laß sehen, flücht'ge Schäferin,
Wer früher fühlt der Reue Schmerz.
- 3 Chauffeur, Räuber, welche sich Im 18. und 19. Jahrhundert in Belgien,
Frankreich und an den Ufern des Rheines umhertrieben, und den Leuten
Koblen unter die Füße legten, um Geld von ihnen zu erpressen.
- 4 Gott aus der Maschine. Im Theater der Alten wurde oft ein Gott auf einer
Maschine herab: gelassen, der den Knoten löste.
- 5 Accomplissements – engl. Accomplishments.
- 6 Die Blauen sind die Soldaten der Republik während der Kriege in der
Vendée, im Gegensatz zu den Weißen oder Royalisten.
- 7 Chat-huant, das Käuzchen
- 8 So weit . . .
Als die Hosen der alten armen Bretonen.
- 9 Unübersetzbare Doppelsinnigkeit des Wortes Maitresse.